Deutschlands Größen

Größen

Vaterländischer Buchverlag
Dresden.

DUKE
UNIVERSITY

LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2018 with funding from
Duke University Libraries

https://archive.org/details/deutschlandsgrss01kugl_0

Deutschlands größter Held.

Deutschlands größter Held

von

Prof. Dr. Bernhard Kugler

Mit zahlreichen Illustrationen
von ersten
Deutschen Künstlern.

Vaterländischer Buchverlag in Dresden
A. Baumburger.

1797. **Jubel-Ausgabe** 1897.

Zur hundertjährigen Gedächtnißfeier des Geburtstages
weiland Sr. Majestät Kaiser Wilhelm I.

Deutschlands größter Held!

Von

Professor Dr. Bernhard von Kugler.

Mit zahlreichen Illustrationen von ersten deutschen Künstlern.

Dresden 1893.
Vaterländischer Buchverlag
A. Naumburger.

Ex libris
Dr. Emil Frieke
Ju 873.

Alle Rechte vorbehalten.

Holzschnitte von R. Bong, R. Brend'amour, Heuer & Kirmse, R. Jericke, Kaeseberg & Oertel, H. Knesing u. A.
Papier von Berth. Siegismund in Leipzig. — Einband-Decke von F. A. Barthel in Leipzig.
Druck von Radelli & Hille in Leipzig.

023.143

An das Deutsche Volk!

Welch ein Gefühl des Stolzes muß jeden Patrioten schon bei dieser Ueberschrift durchdringen! Eine für das Leben eines Volkes verhältnißmäßig kurze Spanne Zeit ist es her, seitdem durch das deutsche Schwert von deutscher Kraft geschwungen, ein „Deutsches Volk" geschaffen wurde. Vor dem glorreichen Kriege 1870/71 gab es wohl Preußen, Sachsen, Bayern, Mecklenburger u. s. w. Das waren Dutzende von Landsmannschaften deutscher Zunge, aber Deutsche gab es nicht. Die vielfach zerrissenen Stämme, die unter dem Begriffe „deutsche Kleinstaaterei" ein vollendetes Bild der Ohnmacht und der Zwietracht gaben, zu einer einzigen und einigen deutschen Volksseele umgestaltet zu haben, das ist die größte That des Heldenkaisers Wilhelm I., des Glorreichen, der es verstand, mit Hilfe seiner treuen Paladine Bismarck und Moltke, das jahrhundertlange Sehnen und Schmachten aller deutschen Stämme zu befriedigen und den jahrhundertlangen Traum des alten Barbarossa zu verwirklichen.

Nun wirst Du erst sanft ruhen Du sagenumwobener Träumer vom Kyffhäuser! Dein Geist beseelte unsern unvergeßlichen Heldenkaiser Wilhelm I., der Dich abgelöst hat, nicht indem Er Deinen Traum fortsetzte, sondern indem Er ihn zur Wirklichkeit machte. Dein Bild ist verblaßt. Du träumtest ein deutsches Reich, Wilhelm I. hat es geschaffen. Sein Bild wird leben im Herzen eines jeden, der sich mit Stolz „Deutscher" nennt, d. h. einem Volke zugehört, das durch Sein Werk von den Vogesen bis zum Ural, vom Fels zum Meer eins geworden ist im Fühlen und Denken.

Aber vergesset auch jene nicht, welche sich treu um das Banner des Heldenkaisers schaarten, welche Gut und Blut daran setzten, um Sein kühnes Werk zur Ausführung zu bringen, welche Haus und Hof, Weib und Kind, ja alles was ihnen lieb und theuer war, im Stiche ließen, um bei der Gründung des Deutschen Reiches mitzuwirken. Wilhelm I. war ein kühner Baumeister, wie hätte Er aber den stolzen Bau des Deutschen Reiches zu gründen vermocht, wenn nicht alles was sich deutsch nannte, treu zu Seiner Fahne gestanden hätte? Wer zählt sie alle die Heldenthaten des Krieges 1870/71? Stolz waren die Früchte, die durch sie gezeitigt wurden, aber wie der Schatten sich überall einstellen muß, wo das strahlende Licht erscheint, so stellte sich auch hier der Schatten ein, als Noth und Elend, vernichtetes Familienglück und was noch sonst zum traurigen Gefolge eines blutigen Krieges gehört.

Wer kennt nicht den Edelmuth des seligen Heldenkaisers, der mit liebender Fürsorge Seiner Getreuen von 1870/71 gedachte. Nicht für Sich nahm er den Ruhm jener kriegerischen Zeit in Anspruch, sondern für jene, welche die deutsche Einigkeit mit ihrem Blute besiegelt haben. Bescheiden stellte er Sich zurück um Seinen Paladinen und dem deutschen Volke den größten Antheil an den herrlichen Früchten der blutigen Saat zu überlassen. Getreulich sorgte Er, soviel in Seiner Macht stand, für alle, die Ihm mit ihrem Herzblute bei Seinem großen Werke beigestanden haben. Seine Schuld ist es nicht, wenn es heute noch Patrioten giebt, die unter den Folgen des Kriegsjahres zu leiden haben, die Schuld liegt da nur an der leider allen menschlichen Einrichtungen anhaftenden Unvollkommenheit.

Wenn wir nun mit diesem Werke dem deutschen Volke ein neues und getreues Bild des unvergeßlichen Heldenkaisers bieten, so geschieht dies nicht nur um zu den vielen, zu Seinem Ruhme gesprochenen und geschriebenen Worten noch einige hinzuzufügen, sondern wir verbinden mit dieser Veröffentlichung einen idealen und zugleich sehr praktischen Zweck. Wir bestreben uns Seine Fürsorge für die Getreuen von 1870/71 zu ergänzen. Bei vielen, welche nach jenem Kriege als gesund entlassen worden sind, die deshalb keine Invaliden-Pension erhielten, haben sich später als mittelbare Folgen des Kriegsjahres körperliche Leiden und Gebrechen eingestellt, welche die damit betroffenen der Noth und dem Elend preisgaben. Für diese zu sorgen ist eine Pflicht des deutschen Volkes, welches es als eine Ehrenschuld betrachten muß, diese Mitbegründer der deutschen Einheit vor dem Bettelstabe zu bewahren und Noth und Elend von ihrem Alter fern zu halten. Zu diesem Zwecke widmen wir einen Theil des Reinerträgnisses aus diesem Werke. Möge jeder dazu beitragen, daß diesem Zwecke möglichst viel zufließt, damit die Ehrenschuld getilgt werde. Möge sich jeder dieses erhabene Bild des seligen Heldenkaisers einprägen, mit dem Gedanken, daß er damit jenen helfe, die Seinem Herzen am nächsten standen. Wenn das ganze deutsche Volk sich dabei betheiligt, dann erst kommt das erhabene Dichterwort zur Geltung: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Noth uns trennen und Gefahr!“

Dresden, im Januar 1895.

Der Vaterländische Buchverlag.

Inhalt.

Erstes Buch.

Seite

Prinz Wilhelm 1

Zweites Buch.

Der Prinz von Preußen 61

Drittes Buch.

Der Prinz-Regent 108

Viertes Buch.

König Wilhelm 143

Fünftes Buch.

Der deutsch-französische Krieg 231

Sechstes Buch.

Kaiser Wilhelm 298

Vollbilder.

Titelbild von Ph. Grot Johann.

Prinz Wilhelm zum ersten Mal in Uniform am Weihnachtsabend 1803. Von H. Schneider . . . . . gegenüber Seite 6

König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise im Schloßpark zu Charlottenburg. Von F. G. Weitsch „ „ 8

Erste Begegnung der Königin Luise und ihrer Kinder nach der Schlacht bei Jena am 18. Oktober 1806 im Schlosse zu Schwedt. Von Ph. Grot Johann . . . . . „ „ 10

Prinz Wilhelm, 17 Jahre alt. Von K. Steuben . . . . . „ „ 28

Friedrich Wilhelm III. im Kreise seiner Kinder nach der Rückkehr aus dem Feldzuge 1814. Von Ph. Grot Johann . . . . . „ „ 38

Konfirmation des Prinzen Wilhelm. Von Ph. Grot Johann . . . . . „ „ 40

Prinz Wilhelm und Prinzessin Charlotte überschreiten auf der Reise nach Rußland, in Erinnerung an ihre Mutter, zu Fuß die preußisch-russische Grenze. Von A. Langhammer . . . . . „ „ 50

Der Prinz von Preußen im Jahre 1846. Von F. Krüger . . . . . „ „ 72

Ovation der Potsdamer Offiziere in Babelsberg. Von C. Röchling . . „ „ 80

„Da Kamerad, iß auch." Der Prinz von Preußen nach dem Treffen bei Durlach. Von C. Röchling . . . „ „ 90

Das fünfzigjährige Militär-Jubiläum des Prinzen von Preußen. Von C. Röchling . . . . . „ „ 102

Die Ansprache des Prinz-Regenten an das neue Ministerium, am 8. November 1858. Von C. Becker . „ „ 114

Königin Elisabeth begrüßt am Todtenbette Friedrich Wilhelms IV. den Prinz-Regenten als König von Preußen. Von J. Weiser . . . . . „ „ 142

Krönung König Wilhelms in Königsberg am 18. Oktober 1861. Von A. Menzel . . . . . „ „ 152

Vorbeizug der Ritter des Eisernen Kreuzes vor König Wilhelm am 17. März 1863. Von C. Röchling . . . gegenüber Seite 164

Vorbeimarsch der Düppelstürmer vor König Wilhelm. Von Th. Rocholl „ „ 174

König Wilhelm führt in der Schlacht von Königgrätz versprengte Truppen in den Kampf. Von Th. Rocholl „ „ 198

Beginn der Verfolgung bei Königgrätz. Von Chr. Sell . . . . . „ „ 200

Die Eröffnung des ersten norddeutschen Reichstages am 24. Februar 1867. Von C. Becker . . . . . „ „ 214

Abreise König Wilhelms von Berlin am 31. Juli 1870. Von A. Menzel „ „ 248

Die Vernichtung der französischen Kavallerie bei Wörth. Von Fr. Amling „ „ 254

Das 1. Garde-Dragoner-Regiment bei Mars-la-Tour. Von E. Hünten „ „ 258

Kaiser Wilhelm empfängt durch Moltke am Abend der Schlacht von Gravelotte die Nachricht vom endgiltigen Siege. Von E. Hünten . . . „ „ 262

König Wilhelm empfängt auf der Höhe von Frénois den Brief Napoleons am 1. September 1870. Von A. v. Werner . . . . . „ „ 266

Kapitulationsverhandlungen vor Sedan am Abend des 1. September 1870. Von A. v. Werner . . . . . „ „ 270

Kaiser Wilhelm und seine Paladine. Von W. Camphausen . . . . . „ „ 292

In Versailles am 18. Januar 1871. Von A. v. Werner . . . . . „ „ 306

Siegeseinzug der Truppen in Berlin am 16. Juni 1871. Von W. Camphausen . . . . . „ „ 312

Aus der Parade von Euskirchen 1878. Von E. Hünten . . . . . „ „ 352

Die Taufe des Prinzen Wilhelm am 11. Juni 1882 zu Potsdam. Von A. v. Werner . . . . . „ „ 358

Kaiser Wilhelm im neunzigsten Lebensjahre. Nach einer Photographie . „ „ 360

Kaiser Wilhelms Tod. Von Frz. Simm „ „ 366

Beilagen.

Faksimilenachbildung des Schreibens der Königin Luise an ihren Vater Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, vom 15. Mai 1807 . . . . . gegenüber Seite 12

„ des Bulletins betreffend den Tilsiter Frieden . . . . . „ „ 16

„ des Plakates „An meine lieben Berliner!" . . . . . „ „ 74

„ des Schreibens des Prinzen von Preußen vom 26. Mai 1849 . . . . . „ „ 86

„ der Siegesdepesche von Gravelotte an Ihre Majestät die Königin . . . . . „ „ 260

Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz besucht ihren Bräutigam, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm im Feldlager (1793).

Erstes Buch.

Prinz Wilhelm von Preußen.

Am 14. Juli 1792 strahlte die alte Reichsstadt Frankfurt am Main in festlichem Schmuck, weil Franz II. von Oesterreich zum Kaiser des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation" gekrönt wurde. Als der junge Fürst, von weltlichen und geistlichen Kurfürsten umringt und mit den Reichskleinodien geschmückt, den kaiserlichen Thron bestieg, mischten sich mit dem Geläut aller Glocken und dem Donner von hundert Kanonen helle Jubelrufe des freudig erregten Volkes. Niemand ahnte, daß die pomphafte Ceremonie in dieser Weise sich nie mehr wiederholen sollte.

Unter der zahlreichen Menge von Fürsten und Fürstinnen, die der Krönung im Dome zu Frankfurt beiwohnten, befand sich die sechszehnjährige Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz, die edelste und lieblichste, wenn auch (weil ihr Vater damals nur eine mäßige Apanage bezog) eine der ärmsten unter Deutschlands Fürstentöchtern. Ihr Auge freute sich an der alterthümlichen Pracht, die an der heiligen Stätte entfaltet war; daß aber dermaleinst nach

ungeheuren Schicksalen ihr eigener Sohn die Krone des deutschen Reiches empfangen werde, das lag vor ihr verborgen in der Zukunft dunklem Schooß.

Drei viertel Jahre nach dem hohen Feste war Luise wiederum in Frankfurt, diesmal um das Glück ihres Lebens an den Ufern des Mains zu finden. Denn inzwischen waren die deutschen Fürsten von den Franzosen zum Kriege genöthigt worden: starke Heere lagen in den Rheinlanden, und der mächtige König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, Friedrichs des Großen Nachfolger, schlug sein Hauptquartier in Frankfurt auf. Ihn zu begrüßen, fanden sich Prinzessin Luise und ihre jüngere Schwester Friederike dort ein. An der Seite des Königs trafen sie zwei von dessen Söhnen, den dreiundzwanzigjährigen Kronprinzen Friedrich Wilhelm und den zwanzigjährigen Prinzen Ludwig. Der Kronprinz, ein hochgewachsener schöner Jüngling, und die reizende Luise fühlten sich sofort von tiefer Neigung zu einander erfüllt. Aehnlich ging es dem jüngeren, von der Natur fast ebenso verschwenderisch mit äußeren Gaben ausgestatteten Paare, und schon im April 1793 willigte der König frohen Herzens in die

Prinzessin Louise von Mecklenburg-Strelitz.

Doppelverlobung.

Der Brautstand dauerte bis gegen Ende des Jahres, weil die Prinzen sich vor dem Abschluß des Feldzuges nicht auf längere Zeit vom Heere entfernen durften. Die Prinzessinnen besuchten jedoch ihre Verlobten einige Male im Lager, und Goethe, der sie dort gesehen, wurde dadurch zu den Worten begeistert: „in diesem Kriegsgetümmel konnte man wirklich die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals erlöschen wird.“ Am 24. Dezember wurde der Kronprinz mit Luise im weißen Saale des königlichen Schlosses zu Berlin vermählt, und zwei Tage darauf fand die Trauung des jüngeren Paares statt. Die Berliner sprachen von den anmuthigen Prinzessinnen mit dem gleichen Entzücken wie Goethe, und die gestrenge Oberhofmeisterin, Gräfin von Voß, schrieb schon wenige Tage, nachdem sie ihren Dienst bei der Kronprinzessin angetreten hatte, in ihr Tagebuch: „Die Prinzessin ist wirklich anbetungswürdig, so gut und reizend zugleich, und der Kronprinz ist ein so redlicher vortrefflicher Mann, daß man ihm das seltene Glück einer solchen Ehe, den Besitz eines solchen Engels, innig gönnt.“

Prinz Ludwig und Friederike durften sich zuerst eines Erben erfreuen, der am 30. Oktober 1794 geboren wurde und den Namen Friedrich erhielt. Aber schon am 28. Dezember 1796 erlag Prinz Ludwig, nur wenig über 23 Jahre alt, einem heftigen Fieberanfall.

Glücklicher waren der Kronprinz und Luise. Am 15. Oktober 1795 wurde ihnen der erste Sohn geschenkt, Friedrich Wilhelm, der im Jahre 1840 dem Vater auf dem preußischen Throne folgen sollte; und am 22. März 1797, Nachmittags dreiviertel auf 2 Uhr, wurde der zweite Sohn geboren, der in unsern Tagen mit der Königskrone seiner Ahnen die Krone des deutschen Kaiserreichs vereinigt hat. „Es ist ein prächtiger kleiner Prinz“, schrieb die Oberhofmeisterin nach der Geburt dieses

Kindes in ihr Tagebuch, und „überall war große, große Freude“. Die Taufe desselben fand am 3. April im kronprinzlichen Palais zu Berlin statt. Oberkonsistorialrath Sack vollzog die heilige Handlung, während König Friedrich Wilhelm II. den Täufling auf den Armen hielt. Die Namen des Prinzen waren „Friedrich Wilhelm Ludwig“, doch nur Wilhelm wurde er von Anfang an genannt.

Preußen genoß in diesem Augenblicke das Glück tiefsten Friedens. Trotzdem aber waren Geburt und Taufe des Prinzen Wilhelm von kriegerischen Zeichen begleitet. Der junge General Bonaparte vollendete damals seinen ersten großen Siegeszug und diktirte im Herzen der österreichischen Monarchie den Präliminarfrieden von Leoben, der das Uebergewicht Frankreichs in West- und Mitteleuropa für lange Zeit feststellte. Außerdem befanden sich zwei Helden des siebenjährigen Krieges, die greisen Prinzen Heinrich und Ferdinand von Preußen, Brüder Friedrichs des Großen, unter Prinz Wilhelms Taufzeugen. Ihre Pathenschaft legte gleichsam den Lorbeer der herrlichsten Siege, die Preußen je gewonnen hatte, auf die Wiege, in der Prinz Wilhelm schlummerte. Dem sinnenden Betrachter

Prinzessin Luise. Prinz Friedrich Wilhelm. Prinzessin Friederike. König Friedrich Wilhelm II. Prinz Ludwig. Landgräfin Marie Luise von Hessen, Großmutter der mecklenburgischen Prinzessinnen.

Erste Begegnung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Luise zu Frankfurt a M. im März 1793.

verschmelzen daher Angesichts dieser einfachen, mit einer kleinen grünen Seidengardine verhangenen Wiege, die noch heut im Hohenzollernmuseum — zu Monbijou in Berlin — aufbewahrt wird, die Tage von Roßbach und Leuthen, von Königgrätz und Sedan zu einem einzigen überwältigenden Bilde preußisch-deutschen Waffenruhms.

Am 16. November 1797 starb König Friedrich Wilhelm II., und Prinz Wilhelms Vater war nunmehr König Friedrich Wilhelm III. Der Regierungswechsel erregte bei allen Patrioten große Hoffnungen. Denn Preußens Staatshaushalt, der damals durch mancherlei verschuldetes wie unverschuldetes Mißgeschick in schlimme Unordnung gerathen war, bedurfte einer jugendkräftigen, die eingerissenen Schäden nachdrücklich bekämpfenden Hand; und Friedrich Wilhelm III., der redliche vortreffliche Mann, wie ihn die Oberhofmeisterin genannt hatte, erschien als der geeignetste Herrscher, um die Landesverwaltung von Grund aus zu bessern. — Er begann damit, den Beamten und Unterthanen in seinem Privatleben das nachahmenswertheste Muster vor Augen zu stellen. Um Ersparungen zu machen, verbrauchte er, wie er sich ausdrückte, nur die Einkünfte, die er als Kronprinz gehabt hatte. Von seinem Hofe verbannte er,

soweit irgend thunlich, den Zwang der Etiquette. Die Königin war ihm seine „Frau"; er ihr „lieber Mann". Im Kreis der Kinder, deren Zahl sich schnell vermehrte, fand er die erfrischendste Erholung von den Mühen, die sein königlicher Beruf ihm auferlegte. Täglich besuchte er die „Kinderstube", tändelte und spielte mit den lieblichen Kleinen und küßte vor dem Schafengehn ein Jedes leis auf die Stirn. Die Sorgen der Erziehung theilte er mit seiner Luise, die ihm recht aus der Seele sprach, als sie dem Leipziger Professor Heidenreich, dem Verfasser der ihr zugesandten „Grundsätze für Geist und Herz", in einem Dankbrief für das von ihr gelesene Buch bemerkte: „Allerdings ist es mein heißester, mein liebster Wunsch, meine Kinder zu wohlwollenden Menschenfreunden zu bilden; auch nähre ich die frohe Hoffnung, diesen Zweck nicht zu verfehlen."

König Friedrich Wilhelm III. im Kreise seiner Familie (1799).

Die Lebensweise der königlichen Familie machte ringsum den tiefsten Eindruck. „Man kann sich jetzt gar nicht mehr vorstellen", sagte nachmals ein Zeitgenosse, der treffliche Bildhauer Johann Gottfried Schadow, „wie wohlthätig das Beispiel Friedrich Wilhelms III. wirkte, die stille Häuslichkeit, die Schönheit und Bravheit der Königin". Der oben wiedergegebene Kupferstich, der bald nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. veröffentlicht und viel gekauft wurde, zeigt das junge Königspaar auf einem sehr einfachen Divan sitzend und sich des Anblicks ihrer Kinder erfreuend. Der Kronprinz steht neben dem königlichen Vater, die Hand an einen kleinen Degen gelegt; den Prinzen Wilhelm hat die Mutter auf dem Arm, das Bild trägt die Unterschrift:

Prinz Wilhelm, 5 Jahre alt, und sein Bruder, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, mit Bleisoldaten spielend.
(Originalsilhouette im Besitze des Prinzen Friedrich Karl.)

Friedrich Wilhelm und Luise —

— — sie wohnen alle Beide
Ja so gern noch itzt, wie vormals,
Unter eines Hauses Obdach;
Sitzen gern an einem Tische
Itzt, wie sonst, noch alle Beide;
Gehen Arm in Arm und fahren
Alle Beid' in einem Wagen:
Sind „mein Mann" und „meine Frau" noch,
Sind „der Vater" und „die Mutter"
Ihrer Kinder noch, die Kinder
Noch ihr Stolz und ihre Freude,
Sind noch „Bruder", sind noch „Schwester"
Ihrer Schwestern, Ihrer Brüder;
Zeigen noch im Kreis der Lieben,
Wo sie sonst sich glücklich fühlten,
Liebenswürdiger als jemals:
Ein Familiengemälde.

Der Sonnenschein reinsten Glückes, der somit die Kindheit Prinz Wilhelms erhellte, blieb auch während der Knabenjahre ungetrübt. Den ersten Unterricht empfing er,

Kleine

Plaudereien

für

Kinder,

welche

sich im Lesen üben wollen.

Zweites und letztes Bändchen.

Von

J. A. C. Löhr.

Karl. Pro. Ph.

Frankfurt am Main

bei Philipp Heinrich Guilhauman.

1802.

Titelblatt von Prinz Wilhelms erstem Lesebuch.

S. 43–45. Frau Mildheim [illegible] Prinz Wilhelm den 10t October 1803 zum ersten Mahle ohne vorhergegangene Anleitung recht gut.

Bemerkung Delbrücks in Prinz Wilhelms erstem Lesebuch.

D. 30.

Dieses Lesebuch das von meinem älteren Bruder Wilhelm auf mich überging habe ich dem Kaiser Wilhelm, als Andenken seiner Kinderzeit am 22 März 1878, Seinem 82 jährigen Geburtstage, wieder zurück erstattet.

Carl

Bemerkung Prinz Karls in Prinz Wilhelms erstem Lesebuch.

(Das Lesebuch wird im Hohenzollernmuseum zu Berlin aufbewahrt.)

zusammen mit dem Kronprinzen, von dem trefflichen Friedrich Delbrück, früherem Rektor der Klosterschule zu Magdeburg, einem nicht gerade tiefgelehrten Mann, aber um so besseren Pädagogen, der es meisterhaft verstand, seinen Zöglingen die Richtung auf allseitige Bildung zu geben, die Entwickelung von Geist und Charakter im schönsten Ebenmaß zu fördern und vor Allem den Keim wahrer Frömmigkeit in die jungen Herzen zu pflanzen. Beide Prinzen erfreuten den Lehrer und die Eltern durch ihre schnell sich entfaltende Begabung. Prinz Wilhelm lernte so leicht, daß er nach Delbrücks Aufzeichnung schon am

Prinz Wilhelm und sein Bruder, der Kronprinz Friedrich Wilhelm im Jahre 1802.
(Nach einer gleichzeitigen Zeichnung aus dem Nachlasse Friedrich Delbrücks.)

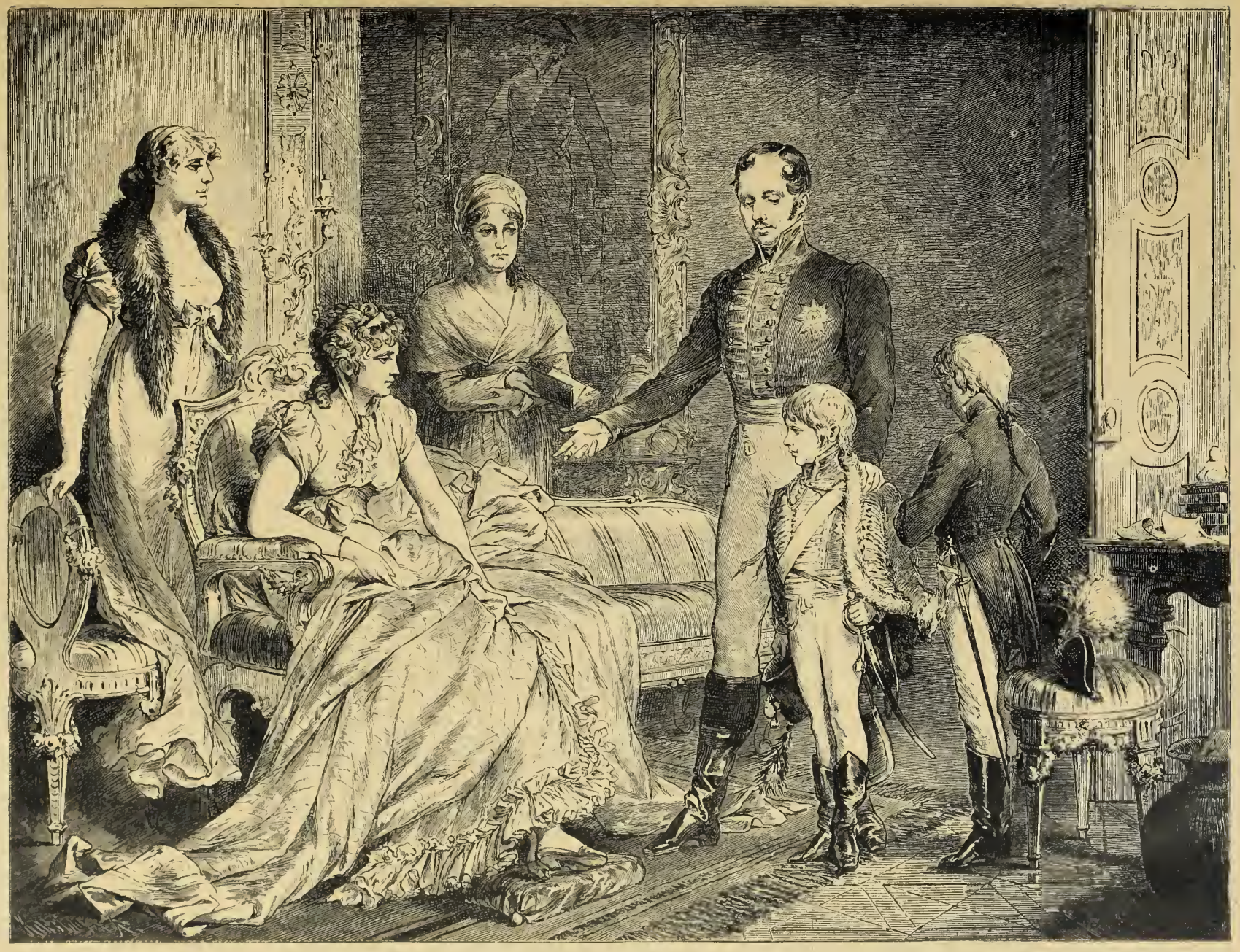
10. Oktober 1803, also im Alter von 6½ Jahren, eine in seinem ersten Lesebuch enthaltene, „Frau Mildheim“ betitelte, moralische Erzählung ohne vorher gegangene Anleitung recht gut zu lesen vermochte; und die Königin gab dem mütterlichen Stolz, mit dem sie auf diesen Sohn blickte, in einer feinen Charakteristik desselben anmuthigen Ausdruck. „Wilhelm“, so sagte sie, „ist ein sehr kluges komisches Kind, possirlich und witzig, dabei über alle Maßen lebhaft, oft unbändig, aber sehr gescheidt und hat ein gutes Herz. Er verspricht viel und wird meine heißen Gebete nicht unerhört lassen.“

Die militärische Erziehung begann, wie seit mehreren Generationen im preußischen Königshause üblich, ungemein früh. Schon im Jahre 1803 wurde aus dem Kronprinzen, dem Prinzen Wilhelm und

Delbrück unterrichtet den Prinzen Wilhelm.

ihrem Vetter Friedrich (dem Sohn des verstorbenen Prinzen Ludwig) eine Rekrutenabtheilung gebildet, die der Unteroffizier Bennstein vom ersten Bataillon Garde und der Feldwebel Cleri vom Regiment Möllendorf in die Geheimnisse des Parademarsches und des langsamen Schrittes einweihten. Der jüngste der kleinen Krieger, Prinz Wilhelm, nahm die Sache so ernst, daß er, wie man ebenfalls aufgezeichnet hat, mit sieben Jahren die Künste des Exercirplatzes sich völlig angeeignet hatte.

An allem Thun und Treiben der Prinzen nahm der König den regsten Antheil. Bald fragte er nach dem Fortgang ihrer Studien, bald beobachtete er die Märsche und Schwenkungen, die sie in einem Zimmer des Palais ausführten, durch die geöffnete Thür des Nebenzimmers. War er mit ihren Leistungen zufrieden, so zog er wohl kleine Geschenke aus der Rocktasche oder erwog, wodurch er sie zu Weihnachten oder am Geburtstag besonders erfreuen könne. Am Weihnachts-



Prinz Wilhelm zum ersten Mal in Uniform, am Weihnachtsabend 1803.

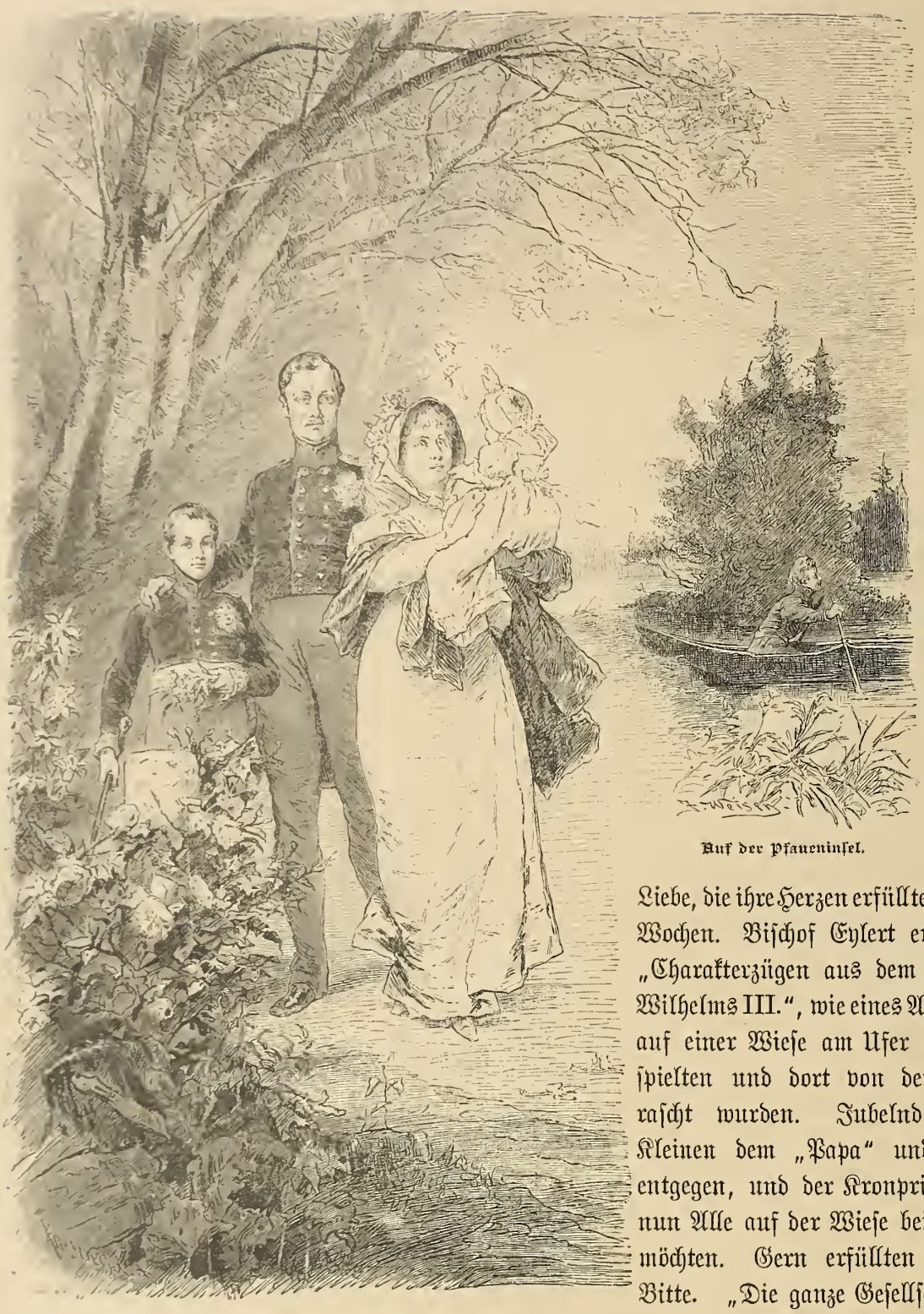
abend des Jahres 1803 beglückte er sie mit zierlichen Uniformen. Der Kronprinz wurde ein Garde du Corps, Prinz Wilhelm ein Husar, Prinz Friedrich ein Dragoner. So geschmückt und von Freude strahlend wurden sie von Friedrich Wilhelm der Königin vorgestellt. Dem Prinzen Wilhelm genügte aber die Husarenuniform nicht lange. Denn als er bald darauf die fremdartig gekleideten und bewaffneten „Bosniaken" oder „Towarczy's" kennen lernte, die Uhlanen der damaligen preußischen Armee, so sehnte er sich, auch solch ein Towarczy zu sein. Sein Wunsch fand Erfüllung, und seitdem stolzirte er abwechselnd als Husar und als Uhlan umher.

Mit besonderer Sorgfalt wurde darauf geachtet, daß die Prinzen mit andern Kindern zwanglos verkehren lernten und sich im Erweisen von Wohlthaten übten. Im Berliner Friedrichs-Waisenhaus, in der Potsdamer Gewerbeschule und im Kadettenhaus wurden sie beauftragt, die

Exercirunterricht.

Weihnachtsgeschenke oder die Prämien nach abgehaltenen Prüfungen zu vertheilen. Danach folgte gelegentlich ein gemeinsames Mahl und heiteres Spiel.

Die umsichtige Erziehung legte bei beiden Königssöhnen den festen Grund für schnelle Entfaltung ihrer intellektuellen wie moralischen Fähigkeiten. Bedenklich war nur, daß Prinz Wilhelm und der Kronprinz, einem einzigen Lehrer unterstellt, zu den gleichen Leistungen herangezogen wurden. Der Kronprinz, überdies an Jahren voraus, besaß eine kräftige, größeren Zumuthungen gewachsene Körperkonstitution, während der jüngere Bruder ein äußerst zarter Knabe war, dessen wankende, mitunter durch schwere Erkrankungen erschütterte Gesundheit vorsichtigster Schonung bedurfte. Die Königin mahnte deshalb wiederholt, ihn ja nicht zu sehr anzustrengen, und es scheint denn auch an hinreichenden Pausen zwischen dem Studiren und Exerciren nicht gefehlt zu haben. Die Oberhofmeisterin hat wenigstens mehrere Male in ihrem Tagebuche angemerkt, daß die jungen

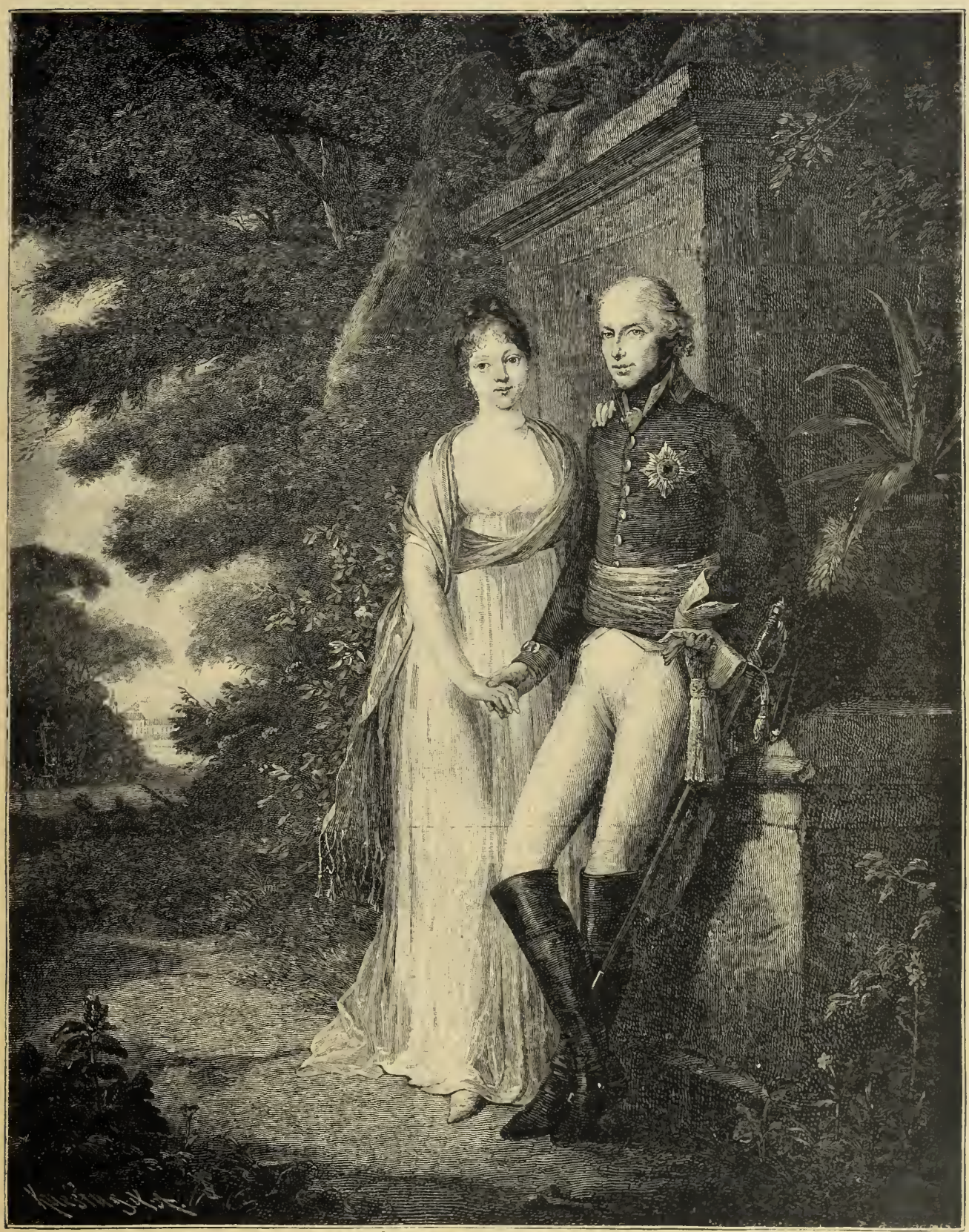


Auf der Pfaueninsel.

Prinzen „recht nach Herzenslust lärmten.“ Die beste Erholung aber boten die Sommeraufenthalte auf den friedlichen Landsitzen, die der König sich und den Seinen bereitet hatte. Unter den hohen Bäumen und auf den grünen Wiesen der „Pfaueninsel“, oder zu „Paretz“ an der blauen Havel verlebten die Kinder wie die Eltern im Genuß der Natur und der Liebe, die ihre Herzen erfüllte, selige Tage und Wochen. Bischof Eylert erzählt in seinen „Charakterzügen aus dem Leben Friedrich Wilhelms III.“, wie eines Abends die Kinder auf einer Wiese am Ufer der Pfaueninsel spielten und dort von den Eltern überrascht wurden. Jubelnd sprangen die Kleinen dem „Papa“ und der „Mama“ entgegen, und der Kronprinz bat, daß sie nun Alle auf der Wiese beisammen bleiben möchten. Gern erfüllten die Eltern die Bitte. „Die ganze Gesellschaft lagerte sich auf ausgebreiteten Teppichen. Die Königin lehnte ihr Haupt an die Schulter des Königs, seine Hand in der ihrigen haltend. Fröhlich spielten die lieblichen Kinder umher. Alles war bei einem frugalen Mahle in sanfter, heiterer Stimmung. Nach einem schönen Sommertage ging prächtig die Sonne unter, und aus dem nahen Gebüsch ertönte wie Abendsegen die Musik der Garde-Hautboisten. Die Königin blickte im Ausdruck tiefer Ruhe nach der untergehenden Sonne, ihr Blick war Gebet, Dank und Freude. Ihr Angesicht war wie verklärt, und seit ich sie so gesehen, hat keines ihrer Bilder, auch das gelungenste nicht, mir ferner ein Genüge thun können.“

Glückliche Zeiten, die aber nicht lange dauern sollten!

Der König hatte den Unterthanen zwar durch sein Familienleben ein leuchtendes und wohlthätig wirkendes Beispiel zu geben vermocht, in andern Beziehungen war ihm jedoch weniger



König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise im Schloßpark zu Charlottenburg.

gelungen. Denn es fehlte ihm trotz der Kenntnisse und Einsicht, die er in reichstem Maße besaß, an dem kühnen Selbstvertrauen, welches ihm zur Lösung seiner Herrscheraufgabe unentbehrlich war. Preußens gesammte Staatsleitung bedurfte damals der durchgreifendsten Reform, weil im Heer- wie im Civilwesen, in der innern wie in der äußern Politik seit vielen Jahrzehnten stets nach denselben, einst vortrefflichen, nun aber längst veralteten Grundsätzen verfahren war und, wie immer in solchen Fällen, Trägheit und Schwäche sich allenthalben breit gemacht hatten. Friedrich Wilhelm sah völlig klar, was in dieser Lage zu thun ihm oblag. Er machte nicht blos wohlgemeinte sondern die Wurzel des Uebels treffende Besserungsvorschläge. An seiner Seite standen aber zumeist nur solche Generale, Minister und Diplomaten, die von Reformen der Staatseinrichtungen, unter denen sie selber emporgekommen und berühmt geworden waren, durchaus nichts wissen wollten. Dem einmüthigen Widerspruch dieser hohen und greisen Würdenträger gegenüber wagte der junge König nicht, entschlossen zu handeln. Er begnügte sich mit mahnenden Worten, wo nur die rücksichtsloseste That zu helfen vermocht hätte, und so blieb schließlich Alles beim Alten.

Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen.

Diese Stagnation des preußischen Staatswesens war um so gefährlicher, als ringsum in Europa ungeheuere Umwälzungen stattfanden. Der fähigste General der Franzosen, der Korse Bonaparte, schlug einmal ums andre die Oesterreicher wie die Russen, knechtete die Holländer und Schweizer, die Süddeutschen und Italiener und setzte endlich die Kaiserkrone auf sein herrschsüchtiges Haupt. Sein Siegergang erregte in Berlin schwere Sorgen. Man schwankte, ob man der französischen Uebermacht, die sich jeden Augenblick auch gegen Preußen wenden konnte, dreist entgegentreten oder die Stunde des Angriffs geduldig abwarten solle. Als der Kronprinz am 15. Oktober 1805 sein zehntes Jahr vollendete und an diesem Tage, nach der Sitte des preußischen Königshauses, ins Heer eintrat, zum ersten Mal also die Uniform nicht zum Spiel, sondern zu ernstem Gebrauch anzog, gab die Königin dem Gefühl, daß der Krieg mit Frankreich dicht vor der Thüre stehe, in den bewegten Worten Ausdruck: „Ich hoffe, mein Sohn, daß an dem Tage, wo du in diesem Rocke ausrückst, dein einziger Gedanke der sein wird, deine unglücklichen Brüder zu rächen.“

Der Krieg begann in der That kaum ein Jahr, nachdem Luise diese Worte gesprochen hatte, und führte in wenigen Wochen zu den furchtbarsten Katastrophen. Am 10. Oktober 1806 fiel der tapfere Prinz Ludwig Ferdinand in dem Gefecht bei Saalfeld, am 14. Oktober erlag das preußische Hauptheer in der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt, und ungehindert überflutheten Napoleons Schaaren die Kernprovinzen der Monarchie.

Die königlichen Kinder erhielten die Nachricht von diesen Unfällen gleichzeitig mit der Weisung, zu ihrer Sicherheit Berlin zu verlassen. Mit einem Schlage war ihr heiteres Jugendglück zerstört und an dessen Stelle der Ernst des Lebens in schrecklichster Gestalt getreten. Von dichten Schwärmen fliehenden Volkes umdrängt, mußten die Prinzen aus der Hauptstadt, der Stätte ihrer Geburt, entweichen und an abgelegenem Orte, im Schlosse zu Schwedt, ein Obdach suchen.

Bald folgte ihnen die Königin, die bis zur Niederlage an der Seite ihres Gemahls im Feldlager geweilt hatte, dorthin nach. Auf der großen Treppe des Schlosses eilten ihr der Kronprinz und Prinz Wilhelm entgegen.

Weinend umarmte die Mutter beide Söhne und machte sie in edler Offenheit mit dem Umfang des eingetretenen Unglücks bekannt. „Ihr seht mich in Thränen," so lauteten ihre Worte, die sich unauslöschlich in die jugendlichen Herzen eingruben, „ich beweine das schwere Geschick, das uns getroffen hat. Der König hat sich in der Tüchtigkeit seiner Armee und ihrer Führer geirrt, und so haben wir unterliegen sollen und müssen flüchten."

Aber die hohe Frau begnügte sich nicht damit, ihre älteren Kinder gleichsam zu Vertrauten ihres eigenen Leides zu machen. Sondern, sobald die erste Erschütterung überwunden war, wies sie in längerer Rede neben der Betrachtung der traurigen Gegenwart auf die Hoffnungen hin, welche die Prinzen aus der ruhmreichen Vergangenheit schöpfen durften. „Ich sehe", so soll sie gesagt haben, „ein Gebäude an einem Tage zerstört, an dessen Erhöhung große Männer zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet haben. Es giebt keinen preußischen Staat, keine preußische Armee, keinen Nationalruhm mehr. Ach, meine Söhne, ihr seid in dem Alter, wo euer Verstand die großen Ereignisse, welche uns jetzt heimsuchen, fassen und fühlen kann! Ruft künftig, wenn eure Mutter nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in euer Gedächtniß zurück. Weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie in diesem Augenblicke dem Umsturz meines Vaterlandes weine."

„Aber begnügt euch nicht mit Thränen allein! Handelt, entwickelt eure Kräfte. Vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf euch nieder. Befreiet dann euer Volk von der Schande, dem Vorwurf und der Erniedrigung, worin es schmachtet. Suchet den jetzt verdunkelten Ruhm eurer Vorfahren von Frankreich zurück zu erobern, wie euer Urgroßvater, der große Kurfürst, einst bei Fehrbellin die Niederlage und die Schmach seines Vaters an den Schweden rächte."

„Lasset euch, meine Prinzen, nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen. Werdet Männer und geizet nach dem Ruhme großer Feldherrn und Helden. Wenn euch dieser Ehrgeiz fehlte, so würdet ihr des Namens von Prinzen und Enkeln des großen Friedrich unwürdig sein. Könnt ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Ludwig Ferdinand gesucht hat."

Wie mögen solche Worte und die Thränen der Mutter in der Seele der Knaben gebrannt haben! Vor wenigen Tagen noch harmlose Kinder, wurden sie durch die Gewalt des ehernen Geschicks schnell zu Jünglingen gereift, und der immer unheilvollere Gang der Ereignisse sorgte dafür, daß ihnen die Mahnung — „entwickelt eure Kräfte, werdet Männer, geizet nach Heldenruhm" — unablässig ins Gedächtniß gerufen wurde.

In Schwedt war ihres Bleibens nicht lange. Die Franzosen besetzten Berlin, bemächtigten sich der schlecht vertheidigten Festungen an der Elbe und der Oder und nöthigten dadurch die königliche Familie, von Ort zu Ort bis nach Königsberg zurückzuweichen. Während der Flucht durch das winterliche Ostpreußen schrieb Luise, von tiefer Seelenqual ergriffen, Goethes rührende Verse in ihr Tagebuch:

„Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn jede Schuld rächt sich auf Erden."

Doch auch jetzt verzweifelte die Königin nicht daran, Preußen schließlich mit Ehren aus dem ungleichen Kampfe hervorgehn zu sehn. „Der politische Glaube," so war und blieb ihre Meinung, „ist wie der religiöse, eine gewisse Zuversicht deß, das man hoffet und nicht siehet." Ihr Gemahl, dem sie zum Troste diente, hielt zugleich sie selber aufrecht. Denn Niemand ertrug schließlich das unerhörte Unheil dieser schlimmen Tage mit zäherem Muth als gerade der König. Fest entschlossen,

Erste Begegnung der Königin Luise und ihrer Kinder nach der Schlacht bei Jena am 18. Oktober 1806 im Schlosse zu Schwedt.

so lang als irgend möglich Widerstand zu leisten, wies er jede Versuchung zu einem voreilig feigen Friedensschluß kaltblütig ab, und eine denkwürdige Scene kennzeichnet, wie umsichtig er die Pflichten, die ihm oblagen, bis ins Kleinste zu erfüllen bestrebt war.

Gegen Ende des Jahres 1806 wurde nämlich auch Königsberg von den Franzosen bedroht. Luise und die königlichen Kinder mußten sich gefaßt machen, nach Memel, an die Grenze Preußens, zu entfliehen. Ehe dies aber geschah, erinnerte sich Friedrich Wilhelm, daß sein zweiter Sohn, Prinz Wilhelm, in Bälde zehn Jahre alt werden würde, und wendete sich deshalb am Neujahrstage 1807 mit den Worten an denselben: „Da an deinem Geburtstage vielleicht keine Gelegenheit sein wird, dich ordentlich einzukleiden, weil ihr nach Memel müßt, so ernenne ich dich schon heute zum Offizier und habe dir auch eine Interims-Uniform anfertigen lassen.“ Begleitet wurden diese

Königin Luise auf der Flucht von Königsberg nach Memel (1806).

Worte von dem Hinweis auf einen „Interimsrock der Gardeoffiziere“, auf welchen der silberne Stern des Ordens vom schwarzen Adler gestickt war. Der junge Offizier war begreiflicher Weise glückselig, von nun an dem Heere anzugehören; aber das vergleichsweise unscheinbare Ereigniß erfrischte auch die Stimmung des ganzen preußischen Hofes. Luisens greise Oberhofmeisterin berichtet ausdrücklich von der „großen Freude“, welche der Einkleidungsakt in dieser schweren Zeit „Allen“ bereitet habe, und unter guten Wahrzeichen hat mithin die militärische Laufbahn Prinz Wilhelms, des einstigen Siegers von Königgrätz und Sedan, begonnen.

Während der nächsten Monate stieg jedoch die Noth noch höher als zuvor. Die Königin, die am Typhus schwer erkrankt war, konnte nur unter den größten Gefahren und Entbehrungen nach Memel gebracht werden. Dort wurde Prinz Wilhelm von der gleichen Krankheit ergriffen und bis über seinen Geburtstag, den 22. März, der ihm die Ernennung zum Fähnrich bei der

Garde zu Fuß eintrug, ans Bett gefesselt. Nicht lange darauf verschwand auch die letzte Hoffnung daß der Krieg zu glücklichem Ende geführt werden könne. Denn obschon der Ueberrest des preußischen Heeres, des alten Ruhmes seiner Fahnen eingedenk, jetzt endlich wahre Wunder der Tapferkeit verrichtete, so war er doch viel zu gering an Zahl, um auf die Dauer das Feld zu behaupten; und der einzige Bundesgenoß, den Friedrich Wilhelm besaß, Zar Alexander von Rußland, zeigte sich der schweren Aufgabe, einen Napoleon zu besiegen, durchaus nicht gewachsen. Im Juni kam es so weit, daß die russischen Hülfstruppen, die in Ostpreußen gekämpft hatten, den Rückzug in ihre Heimath antraten. Für den König und die Seinen bedeutete dies nichts Geringeres, als daß auch sie sich gefaßt machen mußten, Preußen zu verlassen und auf russischem Boden eine Zufluchtsstätte zu suchen. Ob ihnen dann je vergönnt sein werde, in das Reich ihrer Väter zurückzukehren, wer konnte es sagen? Die grausame Härte des Geschicks folterte Luisens Herz, ohne jedoch ihren hohen Sinn irgendwie zu beugen. Im Gegentheil! Ihre Ueberzeugung, daß die muthige Ausdauer, die der König im Kriege mit Frankreich bewiesen, überall ihm Preis und Ruhm erwerben werde, begeisterte sie zu den schmerzlich stolzen Worten: „wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen."

Freiherr Karl von Stein.

Zur Auswanderung der königlichen Familie sollte es nun zwar nicht kommen, weil Napoleon und Alexander einen Friedensvertrag vereinbarten, den auch Friedrich Wilhelm zu unterzeichnen nicht verweigern konnte. Aber welchen Bedingungen mußte er sich hierbei unterwerfen! Er verlor die eine Hälfte seines Landes und behielt die andere nur gegen das Versprechen, den Franzosen zur Erstattung der Kriegskosten ganz unerschwinglich hohe Summen zu zahlen. Der Frieden gestaltete sich daher fast ebenso schlimm wie der Krieg. Bittere Armuth breitete sich in allen Provinzen und allen Ständen aus, und die königliche Familie blieb um so weniger von finanzieller Bedrängniß verschont, als Friedrich Wilhelm und Luise, so lange sie noch irgend welche Mittel besaßen, kein Opfer für das Wohl des Vaterlandes scheuten. Sie verkauften ihre Schmucksachen und goldenen Tafelgeräthe, speisten von irdenem Geschirr und begnügten sich Tag für Tag mit den einfachsten Mahlzeiten. Diese Einschränkung des Haushalts gereichte aber den königlichen Kindern zu großem Vortheil. Die ernste Seite des Lebens, die ihnen bei zahllosen Anlässen, selbst in der Dürftigkeit der von der Liebe der Eltern ihnen noch gespendeten Geschenke deutlich fühlbar wurde, übte eine mächtige und wohlthätige erzieherische Wirkung aus. Ueberdies verkehrten der König und die Königin, wenn auch nicht inniger — was kaum möglich gewesen wäre —, so doch regelmäßiger und rückhaltloser als zu anderen Zeiten, mit den Kindern, weil aus Rücksichten der Sparsamkeit nur selten Gäste zu Hof geladen wurden. Abends versammelte die Familie sich zumeist um den Theetisch. Der

Königsberg d. 15 May 1807

Bester Peter. Die Abreise des Generals Winter giebt mir gottlob einmahl eine sichere Gelegenheit, offenherzig mit Ihnen zu reden. Gott wie lange entbehrte dieses Glück, und wie viel hab ich Ihnen zu sagen. Bis zur 3t Wochen meines Krankenlagers war jeder Tag mit einem neuen Unglück begleitet, denn Briefe nicht möglich sind, weil gottlob mein Gedächtniß nicht hinreicht um sie aufzuzeichnen, und es ein wahres Unglück wäre wenn diese Erschütterungen anhaltend fortwirken hätten. Die gewonnene Schlacht bey Pultuck war das erste glückliche Ereigniß nach 3 Monath schrecklichen Leiden; die viel entscheidenden bey Preussisch Eylau das zweite Glück, und die Ankunft unseres wahren Freundes des Kaysers von Rußland die dritte glückliche Epoque. Nun hab ich wieder Muth, mit der zunahme meiner Physischen Kräfte nehmen auch meine Seelen Kräfte und Hoffnungen zu, die Schlacht bey Eylau war sehr wichtig in ihren Folgen. Freylich hat man nicht allen Vortheil davon gezogen den man hätte ziehen können, allein die Franzosen sind auf einer unerhörten Weise geschwächt, sie verloren wenigstens 30 Tausend Mann!

Ich hoffe Ihnen nun bald
persönlich küssen zu können
und Ihnen
und Ihnen
Ihnen
Ihnen

Schreiben

der Königin Luise an ihren Vater Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, vom 15. Mai 1807.

Königsberg, d. 15. May 1807.

Bester Vater. Die Abreise des Generals v. Blücher giebt mir gottlob einmahl eine sichere Gelegenheit, offenhertzig mit Ihnen zu reden. Gott wie lange entbehrtig dieses Glück und wie viel hab' ich Ihnen zu sagen. Bis zur 3. Wochen meines Krankenlagers war jeder Tag mit einem neuen Unglück begleitet, davon details nicht möglich sind, weil gottlob mein Gedächtniß nicht hinreicht um sie aufzuzeichnen, und es ein wahres Unglück wäre wenn diese Erschütterungen anhaltent fortwirken könten. Die gewonnene Schlacht bei Pultuck (Pultusk) war das erste glückliche Erreichniß nach 3 Monath schrecklicher Leiden; die viel entscheidentere bey Preussisch-Eylau das zweite Glück, und die Ankunft unseres wahren Freundes des Kayfers von Rußland die dritte glückliche Epoque. Nun hab' ich wieder Muth, mit der zunahme meiner Phisischen Kräfte nehmen auch meine Seelen Kräfte und Hoffnungen zu. Die Schlacht bei Eylau war sehr wichtig in ihren Folgen. Freylich hat man nicht allen Vorteil davon gezogen den man hätte ziehen können, allein die Franzosen sind auf einer unerhörten Weise geschwächt, sie verlohren wenigstens 30 Tausend Mann. und die Unbeweglichkeit die bey ihnen ist seit 3 Monath, ist wohl der sicherste Beweis, daß sie so geschwächt sind, daß sie nicht an neue Eroberung denken können. Einer ihrer déserteurs die noch von mehreren begleitet waren, sagten mir daß die Bataile von Eylau ihnen 70tausend Todte und bleßirte gekostet hat und daß sie schlechterdings nichts zu leben hätten, und mit dem größten Elend aller Art zu kämpfen hätten. So viel ist sicher daß sie den Rußen und Preußen 18tausend Todte und bleßirte gekostet hat, und daß Königsberg fürchterlich ist, wegen die leidente Menschen die überall nicht gehen sondern kriechen. Doch die gute Jahreszeit, der Patriotismuß der sich mit der erwachenden Natur in jedes Preußen Brust wieder einfindet, die actividet die man bey uns wahr nimt, die Sendung des vortreflichen Blüchers nach Pommern, alle die reservebataillons die erst seit Monathe organisirt sind und jetzt, theils vorgehen, theils schon gut gefochten haben, alles dieses belebt mit neuen Hoffnungen. Mehr als alles dieß, die herrliche, ja wirklich göttliche Freundschaft des Kayfers und Königs, der feste gang in der Politique, die wiedereinsetzung des guten Hardenbergs wird uns Freunde Vertrauen und hohe Achtung verschaffen.

Ja bester Vater ich bin überzeugt es wird noch alles gut gehen, und wir werden uns noch einmahl wieder glücklich sehen. Die Belagerung von Danzig geht gut, die Einwohner benehmen sich unbegreiflich (unbeschreiblich?), die Soldaten haben unbegreifliche Lasten zu tragen aber die Einwohner geben ihnen Wein und Fleisch um sie zu stärken. Sie wollen von keiner Ubergabe reden hören, lieber unter Schutt begraben werden, als Untreu an ihrem König handeln. Eben so benimmt sich Graudenz und Collberg. Gottlob daß man einmahl wieder auf ehrliche

ihrer Pflicht getreue Menschen stößt. Gott! was haben wir vor entsetzliche Erfahrungen gemacht was für Menschen haben wir kennen lernen. So lange wir an der Folge einer unglücklichen Schlacht litten, so war ich gefaßt, man hat schon mehr ähnliche Fälle gesehen, und mit der Zeit konte man hoffen es wieder gut zu machen, als aber die infami der Menschen mit ins Spiel kam, da war ich, ich gesteh' es **trostlos!** Denn von nun an hörte alle Berechnung auf die festen Plätze gingen durch Feichheit und Verrath über, die uns Schutz und dem Unglück grentzen setzen sollten. Der Comandant hatte dem König in die Hand versprochen Custrin als ehrlicher Mann und Soldat zu deffendiren und 8 Tage drauf war sie durch Verrath dieses .... in die Hände des Feindes. — Doch genug von den vergangenen greulen, wenden wir unsern Blick zu Gott, zu ihm der unsere Schicksale lenkt, der uns nie verläßt, wenn wir ihm nicht verlaßen.

d. 17.

Ich wollte viel recht viel schreiben lieber Vater, allein es ist nicht möglich. Ich bekam gestern die Nachricht, daß Alexandrine die Masern bekäme, heute schreibt mir Huffland daß die Masern wieder hereingegangen sind, und daß das Gift der Krankheit auf die Lungen gefallen ist. Beklemmungen, seiten Stiche starkes Fieber, ein anhaltender trokner starker Husten, machen Hufland sehr besorgt. Ich erhielt den Brief in dem Augenblick als ich zur Taufe, des kleinen Alexanders von Friderike, in einer Gesellschaft von 50 Personen hinausgehen sollte. Das übermaß der Kräfte die ich anwandte um contenance zu halten, die tieffe traner und angst meines Hertzens haben mich so angegriffen daß ich nicht mehr im Stande bin zu schreiben. G. Blücher gehet morgen früh mit tages Anbruch weck, und ich kann nicht mehr heute. — Der König ist mit dem Kayser bey der Armée, er gehet in ein paar Tage auf einige Wochen (14 Tage) nach Memel dann zurück zur Armée und bleibt bey der Armée so lange mit dem K. Alexander als dieser bleibt. Diese herrliche Einigkeit, auf nnerschütterliche Standhaftigkeit im Unglück gegründet, giebt die schönste Hoffnung zur Ausdauer. Nur durch beharrlichkeit kann man Siegen, davon ist nun alles überzeugt. Hardenberg à la tête des affaires, Zastrow, n'est plus des affaires parce que sa vanité etait blessé d'etre le second. J'espére qu'on le chassera, car il y a 10 raison pour une pour le désirer. (Hardenberg ist an der Spitze der Geschäfte, Zastrow nicht mehr, weil seine Eitelkeit verletzt war, der zweite zu sein. Ich hoffe, man wird ihn entfernen, denn es sind zehn Gründe für einen vorhanden, um es zu wünschen).

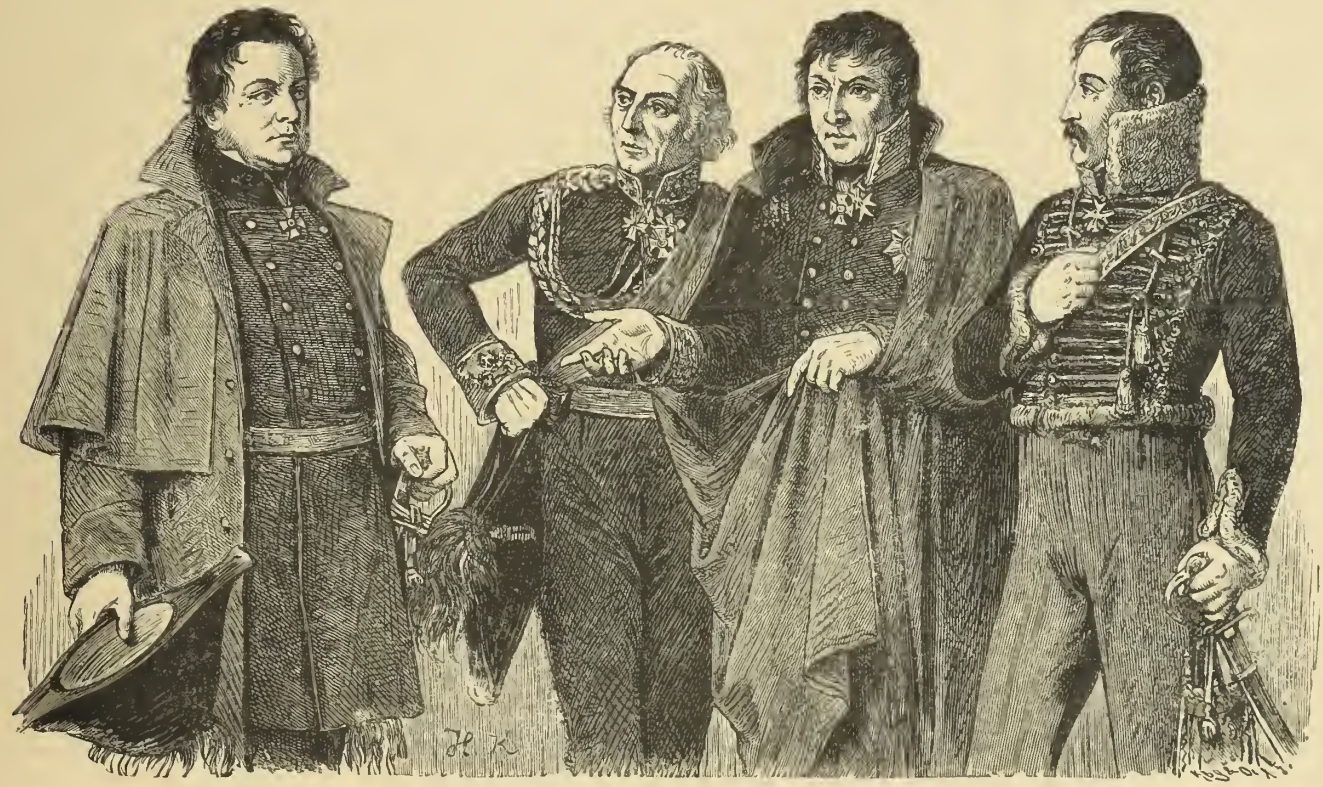
Ich küsse Großmama die Hände zärthlich küß' ich meine Brüder und Oncle Ernst. Carls Wünsche hab' ich dem König ans Hertz gelegt. Ich war recht glücklich bei und mit Frideriken. Wie ich hierherkam wird sie Ihnen schreiben. Ich kann nicht mehr, George und Carl müßen wir es nicht übel nehmen daß ich nicht schreibe aber die Ursache die Ursache — — Wie tief hat mich Ihr Andenken an d. 10. März gerührt ich küsse Ihnen die Hände für ihre Gnade und ich küsse Großmama und die Brüder für ihre Güte.

Meine Augen mein Kopf reichen nicht mehr zu. Auf Ewig Ihr threues Kind und ich darf sagen Ihre Freundin

Luise.

Gottes Segen über den besten Vater.

Kronprinz und Prinz Wilhelm lauschten mit erwachendem Verständniß auf die Reden der Eltern, auf die gediegene Belehrung, die der Vater gab, und die hochherzigen Worte der Mutter. Waren aber Gäste anwesend, so empfingen die Prinzen kaum geringere Anregung. Denn da hatten sie Gelegenheit, die Helden zu bewundern, mit deren Hülfe der König das gebeugte Vaterland wieder aufzurichten gedachte, den großen Freiherrn vom Stein, den gedankenreichen Scharnhorst, den genialen Gneisenau, Kolbergs ruhmgekrönten Vertheidiger. Die Ideen zur Reform des preußischen Staates und zur Vorbereitung des Befreiungskrieges, die von diesen Männern entwickelt und mit feurigem Eifer von Mund zu Mund weitergetragen wurden, streuten tausend fruchtbare Keime in die Seele der Königskinder. Und noch einen herrlichen Gewinn verdankten die Prinzen dieser Zeit der Noth. Sie lernten erkennen, was es heiße, die Liebe eines Volkes zu erwerben und zu besitzen. Denn ihr Vater hatte dank seinem rechtschaffenen Walten die Zuneigung der Preußen in einem Grade



Gneisenau, York, Scharnhorst, Schill.

gewonnen, der erst jetzt, im Unglück, sich vollständig offenbarte. Diejenigen Unterthanen, die er im Friedensschluß mit Frankreich hatte preisgeben müssen, nahmen mit erschütternden Trauerworten von ihm Abschied, und die andern, die ihm geblieben, suchten sein Leid durch rührende Zeichen der Anhänglichkeit zu mildern. In Memel, wo die königliche Familie bis zum Januar 1808 verweilte, wie in Königsberg, welches danach für zwei Jahre ihr Wohnsitz wurde, umgab sie die immer gleiche, beinahe zärtliche Aufmerksamkeit aller Stände, und unvergessen ist in jener Gegend, wie die Bewohner des Dorfes Huben, dicht vor den Thoren von Königsberg, am 3. August 1808 des Königs Geburtstag feierten. In einem schön gelegenen, aber sehr bescheidenen Hubener Landsitz — noch heute Luisenwahl genannt — hatte die königliche Familie ihren Sommeraufenthalt genommen. Als Friedrich Wilhelms Geburtstag anbrach, schmückten die umwohnenden Bauern die Ein- und Ausgänge des Dorfes, die Wege zu der königlichen Wohnung und deren Pforten mit Ehrenbogen, Laubzweigen, Blumenkränzen und Inschriften. Hausväter, Hausmütter und Kinder erschienen festlich gekleidet, und das älteste Ehepaar im Dorfe überreichte unter dem Jubel aller Genossen dem geliebten Könige die duftigsten Blumen und reichsten Kränze, welche die heimische Markung erzeugt hatte.

Diese Liebe der Unterthanen war das Einzige, was noch einen Schimmer von Herrscherglück über Friedrich Wilhelms Leben ausbreitete. Im Uebrigen lastete der alte Druck mit immer gleicher Schwere auf dem tief gebeugten Monarchen. Die sehnsüchtig genährte Hoffnung, den Befreiungskrieg in Bälde anfangen zu können, erwies sich von Monat zu Monat trügerisch, und die lange Dauer des unheilvollen Friedens verzehrte die letzte Kraft des Staates. Besonders qualvoll gestaltete sich die erste Hälfte des Jahres 1809, weil Oesterreich plötzlich die Waffen gegen Napoleons Tyrannei erhob und jeder gute Preuße, auf dieses Beispiel gestützt, noch leidenschaftlicher als bisher nach Kampf und Sieg verlangte. Schon wagte sogar ein heißblütiger Patriot, der Major von Schill, mit einem Häuflein Soldaten den Krieg auf eigne Hand zu beginnen. Aber der König glaubte, und mit Recht, auch jetzt noch das Schwert in der Scheide behalten zu sollen. An Oesterreich hätte er trotz der stürmischen Begeisterung, die dort wogte, doch nur einen sehr unzuverlässigen Bundesgenossen gefunden, und Rußland unterstützte damals sogar den Kaiser Napoleon. Für einen Verzweiflungskampf, der beinahe keine Aussichten auf Erfolg eröffnete, durfte Friedrich Wilhelm den kümmerlichen Ueberrest seines Staates nicht aufs Spiel setzen: er mußte den unglücklichen Schill wie die Oesterreicher ihrem Schicksal überlassen und, so furchtbar bitter dies auch war, auf eine bessere Zukunft geduldig warten und hoffen.

Er selber ertrug den endlosen Jammer seiner zäh ausdauernden Art nach, obschon von tausend Schmerzen zermartert, dennoch ohne Schaden an Leib und Seele. Schwerer rang die zartere Luise mit dem grausamen Geschick. Ihr Geist und ihr Gemüth erhoben sich in immer lichtere Regionen, aber ihre Gesundheit begann zu wanken, ihr Lebensmuth und ihre Hoffenskraft erloschen. Von den Thränenströmen, die sie um den Untergang des tapfern Schill'schen Korps vergoß, erblindete der Glanz ihrer Augen. Die Siege, die Napoleon an der Donau erfocht, preßten ihr den Schmerzensruf aus: „Oesterreich singt sein Schwanenlied und dann Ade: Germania!"

Ihrem Vater, dem Herzog Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, öffnete sie damals ihr Herz in einem langen Schreiben, welches sowohl ihre Hoffnungslosigkeit wie ihre innige Liebe zu dem Gatten und den Kindern, das einzige Gefühl, welches sie noch ans Leben band, zu unendlich rührendem Ausdruck bringt. Außer den beiden älteren Söhnen hatte sie inzwischen dem König noch einen Sohn und drei Töchter geschenkt, die Prinzessin Charlotte, geboren 13. Juli 1798, den Prinzen Karl, geboren 23. Februar 1801, die Prinzessin Alexandrina, geboren 29. Juni 1803, und die Prinzessin Luise, geboren 1. Februar 1808. Ein vierter Sohn, 1804 geboren, war nach nur einjähriger Lebensdauer gestorben, doch hat Luise den König noch am 14. Oktober 1809 mit einem anderen vierten Sohne, dem Prinzen Albrecht, erfreut.

Ihrem Vater aber schrieb sie wenige Monate vor der Geburt dieses jüngsten Kindes:

„Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Ergebung, in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glückselig.

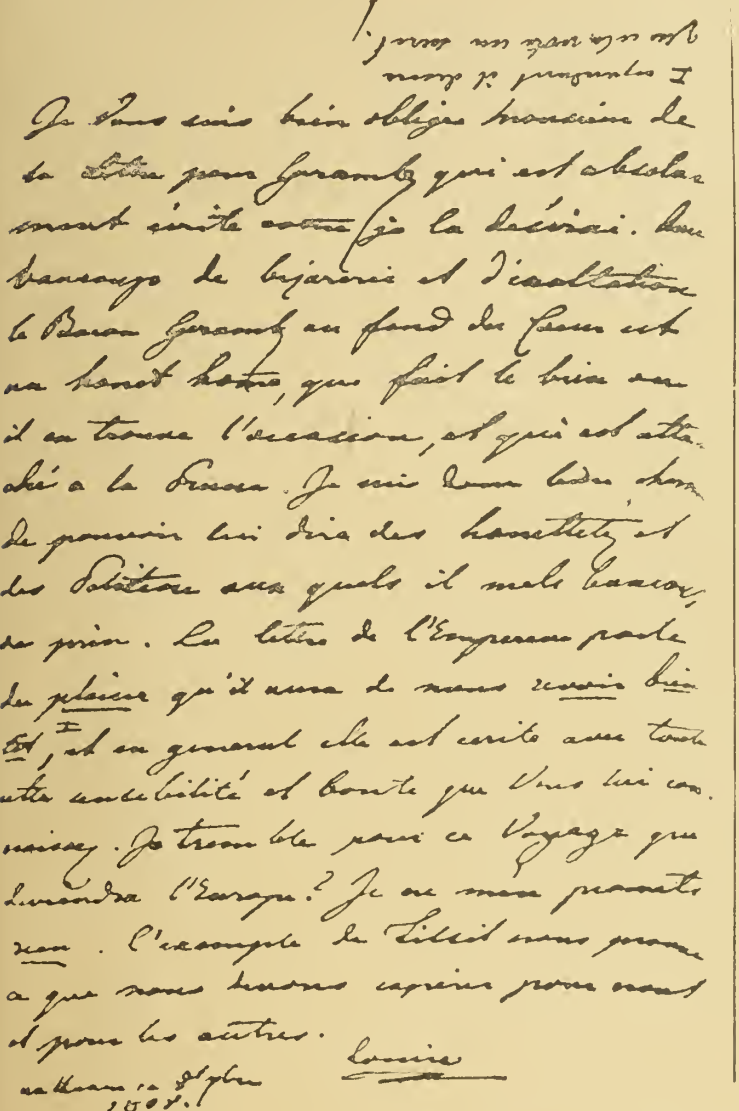
„Es wird immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt.

„Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns. Das sieht Niemand klarer ein als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: Das muß auch bei uns anders werden. —"

Schreiben der Königin Luise
an den preußischen Staatsminister Grafen von der Goltz.

vom 8. September 1808.

Die Königin erwähnt zunächst ein Schreiben an Ferdinand von Geramb, Generalprokurator des Trappistenordens, einen eifrigen Gegner Napoleons. Sodann berührt die Königin einen Brief, in welchem Zar Alexander seine baldige Ankunft in Königsberg (auf der Durchreise zum Erfurter Kongreß) angemeldet hatte. Schließlich spricht sie schwere und begründete Sorgen vor der (Erfurter) Zusammenkunft Alexanders mit Napoleon aus.



Transcription.

Je Vous suis bien obligé Monsieur de la Lettre pour Geramb qui est absolument écrite comme je la désirai. Avec baucoup de bizarerie et d'exaltation le Baron Geramb au fond du Cœur est un honet homme, qui fait le bien ou il en trouve l'ocassion, et qui est attaché à la Prusse. Je suis donc bien charmee de pouvoir lui dire des honnettetés et des Politesse aux quels il mets baucoup de prix. La lettre de l'Empereur parle du plaisir qu'il aura de nous revoir bientôt (cependant il desire que cela reste un secret), et en general elle est ecrite avec toute cette sensibilité et bpnte que Vous lui connaissez. Je tremble pour ce Voyage, que deviendra l'Europe? Je ne m'en promets rien. L'exemple de Tilsit nous prouve ce que nous devons espérer pour nous et pour les autres.

aux houven*) ce 8. septembre 1808.

Louise.

Uebersetzung.

Ich bin Ihnen sehr verbunden, mein Herr, für den Brief an Geramb, der durchaus geschrieben ist, wie ich es wünschte. In vielen Beziehungen wunderlich und überspannt ist Baron Geramb im Herzensgrund ein Ehrenmann, der Gutes thut, wo er Gelegenheit dazu findet, und der Preußen anhänglich ist. Ich bin daher sehr erfreut, höfliche und artige Worte an ihn richten zu können, auf die er großen Werth legt. Das Schreiben des Kaisers spricht von dem Vergnügen, welches er haben wird, uns bald wieder zu sehen (er wünscht aber, daß dies geheim bleibe), und im Ganzen ist dasselbe mit all dem Gefühl und der Güte geschrieben, welche Sie an ihm kennen. Ich zittere vor dieser Reise, was wird aus Europa werden? Ich verspreche mir Nichts davon. Das Beispiel von Tilsit zeigt uns, was wir für uns wie für Andere hoffen dürfen.

Auf der Hufe*), 8. September 1808.

Luise.

*) Huben bei Königsberg.

„Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, daß uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist vielmehr dasselbe befestigt und noch werther gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu sehen. Noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend, zu mir: „Du, liebe Luise, bist mir im Unglück noch werther und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an dir habe. Mag es draußen stürmen — wenn es in unserer Ehe nur gut Wetter ist und bleibt. Weil ich dich so lieb habe, habe ich unser jüngst geborenes Töchterchen Luise genannt. Möge es eine Luise werden!“

„Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit auf ihnen. Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten, und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealischen Sinn an sich. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter, und er kann nicht reiner sein, als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wann er einmal König ist.

„Unser Sohn Wilhelm (erlauben Sie, ehrwürdiger Großvater, daß ich Ihre Enkel nach der Reihe Ihnen vorstelle) wird, wenn mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußern hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt.

„Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude; sie ist zwar verschlossen und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes, theilnehmendes Herz. Scheinbar gleichgültig geht sie einher, hat aber viel Liebe und Theilnahme. Daher kommt es, daß sie etwas Vornehmes in ihrem Wesen hat. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft.

„Karl ist gutmüthig, fröhlich, bieder und talentvoll; körperlich entwickelt er sich eben so gut als geistig. Er hat oft naive Einfälle, die uns zum Lachen reizen. Er ist heiter und witzig. Sein unaufhörliches Fragen setzt mich oft in Verlegenheit, weil ich es nicht beantworten kann und darf; doch zeigt es Wißbegierde — zuweilen, wenn er schlau lächelt, auch von Neugierde. Er wird, ohne die Theilnahme an dem Wohl und Wehe Anderer zu verlieren, leicht und fröhlich durchs Leben gehen.

„Unsere Tochter Alexandrine ist, wie Mädchen ihres Alters und Naturells sind, anschmiegend und kindlich. Sie zeigt eine richtige Auffassungsgabe, eine lebhafte Einbildungskraft und kann oft herzlich lachen. Für das Komische hat sie viel Sinn und Empfänglichkeit. Sie hat Anlage zum Satirischen und sieht dabei ernsthaft aus, doch schadet das ihrer Gemüthlichkeit nicht.

„Von der kleinen Luise läßt sich noch nichts sagen. Sie hat das Profil ihres redlichen Vaters und die Augen des Königs, nur etwas heller. Sie heißt Luise; möge sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luise von Oranien, der würdigen Gemahlin des großen Kurfürsten, ähnlich werden.

„Da habe ich Ihnen, geliebter Vater, meine ganze Gallerie vorgeführt. Sie werden sagen, das ist ja eine in ihre Kinder verliebte Mutter, die an ihnen nur Gutes siehet und für ihre Mängel und Fehler keine Augen hat. Und in Wahrheit, böse Anlagen, die für die Zukunft besorgt machen, finde ich an Allen nicht. Sie haben, wie andere Menschenkinder, auch ihre Unarten; aber diese verlieren sich mit der Zeit, sowie sie verständiger werden. Umstände und Verhältnisse erziehen den Menschen. Wären unsere Kinder im Schooße des Ueberflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, sehen sie in dem ernsten Angesicht ihres Vaters und an der Wehmuth und den öfteren Thränen der Mutter.

Faksimile-Nachbildung des Bulletins betr. den Tilsiter Frieden.

BULLETIN.

Voici les principaux articles de la paix de Tilsit:

La Pologne Prussienne a été donnée au Roi de Saxe, qui joindra à ses autres titres celui de Duc de Varsovie. Une constitution établira les libertés et les privilèges du peuple Polonais.

La limite de la Russie du coté de la Pologne a été ratifiée, et une population d'à peu près deux cent mille ames a été réunie à la Russie.

Les Pays de Hesse-Cassel, de Brunswick, et tous les Etats, qu'avait le Roi de Prusse sur la rive gauche de l'Elbe, y compris Magdebourg, forment le Royaume de Westphalie. Le Prince Jerôme Napoléon, frère de l'EMPEREUR, est reconnu Roi de Westphalie.

Dantzig avec un territoire de deux lieues autour de cette ville a été déclarée ville libre anséatique sous la protection du Duc de Varsovie.

La Silésie, la vieille Prusse et tous les Etats de la Prusse jusqu'à l'Elbe ont été restitués au Roi de Prusse.

Le Roi de Prusse renonce à toutes les prétentions, successions éventuelles, etc. qu'il aurait sur tous les Etats d'Allemagne.

Tous les Princes de la confédération du Rhin sont reconnus, ainsi que toutes les dispositions, qui seraient faites par l'Empereur NAPOLEON des possessions, qui restent entre Ses mains.

Des pensions ont été assignées, à l'ancien Electeur de Hesse-Cassel, au Prince d'Orange, et au Prince de Brunswick.

Les Princes de Mecklenbourg, et le Prince de Saxe-Cobourg sont réintégrés dans la possession de leurs Etats.

Ueberſetzung rückſeitig!

Uebersetzung des Bulletins.

Die Hauptartikel des Tilsiter Friedens lauten, wie folgt:

Preußisch-Polen ist dem König von Sachsen übergeben worden, der mit seinen andern Titeln den eines Herzogs von Warschau vereinigen wird. Eine Verfassung wird die Freiheiten und Rechte des polnischen Volkes festsetzen.

Die Grenze Rußlands auf polnischer Seite ist bestätigt und eine Bevölkerung von ungefähr 200,000 Seelen mit Rußland vereinigt worden.

Die Länder Hessen-Cassel, Braunschweig und alle Gebiete, welche der König von Preußen auf dem linken Elbufer besaß, Magdeburg einbegriffen, bilden das Königreich Westfalen. Prinz Jerôme Napoléon, Bruder des Kaisers, ist als König von Westfalen anerkannt worden.

Danzig mit einem Gebiet von zwei Meilen im Umkreis ist zu einer freien, unter dem Schutze des Herzogs von Warschau stehenden Hansestadt gemacht worden.

Schlesien, Altpreußen und alle preußischen Gebiete bis zur Elbe sind dem König von Preußen zurückgegeben worden.

Der König von Preußen verzichtet auf alle Ansprüche, Erbrechte u. s. w. in allen Deutschen Staaten.

Alle Fürsten des Rheinbundes sind anerkannt worden, ebenso alle Bestimmungen, welche Kaiser Napoleon über die Besitzungen, die unter seiner Herrschaft bleiben, treffen mag.

Pensionen sind dem ehemaligen Kurfürsten von Hessen-Cassel, dem Prinzen von Oranien und dem Fürsten von Braunschweig bewilligt worden.

Die Fürsten von Mecklenburg und der Fürst von Sachsen-Coburg sind in den Besitz ihrer Staaten wieder eingesetzt worden.

„Meine Sorgfalt ist meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte Gott täglich in meinem sie einschließenden Gebete, daß er sie segne und seinen guten Geist nicht von ihnen nehmen möge.

Es mag kommen, was da will, mit und in der Vereinigung mit unsern guten Kindern werden wir glückselig sein."

Als die königliche Dulderin diese Zeilen schrieb, ahnte sie nicht, welches Denkmal sie sich und den Ihrigen damit setzte. Kein Schriftsteller vermag ihren eigenen hohen Geist, die Trefflichkeit ihres Gatten und die Art ihrer „guten Kinder" mit schlichteren und ergreifenderen Worten zu zeichnen, als sie dies gethan. Für sich selber längst hoffnungslos, lebte sie nur noch für ihre Familie, dachte und sorgte unablässig für die geliebten Söhne und Töchter. „Ich beklage mich nicht", so sagte sie eben damals, „daß meine Lebenstage in diese Unglücksepoche fielen. Vielleicht gab mein Dasein Kindern das Leben, die einst zum Wohl der Menschheit beitragen werden."

(Eigenhändige Unterschrift des königlichen Vaters.)

Ihre Mutterliebe täuschte sie nicht, wenn sie Großes von ihren Kindern erwartete. Der ahnungsvolle Takt, mit dem sie ihrer ältesten Tochter, der „vornehmen" Charlotte (späteren Kaiserin von Rußland) eine glänzende Zukunft verkündigte, leitete sie auch bei der Beurtheilung der andern Kinder. Der Kronprinz war ihr selber am ähnlichsten: der gleiche hochstrebende, „idealische" Sinn, die gleiche, so zu sagen, literarische Ader, die im Reden oder Schreiben für jede Stimmung den treffendsten, ja hinreißendsten Ausdruck zu finden wußte, freilich auch die gleiche Lebhaftigkeit aller Affekte, die, so sehr sie der Mutter zur Zierde gereichte, für die Entwickelung des Sohnes wohl einige Bedenken erregen durfte. Wie er aber einmal war, erschien das Lob, welches ihm Luise spendete, völlig gerechtfertigt; und mit ähnlichen Worten rühmte sein Erzieher Delbrück seinen „eindringenden Verstand bei lebhafter Einbildungskraft, Wißbegierde und Lerntrieb bei treuem Gedächtniß, rege Theilnahme für das Wohl und Wehe der Menschheit und Einzelner bei tiefstem Gefühl und religiösem Sinn."

Prinz Wilhelm dagegen glich in der That dem Vater. Einfach, bieder und verständig glänzte er nicht leicht durch überraschende Einfälle oder schwungvolle Reden, aber Jedem, der ihn näher kennen lernte, flößte er unbedingtes Vertrauen auf die kräftige Gesundheit seiner ganzen Geistesanlage ein. Beim Unterricht zeigte er rege Wißbegierde, vereint mit dem Bestreben, bei der Erweiterung seiner Kenntnisse erst dann zu einer höheren Stufe fortzuschreiten, wenn er sich auf der niederen völlig sicher fühlte. Historische Studien, die den Kronprinzen begeisterten, regten auch ihn mächtig an, und es wurde mit Freude bemerkt, wie er die Schriften Friedrichs des Großen, die „Geschichte des Hauses Brandenburg", die „Geschichte meiner Zeit" und „die

Geschichte des siebenjährigen Krieges" so eifrig studirte, als ob er in diesen Denkmalen alten Ruhmes einen Weg zur Rettung aus dem Elend der Gegenwart suche.

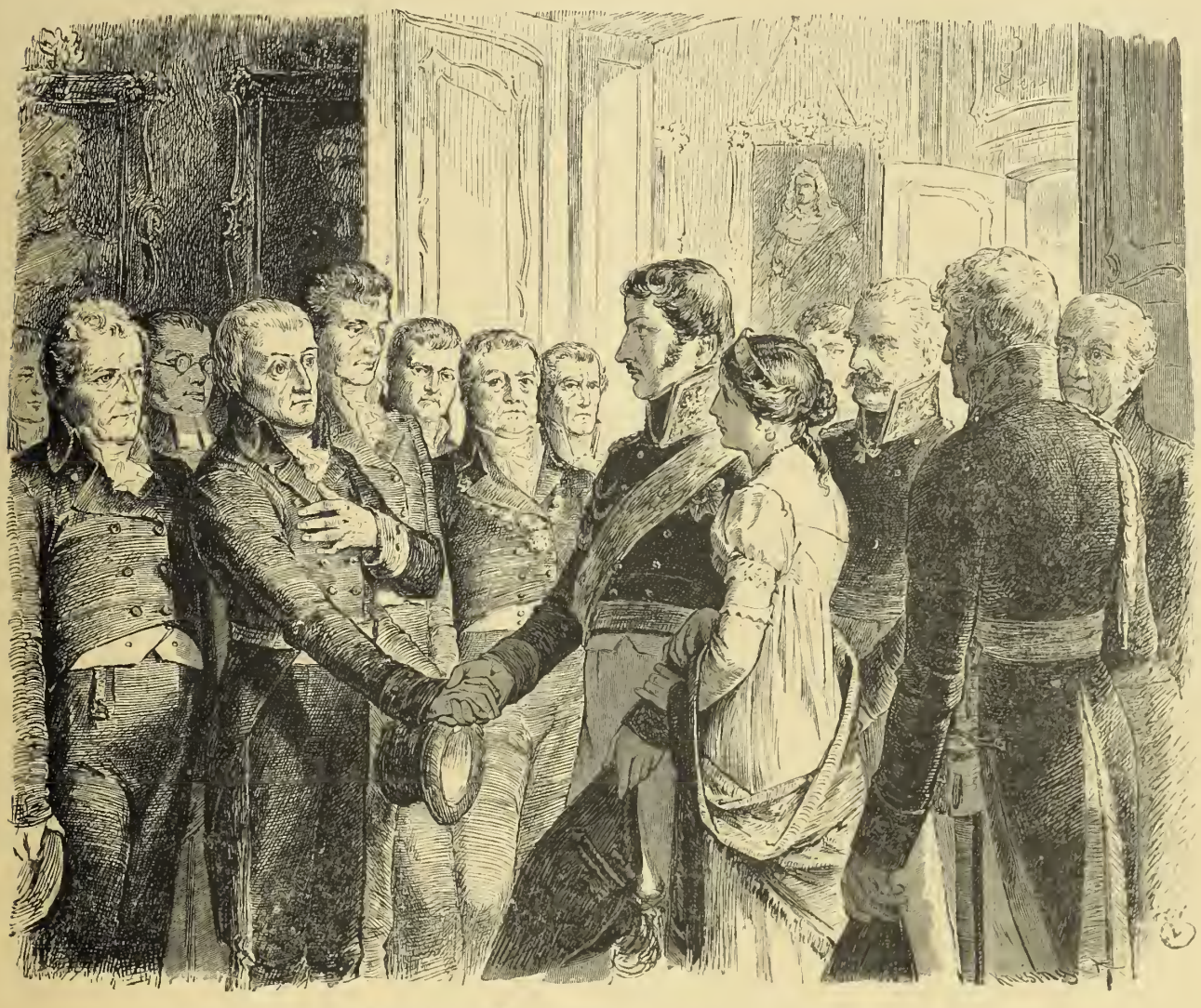
Bis zum Jahre 1809 blieb Delbrück sein und des Kronprinzen Lehrer und Erzieher. Dann wurden die Jünglinge einem militärischen „Obergouverneur" anvertraut, dem General von Dierícke, einem charaktervollen Mann, der nach Steins Aeußerung nur dem Guten zustimmte und Böses weder that noch begünstigte. Ueberdies erhielten Beide besondere Lehrer für ihre wissenschaftliche wie für ihre militärische Fortbildung. Zum Unterrichte Prinz Wilhelms wurden der Major von Pirch, der Professor Reimann und Karl August Zeller, ein Schüler Pestalozzis, berufen. Unter ihrer Leitung machte der Prinz die erfreulichsten Fortschritte. Die Lehrer, die ihn einstimmig rühmten, hoben namentlich seinen Ernst und unermüdlichen Fleiß hervor.

Pirch und Reimann waren aber auch Erzieher Prinz Friedrichs, jenes Vetters, mit dem der Kronprinz und Prinz Wilhelm schon als kleine Knaben zusammen exerciert hatten. Die mehrjährige Studiengemeinschaft, die sich hieraus für Friedrich und Wilhelm ergab, erwärmte die jungen Herzen und begründete innige Beziehungen, an denen Beide ihr Leben lang fest gehalten haben. Gelegentlich versammelte sich um dieses Freundespaar ein ganzer Kreis von Gespielen, darunter die Prinzen Wilhelm und Boguslaw von Radziwill, die durch ihre Mutter, Prinzessin Friederike Luise, mit dem preußischen Königshause verwandt waren, und die drei Söhne des trefflichen Landhofmeisters von Auerswald. Dieser hohe Beamte wohnte nämlich im alten Schlosse zu Königsberg, welches auch die königlichen Prinzen während der Jahre 1808 und 1809 beherbergte. Die Nachbarschaft führte zum Verkehr der Letzteren mit den Söhnen des Landhofmeisters, und nach kurzer Frist belebte gegenseitiges herzliches Wohlgefallen die Zusammenkünfte der Jünglinge. Prinz Wilhelm schloß hierbei mit Rudolf von Auerswald, dem mittleren der drei Brüder, geboren am 1. September 1795, einen Freundschaftsbund, der ebenfalls die Zeiten jugendlicher Schwärmerei weit überdauern und ein halbes Jahrhundert später sogar politische Bedeutung gewinnen sollte.

Die Arbeit, die allen Freuden der Mußestunden stets voranging, wendete sich bei Prinz Wilhelm, seinem Geburtsstande wie seiner eigenen Neigung nach, mehr und mehr auf das Heerwesen. Er war ja ein nachgeborener Prinz und von viel schwächerer Gesundheit als sein älterer Bruder. Daß er den Herrscherberuf für sich ins Auge zu fassen habe, stand deshalb gleichsam außerhalb seines geistigen Gesichtskreises. Als vornehmer Herr dereinst nur sein Leben genießen, nur das „métier de prince" betreiben zu wollen, lag ihm aber bei seinem durchgebildeten Pflichtgefühl noch weit ferner, und so widmete er sich mit voller Hingebung den kriegswissenschaftlichen Studien und Uebungen, die ihn vor allen andern anzogen. Er selber hat darüber, nachdem er König geworden war, gesagt: „Nie hätte ich geglaubt, daß die Vorsehung mich zu diesem schweren Amt berufen, nie habe ich daran gedacht, daß ich meinen theuren Bruder überleben würde. Ich war in der Jugend so viel schwächlicher als er, daß nach den Gesetzen der Natur meine Nachfolge auf dem Throne unserer Ahnen außer aller Berechnung lag; darum hatte ich auch stets meine Lebensaufgabe nur im Dienste der preußischen Armee erkannt, darum habe ich mich diesem Dienste mit voller Liebe und Ausdauer hingegeben und glaubte so am besten die Pflichten eines preußischen Prinzen gegen seinen König und sein Vaterland zu erfüllen."

Am 3. Oktober 1807, noch ehe der Hof von Memel nach Königsberg zurückkehrte, stand der „Fähnrich Prinz Wilhelm" zum ersten Mal „in der Front" bei der Leibkompagnie der Garde zu Fuß, der auch der Kronprinz und Prinz Friedrich als Sekondelieutenants angehörten. Am Weihnachtsabend desselben Jahres wurde er durch die Ernennung zum Sekondelieutenant erfreut, und am 21. Januar 1808, als die Garde zu Fuß in Königsberg einrückte, marschirten er und seine prinzlichen Kameraden an der Spitze derselben. Seitdem that er bei allen Paraden Dienst in der Front und benutzte jede Gelegenheit, um sich zu einem tüchtigen Offizier auszubilden. Von den

Fenstern seiner Wohnung beobachtete er täglich die im Schloßhofe exercierenden Kompagnien. Bei den Felddienstübungen vor den Thoren Königsbergs folgte er mit gespannter Aufmerksamkeit den taktischen Neuerungen, die sich damals überall Bahn brachen, dem Ausschwärmen der Tirailleurs, dem Sturmlauf tiefer Angriffskolonnen, dem schnellen Sammeln fester Defensivquarrees. Sein militärischer Mentor, der Major von Pirch, erläuterte ihm hierbei nicht bloß den Sinn und Nutzen jeder Bewegung, sondern würzte den Unterricht durch sinnige Betrachtungen, die von den Helden der Weltgeschichte Kunde gaben und das Streben nach hohen Zielen in der Brust des Schülers hell entflammten.



Nettelbeck bei Hofe, in Stargard am 21. Dezember 1809.

Gegen Ende des Jahres 1809 erlitten die Studien des Prinzen eine kurze Unterbrechung, weil der König damals seine Residenz von Königsberg nach Berlin verlegte. Die Ursache dieses Schrittes war keine erfreuliche. Denn Friedrich Wilhelm entschloß sich in diesem Augenblick vornehmlich deshalb zur Rückkehr in seine Hauptstadt, um den Kaiser Napoleon, der an dem langen Verbleiben des Hofes im fernen Königsberg schon längst Anstoß genommen hatte, durch einen Beweis entgegenkommenden Vertrauens zu beruhigen. Indessen die Reise der königlichen Familie durch Preußen, Pommern und Brandenburg gestaltete sich trotzdem zu einem herrlichen, herzerquickenden Triumphzuge. Von weither eilten die Bewohner von Städten und Dörfern herbei, um das geliebte Herrscherpaar durch festlichen Empfang zu erfreuen und zugleich sich selber beim Anblick der gekrönten Dulder zu laben. Thränen der Rührung flossen, als in Stargard der alte Nettelbeck, Kolbergs tapferster Bürger, in die Worte ausbrach: „Ach, wenn ich Eure Majestät und

meine gute Königin jetzt so vor mir sehe und bedenke das Unglück, das Sie noch immer so schwer zu tragen haben: dann ist mir's, als möchte mir das Herz aus dem Leibe entfallen. Gott erhalte Eure Majestäten und gebe Ihnen Kraft und Stärke, daß Sie diese harte Schicksalsprüfung bald und glücklich überstehen mögen!"

Der feierliche Einzug in die Hauptstadt fand am 23. Dezember statt. Der König hoch zu Roß, die Königin mit ihren jüngeren Kindern in einem schönen neuen Wagen, den ihr Berlin zum Empfange geschenkt hatte. Als die ringsum wogenden Volksmassen lauten Jubelruf erhoben, dankte Luise weinend, während Friedrich Wilhelm die Erschütterung, die auch ihn ergriff, bis zu mildem Ernst bemeisterte. Mit der Garde zu Fuß marschirten der Kronprinz, Prinz Wilhelm und Prinz Friedrich die Straßen entlang und am Palais ihres Vaters vorbei, wo ihre sämmtlichen Verwandten auf dem Balkon standen, um die jungen Krieger vorüberziehen zu sehen.

Das Berliner Leben bildete für Prinz Wilhelm zunächst eine friedliche Fortsetzung seiner Königsberger Tage. Wissenschaftliches Studium, vornehmlich zur Beförderung der militärischen Laufbahn, nahm jede Stunde in Anspruch, die nicht billiger Weise der Muße überlassen werden mußte. Den Hauptunterricht ertheilte aber ihm und dem Prinzen Friedrich in Berlin nicht mehr Major von Pirch, sondern der als Lehrer besonders befähigte Kadettenoffizier Hauptmann (nachmals General) von Reiche. In seinen Memoiren erzählt Reiche, wie er die beiden Prinzen seit dem Jahre 1810 belehrt und welchen Eindruck er von ihnen empfangen habe. „Die Unterrichtsgegenstände," so sagt er, „waren Befestigungskunst, Aufnahmen und militärisches Zeichnen. Prinz Wilhelm war damals 13, Prinz Friedrich 16 Jahre alt. Beide zeichneten sich durch anhaltenden Fleiß und durch Aufmerksamkeit aus, daher sie auch vorzügliche Fortschritte machten. Besonders that sich Prinz Wilhelm durch große Ordnungsliebe, Talent zum Zeichnen und durch einen für sein Alter ernsten und gesetzten Charakter hervor. Es lag in ihm der wahre zuverlässige Soldat und Anführer, wie er es nachher auch in vollem Maße geworden ist.

„Sein Vetter, Prinz Friedrich, war ein galanter junger Prinz von liebenswürdigem Charakter, ritterlich und mit hübschen Anlagen und Fähigkeiten begabt. Auch er war beim Unterricht sehr aufmerksam und hatte auch, wie Jener, viele Anlagen zum Zeichnen und Aufnehmen. Als die große Schilderhebung gegen das fremde Joch eintrat, hörte der Unterricht natürlich auf.

„Zum Zeichen der Anerkenntniß für meine desfallsigen Bemühungen empfing ich von den beiden Prinzen einen schön gearbeiteten Säbel, den ich, ihnen zum Andenken, in den nachfolgenden Kriegsjahren als treuen Begleiter und als Talisman stets an meiner Seite trug."

Dem hohen Lob, welches Reiche in diesen Zeilen dem Prinzen Wilhelm spendet, gleicht die dankbare Gesinnung, die dieser seinem trefflichen Lehrer alle Zeit bewahrt hat. Reiche war so glücklich, im Jahre 1813 zur Erringung des Sieges von Großbeeren wesentlich beitragen zu können. Der Prinz sprach ihm hierfür noch bei der vierzigjährigen Jubelfeier jenes Sieges, im August 1853, als sein „treu ergebener Zögling" die wärmste Anerkennung aus.

Im Jahre 1810 aber, als Reiche den Unterricht des Prinzen übernahm, trug Preußen noch immer die Fesseln der Fremdherrschaft, und die Hoffnung, das Vaterland dereinst wieder frei und glücklich zu sehen, schien kaum mehr berechtigt zu sein. Manches patriotische Herz erlag damals der endlosen Qual, und auch Luisens Lebenskraft brach in erschütterndem Sturze zusammen.

Anfang 1810 erkrankte die Königin wiederholt. Als der Sommer begann, beschloß sie zur Erholung von Leib und Seele einen Besuch bei ihrem Vater in Mecklenburg-Strelitz zu machen. Die Reise und das Wiedersehen der Ihrigen schienen sie in der That zu erfrischen. Bald jedoch erkrankte sie von Neuem, und keine Kunst der Aerzte vermochte ihr Rettung zu bringen. Die Gefahr, die ihr allmählich deutlich wurde, erweckte in ihrer selbstlosen Seele nur Sorge um die Ihrigen. „Bedenken

Sie," so sagte sie zu ihrem Leibarzt Dr. Heim, „wenn ich dem König stürbe und meinen Kindern." Gleich darauf — in der Morgenfrühe des 19. Juli — wurde ihr wenigstens die Freude zu Theil, den Gemahl und die beiden ältesten Söhne, die soeben von Berlin an ihr Schmerzenslager im Schloß Hohenzieritz geeilt waren, noch einmal zu sehen. Aufzeichnungen von Augenzeugen berichten darüber: „Der König, der durch die Aerzte schon die Gewißheit des nahen Todes der Königin erfahren hatte, schien wie zermalmt vor Schmerz, doch nahm er alle seine Kraft zusammen. Als die Königin ihn erblickte, sagte sie mit schwacher Stimme: „Mein lieber Freund, wie freue ich mich, dich zu sehen .... Bin ich denn so gefährlich krank?" — Er suchte sie zu überreden, er glaube nicht, daß sie in Gefahr sei, er weine nur, weil er sie so leiden sehe.

„Wer ist mit dir gekommen?" — „Fritz und Wilhelm." — „Ach Gott, welche Freude!" sagte sie. Er fühlte ihre Hand in der seinen zittern und kaum noch Herr seiner Gefühle, rief er: „Ich werde sie holen."

Als der König wieder eintrat, mit ihm jetzt der Kronprinz und der Prinz Wilhelm, sagte sie: „Ach, lieber Fritz, lieber Wilhelm, seid ihr da?" — Der Kronprinz und sein Bruder stürzten beide an das Bett der Mutter. Heim hörte sie laut weinen und schluchzen. Sie gingen und kamen wieder, sobald die abwechselnden Brustkrämpfe der kranken Mutter auf kurze Zeit Ruhe ließen.

„So nahte die neunte Stunde, die Todesstunde. Ein neuer Krampfanfall trat ein. „Luft!" „Luft!" seufzte die Königin, „ach mir hilft nichts mehr als der Tod." — Es war zehn Minuten vor neun Uhr Vormittags, als der letzte Krampf über die Sterbende kam. Sie bog sanft das Haupt zurück, schloß die Augen und rief deutlich aus: „Herr Jesu, Jesu, mache es kurz!" — Mit einem letzten Seufzer endete ihr Leben fünf Minuten vor neun Uhr.

„Der König war zurückgesunken. Er raffte sich wieder auf und hatte noch die Kraft, seiner Luise unter Küssen, unter Thränen die Augen zuzudrücken, „seines Lebens Sterne, die ihm auf seiner dunklen Bahn so treu geleuchtet." Dann stürzte er hinaus, um seine Söhne hereinzuholen. Er selbst hatte sie vorher aus dem Sterbezimmer hinaus in den Schloßgarten gehen heißen.

„Der König führte seine Söhne an das Todtenbett. Sie brachen in den lautesten Schmerz aus, sanken am Sterbelager der Mutter auf die Kniee und benetzten ihre Hände mit heißen Thränen. Der Vater und der Großvater fielen einander in die Arme und hielten sich lange umfaßt.

„Einige Stunden nach dem Hinscheiden kamen die älteste Tochter, Prinzeß Charlotte, und der dritte Sohn, Prinz Karl. Alle knieten an der Leiche nieder wie an einem Altar." —

Woran war Luise gestorben? — Der nüchterne ärztliche Bericht konstatirte vornehmlich ein schweres unheilbares Brustleiden. Indessen Niemand sah hierin die eigentliche Todesursache. Das leibliche Siechthum erschien dem König wie seinem ganzen Volke nur als eine schreckliche Wirkung der bittern Seelenqual, die Luise Jahre lang getragen und der sie endlich erlegen. Nur Kaiser Napoleon hatte ihr diese Qual verursacht, nur er sie in Krankheit und Tod getrieben. Zu den unzähligen Opfern, die Preußen dem fremden Tyrannen schon längst an Gut und Blut gebracht hatte, mußte daher auch das edelste und beweinenswertheste, die hochherzige Königin, gerechnet werden. Glühend wie geschmolzenes Erz brannte dieser Gedanke in den Seelen des Königs, seiner Kinder, aller Patrioten, und die tiefe Sehnsucht nach der Befreiung des Vaterlandes verwandelte sich bei Jung und Alt in das heiße Verlangen nach — Rache für Luise.

Die Leiche der Königin wurde noch im Juli 1810 im Berliner Dome beigesetzt, von dort aber kurz vor Weihnachten in das Charlottenburger Mausoleum verbracht, wo bald darauf ihr von Rauchs Meisterhand geschaffenes Marmorbildniß den Schmerz um ihr frühzeitiges Ende neu belebte. Unter den zahlreichen Liedern, die vaterländische Sänger damals ihrem Andenken gewidmet haben, zeichnet keins treffender die Stimmung, in der ganz Preußen der Heimgegangenen gedachte, als Theodor Körners Sonett:

Du schläfst so sanft, die stillen Züge hauchen
Noch deines Lebens schöne Träume wieder;
Der Schlummer nur senkt seine Flügel nieder
Und heil'ger Friede schließt die klaren Augen.

So schlumm're fort, bis deines Volkes Brüder,
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,
Mit Gott versöhnt, die rost'gen Schwerter brauchen,
Das Leben opfernd für die höchsten Güter!

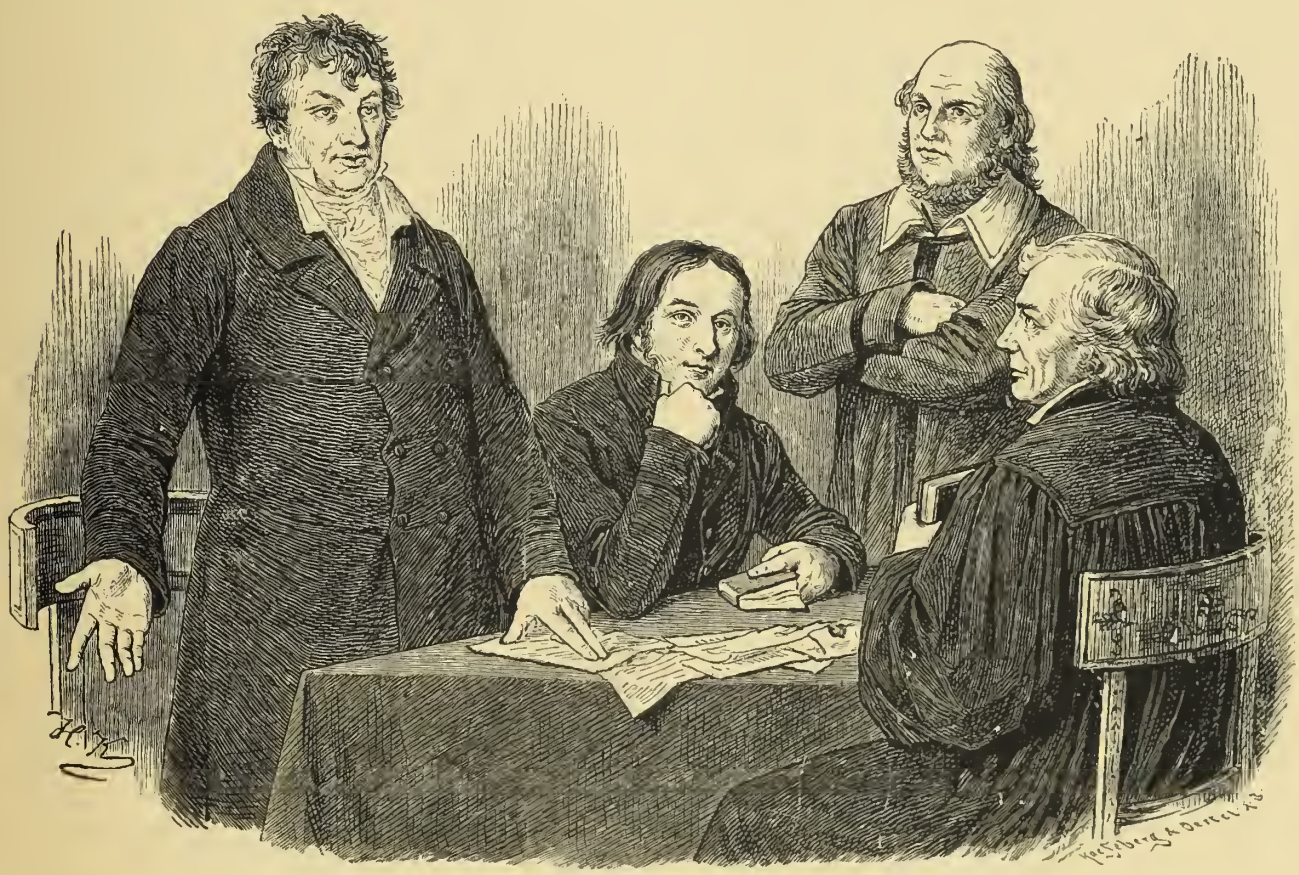
Tief führt der Herr durch Nacht uns zum Verderben;
So sollen wir im Kampf uns Heil erwerben,
Daß unsre Enkel freie Männer sterben!

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache,
Dann ruft dein Volk, dann, deutsche Frau, erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache.

Nach Luisens Tod vergingen, bis „der Tag der Freiheit und der Rache" anbrach, noch volle drittehalb Jahre, eine lange Zeit unverändert harten Druckes, aber auch immer zäheren Ringens, um dem preußischen Staate die Pforte einer besseren Zukunft offen zu halten. Die Verwaltungsreformen, welche der König und seine Minister durchführten, steigerten die Leistungsfähigkeit aller Volksschichten; die Heeresrüstung bereitete sich vor, den großen Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht sobald als möglich zu verwirklichen; und was an physischer Kraft noch zu wünschen übrig blieb, das suchte der Staat nach Friedrich Wilhelms schönem Wort durch höhere Geistesbildung zu ersetzen. Die großen Universitäten von Berlin und Breslau wurden in den Jahren 1810 und 1811 gegründet, und in der Hauptstadt sammelte sich überdies eine stolze Reihe von Denkern und Dichtern, die ihr Wort und ihre Feder ausschließlich in den Dienst des Vaterlandes stellten. Heinrich von Kleist und Ernst Moritz Arndt, Wilhelm von Humboldt, Fichte und Schleiermacher rangen alle nach demselben Ziel, jedes preußische Herz mit unbegrenztem Opfermuth für das Gemeinwohl zu erfüllen. Das junge Geschlecht, welches in diesen Tagen die Schwelle des Mannesalters erreichte, genoß das hohe Glück, mächtiger, tiefer und vielseitiger als irgend eine Generation der Vorfahren zu allem Großen und Edlen angeregt zu werden.

Prinz Wilhelm sollte bald Angesichts des preußischen Heeres und des ganzen Volkes Zeugniß ablegen, wie vortrefflich er die Lehren dieser ernsten Zeit beherzigt hat. Aber fürs Erste, so lange noch der Friede dauerte, mußte er sich begnügen, als ein fleißiger Schüler an der Ausbildung für seinen Beruf zu arbeiten. Im Mittelpunkt stand hierbei fortdauernd das theoretische wie praktische Studium der Kriegswissenschaften. Zahlreiche Felddienstübungen, in denen kleinere oder größere Truppenkorps gegen einander manövrirten, offenbarten dem Prinzen die verborgensten Geheimnisse der Kriegskunst, und der König, der fast immer die Leistungen der einzelnen Abtheilungen eingehend kritisirte, schärfte durch seine Worte das Urtheil des Sohnes über die Zweckmäßigkeit jeder Anordnung in solchem Grade, daß dieser nachmals sagte, die erste und feste Grundlage zu seinen militärischen Auffassungen verdanke er den Felddienstübungen jener Jahre. Eine Erinnerung an dieselben erregt noch heute die Aufmerksamkeit der Besucher des Babelsberges bei Potsdam. Denn eines Tages erhielt der Prinz den Auftrag, zur Sicherung des Ueberganges, der vom Glienecker Werder nach Nowaweß führt, auf der beherrschenden und damals größtentheils unbewaldeten Höhe des Babelsberges eine Feldschanze zu erbauen. Er entwarf den Plan zum Bau, überwachte dessen Aufführung, und als die Schanze nahezu vollendet war, erschien der König, die Arbeit des Sohnes zu prüfen. Viele Jahre später gedachte Prinz Wilhelm, nachdem er auf dem Babelsberg seine herrliche Sommerresidenz errichtet hatte, der alten, im Laufe der Zeit halb verfallenen Schanze und ließ sie genau in der Gestalt, die er als Jüngling vorgezeichnet hatte, wieder herstellen.

Gegen Ende des Jahres 1812 zeigten sich die ersten Hoffnungsstrahlen für die baldige Befreiung des Vaterlandes. Kaiser Napoleon hatte damals zwar dem Anscheine nach größere Erfolge als je bisher errungen, da er im Kriege mit Zar Alexander I. mehrere glänzende Siege erfochten und ganz Westeuropa mit Einschluß von Preußen und Oesterreich gezwungen hatte, ihm bei diesem Kampfe Heeresfolge zu leisten. Indessen schon im Spätherbst dieses Jahres, als der Kaiser quer durch die russischen Steppen gen Moskau zog, erkannten einsichtige Patrioten, daß selbst Frankreichs Riesenkräfte zu dauernder Bewältigung des großen Slavenstaates nicht hinreichen würden. Die ungeheure Ausdehnung des Kriegsschauplatzes und die Ungunst des Klimas mußten, falls der Zar entschlossen im Kampf aushielt, zuletzt seinen Gegnern verderblich werden. Für Deutschland ergab sich alsdann die Möglichkeit, auch seinerseits das Joch der Fremdherrschaft abzuschütteln, und Friedrich



Fichte, Arndt Jahn, Schleiermacher.

Wilhelm machte sich deshalb sofort ans Werk, seine Streitmittel zu vermehren und außerdem noch Bundesgenossen zu gemeinsamer Erhebung gegen Napoleon anzuwerben. Leider mußte er sich fürs Erste hierbei auf solche Kriegsvorbereitungen beschränken, die in tiefster Heimlichkeit getroffen werden konnten, weil Berlin nebst den brandenburgischen Marken von französischen Reservetruppen dicht besetzt und er selber deren Angriffen, wenn er den Kampf zu frühzeitig anfing, fast wehrlos preisgegeben war. Selbst die Nachrichten vom Brande Moskaus, vom kläglichen Rückzug der Franzosen und von der Flucht Napoleons aus Rußland gestatteten ihm noch nicht offen aufzutreten. Da verrieth plötzlich eine ebenso hoch patriotische wie sehr bedenkliche That, was der König und sein Volk demnächst beginnen würden. General von York, der Führer der preußischen Abtheilung im französischen Heere, trennte sich nämlich in der Konvention von Tauroggen, die er am 30. Dezember 1812 mit den Russen abschloß, eigenmächtig von den bisherigen Alliirten. Freilich entzückte er

dadurch das ganze Preußenvolk, weil seine That wie ein leuchtendes Signal aller Welt die nahende Entscheidungsstunde verkündigte und überdies den Russen so großen Vorschub leistete, daß sie den weichenden Franzosen bis auf deutschen Boden zu folgen vermochten; aber den König setzte York in die bitterste Verlegenheit. Die Konvention zu genehmigen, war durchaus unmöglich. Ja, Friedrich Wilhelm sah sich zu seinem größten Herzeleid sogar zu täuschenden Aeußerungen genöthigt, als ob er die That des Generals aufs strengste verurtheile. „Da haben wir's," so brach er vor seinen Söhnen los, „der Skandal von 1806 mit den Kapitulationen geht wieder an, das ganze York'sche Korps hat kapitulirt." Und den Offizieren der Potsdamer Garnison, welche die Konvention mit

Bau der Schanze auf dem Babelsberg im Sommer 1811.

Jubel als den Anfang des Befreiungskrieges begrüßten, ließ er melden: „Ich höre von fabelhaften Gerüchten, die sich verbreiten; sind alle falsch; ich allein habe die richtigen Berichte. General von York hat kapitulirt und wird vor ein Kriegsgericht gestellt. Verstehen Sie mich? Alle anderen Versionen sind auf das ernsteste zu untersagen". Durch solche Worte erreichte der König, daß der Argwohn der ihn umlauernden Feinde, die ihn und seine Familie ohne Mühe hätten gefangen nehmen können, noch einige Zeit eingeschläfert wurde; aber er füllte auch, wie nicht anders sein konnte, die Herzen der getreuesten Unterthanen, zumal der ihm Nächststehenden, mit Qual und Sorge. Seine Söhne bemerkten wohl, daß jene bitteren Worte mit mancher anderen Aeußerung, vor Allem mit der kühneren Stimmung des Vaters, die keineswegs die Erneuerung des Skandals von 1806, sondern eine große und herrliche Zukunft ahnen ließ, in scharfem Widerspruch standen; ihre jugendliche

Unerfahrenheit fühlte sich jedoch von dem verdeckten Spiel, welches zur Bekämpfung der schnöden napoleonischen Gewaltherrschaft unentbehrlich war, aufs schwerste beunruhigt, und tröstend klang deshalb in Prinz Wilhelms Ohr das tapfere Wort seines Erziehers, des Majors von Pirch: „die Würfel sind gefallen; Preußen wird nicht untergehen."

Drei Wochen nach der Konvention sah sich Friedrich Wilhelm endlich in der Lage, die Ketten, die ihn bisher gefesselt, zu sprengen. Ein denkwürdiges Ereigniß im Schooß der königlichen Familie bezeichnete den Eintritt der neuen Zeit, der Zeit „der Freiheit und der Rache." Der Kronprinz wurde am 20. Januar 1813 konfirmirt und legte bei der heiligen Handlung, nach der schönen Sitte des preußischen Herrscherhauses, ein ausführliches Glaubensbekenntniß ab. Ein Ohrenzeuge, Bischof Eylert, schildert die fromme Feier in folgender Weise.

„Alle Eingeladenen, die Minister, Generale, Geheimräthe und Geistlichen, erkannten und fühlten den hohen Ernst und die tiefe Bedeutung dieser an sich schon heiligen Handlung; und nun vollends unter solchen Zeitumständen. Der Kronprinz stand mit dem Bischof Sack am Altare, zunächst dem Kreise der königlichen Familie, vor seinem hohen königlichen Vater. Aller Augen waren auf ihn, den schönen königlichen Jüngling, damals 17 Jahre alt, gerichtet und alle Herzen ihm zugewandt. Gebet, Rede, Prüfung, Alles trug den Charakter der ernsten Würde, Ruhe und Andacht.

„Der Prinz beantwortete die ihm vorgelegten Fragen freimüthig, bestimmt und, wie man deutlich bemerkte, nicht so sehr aus dem Gedächtnisse mit dem auswendig Gelernten, als vielmehr mit Geistesgegenwart in freiem Selbstdenken. Sack war nach der systematischen Reihenfolge der Hauptwahrheiten des Christenthums, die er kurz durchgehen wollte, noch in der ersten Hälfte der Prüfung, als er, bei dem Kapitel vom Glauben an die göttliche Vorsehung, dem Kronprinzen die Frage vorlegte: „Und was soll dieser Glaube an die Alles umfassende, allweise und allgütige Weltregierung Gottes bei schweren Unglücksfällen in einer dunkeln räthselhaften Zeit, wie die gegenwärtige, auf Sie wirken?" — Den edeln hochsinnigen Jüngling ergriff das schwere Gewicht dieser Frage und des darauf zu gebenden Bekenntnisses; es erhob sich seine Brust, erfüllt mit frommen Gelübden und großen Hoffnungen, und kühn und heldenmüthig antwortete er mit verstärkter Stimme:

„Dieser Glaube soll und wird mich erheben, stärken, kräftigen. Fest und ruhig glaube ich an den, der zum Uebermuthe spricht: „Bis hierher und nicht weiter! Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen." Ich glaube an den Allgerechten, der den Frommen das Licht läßt aufgehen in der Finsterniß und Freude den redlichen Herzen. Das Morgenroth eines besseren Tages bricht an. Ich hoffe mit freudiger Zuversicht, der allmächtige Gnädige Gott wird mit meinem königlichen Vater, seinem Hause und treuen Volke sein. Amen!" Dies Amen durchzuckte wie ein elektrischer Schlag alle Anwesenden; eine allgemeine Bewegung trat ein, und die tiefe Rührung ergoß sich in Thränen.

„Der Kulminationspunkt der heiligen Feier war damit eingetreten. Sack fühlte in seinem richtigen reinen Takte, daß Alles, was noch nachfolgen könnte, dagegen matt sein würde. Mit voller Geistesgegenwart und Ruhe schloß er an das Amen des Kronprinzen ein kurzes salbungsvolles Gebet, segnete mit kräftigen Bibelsprüchen ihn ein, und der geweihte Thronerbe sank in kindlicher Pietät seinem königlichen Vater an das bewegte treue Herz."

Die erwähnten Bekenntnißworte des Kronprinzen bildeten aber nicht bloß den Kulminationspunkt der Konfirmationsfeier. Im Gegentheil! Sie klangen allen Anwesenden zugleich wie die begeisterungs- und weihevollste Verkündigung des nahe bevorstehenden Heldenkampfes und sie zeigten überdies die eigenartige Begabung des jungen Fürsten, welcher dereinst als Friedrich Wilhelm IV. den preußischen Thron besteigen sollte, in anziehendster Beleuchtung. Welch hoher Schwung der Rede! Welche Tiefe des historischen Empfindens, fast dieselben Worte zu gebrauchen, mit denen

vor 150 Jahren das Brandenburg des Großen Kurfürsten sich gegen die stolzen Wellen des schwedischen Uebermuthes erhoben hatte! Und vor Allem, welch freudiges zuversichtliches Gottvertrauen! „Das Morgenroth eines besseren Tages bricht an“ — das war der Ruf, der die Herzen der erlauchten Versammlung erbeben machte und Thränen der Rührung den Augen ergrauter Krieger erpreßte.

Zwei Tage darauf reiste der König mit seinen Söhnen von Berlin nach Breslau ab. Dort standen keine französischen Truppen, und ohne Besorgniß vor feindlichem Ueberfall vermochte Friedrich Wilhelm nunmehr offener zu handeln. Schon am 3. Februar erging der Aufruf, daß die Jünglinge, die bisher nicht wehrpflichtig gewesen waren, als freiwillige Jäger ins Heer eintreten möchten. Schlag auf Schlag folgten sodann die Aufhebung aller früheren Befreiungen vom Kriegsdienst, die Organisation der Landwehr und die Einrichtung des Landsturmes. Am 10. März, an Luisens Geburtstag, schuf der König im Orden des eisernen Kreuzes das schmucklos ernste, aber um so ergreifendere Ehrenzeichen des Befreiungskrieges, und am 17. unterzeichnete er den vom Staatsrath Hippel entworfenen Aufruf „An mein Volk“, der voll edelster Beredtsamkeit die „Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern und Lithauer“ beschwor, eingedenk zu sein der heiligen Güter, welche die Vorfahren in blutigen Kämpfen erworben, der Gewissensfreiheit, Ehre und Unabhängigkeit, die nur noch durch Krieg und Sieg über den treulosen Kaiser der Franzosen behauptet werden könnten. „Es beginnt jetzt der letzte entscheidende Kampf für unser Dasein, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden, oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegen gehen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag.“

Th. G. von Hippel.

Mit einer Hingebung ohne Gleichen antwortete das preußische Volk dem Rufe seines Königs. Zuerst bildeten die „freiwilligen Jäger“ mehrere Freikorps, unter denen „Lützows wilde verwegene Jagd“ den weitesten Ruf gewann. Danach strömte Alles zu den Sammelplätzen von Linie, Landwehr und Landsturm. Die Hörsäle der Universitäten und Gymnasien verödeten, die Gerichts- und Amtsstuben wurden leer, weil Lehrer und Schüler, Räthe und Assessoren, Kläger und Beklagte gleichermaßen zu Büchse und Säbel griffen. Der alte Kriegsadel Brandenburgs, die armen Leinweber Schlesiens, der Bauer, sein Sohn und sein Knecht — Keiner, Keiner blieb zurück. Selbst Frauen mischten sich, ihr Geschlecht verheimlichend, in die Reihen der Streiter; und wer nicht mit seinem Blute dem Vaterlande zu dienen vermochte, der gab, was er sonst besaß, Gold- und Silbergeräthe, Pferde und Waffen, Lebensmittel und Kleider. Nicht weniger als 150,000 Trauringe wurden der Berliner Münze eingeliefert und von dieser gegen eiserne mit der sinnigen Inschrift: „Gold gab ich für Eisen“ umgetauscht. Manch armes Mädchen bereicherte die Staatskasse durch den Verkauf seines Haares um einige Thaler.

Mit solchen Mitteln stellte das kleine Königreich, vom Landsturm abgesehen, nicht weniger als 271,000 Mann ins Feld, ein größeres Heer als außer Frankreich irgend eine Macht Europas für diesen Krieg aufzubringen vermochte. Und welch ein Geist lebte in den Schaaren der Preußen! Herrlich bewährte sich in ihnen die allgemeine Wehrpflicht, die Vermischung der Stände in den Kompagnien und Schwadronen. Der Idealismus der gebildeten Jugend gab der Seele des Bauern

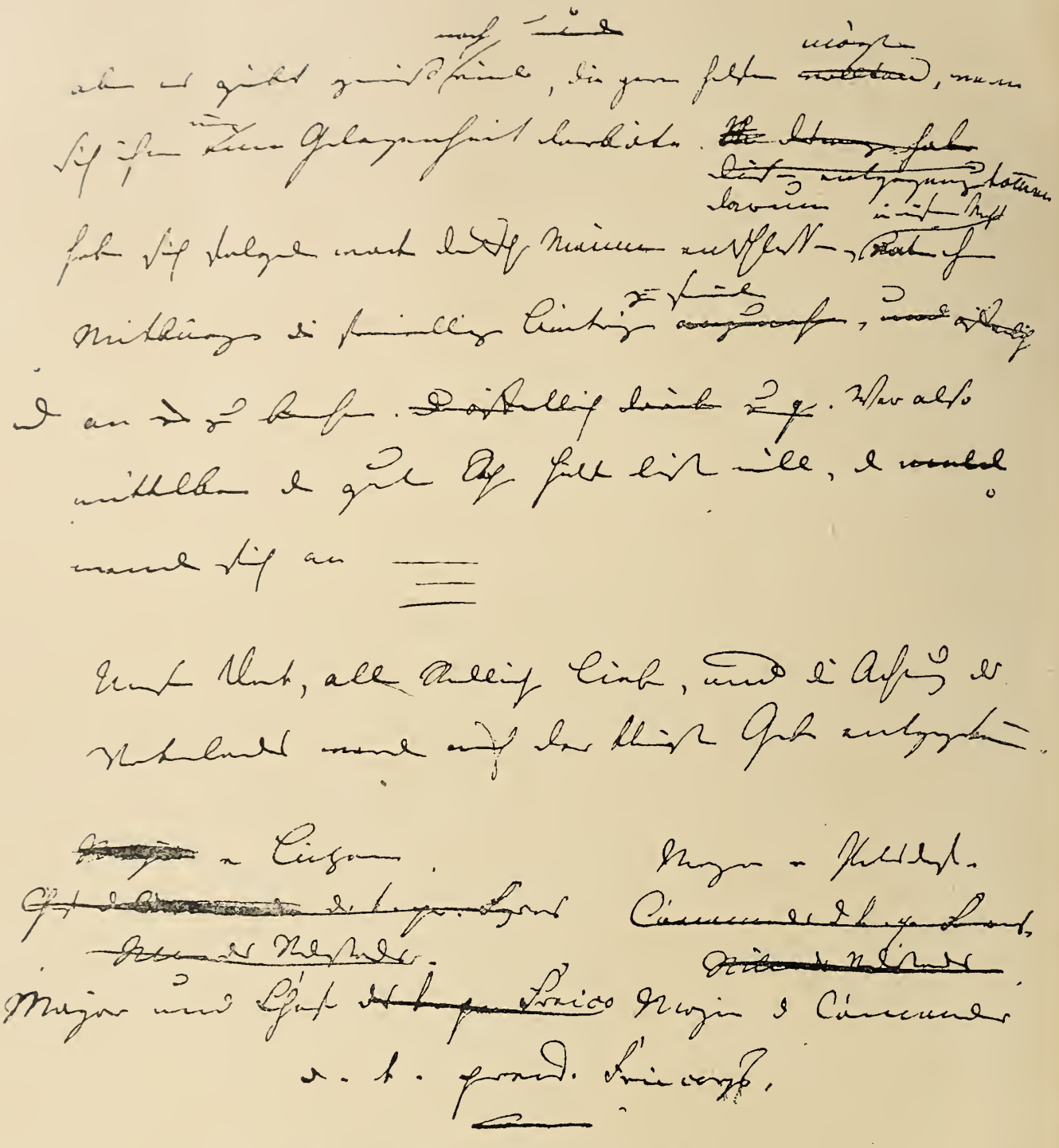
Facsimilenachbildung des Entwurfs zu einem Aufrufe Theodor Körners

Entwurf zu einem Aufrufe. Von Theodor Körner eigenhändig geschrieben in Leipzig im April 1813. Förster

Aufforderung an alle Gutgesinnte.

Der ~~Hochherzige~~ König von Preußen erlaubte uns, unter seinem Feldzeichen die Jünglinge aller Provinzen Deutschlands zu sammeln, die freiwillig sich entschlossen hätten, für die heilige Sache des Vaterlandes Gut und Leben hinzuwerfen, und Theil zu nehmen an der großen Bewegung der Zeit, die den Frieden und das Glück in unsere Grenzen zurückführen soll. So entstand unser Corps. Freie Männer brachten sich selbst, andere, von Verhältnissen gebunden, halfen mit Rüstung und Zuspruch. Auch aus Leipzig, ja fast aus allen Theilen Sachsens drängt sich die muthige Jugend zu unserer Schaar, und patriotische Männer ~~steuern~~ steuern zu der Kasse, aus der wir die ~~Unbemittelten~~ ~~armen~~ ~~Freiwillig~~ Unbemittelten bekleiden. Schon hat der edle Magistrat von Leipzig uns 16 Büchsen für sächsische Freiwillige zugesandt, ~~[illegible]~~ wofür ich hiermit ~~[illegible]~~ öffentlich unsern herzlichsten Dank ~~[illegible]~~ laut zu erkennen geben.

F. Schon sind ~~uns~~ sein über 300 rl an patriotischen Beyträgen eingegangen, ~~[illegible]~~



Aufforderung an alle Gutgesinnte.

Der hochherzige König von Preußen erlaubte uns, unter seinem Feldzeichen die Jünglinge aller Provinzen Deutschlands zu sammeln, die sich freiwillig entschlossen hätten, für die heilige Sache des Vaterlandes Gut und Leben hinzuwerfen und kräftigen Theil zu nehmen an der großen Bewegung der Zeit, die den Frieden und das Glück in unsere Gränzen zurückführen soll. So entstand unser Corps. Freie Männer brachten sich selbst, andere, an Verhältnisse gebunden, halfen mit Rüstung und Zuspruch. — Auch aus Leipzig, ja fast aus allen Theilen Sachsens drängt sich die muthige Jugend zu unsrer Schaar, und patriotische Männer steuern zu der Casse, aus der wir die Unbemittelten bekleiden. Schon hat der edle Magistrat von Leipzig uns 16 Büchsen für sächsische Freiwillige zugesandt, schon sind für uns über 300 Rt. an patriotischen Beiträgen eingegangen, wofür wir hiermit öffentlich unsern herzlichsten Dank laut zu erkennen geben, aber es gibt gewiß noch viele, die gern helfen möchten, wenn sich ihnen nur eine Gelegenheit darböte. Darum haben sich folgende wackere deutsche Männer entschlossen, in unserer Sache unter ihren Mitbürgern die freiwilligen Beiträge zu sammeln und an uns zu liefern?). Wer also mittelbar der guten Sache Hülfe leisten will, der wende sich an .....

Unser Dank, aller Redlichen Liebe, und die Achtung des Vaterlandes werden auch der kleinsten Gabe entgegenkommen.

v. Lützow
Major und Chef

Major von Petersdorf
Major u. Commandeur

d. k. preuß. Freicorps.

Prinz Wilhelm, 17 Jahre alt.

und Handwerkers höheren Schwung. Die Kriegspoesie Körners, Schenkendorffs und Arndts wurde ein Gemeingut der kämpfenden Nation. Fichtes stolzes Wort: „Nicht Siegen oder Sterben soll unsere Losung sein, sondern Siegen schlechtweg!“ lebte in Aller Herzen, und tausend Lippen wiederholten voll hoher Begeisterung Arndts zuversichtliche Verse:

Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände,
Und rufet Alle Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende.

Wundersame Zeit! Wer sie als Greis durchlebte, wurde wieder jung; wer als Jüngling in sie

Vaterlandsliebe im Jahre 1813.

eintrat, reifte über Nacht zum Mann. Andächtige Stille legte sich während der Rüstungen über das ganze Land. Die Kirchen waren voller denn je. Schaar um Schaar ließen die Truppen sich einsegnen zum heiligen Krieg und an der Seite Czar Alexanders, der ebenfalls nach Breslau gekommen war, beteten Friedrich Wilhelm und seine Söhne, als Feldpropst Offelsmeyer den letzten Gottesdienst vor dem Ausmarsch hielt, um den Sieg der vaterländischen Waffen.

Prinz Wilhelm genoß das hohe Glück, die mächtigen Eindrücke dieser großen Wochen ganz und voll in sich aufnehmen zu können. Die schlesische Hauptstadt war der vornehmste Mittelpunkt sowohl der antinapoleonischen Politik Europas wie der Kriegsrüstung und der volksthümlichen Erhebung. Der Blick des Jünglings schärfte sich bei der Beobachtung der zahlreich anwesenden Fürsten, Staatsmänner und Generale, sein Herz weitete sich, wenn der Taktschritt der erprobten preußischen und russischen Kerntruppen erdröhnte, oder wenn immer neue Schaaren von Freiwilligen in

jubelndem Gewimmel durch die Straßen drängten. Brausend schlug der Gesang der tapfern Wehrmänner an sein Ohr, und oftmals mag auch er voll jugendlichen Thatendurstes in Körners hohes Lied mit eingestimmt haben:

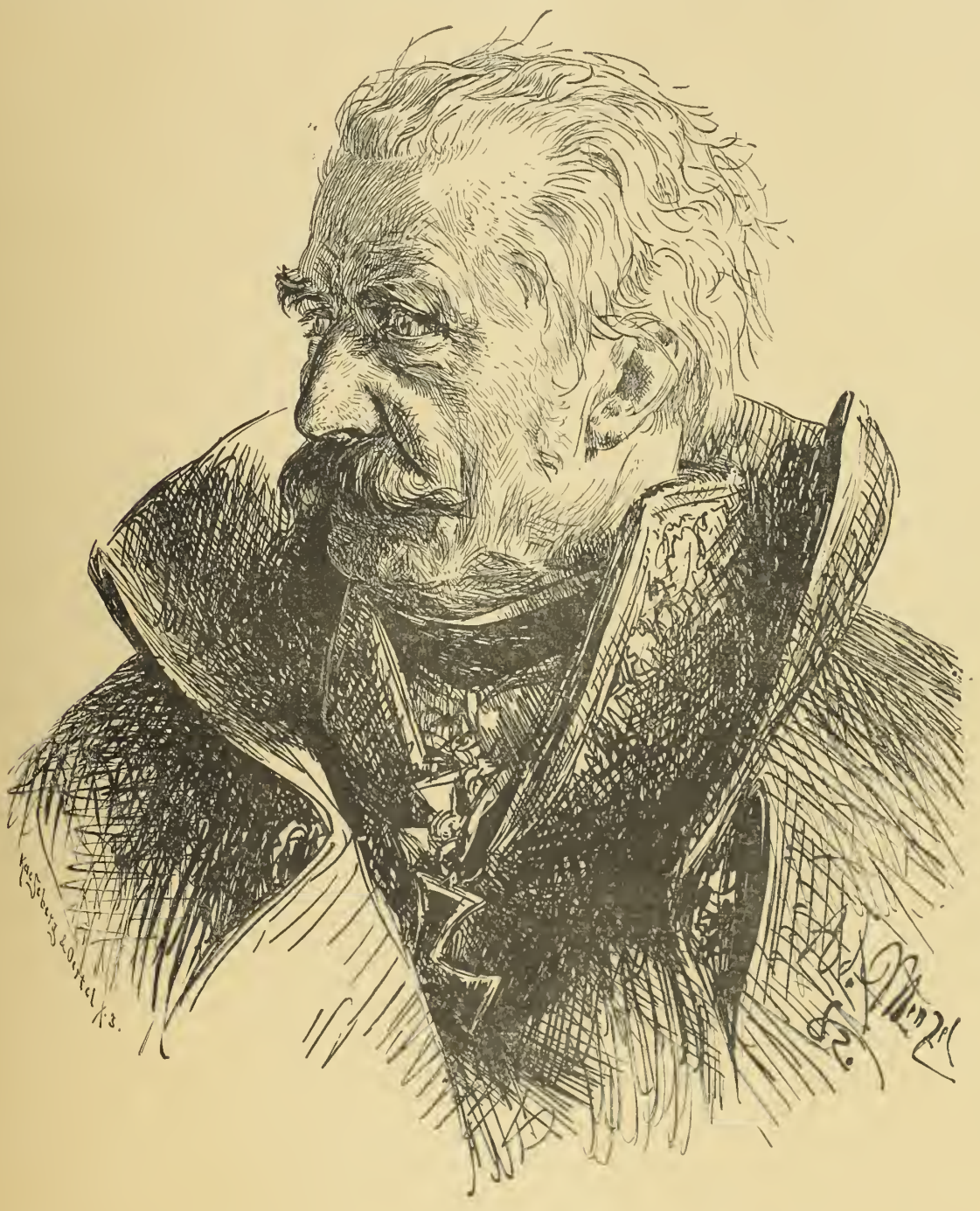
Frisch auf mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht,
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen;
Frisch auf, mein Volk, — die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif; Ihr Schnitter zaudert nicht!

Aber ein harter Schmerz traf den Prinzen, als nun die Stunde des Ausmarsches kam.

Bülow bei Dennewitz.

Sein älterer Bruder und sein bisheriger Gespiele und Arbeitsgenosse, Prinz Friedrich, durften die Truppen ins Feld begleiten; er selber mußte wegen seiner noch immer sehr schonungsbedürftigen Gesundheit in der Heimath zurückbleiben. Zusammen mit seinem jüngeren Bruder, dem Prinzen Karl, sollte er unter der Leitung des Majors Minutoli stillen Studien obliegen, während die Kameraden draußen ihr Leben für das Vaterland einsetzen. Die Entsagung, die ihm hiermit auferlegt wurde, war um so bitterer, als der Anfang des Befreiungskrieges keine Erfolge brachte. Vergebens rangen die Preußen am 2. Mai bei Großgörschen mit todverachtendem Heldenmuth, vergebens wagten sich der König und der Kronprinz ins dichteste Kampfgewühl: die Uebermacht der Franzosen war noch zu groß, um sowohl an diesem Tage wie am 20. und 21. Mai bei Bautzen ihrer Herr werden zu können. Während des Waffenstillstandes, der den ersten Schlachten dieses Krieges folgte, ließ Friedrich Wilhelm seine jüngeren Kinder zu sich kommen und wurde dadurch auf die Bemerkung geführt, daß Prinz Wilhelm bei dem inzwischen im ersten Garderegiment zu Fuß stattgehabten

Avancement vergessen war. Indem er ihn deshalb nachträglich zum Premierlieutenant beförderte, erweckte er jedoch den Unmuth des jungen Kriegers über seine nothgedrungene bisherige Unthätigkeit. „Wie kann ich denn avanciren", meinte der Prinz „da ich ja hinter dem Ofen gesessen, während das Regiment im Feuer war." „Thut nichts", erwiderte gütig der König, „ich habe dir befohlen zurückzubleiben, also darfst du deswegen nicht verlieren. Dein Patent soll auf den 15. Mai zurück=



Blücher.

datirt werden, wo deine Kameraden über dich weg avancirt sind". Damit mußte der Prinz sich wohl zufrieden geben, aber seine wiederholte Bitte, endlich am Feldzuge theilnehmen zu dürfen, wurde auch diesmal rund abgeschlagen.

Nach Ablauf des Waffenstillstandes nahm der Krieg einen anderen Charakter an. Zu Napoleons Gegnern zählten außer den Preußen und Russen jetzt auch die Oesterreicher und Schweden. Die Streitkräfte der Verbündeten waren den französischen Heeren vollauf gewachsen und binnen weniger

Wochen brach das Gebäude der kaiserlichen Weltherrschaft in jähem Sturze zusammen. Aufjauchzend vernahm man in Breslau und Berlin die große Kunde von den Siegen an der Katzbach und bei Großbeeren, bei Kulm und Dennewitz, bei Wartenburg und Leipzig. Nun war ja die Befreiung des Vaterlandes gesichert und zwar vornehmlich gesichert durch die eigene Kraft, weil an fast allen Kampfestagen dieser schlachtenreichen Zeit die Preußen das Beste gethan hatten.

Prinz Wilhelm hatte doppelte Ursache, sich der Niederlage Napoleons zu freuen. Denn nach der Leipziger Schlacht ging der König über Berlin nach Breslau, und erklärte dort unaufgefordert seinem Sohne: „ich will dich jetzt mit in den Krieg nehmen, aber nur auf sechs Wochen, denn du bist noch zu schwächlich". Wer war glücklicher als Prinz Wilhelm! Sein heißester Wunsch war hiermit erfüllt, und daß er nach sechs Wochen nicht wieder heimgeschickt werde, konnte er durch verständige Pflege seiner Gesundheit selber verhüten. Gleichzeitig erfreute ihn auch der Vater durch Ernennung zum Kapitain und übergab ihm hierbei die ersten Epaulettes, die gerade damals in der Armee eingeführt wurden.

Anfang November reiste der Prinz im Gefolge des Königs zum Kriegsschauplatz ab. Auf dem Schlachtfeld bei Leipzig, über welches die Reiseroute führte, bemerkte er mit tiefer Erschütterung zahlreiche Spuren des entsetzlichen Kampfes, der dort Tage lang gewüthet hatte. Dann ging es durch glücklichere, vom Kriege nicht so arg mitgenommene Gegenden bis nach Frankfurt am Main wo abermals, wie dereinst in Breslau, eine glänzende Versammlung von Fürsten, Staatsmännern und Generalen hohes Interesse erregte. Die militärische Aufgabe, die in diesem Kreise berathen wurde, bestand darin, den Kaiser Napoleon, dem bisher nur die Herrschaft über Deutschland entrissen war, nun auch in Frankreich heimzusuchen und dort so entscheidend zu schlagen, daß er zu einem billigen Frieden genöthigt oder ganz niedergeworfen werden könne. Um dies zu erreichen, mußte zunächst der Rhein überschritten und der Feind vom linken Ufer des Stromes, das er noch mit starker Macht besetzt hielt, weiter gen Westen zurückgedrängt werden. Feldmarschall Blücher befahl deshalb den ihm untergebenen preußischen und russischen Armeekorps, in der Morgenfrühe des 1. Januar 1814 den Uebergang an mehreren Punkten, sowohl nördlich wie südlich vom Main, zu wagen, und überall glückte derselbe, obgleich die Franzosen hie und da tapferen Widerstand leisteten. Das schärfste Gefecht fand auf dem linken Flügel des verbündeten Heeres, bei Mannheim, statt, wo der russische General Sacken eine hart am linken Rheinufer errichtete feindliche Verschanzung durch vorausgesandte Truppen erstürmen lassen mußte, ehe er eine Schiffbrücke schlagen und die Hauptmasse seines Korps in Marsch setzen konnte. Während des Angriffs auf die Verschanzung fuhren Friedrich Wilhelm und seine Söhne, die in Erwartung ernster Ereignisse nach Mannheim gegangen waren, über den Rhein. Noch hatte die Sonne des kurzen Wintertages sich nicht über den Horizont erhoben, aber auf der weiten Wasserfläche war man dennoch im Stande, beim Blitzen des Gewehr- und Kanonenfeuers den Gang des Kampfes deutlich zu verfolgen, und mit gespannter Aufmerksamkeit hingen Prinz Wilhelms Augen an dem kriegerischen Schauspiel, welches ihm zum ersten Male den ganzen Ernst des Waffenhandwerkes zeigte.

Nach Beendigung des Kampfes kehrten der König und die Prinzen auf das rechte Rheinufer zurück und reisten über Karlsruhe nach Basel, weil die verbündeten Monarchen beschlossen hatten, von dort aus mit einander den französischen Boden zu betreten. Inzwischen sammelten sich ihre Heerschaaren auf den westlichen Abhängen des Plateaus von Langres. Napoleon wagte sie hier anzugreifen, und so kam es am 1. Februar 1814 zu der großen Schlacht bei La Rothière, wo Blücher seinen kaiserlichen Gegner vollständig aufs Haupt schlug. Die Monarchen erschienen rechtzeitig auf der Wahlstatt, um Zeugen des ganzen, lange auf und ab wogenden Kampfes zu sein. Prinz Wilhelm wurde, an der Seite seines Vaters verweilend, durch dessen Worte über Zweck und

Bedeutung jeder Truppenbewegung aufgeklärt — zu andern Zeiten, wenn Friedrich Wilhelm allein ins Feld geritten war, unterrichtete ihn in dieser Beziehung der kriegswissenschaftlich hochgebildete Oberst von Natzmer, — und am nächsten Tage, als die weichenden Franzosen sich noch zu einem Nachhutsgefecht gegen die vordringenden Verbündeten aufrafften, kamen der Kronprinz und Prinz Wilhelm mehrmals in den Bereich des lebhaft unterhaltenen feindlichen Feuers.

Der Sieg bei La Rothière war so bedeutend, daß er, thatkräftig benutzt, das Ende des Krieges hätte herbeiführen können. Aber die Oesterreicher wünschten Frankreich schonend zu behandeln, und so verstrichen mehrere Wochen, bis das Hauptheer der Verbündeten abermals zum Schlagen kam. Es war in der Morgenfrühe des 27. Februar bei Bar sur Aube, als der König

Prinz Wilhelm bei Bar an der Aube

zu seinen Söhnen sagte: „Wir werden heute eine Schlacht haben, reitet voraus, ich komme euch nach. Setzt euch nicht unnütz der Gefahr aus. Verstanden?“ Beide Prinzen stiegen sogleich zu Pferde und ritten zu dem kommandirenden General Fürst Wittgenstein hinaus. Bald folgte ihnen der König in einer Felddroschke und stieg, am Kampfplatz angelangt, ebenfalls zu Pferde.

Das Gefecht drehte sich um die Weinberge, welche das Thal der Aube einfassen. Zwei russische Jägerregimenter hatten dieselben besetzt, wurden aber durch einen plötzlichen Ansturm der Franzosen auf das Plateau zurückgeworfen, wo der König mit den Prinzen seinen Stand hatte. Von den Truppen, die zur Unterstützung der Jäger herbeigerufen wurden, war das Kürassierregiment Pskow oder Pleskow am ersten zur Stelle. Die Attacke, die es sofort gegen die Weinberge unternahm, scheiterte an der Ungunst des Terrains. Friedrich Wilhelm und seine Söhne, die mit den Kürassieren zum Angriff vorgeritten waren, geriethen in so heftiges Gewehrfeuer, daß Oberst von Thile sich mit seinem Pferde vor den König warf und ihn beschwor, sich nicht ohne Aussicht

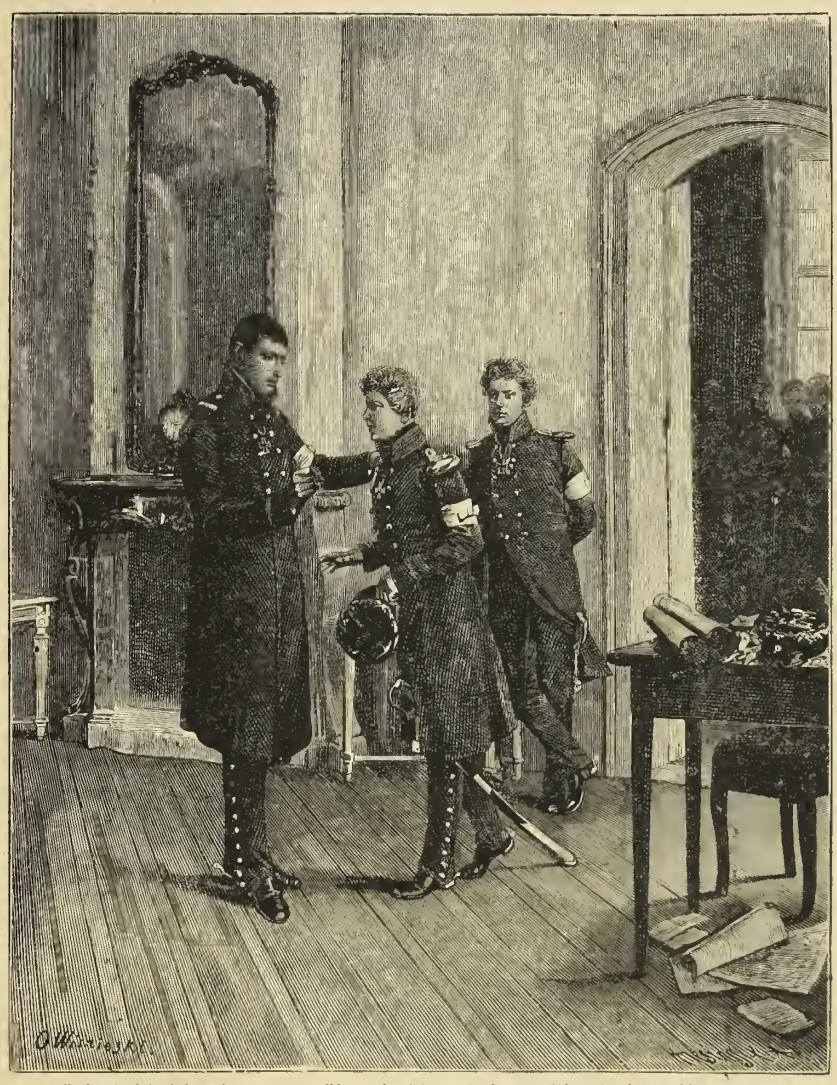
auf Erfolg augenscheinlicher Gefahr auszusetzen; mit der Reiterei lasse sich ja hier keine Entscheidung herbeiführen. Die Kürassiere mußten denn auch bald wieder auf das Plateau zurückkehren, mit ihnen Friedrich Wilhelm und die Prinzen. Ihre Stelle wurde von dem russischen Infanterieregiment Kaluga eingenommen. Als aber dieses in den Weinbergen ebenfalls in einen schweren Kampf verwickelt wurde, sagte der König plötzlich zu Prinz Wilhelm: „Reite einmal zurück und erkundige Dich, was das für ein Regiment ist, und von welchem Regiment die vielen Verwundeten sind, die sich jeden Augenblick mehren". Die Ausführung des Auftrags, den der Prinz hiermit erhielt, forderte einen hohen Grad von Kaltblütigkeit, und es scheint fast, als ob Friedrich Wilhelm die Absicht gehegt habe, die militärischen Tugenden des Sohnes auf die Probe zu stellen. Glänzend bestand der junge Kriegsmann die Prüfung, indem er sogleich bis in die Mitte der kämpfenden Truppen vorsprengte, dort unbefangen, als ob ihn gar keine Kugel erreichen könne, nach dem Namen des Regiments fragte, sorgfältig die Verwundeten zählte und schließlich den Rapport über Alles, was er gehört und gesehen, seinem Vater überbrachte. Der König nahm den Bericht schweigend entgegen, ohne durch Blick oder Miene zu verrathen, daß er auf den Vorgang irgend welchen Werth lege. In tiefster Seele aber war er innig erfreut, daß der Sohn wohlbehalten und in so tadellos soldatischer Haltung aus dem Kugelregen zurückgekehrt war. Auch in der Umgebung des Königs sprach Niemand über die Sache. Nur der Generaladjutant von Jagow und der Oberst von Luck schüttelten dem Prinzen, während andere Offiziere ihm freundlich zunickten, mit besonderer Herzlichkeit die Hand.

Bald darauf wurde im Hauptquartier um so mehr über Prinz Wilhelm geredet. Czar Alexander erfuhr, daß er die Attacke der Pleskow-Kürassiere mitgemacht und in dem blutigen Gefecht der Kaluga-Infanterie Adjutantendienste versehen habe. Mit Freuden verlieh er ihm deshalb am 5. März die „für persönliche Tapferkeit" bestimmte vierte Klasse des Sankt Georgen-Ordens — die erste kriegerische Auszeichnung, welche die Brust des Prinzen schmückte —, und wenige Tage später am 10. März, dem Geburtstag der Königin Luise, ehrte ihn auch sein Vater durch Ueberreichung des eisernen Kreuzes. Erst durch diese beiden, schnell auf einander folgenden Auszeichnungen wurde dem Prinzen zum Bewußtsein gebracht, daß er beim Kampf um die Weinberge von Bar sur Aube seine Pflicht in hervorragender Weise erfüllt habe. „Nun verstehe ich", so rief er ganz glücklich aus, „warum mir die Herren von Jagow und von Luck die Hand gedrückt und die Andern so vielsagend gelächelt haben."

Das Andenken an die erste Kriegsthat Prinz Wilhelms sollte übrigens noch in anderer Weise, als durch diese Ordensverleihungen gefeiert werden. Denn im Februar 1818 ernannte Czar Alexander den Prinzen zum Chef des Regiments Kaluga „zur Anerkennung der in der Mitte desselben im Jahre 1814 bewiesenen Kaltblütigkeit im Feuer". Seitdem führt dieses Regiment den Namen seines Chefs — des Prinzen, Königs und Kaisers Wilhelm —; und am 27. Februar 1864, genau fünfzig Jahre nach der Schlacht bei Bar sur Aube, erschien eine Deputation der Kaluga-Infanterie, geführt von dem greisen General Paniutin, der sich in jener Schlacht den Orden pour le mérite erworben hatte, in Berlin, um dem Herrscher Preußens zum Jubiläum von Bar sur Aube den Glückwunsch der russischen Kampfgenossen darzubringen.

Im Jahre 1814 fand Prinz Wilhelm nach dem 27. Februar nicht mehr viele Gelegenheiten, den frischen Heldensinn, der ihn beseelte, thatkräftig zu erweisen. Die Kriegsführung der Verbündeten war, Dank vornehmlich der Zauderpolitik der Oesterreicher, eine überaus lahme, und gerade die Heeresabtheilungen, die im Gefolge der Monarchen gen Paris marschirten, kamen am seltensten zum Kampf. Nur in dem heißen Ringen bei La Fère Champenoise, am 25. März, sah man den Prinzen noch einmal, indem er bald hier- bald dorthin Befehle der Monarchen überbrachte, mit voller Unerschrockenheit dem feindlichen Feuer trotzen. Dafür aber hatten schon am Tag vor dieser Schlacht die Verbündeten den Entschluß gefaßt, sich endlich ihrer ungeheueren Ueber-

macht über die zusammengeschmolzenen Streitkräfte Napoleons in der einzig richtigen Weise zu bedienen, d. h. geraden Weges auf die feindliche Hauptstadt los zu gehen. „Nachdem die Monarchen," so erzählt ein Augenzeuge, „diesen Beschluß in geheimer Berathung mit einigen Generalen gefaßt hatten, gingen der Kronprinz und Prinz Wilhelm auf den König zu. Wir hörten deutlich, wie sie eifrig fragten: ‚Geht's nach Paris?' worauf der König erwiderte: ‚Naseweise Frage!' Dabei schmunzelte er aber so freundlich, daß wir nicht wußten, woran wir eigentlich waren. Gleich darauf neigte sich der König zu seinen Söhnen und sagte Etwas leise zu ihnen, worauf wir die Gesichter der Prinzen ebenfalls heiter werden sahen. Die Sehnsucht nach Paris erfüllte Alles, und bald fielen hier und da Worte, die keinen Zweifel mehr ließen."



König Friedrich Wilhelm III. überreicht dem Prinzen Wilhelm das eiserne Kreuz.

Am 30. März erreichten die Truppen der Verbündeten die Umgegend der Seinestadt. Die Franzosen wagten, sich noch einmal zur Vertheidigung derselben zu schlagen. Als die preußischen Garden hierbei mit ihnen handgemein wurden, meldete dies der russische Generaladjutant Graf Obzerotski dem Czar Alexander mit den Worten: „Die preußischen Garden schlagen sich wie die Löwen, und der Oberst von Alvensleben kommandirt sie wie ein Engel mit einer Kaltblütigkeit und Tapferkeit ohne Gleichen." Auf diesen Bericht hin knöpfte der Czar sofort sein Sankt Georgenkreuz aus dem Knopfloche, gab es dem General und sagte: „Bringen Sie dies dem braven Obersten von Alvensleben von mir." Prinz Wilhelm war nicht bloß Zeuge dieses Vorganges und des Sieges, den die Verbündeten damals erfochten, sondern er verdankte demselben auch eine Mittheilung, die sich mit unauslöschlichen Zügen in sein Gedächtniß eingrub. Er selber erzählte viele Jahre später darüber: „Als ich am 31. März 1814 vor der Thür des Königs erschien, zum Einzug in Paris en parade gekleidet, kam Oberst von Thile zu mir und sagte, er habe so eben dem Obersten von Alvensleben die erste Klasse des eisernen Kreuzes und den Orden pour le mérite mit Eichenlaub vom Könige übergeben müssen. Da ich ihm erwiderte, wie glücklich sich Alvensleben fühlen müsse, diese große Auszeichnung erhalten zu haben, sagte Oberst von Thile: ‚Ja, gewiß! Aber was ihn noch mehr ergriff, das ist eine Scene, die er heute in der Frühe schon erlebte. Er war wie gewöhnlich ausgeritten, um auf dem Schlachtfelde Verwundete seiner Brigade aufzusuchen und ihnen Hülfe zu bringen. Da traf er auf einen Grenadier vom ersten Garde-

regiment zu Fuß, den eine Kugel gräßlich verstümmelt hatte. Der Unglückliche lebte zwar noch, aber Hülfe war für ihn nicht möglich. Dennoch versprach der Oberst, ihm Hülfe zu senden. Der sterbende Grenadier meinte aber: „Mir ist nicht mehr zu helfen; aber eine Bitte habe ich noch an Sie, Herr Oberst; lassen Sie mich Ihre Hand küssen, denn Ihnen haben wir es doch nur zu verdanken, daß wir ins Feuer gekommen sind!“‘ — Bei diesen Worten ergriff Oberst von Thile meine Hand mit tiefster Rührung und sagte: ‚Sehen Sie, mein Prinz, was das für ein Geist ist!‘“ — Der Name dieses Grenadiers ist nicht bekannt geworden.

Prinz Wilhelm und Oberst von Thile.

Der feierliche Einzug in Paris fand gegen Mittag des 31. März statt. An der Spitze ihrer Truppen ritten Czar Alexander, König Friedrich Wilhelm und — in Vertretung des Kaisers von Oesterreich — Fürst Schwarzenberg. Auf die Monarchen folgten die preußischen Prinzen, der Kronprinz, Prinz Wilhelm und Prinz Friedrich, die drei stattlichen Jünglinge, die ein Jahrzehnt früher in Berlin und Potsdam als kleine Rekruten mit einander exercirt hatten. Der Empfang, der den Verbündeten in Paris zu Theil wurde, war ein überraschend freundlicher, weil die schlauen Franzosen, ihre Sache sofort von der Napoleons trennend, mit dreister Stirn betheuerten, daß die Sieger auch ihnen nur die heiß ersehnte Befreiung von verhaßter Gewaltherrschaft gebracht hätten. Sie erreichten hierdurch, was sie bezweckten, einen überaus milden Frieden, der namentlich Preußen um einen großen Theil des ihm gebührenden Lohnes betrog; natürlich aber machten sie dabei ihren erlauchten „Freunden und Befreiern“ den Aufenthalt in der Hauptstadt so angenehm als irgend möglich. Strahlende Feste folgten einander in ununterbrochener Reihenfolge, und in allen öffentlichen Anstalten waren die vornehmen Fremden gern gesehene Gäste. Prinz Wilhelm verbrachte unter diesen Umständen ebenso genuß- wie lehrreiche Wochen in Paris. Seine Menschenkenntniß erweiterte sich inmitten der bunten Gesellschaft, die in den Salons der Weltstadt wogte. Häufige Besuche der herrlichen Theater und Museen, auch der Bibliotheken und Universitätsvorlesungen boten ihm eine unerschöpfliche und um so werthvollere Menge bildender Eindrücke, als er daheim während der Notjahre, in denen er vom Knaben zum Jüngling gereift war, in vergleichsweise engen Verhältnissen gelebt hatte. Im Juni 1814 durfte er überdies mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Friedrich den König nach London begleiten. Die stürmische Begeisterung, welche dort beim Anblick der Besieger Napoleons aufflammte, ergriff die preußischen Herren in tiefster Seele.

Friedrich Wilhelm konnte zwar nicht ganz vergessen, daß die englische Politik ihm oftmals hemmend in den Weg getreten war, aber die jungen Prinzen empfanden nur Freundschaft und Dankbarkeit für das Land, welches Ihnen jetzt so viele Liebe entgegen brachte. Mit freudigem Staunen folgten sie dem General Steward, der ihnen als Führer diente, zu den Sehenswürdigkeiten seiner Heimath. Der Mastenwald der englischen Flotte, die riesenhafte Ausdehnung der Arsenale und Fabriken, die Pracht der Paläste, kurz der gediegene Wohlstand des Inselreiches erweckte sowohl ihre höchste Bewunderung wie den sehnsüchtigsten Wunsch, daß nun auch ihrem Vaterlande vergönnt sein möge, sich wieder in kräftigem Behagen empor zu arbeiten.

Von London zurückgekehrt, reiste der König, während der Kronprinz und Prinz Friedrich über Brüssel und Amsterdam nach Hause gingen, im Juli mit Prinz Wilhelm in die Schweiz.

Prinz Wilhelm mit seinem Bruder dem Kronprinzen und seinem Vetter Prinz Friedrich beim Einzug in Paris 1814.

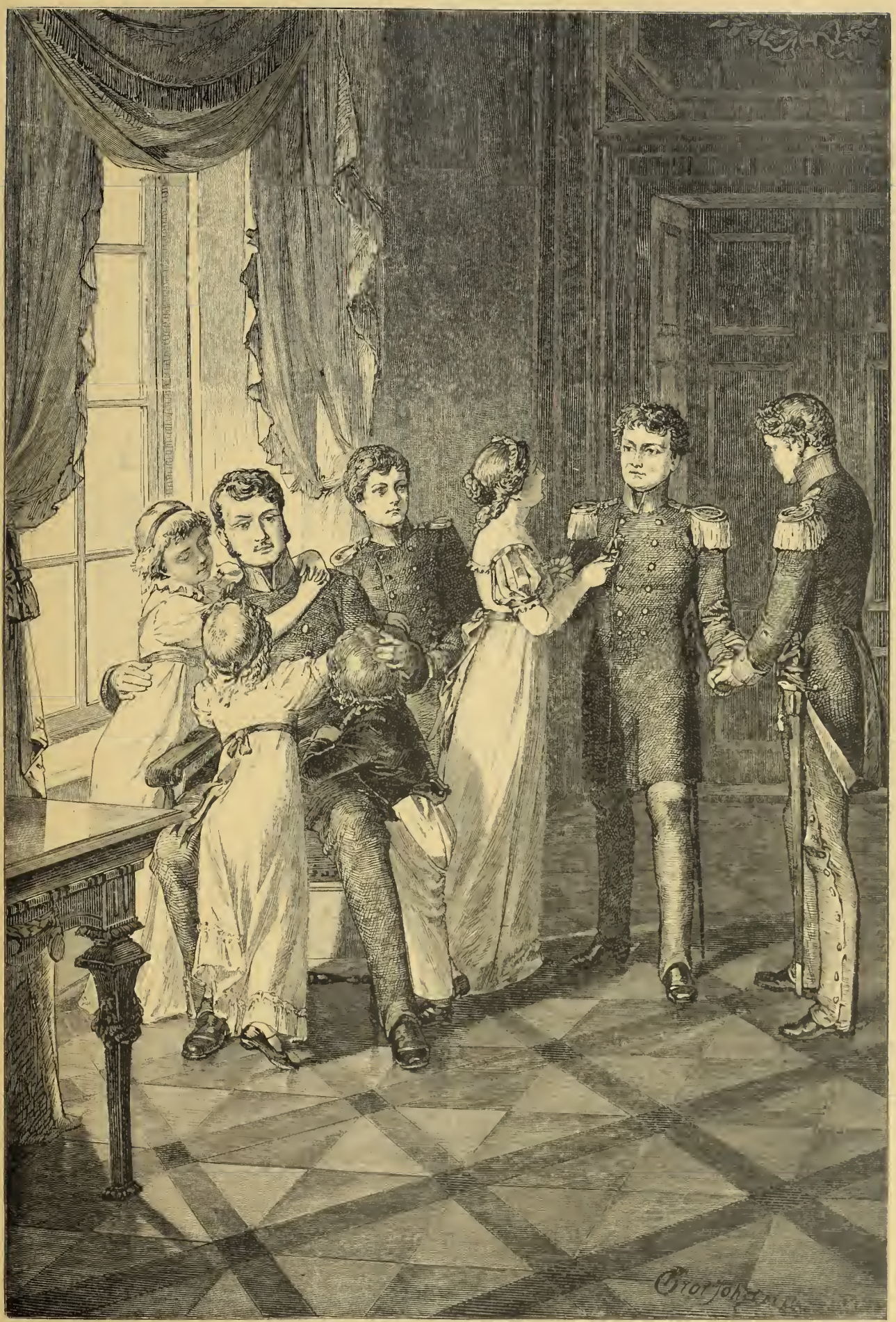
Dort wurde zuerst das Fürstenthum Neuenburg besucht, welches — ein alter Besitz der preußischen Krone — seit der Besiegung Napoleons wieder mit derselben vereinigt war. Die Neuenburger begrüßten den angestammten Herrscher mit großer Herzlichkeit und machten ihm wie den Seinigen auserwählte Erzeugnisse ihres industriellen Fleißes zum Geschenk. Prinz Wilhelm erhielt unter Anderm eine zierliche Repetiruhr, die er seitdem stets in Gebrauch behalten hat. Dem Könige war das liebenswürdige Entgegenkommen der wiedergewonnenen Unterthanen besonders wohlthuend, weil in ihrer Mitte (im Dorfe Colombier) die ehemalige Erzieherin der Königin Luise, Fräulein de Gélieu, lebte. Friedrich Wilhelm versagte sich nicht, der würdigen Greisin ein sinniges Andenken an ihre unvergeßliche Schülerin (einen kostbaren Shawl, den die Königin noch kurz vor ihrem Tode getragen) zu überreichen und eine süß-schmerzliche Stunde in der Erinnerung an alte Zeiten mit ihr zu verplaudern. Welche Bilder zogen hier an seiner Seele vorüber: Luisens Jugend und Eheglück — dann die Jahre bitterer Feindesnoth, denen die zarte Kraft der edlen Königin nicht gewachsen war — endlich der gewaltige Rachekampf, der triumphirende Sieg der Preußen über die

schmähliche gallische Tyrannei, eine weltgeschichtliche Rechtfertigung ohnes Gleichen, aber genossen nur von den Lebenden, nicht von den Todten, nicht von — Luise! Mit tiefer Wehmut empfanden Friedrich Wilhelm und der an seiner Seite weilende Sohn, daß es der Königin nicht mehr vergönnt gewesen, das heiß geliebte Vaterland wieder auf der Höhe der Ehren zu sehen.

Von Neuenburg machten die hohen Reisenden einen Abstecher ins Berner Oberland, um sich an den Wundern der Alpenwelt zu erquicken. Unter ortskundiger Führung durchwanderten sie die damals erst von wenigen Glücklichen besuchten Schönheiten von Interlaken und Lauterbrunnen, von Grindelwald und dem Haslithal; und gegen Ende des Monats Juli kehrten sie schließlich über Bern, Karlsruhe und Frankfurt a. M. nach Norddeutschland zurück.

Prinz Wilhelm mit seinem Vater in der Schweiz.

Für den nahe bevorstehenden Geburtstag Friedrich Wilhelms, den 3. August, wurden diesmal natürlich besonders festliche Vorbereitungen in den preußischen Residenzen getroffen. Der König hegte jedoch in seinem schlichten Sinn einen starken Widerwillen gegen alle lauten Freudenäußerungen und ordnete den letzten Theil der Rückreise deshalb so an, daß seine Heimkehr zum Geburtstage schließlich weder in Berlin noch in Potsdam erwartet werden konnte. Er entging dadurch dem ihm zugedachten feierlichen Empfang und hatte trotzdem, als er nach beschleunigter Fahrt in den Abendstunden des 3. August Potsdam erreichte, die große Freude, noch am Geburtstage selber mit seiner Familie wieder vereinigt zu sein. Die Prinzen und Prinzessinnen hatten so eben mit den vornehmen Familien der Stadt einen glänzenden Ball eröffnet, als die überraschende Nachricht sich verbreitete, der König und Prinz Wilhelm seien plötzlich angekommen. Sofort verließen die Kinder Friedrich Wilhelms den Tanzsaal, um den Vater und den Bruder mit herzlichen Umarmungen zu begrüßen. Den Letzteren fanden sie fast bis zur Unkenntlichkeit verändert. Vor dreiviertel Jahren war er als ein zarter, fast kränklicher Jüngling ins Feld gezogen. Jetzt erschien er nicht bloß gewachsen, sondern männlich erstarkt, von Luft und Sonne gebräunt. Und wieviel hatte er erlebt! Die Gefahren der Feldschlacht waren ihm ebenso vertraut geworden wie das Getümmel großer Städte oder die erhabene Ruhe des Hochgebirgs. Der Kronprinz benutzte gleich die erste Stunde des Wiedersehens, um voll brüderlichen Stolzes die Schwester Charlotte auf die Ehrenzeichen



Friedrich Wilhelm III. im Kreise seiner Kinder nach der Rückkehr aus dem Feldzuge 1814.

aufmerksam zu machen, die Wilhelms junge Brust schmückten, und die noch an diesem Tage durch ein neues — die Kriegsdenkmünze für 1814 — vermehrt wurden.

Vier Tage später fand der Siegeseinzug der aus Frankreich heimgekehrten Truppen in Berlin statt. Auch hierbei hatte der König, soweit nur irgend thunlich, dafür gesorgt, daß seine eigene Person nicht in den Vordergrund trat; aber der Einmarsch dieser Tausende von erprobten Streitern, die Anwesenheit der ruhmreichen Heerführer des Befreiungskrieges, die Enthüllung der von den Franzosen zurückeroberten Victoria auf dem Brandenburger Thor, das Tedeum, dessen weihevolle Töne vom Lustgarten aus weithin über die Stadt erklangen — alles Dieses machte auf Alt und Jung den tiefsten Eindruck und erschien als würdigster Abschluß der ungeheuren Ereignisse, die sich seit Jahresfrist vollendet hatten.

Für Prinz Wilhelm hatte dieser Abschluß sogar besondere Bedeutung. Er mußte Abschied nehmen von dem freien Leben des Kriegsmannes und des Reisenden, das er seit dem letzten Herbste geführt hatte, und noch einmal sich bequemen, als Schüler und Lernender unscheinbare Pflichten zu erfüllen. Sein Vater begab sich mit den Staatsmännern und Generalen Preußens nach Wien, um auf dem hundertköpfigen Kongresse, der in der schönen Kaiserstadt zusammentrat, die Gestalt des neuen europäischen Staatensystems feststellen zu helfen; er aber blieb als Zögling des Obersten von Brause und des Hofpredigers Ehrenberg in der Heimath zurück. Der Haupttheil des Unterrichts, dem er diesmal zu folgen hatte, war nicht militärischer oder sonst weltlich wissenschaftlicher sondern religiöser Natur. Denn wie sein Bruder, der Kronprinz, kurz vor dem Beginn des Befreiungskrieges, so sollte jetzt nach dem glücklichen Ende des großen Kampfes er sich der Konfirmation unterziehen.

Die Vorbereitung der heiligen Handlung erstreckte sich bis in den Frühsommer 1815, so daß der Prinz noch vor der Konfirmation in sein neunzehntes Lebensjahr eintrat. Sein verhältnißmäßig hohes Alter fiel um so mehr ins Gewicht, als er in Leid und Freude, in Krieg und Sieg schon längst zum Manne gereift war. Im Sturm der Feldschlacht hatte er alle Tiefen und alle Höhen menschlichen Empfindens durchmessen. Den attackirenden Truppen war sein Auge mit Entzücken gefolgt; beim Tode lieber Kameraden hatte sein Herz gebebt; das Gefühl der Verantwortung, die auf jedem Fürsten lastet, war ihm lebhaft vor die Seele getreten; und mit tiefer Erschütterung mag auch er gehört haben, wie der alte Blücher einst den Kronprinzen auf einem Schlachtfeld bei der Hand genommen und, auf all' den fürchterlichen Jammer ringsum zeigend, gesagt hat: „Das ist der Fluch des Krieges! Wehe dem Fürsten, der aus Eitelkeit und Uebermuth solches Elend über seine Brüder bringt!"

Der Ernst, mit dem er nach solchen Erlebnissen der Konfirmation entgegen ging, wurde schließlich noch durch eine schwere Bedrohung des europäischen Friedens gesteigert. Napoleon entkam von der Insel Elba, wohin ihn die siegreichen Verbündeten verbannt hatten, und bemächtigte sich von Neuem des französischen Thrones. Zum zweiten Male mußte Preußen für die „Heerfahrt nach Paris" rüsten, und schon sammelte Blücher eine starke Armee am Rhein, als Friedrich Wilhelm, von Wien zurückkehrend, in Berlin eintraf und den Garden, die dort und in Potsdam vereinigt waren, den Befehl zum Abmarsch gen Westen ertheilte. Ehe sie ausrückten, zogen sie in Parade mit dem ihnen so eben verliehenen „eisernen Kreuz in den Fahnenspitzen" am Könige vorüber. Prinz Wilhelm, der schon bald nach Beendigung des Feldzuges von 1814 zum Major avancirt war, führte hierbei das Füsilierbataillon des ersten Garderegiments zu Fuß.

Wenige Tage darauf — am 8. Juni 1815 — fand die Konfirmation in der Schloßkapelle zu Charlottenburg statt. Die Umstände, unter denen sie vollzogen wurde, erinnern an die Konfirmation des Kronprinzen vom 20. Januar 1813. Beide Male dröhnte jede Scholle des Vaterlandes von Waffenlärm, und beide Konfirmanden waren an Geist und Gemüth reich begabte,

eigenartig entwickelte und schon bis zu einer gewissen Vollendung ihrer Persönlichkeit durchgebildete Jünglinge. Die beiden Akte miteinander zu vergleichen, bietet deshalb ungemeines Interesse.

Prinz Wilhelm legte vor dem Altare, wie der Bruder, ein Glaubensbekenntniß ab, welches von dem Konfirmator, Hofprediger Ehrenberg, „nebst der Konfirmationshandlung, der Predigt bei der ersten Kommunion und den Lebensgrundsätzen des Prinzen“ durch den Druck veröffentlicht wurde. Das Glaubensbekenntniß für sich allein füllt einen ganzen Druckbogen und schildert somit die religiösen Anschauungen des Prinzen in sehr eingehender Weise.

Prinz Wilhelm führt das Füsilierbataillon des I. Garderegiments zu Fuß vor dem Ausmarsch an seinem Vater vorüber.

„Ich lege hier (so beginnt der Prinz) ein Bekenntniß meiner Ueberzeugungen von den erhabensten Wahrheiten, die die Vernunft fassen kann, ab. Ich thue dies in dem Gefühl, daß Gott mich in diesem Augenblicke sieht, und in der Zuversicht, daß er mich stärken werde, diesen Ueberzeugungen treu zu bleiben.

„Es ist die Religion Jesu Christi, der ich, so wie ich sie in unsern heiligen Schriften finde, meine Zustimmung gebe, und in der ich allezeit Licht für meinen Verstand, Kraft zur Erfüllung aller meiner Pflichten und zum Wachsthum im Guten, Trost für mein Herz in allen Unfällen des Lebens suchen will.

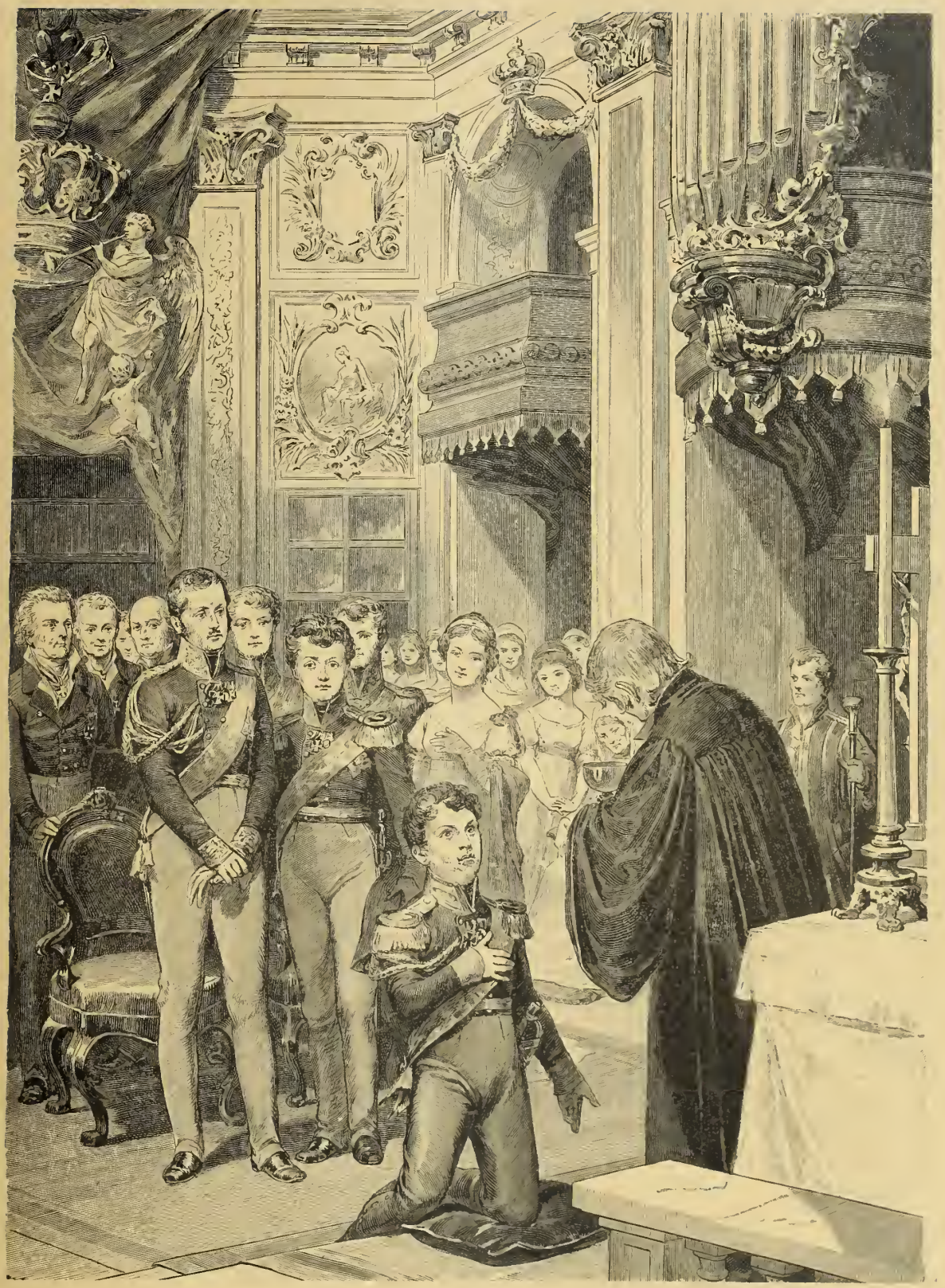
„Zuvörderst bekenne ich mich zu denjenigen Wahrheiten, die aller Religion zum Grunde liegen, zu deren Erkenntniß schon eine erleuchtete Vernunft durch sich selbst gelangen kann, die uns indeß durch die Lehre Jesu bestätigt und mehr aufgehellt worden sind.

„Es ist ein höchstes Wesen.“

„Der Mensch ist bestimmt, der höchsten Vollkommenheit nachzustreben.“

„Der Geist des Menschen ist unsterblich und soll einst in ein höheres Leben, in ein Leben der Vergeltung und Vollendung übergehen.“

An die hervorgehobenen Sätze knüpft alsdann der Prinz längere Ausführungen über das Dasein Gottes, die Unsterblichkeit der menschlichen Seele und die Pflicht jedes Menschen, seine Fehler zu bekämpfen, seine Fähigkeiten zu entwickeln, durch Uebung und Tugend, soweit auf Erden



Konfirmation des Prinzen Wilhelm.

möglich, Gott ähnlich zu werden. Außerdem verbreitet er sich über Jesu Christi Leben und Lehren, Sterben und Auferstehen, sowie über die hohe Bedeutung von Taufe, Konfirmation und Abendmahl. Der Ton seiner Rede ist überall derselbe wie in den oben mitgetheilten Anfangsabschnitten des Bekenntnisses: schlicht und schmucklos, aber von vollendeter Sachlichkeit und herzlicher Wärme, so daß jeder Gedanke, ohne dem geringsten Zweifel Raum zu lassen, zu klarem und wohlthuendem Ausdruck kommt.

Die gleiche Art, das, was Verstand und Gemüth erfüllt, in Worte zu kleiden, zeigt sich in den „Lebensgrundsätzen" des Prinzen. Seine Persönlichkeit tritt hier dem Leser ebenso edel wie bestimmt ausgeprägt entgegen.

„Ich erkenne es mit dankbarem Herzen für eine große Wohlthat (so sagt er unter Anderm), daß mich Gott in einem hohen Stande hat lassen geboren werden, weil ich in demselben mehr Mittel, meinen Geist und mein Herz zu bilden, ein reiches Vermögen, außer mir Gutes zu stiften, besitze. Ich freue mich dieses Standes — nicht um der Auszeichnung willen, die er mir unter den Menschen verleiht, auch nicht um der Genüsse willen, die sich mir in demselben darbieten, sondern um deßwillen, daß ich in demselben mehr wirken und leisten kann. Ich freue mich meines Standes in Demuth und bin weit entfernt, zu glauben, Gott habe mir hier einen Vorzug vor Andern geben wollen, auch weit entfernt, mich meines höheren Standes wegen für besser zu halten. Mein fürstlicher Stand soll mich immer an die größeren Verpflichtungen, die er mir auferlegt, an die größeren Anstrengungen, die er von mir fordert, und an die größeren Versuchungen, mit denen ich zu kämpfen habe, erinnern.

„Ich will nie vergessen, daß der Fürst doch auch Mensch — vor Gott nur Mensch ist und mit dem Geringsten im Volke die Abkunft, die Schwachheit der menschlichen Natur und alle Bedürfnisse derselben gemein hat, daß die Gesetze, welche für Andere gelten, auch ihm vorgeschrieben sind, und daß er, wie die Anderen, einst über sein Verhalten wird gerichtet werden!

„Mir soll Alles heilig sein, was dem Menschen heilig sein muß.

„Ich will dem Glauben der Christen, für den ich mich in diesen Tagen bekenne, immer getreu bleiben, ihn jederzeit in Ehren halten und mein Herz immer mehr für ihn zu erwärmen suchen.

„Bei allem Guten, welches mir zu Theil wird, will ich dankbar auf Gott blicken, und bei allen Uebeln, die mich treffen, will ich mich Gott unterwerfen, fest überzeugt, daß er überall mein Bestes beabsichtige.

„Auf Gott will ich unerschütterlich vertrauen, ihm Alles anheimstellen und mir im Glauben an seine Vorsehung einen getrosten Muth zu erhalten suchen.

„Ich will mich vor Allem hüten, wodurch ich mich als Mensch erniedrigen würde; als Fürst würde ich mich dadurch noch weit mehr erniedrigen. Vorzüglich will ich die Sünden der Unmäßigkeit und Wollust, welche die tiefste Erniedrigung der menschlichen Natur sind, vermeiden.

„Ich will an meiner Geistes- und Herzensbildung unablässig arbeiten, damit ich als Mensch und als Fürst einen immer höheren Werth erlange.

„Ich weiß, was ich als Mensch und als Fürst der wahren Ehre schuldig bin. Nie will ich in Dingen meine Ehre suchen, in denen nur der Wahn sie finden kann.

„Ich will mich bemühen, immer heiteren Geistes zu sein und Alles, was die Seele verdüstern könnte, von mir zu entfernen.

„Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande. Ich will daher unablässig in dem mir angewiesenen Kreise thätig sein, meine Zeit auf das Beste anwenden und so viel Gutes stiften, als in meinem Vermögen steht.

„Ich will ein aufrichtiges und herzliches Wohlwollen gegen alle Menschen, auch gegen die Geringsten — denn sie sind alle meine Brüder — bei mir erhalten und beleben.

„Ich will mich meiner fürstlichen Würde gegen Niemand überheben, Niemand durch mein fürstliches Ansehen drücken, und wo ich von Andern Etwas fordern muß, mich dabei herablassend und freundlich zeigen, und ihnen die Erfüllung ihrer Pflicht, so viel ich kann, zu erleichtern suchen.

„Ueberhaupt will ich mich bemühen, durch Gefälligkeit, Dienstfertigkeit und Freundlichkeit alle Herzen zu gewinnen. Ich achte es viel höher, geliebt zu sein, als gefürchtet zu werden, oder bloß ein fürstliches Ansehen zu haben.

„Ich will das Verdienst aufmuntern und belohnen und besonders das bescheidene und verborgene an das Licht ziehen.

„Den Unglücklichen, die meinen Beistand suchen, oder von denen ich sonst erfahre, vornehmlich Wittwen und Waisen, Bejahrten, Männern, die dem Staate treu gedient, und ihren in Armuth Zurückgelassenen will ich Helfer und Fürsprecher sein, wie ich es vermag.

„Den Pflichten des Dienstes will ich mit großer Pünktlichkeit nachkommen, und meine Untergebenen zwar mit Ernst zu ihrer Schuldigkeit anhalten, aber ihnen auch mit freundlicher Güte begegnen.

„Ich will unabläßig an der Verbesserung meines Herzens und Lebens arbeiten.

„Jeden Tag will ich mit dem Andenken an Gott und meine Pflichten beginnen und jeden Abend mich über die Anwendung des verflossenen Tages sorgfältig prüfen.

„Verderbte Menschen und Schmeichler will ich entschlossen von mir weisen. Die Besten, die Geradesten, die Aufrichtigsten sollen mir die Liebsten sein. Die will ich für meine wahren Freunde halten, die mir die Wahrheit sagen, wo sie mir mißfallen könnte.

„Jeder Versuchung zum Bösen will ich kräftigen Widerstand leisten und Gott bitten, daß er mich stärke."

Die Frömmigkeit und Herzensgüte, die in diesen Lebensgrundsätzen sich offenbaren, lassen für sich allein schon den Charakter des Prinzen verehrungswürdig erscheinen. Bei aufmerksamer Prüfung gewähren aber die Worte des hohen Konfirmanden noch einen besonders schönen und lehrreichen Einblick in sein innerstes Wesen. Denn wenn auch der treffliche Konfirmator, Hofprediger Ehrenberg, auf die Denkweise seines fürstlichen Zöglings, wie nicht anders möglich, bedeutenden Einfluß gewonnen hat, so enthalten das Glaubensbekenntniß und die Lebensgrundsätze doch des Prinzen eigene Arbeit und zeigen mithin dessen Art und Begabung in hellem Licht. Hier ist zu beachten, wie die beiden Brüder, der Kronprinz und Prinz Wilhelm, sich bei der Konfirmation in sehr verschiedener Weise geäußert haben. Der Erstere hat vor dem Altare der drangvollen Zeit, in der er sein Taufgelübde erneuerte, mit geistvollem Worte gedacht und im Schwung erhabener Beredsamkeit seine religiöse Pflicht erfüllt. Prinz Wilhelm erscheint dagegen ausschließlich mit der Aufgabe beschäftigt, die er lösen soll. Keine Anspielung verräth, daß die Konfirmation mit dem Beginn eines großen Krieges zusammenfällt, und keine Wendung schlägt einen ungewöhnlich erregten Ton an. Nur das Eine liegt dem jungen Autor am Herzen, von seinen religiösen Anschauungen und seinen moralischen Stimmungen ein deutliches und erschöpfendes Zeugniß abzulegen. Es stört ihn dabei keineswegs, daß er hier und da etwas breit wird, sich sogar einige Male wiederholt. Denn jeder Gedanke, den er schon ausgesprochen hat, ist ihm neuer Behandlung werth, sobald er demselben noch eine bisher unbeachtet gebliebene Seite abgewinnen zu können meint. Hierdurch entwickelt auch er einen eigenthümlichen, seine Persönlichkeit treu kennzeichnenden Stil, der mit der Ausdrucksweise des Bruders wenig gemein hat. Der Kronprinz wußte stets einen hohen ästhetischen Reiz in seine Worte zu legen, einen so hohen Reiz, daß kritische Beobachter hierin schon frühzeitig das bedenkliche Anzeichen einer für den Lebensberuf des Herrschers allzu schöngeistigen Begabung sahen. Den Reden und Schriften des Prinzen Wilhelm fehlt dieser Reiz. Dafür aber wirken sie um so nachhaltiger durch die Sorgfalt, die Einsicht und die liebevolle Vertiefung in jeden Gegenstand, die

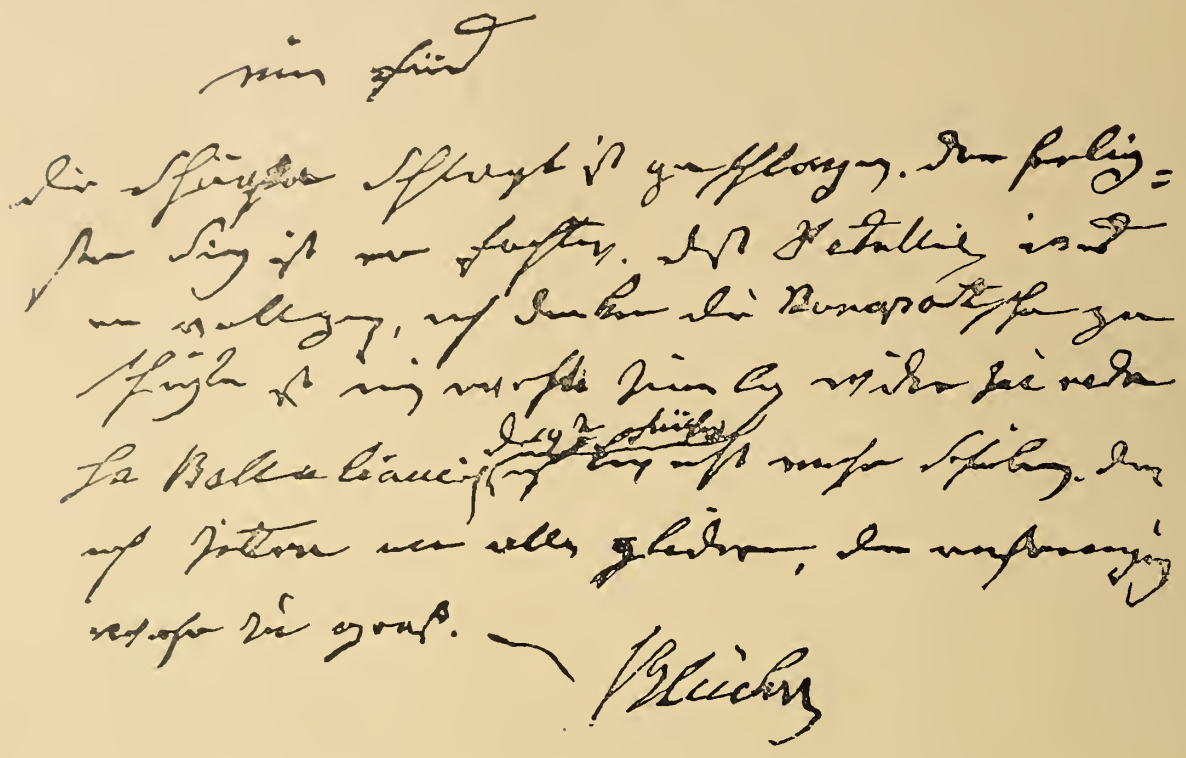
bei kleinem wie großem Anlaß in ihnen sich widerspiegeln. Wer diesen höchst charakteristischen Stil, der nicht ruht — selbst auf Kosten der Kürze —, bis der treffende Ausdruck für jede Mittheilung gefunden ist, einmal geprüft und begriffen hat, der wird ihn immer wieder erkennen und daher auch leicht unterscheiden, bei welchen Staatsakten späterhin nicht bloß ein Minister, sondern der König und Kaiser Wilhelm selber zu seinem Volke gesprochen hat. —

Am 22. Juni 1815 verließ König Friedrich Wilhelm III. mit dem Prinzen Wilhelm die preußische Residenz, um sich am Rheine mit den Monarchen von Rußland und Oesterreich zur Oberleitung des neuen Krieges zu vereinigen. Die hohen Reisenden waren aber noch nicht weit gekommen, als sie schon durch Siegesnachrichten, die allen Glanz der vorjährigen Kämpfe in Schatten

Napoleon in der Schlacht bei Belle-Alliance.

stellten, innig erfreut wurden. Denn vor Merseburg begegnete ihnen Oberst von Thile mit der Meldung, daß Kaiser Napoleon bei Belle-Alliance eine vernichtende Niederlage erlitten habe, und in Hanau wurden dem König unter frohlockenden Erzählungen, wie erschöpft und aufgelöst das französische Heer vom Schlachtfelde entwichen sei, die von preußischer Infanterie erbeuteten Brillanten Napoleons überreicht. Der Krieg war hiernach im Wesentlichen beendigt, und den verbündeten Herrschern, die am 27. Juni in Speier zusammentrafen, blieb nichts weiter übrig, als möglichst schnell nach Paris, wo über die Zukunft Frankreichs verhandelt werden mußte, sich auf den Weg zu machen. Bei der kleinen Festung Pfalzburg, die noch von den Franzosen vertheidigt und von russischen Truppen berannt wurde, hatte Prinz Wilhelm Gelegenheit, ein wenig vom Kriege zu sehen; im Uebrigen ging die Reise friedlich von Statten. Aber die Anstrengungen, welche dieselbe mit sich brachte, waren trotzdem nicht gering, zumal drückende Sommerhitze die Widerstandskraft jedes Einzelnen auf eine harte Probe stellte. Der Prinz, dessen Gesundheit noch immer nicht recht

Schreiben Blüchers an General von dem Knesebeck am Morgen nach der Schlacht bei Belle-Alliance.



mein Freund
die Schönste Schlagt ist geschlagen, der herligste Sieg ist er fochten. das Detallie wird er vollgen, ich denke die Bonopartsche geschigte ist nun wohl ziemlig wider zu ende. La Bellaliance den 19. frühe. ich kan nicht mehr Schreiben, den ich zittre an alle glider, die anstrengung wahr zu groß.

Blücher.

befestigt war, erkrankte, nachdem er am 13. Juli Paris erreicht hatte, an einer heftigen Brustfellentzündung, die jedoch nicht bloß von den Aerzten glücklich bekämpft wurde, sondern außerdem — merkwürdig genug — wie eine wohlthätige Krisis wirkte, so daß zugleich mit der Genesung von diesem Leiden auch die letzten Spuren der Schwächlichkeit, über die der Patient zu klagen gehabt hatte, sich für immer verloren.

Die Friedensverhandlungen, die in Paris geführt wurden, nahmen mehrere Monate in Anspruch. Prinz Wilhelm benutzte, sobald er hergestellt war, die lange Rast in der französischen Hauptstadt, um den seiner Charge entsprechenden Dienst des Bataillonsführers gründlich zu erlernen. Fast jeden Tag sah man ihn auf der Ebene von Grenelle oder auf dem Champ de Mars mit einem Bataillon des ersten Garderegiments zu Fuß eifrig exerziren. Anfang Oktober ging es über Köln und Brüssel zur Heimath zurück, und am 21. desselben Monats beschloß endlich ein zweites glänzendes Siegesfest in Berlin die schicksalsreiche kriegerische Aera, die so schwer auf ganz Europa gelastet hatte.

Der Friede, der seitdem viele Jahre lang ungestört erhalten blieb, brachte für Prinz Wilhelm wie für alle Preußen und alle Deutschen ganz neue, sehr eigenthümliche und nicht leicht zu lösende Aufgaben. Denn trotz der herrlichen Siege, die vornehmlich deutsche Waffen in den Jahren 1813 bis 1815 errungen hatten, war Vieles in den öffentlichen Verhältnissen des gesammten deutschen Vaterlandes wie der meisten Einzelstaaten sehr unbefriedigend geblieben. Vergebens hatten patriotische Redner und Dichter nach der Wiedererrichtung eines festgefügten Deutschen Reiches verlangt, vergebens hatten sie verfassungsmäßig gesicherte Freiheit für jeden Einzelstaat gefordert, — das österreichische Kaiserthum, welches aus eigennütziger Berechnung ein zersplittertes und unfreies Deutschland neben sich zu sehen wünschte, war dem Streben nach nationalem und konstitutionellem

Zusammentreffen Blüchers mit Wellington bei Belle-Alliance.

Fortschritt uberall hemmend in den Weg getreten. Anstatt des heiß ersehnten Deutschen Reiches entstand nun der klägliche deutsche Bund, durch welchen die Einzelstaaten fast nur dem Namen nach zu einer politischen Gemeinschaft vereinigt wurden. Die Fürsten der süddeutschen Mittelstaaten gewährten zwar nach und nach zeitgemäße konstitutionelle Verfassungen, die übrigen Landesherren hielten jedoch an der absolutistischen Regierungsweise fest oder begnügten sich mit der Erneuerung des mittelalterlichen Ständewesens, welches kaum lebensfähiger sich erwies als das Scheingebilde des deutschen Bundes.

Zorn und Grimm ergriffen unter diesen Umständen weite Kreise der Bevölkerung. Namentlich die frische Jugend, die während der Befreiungskriege so ruhmreich die Waffen getragen hatte, klagte in maßloser Heftigkeit, daß sie um den wohlverdienten Lohn ihrer Heldenthaten schmählich betrogen worden sei. Hier und da kam es zu revolutionären Drohungen und zu blutigen Gewaltthaten, die aber natürlich das Uebel nur ärger machten. Denn die Fürsten wurden dadurch zu der Meinung gebracht, ausgedehntere Freiheiten erst recht nicht gewähren zu dürfen; und mehr noch als die meisten Anderen ließ König Friedrich Wilhelm diese Stimmung auf sich wirken.

Er hatte ja von jeher eine tiefe Scheu gehabt, neue und noch unerprobte politische Bahnen zu betreten. Auch war ihm, seiner zurückhaltenden Art nach, der Gedanke peinlich, bei konstitutioneller Entwickelung seines Staates die eigene Person mehr in den Vordergrund des öffentlichen Lebens stellen und selber auf den guten Fortgang parlamentarischer Debatten hinwirken zu müssen. Am folgenreichsten aber wurde, daß Oesterreich, um Preußen nicht noch höher, als bisher schon geschehen, in der Liebe und Achtung des deutschen Volkes steigen zu lassen, fort und fort den König ermahnte, bei den sogenannten Prinzipien der monarchischen Tradition unerschütterlich zu verharren. Denn daß diese Mahnungen in selbstsüchtigem Sinne ertheilt wurden, das erkannte der redliche Friedrich Wilhelm keineswegs. Ihm war und blieb Oesterreich der wackere Genosse, der ihn gegen Napoleon kräftig unterstützt hatte und mit dem in treuer Uebereinstimmung zu

handeln ihm bei allen Hauptfragen der auswärtigen wie der inneren Politik schlechthin nothwendig erschien. Preußen erhielt daher bei Lebzeiten Friedrich Wilhelms III. anstatt der „Reichsstände“ deren Errichtung der König selber ein paarmal in Aussicht gestellt hatte, nur wenig bedeutende in tiefer Verborgenheit wirkende Provinzialstände; und die auf gewaltsame Erzwingung des Versagten sich richtenden Bestrebungen des jugendlichen Liberalismus wurden von dem sonst so milden, durch diese leidenschaftliche Opposition jedoch schwer gereizten Monarchen nicht ohne Härte unterdrückt.

Prinz Wilhelm litt unter den schmerzlichen Eindrücken dieses Streites zunächst wohl nicht sehr tief. Hätte sein Vater für gut gehalten, die Wünsche der Verfassungsfreunde zu erfüllen, so wäre er ohne Zweifel — sein späteres Leben legt hierfür deutliches Zeugniß ab — ein beherzter Kämpe für die Konstitution geworden. Nun aber bestimmten ihn nicht bloß die Ehrfurcht vor dem Könige und die Zuneigung zu den alten Bundesgenossen, die auch in ihm sehr lebendig war, das Drängen der Liberalen zu mißbilligen, sondern die Verfassungsfrage stand für ihn überhaupt noch nicht im Vordergrunde des öffentlichen Interesses. Denn der preußische Staat, der auf dem Wiener Kongresse geschaffen war, hatte mit dem früheren Königreich sehr wenig gemein. Dem Umfang nach war er verdoppelt, der Zusammensetzung nach ein buntes Gemisch von großen und kleinen, überaus verschieden gearteten Landschaften. Hier galt es, in sehr mühseliger organisatorischer Arbeit, die jeden Zweig des Civil- und des Kriegsdienstes umfaßte, zu allererst feste Formen für die Regierung, die Verwaltung und Sicherung des Vaterlandes zu finden. Hier erwarben sich Friedrich Wilhelm III. und seine tüchtigen Beamten durch weise Erfüllung der ihnen obliegenden Pflichten ungemeine Verdienste, deren Lob den wegen Nichtgewährung der Verfassung laut gewordenen Tadel lange Jahre hindurch weit übertönte; und hier war es denn auch, wo Prinz Wilhelm die Lebensaufgabe fand, die ihn einstweilen ganz ausfüllte und hoch beglückte.

Im Frühling 1817 wurde in Preußen der „Staatsrath“ ins Leben gerufen, eine berathende Oberbehörde, die alle neuen Gesetze vor deren Veröffentlichung einer gründlichen Prüfung unterziehen sollte. Mitglieder desselben waren die Prinzen des königlichen Hauses, die höchsten Staatsbeamten und Generale nebst anderen Personen, die das besondere Vertrauen Friedrich Wilhelms genossen. Die Thätigkeit dieser Behörden richtete sich, bald nach ihrer Begründung, vornehmlich auf das finanzielle Gebiet, weil die Nachwehen der langen Kriegszeit den preußischen Staat wiederholt in die peinlichste Geldverlegenheit brachten. Ohne stärkere Anspannung der Steuerkraft des schon sehr schwer belasteten Volkes schien es unmöglich, einen sicheren Ausweg aus dem quälenden Drangsal zu finden. Friedrich Wilhelm forderte deshalb schließlich, so betrübend dies auch für ihn war, mit voller Entschiedenheit eine beträchtliche Vermehrung der Steuern. Im Staatsrath waren die Meinungen getheilt. Die Einen fügten sich, ohne eine Einwendung zu versuchen, der harten Nothwendigkeit; Andere klagten dagegen laut über den unerträglichen Druck, der bisher schon die Unterthanen niedergebeugt habe; noch Andere wiesen, wie auf ein Rettungsmittel, darauf hin, daß die Vermehrung der Steuern freilich nicht zu umgehen, aber bei vorzüglicher Inanspruchnahme der reicheren Klassen der Nation auch ganz wohl durchführbar sei. Die Letzteren gaben das der damaligen Lage einzig entsprechende Urtheil ab, und ihre Ansicht, daß besonders der Reichere dem Staate mehr zahlen könne als bisher, wurde noch dadurch bestätigt, daß in dieser Zeit mehrere hohe Beamte, unter ihnen General Gneisenau als Gouverneur von Berlin, aus edelmüthiger Regung auf ihr Gehalt verzichteten. Prinz Wilhelm fühlte sich, indem er dies Alles beobachtete und erwog, trotz seiner Jugend zu einer besonders nachdrücklichen Meinungsäußerung angeregt, die seiner reifen Einsicht ebenso viele Ehre macht wie seinem menschenfreundlichen Herzen. Denn bei der Unterzeichnung des Protokolls der im Staatsrathe betreffs der Steuerfrage gepflogenen Verhandlungen fügte er hinzu, „daß er sich erlaube, den väterlichen Gesinnungen und der höheren Prüfung Seiner Majestät auf das ehrerbietigste den Wunsch zu empfehlen, daß Allerhöchst dieselben

in Ihrer Weisheit die Mittel finden möchten, die neuen Steuern zu umgehen, oder sie zu ermäßigen und die reicheren Klassen der Nation und die höher besoldeten Beamten zur Erleichterung des ärmeren Volkes mehr heranzuziehen".

Wichtiger jedoch als die Betheiligung an den Arbeiten des Staatsraths wurde für den Prinzen, der sich ja seit seinen Knabenjahren vornehmlich dem Soldatenstande gewidmet hatte, der Dienst im Heere und die Beschäftigung mit Allem, was sich irgendwie auf das Kriegswesen bezog.

Im Jahre 1816 wurde er Kommandeur des neu geschaffenen Stettiner Gardelandwehrbataillons, im Jahre 1817 Oberst und Chef des siebenten Infanterie- (jetzigen Königsgrenadier-) regiments, im Jahre 1818 Kommandeur der ersten Gardeinfanteriebrigade und Generalmajor, im Jahre 1820 Kommandeur der ersten Gardedivision, im Jahre 1825 kommandirender General des dritten Armeekorps und Generallieutenant, im Jahre 1838 kommandirender General des Gardekorps und Generalinspekteur der vierten Armeeabtheilung (siebentes und achtes Armeekorps).

Soldat des Grenadier-Regiments „Prinz Wilhelm von Preußen".

Dieses rasche Avancement darf für sich allein als ein Beweis betrachtet werden, daß der Prinz jeden ihm übertragenen Posten vortrefflich ausfüllte. Denn König Friedrich Wilhelm III. nahm es mit den Heeresangelegenheiten viel zu ernst, als daß er selbst einem seiner Söhne besonders hervorragende, ja sogar die höchsten Stellen in der Armee anvertraut hätte, wenn derselbe nicht seiner Aufgabe völlig gewachsen gewesen wäre. Die ungewöhnliche militärische Begabung Prinz Wilhelms erhellt aber noch deutlicher aus der überraschend großen Zahl von Vertrauensstellungen, mit denen ihn der König, voll herzlicher Freude über seine steigende Leistungsfähigkeit, in schneller Folge beehrte.

Schon im Jahre 1818 erhielt der Prinz, während einer Reise des Vaters nach Rußland, die Leitung aller Militärangelegenheiten und der Avancements bis einschließlich zum Hauptmann und Rittmeister. Im folgenden Jahre wurde er zum Mitglied des Kriegsministeriums, mit Sitz und Stimme, ernannt. Die nächsten Jahre brachten ihm die Vorstandschaft der Kommissionen zur Umarbeitung des Exercierreglements für die Infanterie — zur Ausarbeitung einer Instruktion für die Aufstellung und den Gebrauch größerer Kavalleriemassen — und zur Prüfung der Vorschläge des Avancements zum Stabsoffizier außer der Tour. Nebenher ging die Inspicirung verschiedener Festungen und Armeekorps und die Führung bald dieser, bald jener Infanterie- oder Kavalleriedivision bei Gelegenheit der großen Herbstmanöver. So umfaßte der Prinz das gesammte Heerwesen in der Theorie wie in der Praxis, im Bureau wie im freien Felde, in der Gestaltung des Offizierkorps, wie in der Anleitung der Truppen zum Kampf. Er wurde schon damals „der erste Soldat Preußens", dessen Kennerblick im Zustand der Armee weder Großes noch Kleines, weder Rühmens- noch Tadelnswerthes entging. Und mit welcher Hingebung er immer ganz bei der

Sache war, das zeigen in anziehendster Weise seine Briefe an den General von Natzmer, jenen geistvollen Offizier, dessen Schüler er im Frühling 1814 gewesen und dessen Freund er seitdem geworden war. Einmal schreibt er dem General, der König wünsche, was er sehr billige, zur Erleichterung der Staatskasse den Dienststand der Armee zu vermindern. Leider sei nur hierbei eine allzu große Verkürzung der Dienstzeit der Infanterie geplant. Gegen dieses „heillose Projekt" habe er sich sehr offen und bestimmt ausgesprochen, ebenso der Kronprinz und Prinz Karl, die er ohne Zweifel durch seinen wohlbegründeten Eifer mit sich fortgerissen hatte. „So haben wir reussirt, daß die Sache in nähere Ueberlegung genommen wird." Ein andermal sollten, ebenfalls um zu sparen, die Dienstreisen der kommandierenden Generale, zugleich aber auch ihre Gewalt über die Regimentskommandeure eingeschränkt werden. Kaum hatte der Prinz sich „von seinem Erstaunen über diesen Reisebeschränkungserlaß erholt, so saß er auch schon am Tische, um den Kriegsminister zu bitten, das Reiseregulativ nicht ändern zu lassen, ehe er ihn nicht ausführlich gesprochen habe. Denn statt dem Mißbrauch abzuhelfen, gieße man das Kind mit dem Bade aus, ja man stelle in der Armee bei Gelegenheit einer Rechnungsrevision ein neues Princip über die Stellung der untersten selbständigen Untergebenen zu ihren Vorgesetzten auf. Solches Durcheinanderwürfeln von Selbständigkeit unten und Verantwortlichkeit oben, ohne Möglichkeit einer Controle, sei ein Unding und er würde für solche Stellung danken". Weil aber der König für die Neuerung schon sehr günstig gestimmt war, so wendete der Prinz sich auch an ihn, freilich nicht in seiner Eigenschaft als General — das hätte er des Kriegsministers halber weder gedurft noch gewollt — sondern „privatim" als Sohn des Kriegsherrn, und durch einen langen Brief erwirkte er, unterstützt von den einsichtigsten Offizieren Preußens, einen neuen Erlaß, der eingeschlichene Uebelstände beseitigte, ohne die Aufgaben der höheren Truppenführer zu beeinträchtigen.

So betrieb er jedes Geschäft mit Klugheit und Nachdruck, ja mit wahrem Feuereifer. Welche Last der Geschäfte dabei auf seinen Schultern lag, geht zur Genüge aus einer Bemerkung hervor, mit der er sich wegen Nichtbeantwortung eines Briefes bei General Natzmer zu entschuldigen sucht. Er sei ein paar Monate lang (Anfang 1826) in Petersburg gewesen und habe durch die Art des dortigen Hoflebens und durch die Berichte, die er dem König zu schicken verpflichtet gewesen, enormen Zeitverlust erlitten. „Wohl 30 Briefe erhielt der König von mir und keinen unter 8, viele zu 16 und 20 Seiten, so daß selbst alle Geschwister etwas auffässig gegen mich sind, daß ich ihrer so wenig mit Schreiben gedenken konnte." Mit Freude jedoch unterzog er sich allen Aufgaben, die der König ihn stellte, glücklich im Vollgefühl seiner jugendfrischen Kraft und des Nutzens, den er zu stiften vermochte. Nur Eins verstimmte ihn und zog manchmal wie ein Wolkenschatten über sein sonniges Leben, daß nämlich sein geliebtes Preußen, ganz versunken in jene Arbeiten am inneren Ausbau des Staates, sich um die großen Fragen der europäischen Politik augenblicklich wenig kümmerte und kühnerem Ehrgeiz mithin geringe Befriedigung bot. Wie einem tapfern jungen Offizier zukommt, sehnte sich der Prinz nach Kampf und Sieg. Der preußische Degen sollte stets den Feinden fürchterlich sein, und wenn behutsame Männer mahnten, daß Preußen neben Rußland, Oesterreich oder Frankreich doch nur ein recht kleiner, zu bescheidenem Verhalten verurtheilter Staat sei, konnte der Prinz sich recht von Herzen ereifern. In solcher Stimmung schrieb er im März 1824 an Natzmer: „Hätte das preußische Volk Anno 1813 gewußt, daß nach elf Jahren von einer damals zu erlangenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhms und Ansehns Nichts als die Erinnerung und keine Realität übrig bleiben würde, wer hätte damals wohl Alles aufgeopfert solchen Resultats halber? Es ist dies eine gewichtige, aber schmerzlich zu beantwortende Frage, deren Aufstellung schon auf das heiligste verpflichtet, einem Volk von elf Millionen den Platz zu erhalten und zu vergewissern, den es durch Aufopferungen erlangte, die weder früher noch später gesehen wurden, noch werden gesehen werden. Aber hieran will man

nicht mehr denken; im Gegentheil, man muß hören, daß es lächerlich sei, mit elf Millionen eine Rolle zwischen Nationen von vierzig Millionen spielen zu wollen! Man vergißt aber dabei, daß drei Millionen jene Ereignisse begründeten und sich, im Verbande mit einer sehr geschwächten alliirten Armee, dem lang gefürchteten Coloß entgegenstellten. Und was damals bei drei Millionen der Enthusiasmus that, muß jetzt bei elf Millionen die geweckte und beförderte Intelligenz thun.

„Wenn man das lächerlich findet, schwindet selbst dem Tüchtigsten und Kühnsten der Muth! Auch Alliirte wird in bedrängten Fällen eine Nation nicht mehr finden, die freiwillig ihren Rang aufgiebt und daher den Auswärtigen ein Rival weniger ist, für dessen Wiederaufleben keine Partei Interesse hat und fühlt. Und wenn man Nichts mehr sein will, warum noch Etwas scheinen wollen und deshalb mit ungeheuren Kosten eine Armee halten?"

General Durmar von Natzmer.

Solche Gesinnung, solch hoher Muth, selbst wenn das Verlangen nach kühner That nicht in jedem Augenblicke vollberechtigt war, verbürgten Großes, sobald der Prinz seine Worte in Handlungen umzusetzen vermochte. Einstweilen mußte er sich bescheiden, in seinem Berufe, als Soldat, so fruchtbar als irgend möglich zu wirken, und er sah sich dadurch auch fortdauernd aufs äußerste in Anspruch genommen. Von heitrem Lebensgenuß ist deshalb bei ihm nicht viel zu melden. An kleinen dramatischen Aufführungen, welche die Mitglieder des königlichen Hauses in jenen Jahren oftmals zur Verschönerung von Familienfesten veranstalteten, betheiligte er sich wohl mit Lust und Erfolg. Aber ausgiebige Erholung von der Arbeit gewährten nur die Reisen, die sich zumeist an die Besichtigung preußischer oder freundherrlicher Truppen anschlossen und den Prinzen wiederholt nach Rußland, Oesterreich, Süddeutschland und in die Niederlande führten. Mit offenen Sinnen genoß er dabei die Schönheiten der Natur und der Kunst wie den ernsten Reiz, den denkwürdige Stätten, z. B. das Schlachtfeld von Belle-Alliance, auf sein empfängliches Herz ausübten. Viele dieser Reisen machte er an der Seite des Königs, der zwar bald diesen, bald jenen seiner Söhne, auch ihrer mehrere auf einmal mit sich nahm, besonders oft jedoch den ihm selber ähnlichsten und deshalb vielleicht sympathischsten Prinzen Wilhelm zum Begleiter erwählte. Im Herbste 1822 gingen der König, Prinz Wilhelm und Prinz Karl für mehrere Monate nach Italien. Die elegische Schönheit Venedigs, die unerschöpfliche Fülle der römischen Kunstschätze und die Pracht der Umgebungen Neapels machten auf die hohen Reisenden den tiefsten Eindruck. Von dem greisen Papst Pius VII. und von der neapolitanischen Königsfamilie wurden sie mit großer Herzlichkeit empfangen. Alexander von Humboldt führte sie auf den Vesuv; Barthold Georg Niebuhr, der Geschichtschreiber Roms, und dessen Sekretär, der junge Christian Bunsen erläuterten ihnen die Gemälde und Statuen, die Bauten und Alterthümer der ewigen Stadt. Bunsen, der vornehmlich beauftragt war, für die Belehrung der beiden Prinzen zu sorgen, schilderte dieselben in einem an seine Schwester gerichteten

Briefe, also bei einem Anlaß, der ihn zu keiner Schmeichelei verleiten konnte, mit folgenden anziehenden Worten: „Die Prinzen sind Beide sehr aufgeweckte und geistreiche junge Herrn, dabei ein Muster von Artigkeit und zugleich würdigem Benehmen. Prinz Wilhelm, der ältere der Beiden, der zweite Sohn des Königs, ist aber noch ein ganz besonders ernster und männlicher Charakter, den man nicht sehen kann, ohne ihm von Herzen ergeben zu sein und ihn aufrichtig sehr hoch zu achten."

Einige jener Reisen gewannen für Prinz Wilhelm eine alle andern überragende Bedeutung. Czar Alexanders Bruder, der männlich schöne und ritterliche Großfürst Nikolaus, faßte nämlich zur ältesten Tochter Friedrich Wilhelms III., der ungemein lieblichen Prinzessin Charlotte, eine tiefe Neigung, die ebenso herzlich erwidert wurde. Im Sommer 1817 sollte die Vermählung des erlauchten Paares stattfinden, und Prinz Wilhelm wurde beauftragt, die ihm vornehmlich nahe stehende Schwester hierzu nach Petersburg zu begleiten. Mit Freuden unterzog er sich der Erfüllung dieser Pflicht und erleichterte dadurch der geliebten Schwester den Abschied von der Heimath, der, an sich schon schwer genug, durch die neu belebte Erinnerung an längst vergangene schmerzliche Stunden sehr tiefe Wehmuth erregte.

Denn fast ein Jahrzehnt vor dieser Zeit, als Preußen noch unter dem Druck der napoleonischen Gewaltherrschaft lag, und die königliche Familie in Huben bei Königsberg wohnte, trat eines Tages an die im Garten von „Luisenwahl" sitzende Königin Luise ein armes Mädchen heran und bot derselben, ohne die Königin zu kennen, einen großen Strauß frisch gepflückter Kornblumen zum Kaufe an. Luise, von Mitleid ergriffen, sprach mit dem überaus dürftig aussehenden Kinde und erfuhr von der Kleinen, daß sie eine kranke Mutter habe, die Nichts verdienen könne. Darauf nahm sie ihr, mit Thränen in den Augen, ihre blauen Lieblinge ab, beschenkte das Mädchen reichlich und rief ihre um sie herum spielenden Kinder zu sich. Sie zeigte der Prinzessin Charlotte und dem Prinzen Wilhelm, wie man ohne Faden und Scheere aus diesen Blumen so leicht einen Kranz flechten könne; sie machte die Kinder auf die einfache schöne blaue Blume aufmerksam, und lehrhaft fügte sie hinzu, wie man sich gerade an diesen schlichten Gaben der Natur ergötzen könne, und wie man genügsam sein müsse. Diese von der Mutter in so holder Form gegebenen Lehren, verbunden mit dem hübschen Kranze, den sie der Tochter aufs Haupt setzte, erhoben die Kornblume zur Lieblingsblume der beiden Geschwister; und als bald darauf Luise starb, wurde diese Blume für Wilhelm und Charlotte ein Erinnerungszeichen an die früh verklärte Mutter. In Königsberg blieb die kleine, aber allgemein bekannt gewordene Begebenheit von dem armen Kinde, von der Mildthätigkeit der Königin und von der Freude, welche die Prinzessin an dem Kornblumenkranze gehabt, während vieler Jahre unvergessen. Als daher Charlotte und Wilhelm Ende Juni 1817 durch Ostpreußen nach Petersburg reisten, fanden sie die Zimmer des Königsberger Schlosses, zu zarter Gedächtnißfeier der Königin Luise und jener Scene im Garten von Luisenwahl, reich mit Kornblumen geschmückt. Beim Anblick derselben wurden die Geschwister von tiefer Rührung ergriffen, und nachdem sie, wenige Tage später, die preußisch-russische Grenze erreicht hatten, überschritten sie in der gleichen Stimmung, die Prinzessin einen Kornblumenkranz im Haar, zu Fuß die Stelle, die den Eintritt in eine fremde Welt bedeutete. Aber jenseit derselben wartete der glückliche Bräutigam Nikolaus. Lebensmuth und Frohsinn traten in ihre Rechte. Unter lautem Jubel des russischen Volkes ging es nach Petersburg, in die Arme der neuen Verwandtschaft, zur Hochzeit und zu endlosen strahlenden Festen.

Die innige Verbindung der beiderseitigen Herrscherfamilien, welche die Folge dieses Eheschlusses war, befestigte nicht bloß das politische Bündniß, das zwischen Preußen und Rußland seit den Befreiungskriegen bestand, sondern führte auch trotz der weiten Entfernung zum regsten persönlichen Verkehr der erlauchten Verwandten. Der Großfürst und spätere Czar Nikolaus und

Prinz Wilhelm und Prinzessin Charlotte überschreiten auf der Reise nach Rußland, in Erinnerung an ihre Mutter, zu Fuß die preußisch-russische Grenze.

seine Gemahlin besuchten wiederholt den preußischen Hof. Bei der Nachricht „die Russen kommen" entstand jedesmal in der königlichen Familie wie unter den Einwohnern der preußischen Residenzen die freudigste Bewegung. Ebenso reisten der König und die Seinen, Einer um den Anderen, nach Petersburg, besonders häufig Prinz Wilhelm, der auch im Anfang des Jahres 1826 die Glückwünsche Preußens zur Thronbesteigung des Czars Nikolaus dorthin überbrachte.

Diese zugleich zarten und starken Bande, welche die Höfe von Berlin und Petersburg mit einander verknüpften, wirkten schließlich sehr tief auf das innerste Leben Prinz Wilhelms ein. Denn sie gaben nicht bloß den Anlaß, daß eine jugendliche Neigung eine Zeit lang sein Herz erfüllte, sondern sie führten ihn auch auf den Weg, auf dem er zur glücklichen Begründung des eigenen Hauses gelangen sollte.

Prinz Wilhelm als „Feramuz" bei der Aufführung von Ch. Moore's „Lalla Rookh".

Im Jahre 1821 statteten nämlich Nikolaus und Charlotte ihren ersten Besuch in Berlin ab. Zu Ehren desselben wurde ein glänzender Hofball gegeben und auf demselben, wie eine Augenzeugin erzählte, Thomas Moore's reizende Dichtung Lalla Rookh von den höchsten Personen des Hofes aufgeführt, der Traum eines armen fremden Dichters mit dem Aufwand orientalischer Pracht verdicht zu nennen waren. Neben ihnen stand noch eine andere hochpoetische Erscheinung, die Prinzessin Elise Radziwill (die Schwester jener jungen Radziwills, die Prinz Wilhelms Gespielen während der Jahre 1808 und 1809 in Königsberg gewesen waren), die in der holdseligen Rolle der Peri auftrat. Ihr schönes Haar umfloß in reicher Fülle die zarte Gestalt, die nicht der Flügel aus Silberlahn bedurft hätte, um als wirklicher Engel zu erscheinen. Dieses Mädchenideal, diese schönheitstrahlende Prinzessin Elise erfüllte die Zuschauer mit andächtiger Bewunderung: es ging die leise Sage, daß an jenem Abend der ritterliche indische Prinz Feramuz sein Herz ihr geweiht habe.

wirklicht. Die Hauptrolle Lalla Rookh, die Tulpenwange, erhielt die Großfürstin: sie trug ein Silberkleid mit Purpurtulpen gestickt und einen Schleier, der von Brillanten übersät war. Die Rolle ihres Geliebten Feramuz gab ihr Bruder Prinz Wilhelm, damals noch nicht vierundzwanzig Jahre alt und von wahrhaft bezaubernder Männerschönheit, groß und schlank: feine edle Züge, dunkelblondes Haar, reicher Bart und eine heitere kräftige Gesichtsfarbe zeichneten ihn aus. Die königlichen Geschwister waren in den Rollen des indischen Liebespaares ein so bezaubernder Anblick, daß sie ein zweites Gedicht im Ge-

Die leise Sage hatte nicht Unrecht, und Prinz Wilhelm und Elise Radziwill faßten bald eine so innige Neigung zu einander, wie dereinst Friedrich Wilhelm und Luise. Aber der Vermählung des jungen Paares stand das ernste Bedenken entgegen, daß das Haus Radziwill, wie

reich und vornehm auch immer, dennoch den regierenden deutschen Fürstenfamilien nicht ebenbürtig war, und die Kinder der geplanten und heiß ersehnten Ehe kein Thronfolgerecht in Preußen besessen hätten. Als dann noch der Kronprinz Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Elisabeth von Bayern im November 1823 eine zwar glückliche, auf beiderseitiges herzliches Einvernehmen gegründete, aber mit Kindern nicht gesegnete Ehe schloß, trat vollends die Erwägung in den Vordergrund, Prinz Wilhelm könne dazu berufen sein, selber dereinst den Thron zu besteigen oder wenigstens der Stammhalter des königlichen Hauses zu werden. König Friedrich Wilhelm, der dem Sohne unendlich gern gegönnt hätte, seiner Neigung folgen zu dürfen, erklärte deshalb endlich, das Staatswohl gebiete die Wahl einer andern Gemahlin. Der edle Prinz bezwang den bittern Schmerz, den ihm der Verzicht auf die liebste Hoffnung erregte, und versprach, wenn auch mit blutendem Herzen, so doch geleitet und erfüllt von seinem männlich starken Pflichtgefühl, daß er der treuen väterlichen Mahnung unweigerlich Folge leisten werde.

Prinzessin Elise Radziwill.

Von den Fürstenhäusern, unter deren Töchtern er in dieser Lage die Gattin zu wählen versucht sein konnte, stand ihm eines, das großherzoglich sachsen-weimarische, besonders nahe, weil es, so zu sagen, zur preußisch-russischen Verwandtschaft gehörte. Denn der Erbgroßherzog Karl Friedrich, der Vater zweier blühenden Töchter, war mit der Großfürstin Maria, einer Schwester des Czar Nikolaus, vermählt. Hierzu kam überdies, daß Prinz Wilhelms jüngerer Bruder, Prinz Karl, zu Marie, der älteren jener beiden Prinzessinnen, eine lebhafte Neigung faßte, dieselbe im Mai 1827 heirathete und die Beziehungen zwischen Berlin und Weimar somit noch inniger gestaltete.

Der weimarische Hof erfreute sich in jenen Tagen eines Ansehens, welches die bescheidenen Machtmittel, die er besaß, weit überragte. Noch lebte der geistvolle Großherzog Karl August (er starb erst am 14. Juni 1828), noch wirkte Goethe trotz hohen Alters in fast jugendlicher Frische, und das Streben nach der vollkommensten Bildung, welches in diesem Freundespaar verkörpert war, hatte auf die jüngeren Mitglieder der großherzoglichen Familie die glücklichsten Wirkungen ausgeübt. Die Enkelinnen Karl Augusts, die Prinzessinnen Marie und deren Schwester Augusta, erregten, nachdem die Erstere sich mit dem Prinzen Karl verlobt hatte, die Bewunderung keines Geringeren als Wilhelms von Humboldt. „Die Prinzessin Marie," so erzählte derselbe dem Freiherrn von Stein, „ist nicht nur von sehr schönem Wuchs und sehr einnehmender Gesichtsbildung, sondern auch von dem sanftesten besten Charakter, und besitzt außer den Kenntnissen und der äußeren Bildung, die man in ihrem Stande voraussetzen kann, auch die innere, deutsche, die sie gerade in Weimar vorzüglich gut erhalten konnte. Sie und der Prinz lieben sich wirklich, und der erste Anlaß zur Verbindung war die eigene freie Wahl. Die Schwester, die Prinzessin Augusta (geboren am 30. September 1811), soll schon in dieser frühen, kaum der Kindheit entgangenen

Jugend einen noch festeren und selbständigeren Charakter haben. Ihr lebendiger und durchdringender Geist spricht aus ihrem Blick, ihre Züge sind im höchsten Grade bedeutungsvoll, und ihre ganze Gestalt wird sich, wenn sie nicht ein wenig zu stark wird, in einigen Jahren gewiß noch schöner, als sie jetzt schon erscheint, entwickeln." Ebenso warmes Lob spendete bald darauf Goethe der „bedeutenden und liebenswürdigen" Prinzessin Augusta. „Sie verbindet frauenzimmerliche und prinzeßliche Eigenschaften auf eine so vollkommene Weise, daß man wirklich in Verwunderung geräth, und ein gemischtes Gefühl von Hochachtung und Neigung in uns entsteht."

Diese an Leib und Seele begabte Prinzessin Augusta war es, auf die Prinz Wilhelm schon Anfang 1827 sein Auge lenkte, als er zusammen mit seinem Bruder Karl, kurz vor dessen Vermählung in Weimar verweilte. Der alte Hans von Gagern, Vater Heinrichs von Gagern, des

Besuch bei Goethe in Weimar.

späteren Präsidenten der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt am Main, erzählte darüber ebenfalls dem Freiherrn von Stein: „Prinz Wilhelm ist die edelste Gestalt, die man sehen kann, der Imposanteste von Allen; dabei schlicht und ritterlich, munter und galant, doch immer mit Würde. Unsere Prinzessin Augusta schien ihn sehr anzuziehen, und die Berliner träumen schon von einer zweiten Verbindung." Goethe, dem Karl August die preußischen Prinzen zuführte, äußerte „Freude und Bewunderung" über „so verschiedenartig wohlgebildete" Königssöhne. „Sie haben," so setzte er hinzu, „ein ganz frisches Leben in unsere Zirkel gebracht, und das Behagen unseres Großherzogs an ihnen und an dem neu eingeleiteten Verhältniß war nur mit Rührung anzusehen."

Am 19. Oktober 1828 erfolgte das Eheversprechen zwischen dem einunddreißigjährigen Prinzen Wilhelm von Preußen und der siebzehnjährigen Prinzessin Marie Luise Augusta Katharina von Sachsen-Weimar. Am 11. Februar 1829 fand die feierliche Verlobung und am 11. Juni desselben Jahres die Vermählung statt.

Zu der letzteren war außer vielen anderen fürstlichen Gästen auch das Czarenpaar Nikolaus und Charlotte nach Berlin gekommen. Am Vortage des Festes hielten Wilhelm und Augusta den üblichen glänzenden Einzug in die preußische Hauptstadt, und die erste Handlung der jungen Braut in ihrer neuen Heimath bestand darin, daß sie in der Samaritergesinnung, die sie späterhin zum Segen des ganzen Vaterlandes bethätigen sollte, den Armen Berlins eine fürstliche Spende überreichen ließ. Um 7 Uhr des Abends am 11. Juni wurde die Trauung im Berliner Königsschlosse vollzogen. Die Krone, die während derselben Augusta schmückte, hatten ihr die Kronprinzessin Elisabeth, die Czarin Charlotte und die Großherzogin Marie eigenhändig auf das Haupt gesetzt. Der geistlichen Handlung folgten im königlichen Schlosse Festmahl und Tanz, und in den Straßen der Residenz eine der strahlendsten Beleuchtungen, die Berlin je gesehen hatte. Ringsum erklangen nur Laute reiner Freude über die Wahl, die der ritterliche Prinz getroffen hatte.

Prinz Wilhelm zur Zeit seiner Verlobung.

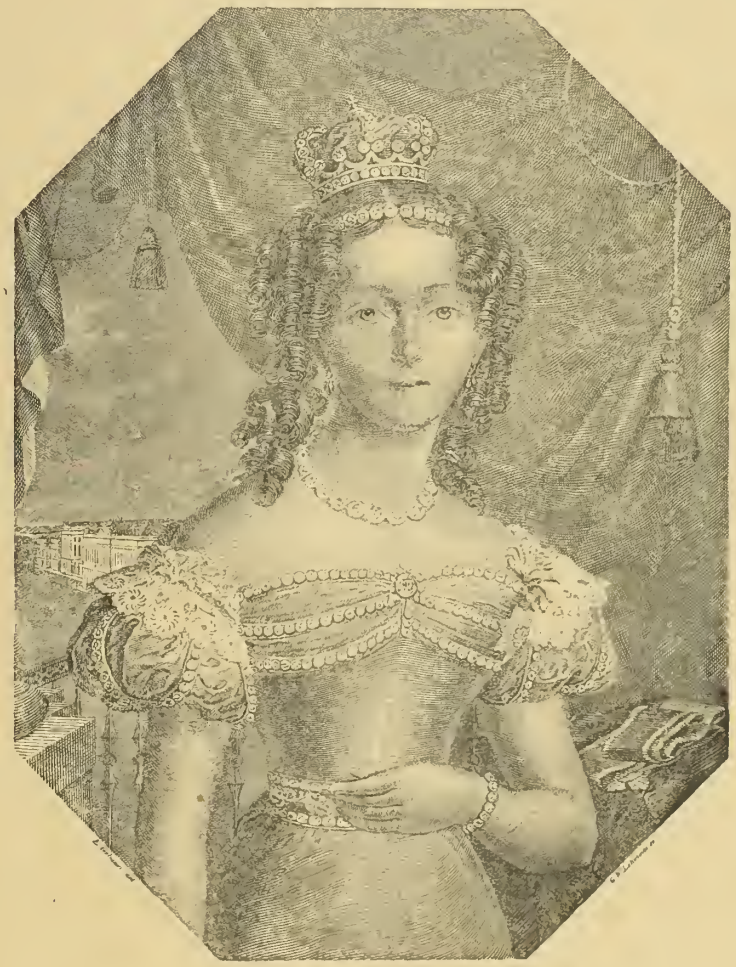
Am nächsten Tage bezogen die Neuvermählten das sogenannte Tauentzien'sche Haus unter den Linden 37. Prinz Wilhelm hatte dasselbe als Dienstwohnung erhalten. Da er sich in ihm jedoch völlig wohl fühlte und nach keinem Wechsel der Wohnung, was auch die Zukunft noch für ihn im Schooße tragen mochte, Verlangen trug, so kaufte er es später an und ließ es durch den Baumeister Langhans zu seiner jetzigen Gestalt ausbauen, in welcher es dann zum königlichen und kaiserlichen Palais geworden ist.

Die Hochzeitsfestlichkeiten, die sich auch in dieses Tauentzien'sche Haus erstreckten und noch mehrere Tage fortdauerten, waren kaum beendet, als sogleich die Zurüstungen zu einem andern Feste den ganzen Hof in Anspruch nahmen. Am 13. Juli war Czarin Charlottes Geburtstag, und derselbe sollte, wie zum Dank dafür, daß sie zur Vermählung des Bruders nach Berlin gekommen, im neuen Palais zu Potsdam glänzend gefeiert werden. Ein romantisches Ritterspiel wurde ersonnen, „der Zauber der weißen Rose", nach der Lieblingsblume der Czarin so genannt. Carousselreiten und Ringelstechen, lebende Bilder und pantomimische Tänze lösten einander in bunter Folge ab. Die Czarin vertheilte am Schluß den Siegern im Reiten und Stechen reiche Preise, aus kostbaren Waffen, Ketten und Bechern bestehend.

Unter den Rittern, die hierbei mit einander gewetteifert hatten, befanden sich nicht bloß viele Herren aus den vornehmsten Geschlechtern des Landes, sondern auch sämmtliche anwesende Prinzen, an ihrer Spitze der Kronprinz und Prinz Wilhelm. In prächtigen Rüstungen, mit Helm, Speer und Schild waren sie in die Bahn gesprengt. Auf jedem Schilde war die Devise seines Trägers zu lesen, und selbst bei diesem heitren Spiel trat die verschiedene Geistesrichtung der beiden prinzlichen Brüder bemerkbar hervor. Denn auf dem Schilde des Kronprinzen stand der

fast schwärmerisch klingende Wahlspruch „Tuis Victoria!“, während Prinz Wilhelms Schild das kurbrandenburgische Schwert mit der Inschrift „Gott mit uns“ zeigte.

Das Familienleben Prinz Wilhelms gestaltete sich bald sehr glücklich. An einem hohen Ehrentage Preußens, dem 18. Oktober 1831, dem Jahrestage der Leipziger Völkerschlacht, wurde ihm der heiß ersehnte Erbe geboren, ein kräftiger Knabe, der während des Taufaktes, in welchem er die Namen Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl erhielt, so laut schrie, daß die Taufzeugen lächelnd bemerkten, solche Stimme deute auf ein kräftiges Kommando und somit auf den künftigen Feldherrn. War das verheißungsvolle Wort damals nichts weiter als ein liebenswürdiger Scherz, so vergingen doch nur wenige Jahre, bis Jedermann bemerken konnte, daß in den Adern dieses Kindes echtes hohenzollernsches Soldatenblut floß. In Paretz, wo einst Friedrich Wilhelm III. und Luise so glückliche Tage verlebt hatten, wurde die Dorfjugend zu einem Bataillon organisirt und mit zierlichen Waffen, sogar mit Miniaturkanonen versehen. Mit ihr zusammen exercirten der kleine Friedrich Wilhelm und sein etwas älterer Vetter Friedrich Karl (Sohn des Prinzen Karl und der weimarischen Prinzessin Marie, geboren am 20. März 1828) und tummelten sich mit Entzücken und unermüdlichem Eifer im militärischen Spiel. Außerdem wurde Prinz Friedrich Wilhelm mit wenigen auserwählten Kameraden von tüchtigen Unteroffizieren in den Künsten des Paradeschrittes, der Schwenkungen und der Griffe sorgfältig unterrichtet. Der „Dienst“, den er hierbei that, erfüllte sein junges Herz mit solchem Ernst, daß er bei plötzlichem Regenwetter einen Lakai, der einen Schirm über ihn halten wollte, mit dem stolzen Wort verscheuchte: „Hast du je einen preußischen Soldaten mit einem Regenschirm gesehen?“



Prinzessin Auguste von Sachsen-Weimar im Brautschmuck.

Prinz Friedrich Wilhelm war schon sieben Jahre alt als seine Eltern — am 3. Dezember 1838 — durch die Geburt einer Tochter innig erfreut wurden. Sie gaben derselben die Namen Luise Maria Elisabeth, doch nannten sie sie, in zarter Erinnerung an Prinz Wilhelms Mutter, stets nur Luise. In dem alten „Tauentzien'schen Hause“ vollendete sich hiermit ein ähnliches Familienglück, wie es dereinst die Berliner Wohnung des jungen Friedrich Wilhelm III., seiner Luise und ihrer frohen Kinderschaar erfüllt hatte. Und wie diese von Zeit zu Zeit aus dem städtischen Leben in erquickenden Landaufenthalt sich zurückgezogen hatten, ebenso verfuhren Prinz Wilhelm und Augusta. In der schon mit vielen Fürstenschlössern geschmückten, reizvollen Umgebung Potsdams erwählte der Prinz jenen Babelsberg, auf dem er als Jüngling den Bau einer Feldschanze geleitet hatte, um sich dort den gewünschten Sommersitz zu begründen. Nach Schinkels

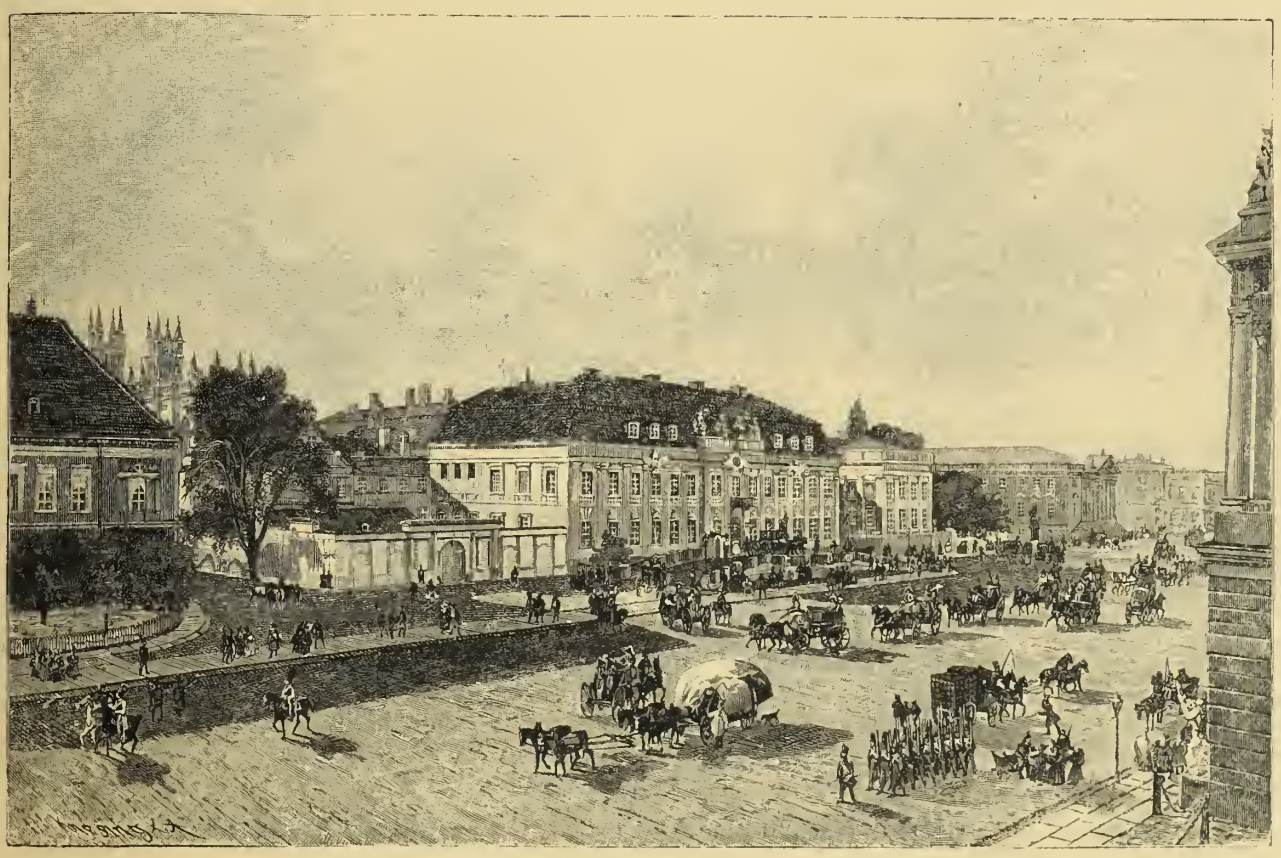
Plan wurde auf der waldigen Höhe mit prachtvoller Aussicht auf die nahen Havelseeen, ein stattliches Schloß erbaut und am 18. Oktober 1835 durch Friedrich Wilhelm III. und die ganze königliche Familie förmlich eingeweiht.

Die Berufsthätigkeit Prinz Wilhelms ging während dieser Jahre in alter Weise ununterbrochen fort. Als die französische Revolution, die im Sommer 1830 abermals den Thron der Bourbonen umstürzte, Deutschland mit Kriegsgefahren zu bedrohen schien, und deshalb eine Anzahl preußische Armeekorps am Rhein zusammengezogen werden sollte, erhielt der Prinz sogleich den ehrenvollen Auftrag, die hierfür in erster Linie stehenden Korps der Rheinlande und Westfalens zu inspiciren. Der Friede blieb dann zwar dem Vaterlande erhalten, aber das Gefühl der Sicherheit,

Das Fest der weißen Rose im Neuen Palais zu Potsdam am 13. Juli 1829.
(Zur Feier des Geburtstages der Kaiserin Alexandra von Rußland geborenen Prinzessin Charlotte von Preußen.)

welches in dieser Beziehung bisher allgemein verbreitet gewesen war, kehrte sehr langsam zurück, und Czar Nikolaus suchte diesen Umstand zu benutzen, um Rußland immer inniger mit Preußen zu verbinden und hierdurch seiner Machtstellung, zu deren Erweiterung ihn Stolz und Ehrgeiz drängten, einen starken Rückhalt zu verschaffen. Zu ehrendem Gedächtniß seines Bruders, des Czars Alexander, hatte er eine gewaltige Granitsäule anfertigen lassen. Als dieselbe im September 1834 unter außerordentlichen Feierlichkeiten enthüllt werden sollte, lud er König Friedrich Wilhelm III. brieflich hierzu ein. Der König lehnte ab, schickte dafür aber den Prinzen Wilhelm und mehrere Offiziere und Soldaten, die sämmtlich in den Befreiungskriegen mitgefochten hatten, nach Petersburg. Nikolaus empfing dieselben mit der größten Zuvorkommenheit. Den preußischen Offizieren sagte er wohl, auf seine eigenen Truppen deutend: „Hier, meine Herren, sehen Sie die Reserve

der preußischen Armee", und dem Prinzen schickte er den St. Wladimirorden erster Klasse nebst einem Schreiben, welches die Waffenbrüderschaft der Preußen und der Russen pries und mit den Worten schloß: „Der Wahlspruch, den der Wladimirorden trägt: „Verdienst, Ehre und Ruhm", ist von jeher der Ihrige gewesen. Möge er Sie stets an die Feier dieses Tages und an die unveränderliche Zuneigung mahnen, die ich Ihnen immer widmen werde". Im nächsten Jahr wünschte der Czar, preußische und russische Truppen zu einem großen Manöver bei Kalisch, hart an der preußischen Grenze, zu versammeln. Der König hätte auch dies gern abgelehnt, weil ihm die Kosten, welche die Vereinigung seiner Soldaten mit den überaus glänzend auftretenden Russen verursachen mußte, beschwerlich fielen; doch gab er schließlich, um den Schwiegersohn nicht zu kränken, seine Einwilligung. Im Lager zu Kalisch ging es darauf allerdings hoch her; es wurde



Die königliche Residenz in Berlin um das Jahr 1830.

aber auch eifrig exercirt und manövrirt, und Prinz Wilhelm fand hierbei Gelegenheit, sich besonders auszuzeichnen. Denn er erhielt die Führung einer aus preußischen und russischen Regimentern zusammengesetzten Reiterdivision nebst einer ebenso bunt gemischten Batterie. Die schwierige Aufgabe, ein erst im Augenblick vor der Aktion aus den verschiedenartigsten Elementen gebildetes Truppenkorps ohne irgend eine Stockung an den Feind zu bringen und stets die den Erfolg am sichersten verbürgenden Maßregeln zu ergreifen, löste er mit solcher Ruhe und Klarheit, daß die erfahrensten Generale ihm volle Anerkennung zollten und ein sachkundiger Berichterstatter darüber schrieb: „Wie unter allen Verhältnissen erschien der Prinz auch bei Kalisch als das Muster eines diensteifrigen und gewissenhaften Soldaten und als der Heerführer, der seine Truppen zum Siege zu führen versteht.

Die nächsten Jahre brachten dem Prinzen noch mancherlei Kommandos bei Revuen und Manövern, auch die Vorstandschaft der Kommission zur Ausarbeitung eines Dienstreglements für die ganze Armee, und sein letztes amtliches Auftreten bei Lebzeiten Friedrich Wilhelms III. betraf

ebenfalls eine militärische Angelegenheit. Denn der König wünschte, als das Jahr 1840 und damit auch die Säcularfeier des Regierungsantritts Friedrichs des Großen herannahte, daß diesem ruhmreichsten seiner Vorfahren endlich ein seiner würdiges Denkmal in Berlin errichtet werde. Die Vorbereitungen hierzu waren bis zum Frühling 1840 so weit vollendet, daß wenigstens die Grundsteinlegung in nahe Aussicht genommen werden konnte. Inzwischen war aber auch der fast siebzigjährige Friedrich Wilhelm ernstlich erkrankt und sah, wie ihm selber nicht verborgen blieb, baldiger Auflösung entgegen. Der Akt der Grundsteinlegung wurde daher so sehr als nur möglich beschleunigt und Prinz Wilhelm beauftragt, alle militärischen Anordnungen für die Feier zu übernehmen. Am 1. Juni 1840 fand dieselbe statt. Der König war freilich schon zu schwach, um sich an ihr persönlich zu betheiligen, doch sah er, am Eckfenster seines Palais sitzend, noch einmal einen beträchtlichen Theil seines Heeres auf dem freien Platze vor den „Linden" vereinigt und freute sich an den ruhmreichen Fahnen aller Regimenter der Berliner und Potsdamer Garnison. Dem Sohne dankte er für das wohlgelungene militärische Arrangement, seiner lakonischen Art nach, mit den kurzen Worten: „Habe die Aufstellung zwar nur einen Augenblick gesehen — war aber Alles sehr ordentlich."

Prinzessin Auguska als junge Frau.

Bald darauf verfiel er mehr und mehr. Der Czarin Charlotte, die sich auf dem Wege nach Berlin befand, reiste Prinz Wilhelm deshalb bis Küstrin entgegen und kehrte mit ihr in größter Eile in die Hauptstadt zurück. Am 7. Juni traf auch der Czar dort ein. Der Sterbende vermochte indessen kaum noch einige Worte zu reden. Den Prinzen Wilhelm blickte er noch einmal lange und fest an und versuchte, ihm Etwas mitzutheilen. Seine Stimme versagte jedoch, und einige Minuten nach drei Uhr Nachmittags that er den letzten Athemzug.

Prinz Wilhelm im Jahre 1835.

Die Seinen, die bisher sein Lager umstanden hatten, sanken tief erschüttert auf die Kniee, während der Hofprediger Strauß Worte des Segens über die Leiche sprach. Ebenso schmerzliche Bewegung durchzitterte die Volksmassen, die vor dem Palais des Königs angstvoll auf die Todesbotschaft gewartet hatten. Denn Friedrich Wilhelm III. war von Hoch und Nieder, von seinen Kindern wie vom Volke geliebt. Soweit nur seine Einsicht und seine Kraft gereicht, hatte er stets das Gute gewollt

und auch eine Fülle des Guten erwirkt. Bis an sein Ende war er, wie ihn die alte Oberhofmeisterin Gräfin Voß schon in jungen Jahren genannt hatte, ein redlicher und vortrefflicher Mann.

Bei seinem Leichenbegängniß sollte ihm nach seiner eigenen Anordnung das ganze Gardekorps, von dem er nicht bloß die Offiziere, sondern auch einen großen Theil der Mannschaften persönlich gekannt hatte, die letzten Ehren erweisen. Prinz Wilhelm, der Kommandeur dieses Korps, erließ deshalb nachstehenden, das warme Herz des Sohnes wie den festen Geist des geborenen Truppenführers gleichmäßig kennzeichnenden Tagesbefehl.

„Das gesammte Gardekorps ist nach der letztwilligen Verfügung Seiner hochseligen Majestät bestimmt, bei der feierlichen Beisetzung zu paradiren. Die unendliche Gnade, mit welcher das Gardekorps von des hochseligen Königs Majestät während dessen glorreicher Regierung unausgesetzt aus-

Die letzten Augenblicke des Königs Friedrich Wilhelm III.

gezeichnet wurde und welches den Stolz und das Glück desselben ausmachte, ruft uns jetzt noch einmal unter die Waffen, um seinem entseelten Körper die letzte Ehre zu erweisen. Es ist der tief empfundene Dank, mit welchem wir dem Rufe folgen, da wir sehen, daß der Befehl und der Wunsch unseres verklärten Monarchen es waren, durch unsere Reihen seiner letzten Ruhestätte zugeführt zu werden. Der Eid, welcher uns durch unsere Fahnen unwandelbar an unsern glorreichen König Friedrich Wilhelm III. fesselte, ist auf dessen erhabenen Nachfolger übergegangen, dem wir von nun an mit unerschütterlicher Treue anhängen und dienen wollen, wie es das Wahrzeichen der preußischen Armee ist."

Die Leiche Friedrich Wilhelms III. wurde zunächst im Thronsaale des königlichen Schlosses auf einem Paradebette ausgestellt. Bischof Eylert hielt dort eine ergreifende Rede, in der er den Regententugenden des hohen Entschlafenen volle Anerkennung widerfahren ließ. Vom Schlosse wurde die Leiche unter militärischen Feierlichkeiten nach dem Dome gebracht, wo Oberkonsistorialrath Ehrenberg das Gebet und die Liturgie sprach. Nach deren Beendigung kniete der neue König

Friedrich Wilhelm VI., am Sarge des Vaters nieder, küßte unter Thränen den Sammet des Umhangs und umarmte sodann seine Gemahlin, den Czar Nikolaus, seine Brüder und Schwestern. In der Nacht vom 11. zum 12. Juni erfolgte die Ueberführung der Leiche ins Charlottenburger Mausoleum, wo sie an der Seite der Königin Luise ihre Ruhestätte fand.

Prinz Wilhelm verlor mit dem Tode Friedrich Wilhelms III. nicht bloß den geliebten und verehrten Vater, sondern auch dasjenige Staatsoberhaupt, unter dessen ruhig festem Walten er sich ungestört der Arbeit, die sein Beruf ihm vorschrieb, hatte widmen dürfen. Es waren glückliche, stille Lehrjahre, die er bis zum Frühling 1840 durchlebt hatte. Nun mußten diese ein Ende nehmen. Denn Aufgaben warteten seiner von unendlich viel schwierigerer, von ganz anderer und weit verwickelterer Art, als er sie je bisher zu lösen gehabt. Aber als ein reifer und bewährter Mann trat er ihnen entgegen, zumal er in der letzten Lebenszeit des Vaters seine Kräfte noch darin besonders geübt hatte, auf neuen Bahnen mit der gleichen Sicherheit wie auf den altbekannten sich zu bewegen.

Man hatte ihm nämlich den Antrag gemacht, sich in den Freimaurerorden aufnehmen zu lassen. Nach seiner gewissenhaften Art überlegte er hierauf, „welche Richtung dem Orden zu Grunde liege“, und erkundigte sich dann mehrfach, was davon zu halten sei. Da er überall nur Gutes erfuhr, machte er sich mit dem Orden, soweit es einem Laien möglich, genau bekannt und bat schließlich seinen Vater um Erlaubniß, selber Freimaurer werden zu dürfen. Nachdem er dieselbe erhalten, trat er am 22. Mai 1840 in den Orden und wurde bald eins seiner eifrigsten Mitglieder, stets darauf bedacht, die „Brüder“ anzuspornen, daß sie, der edeln Richtung des Ordens entsprechend, das Wohl nicht bloß ihrer Genossen sondern aller Menschen, soviel sie vermöchten, in der besten Weise zu fördern suchten.

Außerdem hatte er noch bei Lebzeiten Friedrich Wilhelms III. ein Tagebuch zu führen begonnen. Denn je bedeutungsvoller sein Thun und Lassen für das ganze Vaterland wurde, um so sorgfältiger wünschte er sich selber davon Rechenschaft zu geben und zugleich eine feste Stütze für sein Gedächtniß zu gewinnen. Seitdem wurde ihm jeden Morgen ein großes leeres Blatt an einer eigens hierfür bestimmten Stelle aufgespannt. An der Spitze desselben stand das Datum des Tages und ein frommer Spruch. Eigenhändig notirte er dann Alles, was ihm der Erinnerung werth schien: politische und militärische Ereignisse, Befehle, die er erhalten oder ertheilt hatte, interessante Besuche und lehrreiche Gespräche. Nichts Wichtiges entging seiner Aufmerksamkeit, und in rastloser Arbeit rang er darnach, daß kein Anspruch, der in Zukunft an seine Leistungsfähigkeit gerichtet werden könnte, ihn unvorbereitet träfe.

Prinz Wilhelm im Tagebuch arbeitend.

Abreise des Prinzen von Preußen von Hamburg 1848.

Zweites Buch.

Der Prinz von Preußen.

Prinz Wilhelm wurde am 12. Juni 1840 zum „Prinzen von Preußen", bald darauf auch zum Statthalter von Pommern und zum General der Infanterie ernannt. In der Pommerschen Statthalterschaft war er der Nachfolger König Friedrich Wilhelms IV., der, so lange er Kronprinz gewesen, diese Würde besessen hatte. Den Titel „Prinz von Preußen" erhielt er von seinem königlichen Bruder deshalb, weil dieser kinderlos war, und weil schon Friedrich der Große, dem ebenfalls kein Leibeserbe beschieden gewesen, seinem nächstältesten Bruder als präsumtivem Thronfolger den Titel „Prinz von Preußen" gegeben hatte. Hiernach werden wohl auch in Zukunft preußische Thronfolger, wenn sie nicht Söhne regierender Könige sind, den Titel „Prinz von Preußen" erhalten.

Prinz Wilhelm hatte seitdem ein anderes Verhältniß zu den öffentlichen Angelegenheiten als während seiner ganzen bisherigen Lebenszeit. Er war dem Throne so nahe gerückt, daß jedes Wort und jede Handlung, die von dem Inhaber desselben ausgingen, ihn auf das unmittelbarste berührten. Dazu kam noch, daß sowohl die augenblickliche Lage des Vaterlandes wie die eigenthümliche Art des königlichen Bruders ihn nöthigten, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit den ganzen Umkreis der Staatsgeschäfte in's Auge zu fassen. Die

Aussichten in die Zukunft, die sich ihm hierbei eröffneten, waren seltsam gemischt aus Glück wie Unglück verheißenden Zeichen.

Denn Preußen hatte damals fünf und zwanzig Jahre ungestörten Friedens genossen. Die Wunden, welche die napoleonischen Kriege dem Lande geschlagen, waren vollständig geheilt: die Bevölkerung hatte sich seit 1815 um die Hälfte vermehrt, Wohlstand und selbst Reichthum waren in allen Provinzen zurückgekehrt. Der Verwaltung und der Justiz rühmte man mit vollem Rechte nach, daß sie ebenso vortrefflich geordnet wie unantastbar lauter seien. Das Heer war das bestgeübte und schlagfertigste von ganz Europa. Schulen, Universitäten und Akademien der Künste und Wissenschaften standen ringsum in reicher Blüthe und lieferten den unwiderleglichen Beweis, daß Preußen jetzt im Stande war, seine Angehörigen nicht bloß, wie in früheren Jahrhunderten, zu arbeitsamen und tapferen Unterthanen, sondern zu allseitig gebildeten Menschen zu erziehen. Und der deutsche Zollverein, den Friedrich Wilhelm III. in seiner letzten Lebenszeit gegründet hatte, vereinigte schon in wirthschaftlicher Beziehung den größten Theil der außerösterreichischen Gebiete Deutschlands zu der Gemeinschaft, aus welcher dereinst das neue deutsche Reich hervorgehen sollte.

König Friedrich Wilhelm IV.

Aber so erfreulich dies Alles war, so blieb für das preußische Volk doch mancherlei noch zu wünschen übrig. Es war damals die Zeit, die durch sehr schnell steigende Verwerthung der Dampfkraft eine wahre Revolution im Gewerbe- und Verkehrswesen hervorrief. In allen Zweigen der Industrie traten Maschinen an die Stelle der bisher vorwaltenden Handarbeit; Dampfschiffe und Eisenbahnen veränderten plötzlich die Absatzwege des Handels. Der ungemeine wirthschaftliche Aufschwung, der sich hieran knüpfte, war für's Erste mit schweren Uebelständen verbunden, weil große Arbeitermassen und viele Kaufleute der wohlthätigen Neuerung nicht immer schnell genug zu folgen vermochten und deshalb zeitenweis in bittere Noth geriethen.

Noch drückender machten sich politische Sorgen geltend. Denn König Friedrich Wilhelm III. hatte ja die oft verheißene reichsständische Verfassung nicht mehr in's Leben gerufen und bis an sein Ende, von der bescheidenen Mitwirkung der Provinzialstände abgesehen, schlechthin absolutistisch regiert. Außerdem hatte er zwar den sehr preiswürdigen Zollverein geschaffen, sonst aber für die innigere Verbindung der deutschen Staaten unter einander und für die Befriedigung des Verlangens nach starken nationalen Institutionen beinahe Nichts gethan. Seinem Nachfolger trat daher sogleich und mit drängender Leidenschaft die Forderung entgegen, daß endlich die preußische Konstitution gewährt und überdies ganz Deutschland durch kräftiges Eintreten für alle gemeinsamen Interessen beglückt werde.

König Friedrich Wilhelm IV. war nun freilich von Herzen bereit, die Wünsche seines Volkes zu erfüllen. Denn er war ein edler Patriot, voll Freisinn, Menschenliebe und Frömmigkeit. Auch fehlte es ihm insofern nicht an Begabung, als er fast für jede Kunst und Wissenschaft das feinste Verständniß besaß und durch den Schwung begeisterter Reden wahrhaft überwältigend zu wirken

vermochte. So hätte er die Forderungen der Nation vollauf befriedigen und für männiglich, wie ihm die Dichter wünschten, „das Banner tragen“ können; unglückseliger Weise war er jedoch ein schwärmerischer Anhänger der romantischen Schule, welche in seiner Jugend die Köpfe nicht bloß der Künstler und Gelehrten, sondern auch vieler Staatsmänner berückt hatte. Die preußische Konstitution nach dem Bilde altersgrauer deutscher Ständeverfassungen zu gestalten; an Deutschlands Kräftigung vor Allem gemeinsam mit Oesterreich, der ehemaligen deutschen Kaisermacht, zu arbeiten; in Religion und Kirche die Zeiten mittelalterlicher Glaubensinbrunst zu neuem Leben zu erwecken, — das waren die Ziele, die er mit heißem Sehnen zu erreichen strebte. Die Kluft zwischen seinen Idealen und den Bedürfnissen des neunzehnten Jahrhunderts war mithin fast unausfüllbar tief und weit. Man durfte von vornherein zweifeln, ob es ihm gelingen werde, dauerfähige Schöpfungen hervorzubringen oder überhaupt nur mit Nachdruck zu handeln. Denn weil er bei jedem Versuche, die Welt seiner schönen Träume zu verwirklichen, aller Orten auf Hindernisse stoßen mußte, konnte ihm kaum etwas Anderes übrig bleiben, als die zu kühner That erhobene Hand enttäuscht und gedemüthigt wieder sinken zu lassen.

Königin Elisabeth Gemahlin Friedrich Wilhelms IV.

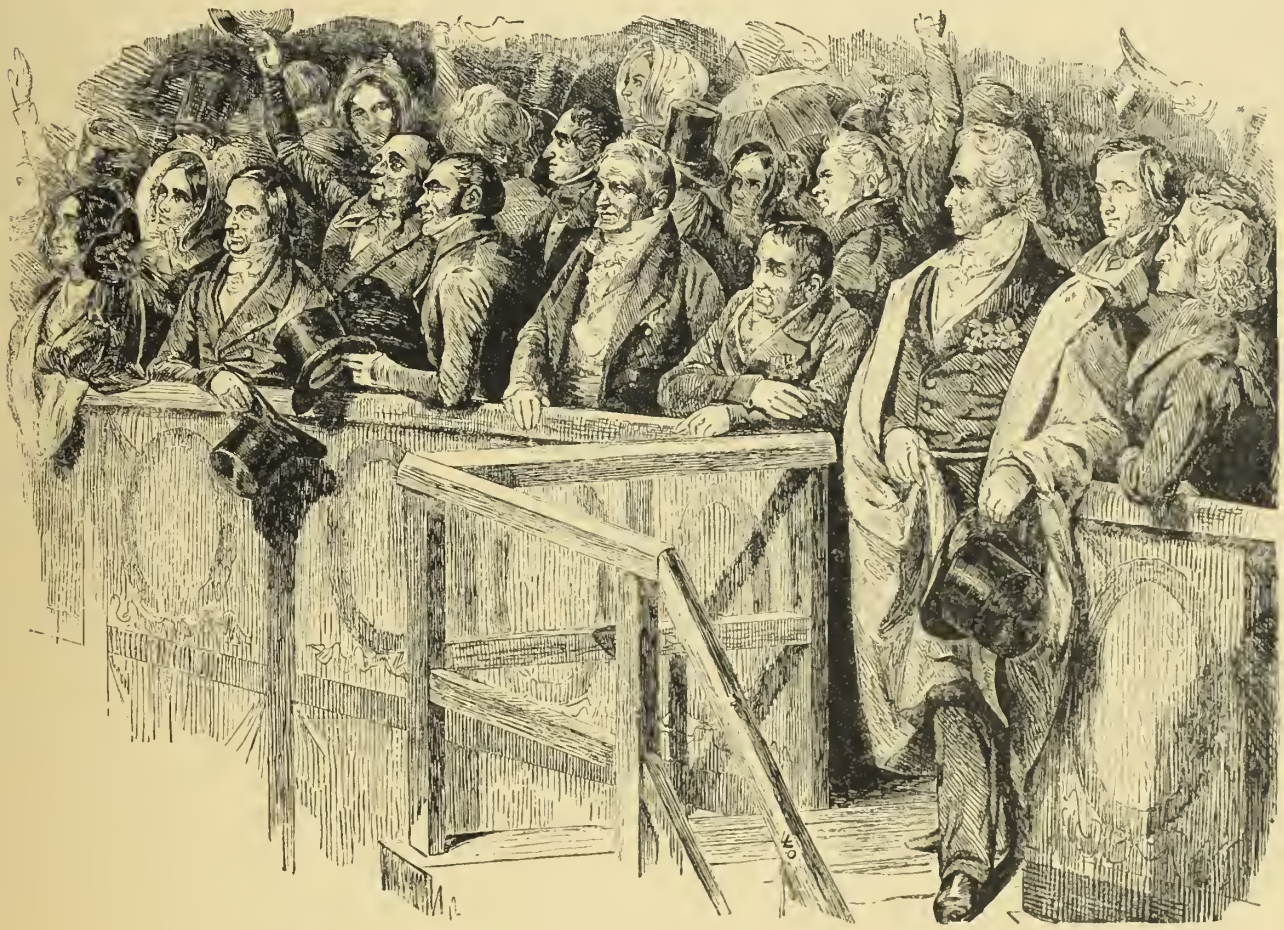
Gleichwohl gestaltete sich der Anfang der neuen Regierung sehr hoffnungsreich. Der König veröffentlichte zwei Aktenstücke, die den letzten Willen Friedrich Wilhelms III. enthielten und in denen der verstorbene Monarch nicht nur in schlichten, tief ergreifenden Worten einen Rückblick auf sein schicksalsvolles Leben warf, sondern auch dem Sohn an's Herz legte, „fern von Neuerungssucht wie von schädlicher Vorliebe für das Alte“, nur nach besonnenem Fortschritt zu streben. Der Freimuth, mit welchem der junge König diese Schriften seines Vaters dem Volke, das es werth sei, solche Worte zu hören, rückhaltslos mittheilte, gewann ihm sofort alle Herzen. Bald darauf wurden sämmtliche politische Verbrecher begnadigt und mehrere liberale Staatsmänner, Offiziere und Gelehrte zu bedeutenden Stellen im Staate berufen. Und die feierlichen Huldigungen, die zu Königsberg und Berlin im Herbst 1840 stattfanden, entzückten vollends Hoch und Nieder. Denn beide Male sprach der König in freier Rede zu großen Volksversammlungen und gelobte vor denselben, ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger, barmherziger Fürst, ein christlicher König gleich seinem unvergeßlichen Vater sein zu wollen. Dann warb er um die Liebe seiner Unterthanen, deren er nicht entrathen könne, denn die Wege der Könige seien thränenreich und thränenwerth, wenn Herz und Geist ihrer Völker ihnen nicht hülfreich zur Hand gehen. In Berlin rief er die Anwesenden noch zu der Erklärung auf, ob sie in guten und bösen Tagen, mit Wort und That und ganzem Streben, in der heiligen Treue des Deutschen, in der noch heiligeren Liebe des Christen ihm beizustehen entschlossen seien, um Preußen zu erhalten und noch weiter zu entwickeln, damit es seine Stelle unter den großen Mächten der Welt würdig behaupte. Ein freudiges „Ja“ rollte ihm entgegen, und die innigste Verbindung, die je zwischen einem preußischen Monarchen und seinem Volke bestanden, schien hiermit noch übertroffen zu sein.

Aber nach kurzer Frist schlug die Stimmung der Unterthanen völlig um. Denn obwohl

der König bei kleineren künstlerischen und wissenschaftlichen, wirthschaftlichen und sogar politischen Angelegenheiten wirksam eingriff — der Presse gab er z. B. freieren Spielraum, als sie bisher besessen —, so kam er doch in den großen Fragen der Zeit viel zu wenig und zu langsam vorwärts. Seine ursprüngliche Meinung mag dahin gegangen sein, daß er das Beispiel Friedrichs des Großen, der gerade hundert Jahre vor ihm zur Regierung gekommen war, in gewisser Beziehung nachzuahmen habe. Wie dieser nämlich durch die Eroberung Schlesiens Preußen zu einer Großmacht erhoben und seinem ganzen Zeitalter das Gepräge seines Willens aufgedrückt hatte, ebenso hoffte Friedrich Wilhelm IV. durch die innere Reform Preußens und des deutschen Landes eine friedliche Eroberung von höchster, ja von durchschlagender Bedeutung für das neunzehnte Jahrhundert zu machen. Der große König hatte jedoch seine Pläne, als ein Held der That, stets schnell gefaßt und, nach kurzer Erwägung mit wenigen sachkundigen Männern, ebenso schnell zur Ausführung gebracht. Friedrich Wilhelm IV. wog dagegen Gründe und Gegengründe endlos bei sich selber ab und legte seine Gedanken schließlich sowohl einem größeren Kreise der eigenen Staatsmänner wie befreundeten oder auch nur befreundet scheinenden Mächten, so namentlich der österreichischen Regierung, zur Prüfung vor. Er verirrte sich damit in ein Labyrinth des Meinungsstreites, aus welchem der Ausweg zum Handeln kaum mehr zu finden war. Einen ungetrübt hoffnungsfrohen Augenblick erlebte er zwar noch, als er sich, um das kurz vorher begonnene Riesenwerk der Wiederherstellung des Kölner Domes zu feiern, im Spätsommer 1842 nach Köln begab. Am 4. September wurde dort der Grundstein zum Südportale des Domes gelegt, und der König erklärte dabei in schwungvoller Rede, daß der Geist, der dieses Thor erbaue, derselbe sei, der vor 29 Jahren das Vaterland vom Erbfeinde befreit habe, der Geist deutscher Kraft und Einigkeit, der noch den spätesten Geschlechtern durch dieses mächtige Werk verkünden werde Preußens glückliches Gedeihen und des gesammten Vaterlandes Herrlichkeit. Die Zeitgenossen staunten über das Wagniß des Königs, einen Bau, dessen Vollendung man bisher für unmöglich gehalten, kühn in Angriff zu nehmen. Die Worte, die er dabei gesprochen, erregten noch einmal die holde Täuschung, als ob Preußen die Bahnen einer großartig freisinnigen und nationalen Politik nunmehr betreten werde. Aber wiederum geschah in dieser Richtung nichts Ernstliches, und die schöne Dombaufeier wurde schließlich mit der leider zutreffenden Erörterung verknüpft, daß der König durch seine Hingabe an alle kirchlichen Interessen nicht immer Gutes schaffe, vielmehr auch unduldsamen und herrschsüchtigen Parteien in der katholischen wie in der protestantischen Kirche jeden nur möglichen Vorschub gewährte. Kein Wunder, daß nach und nach Mißmuth, Trotz und Spott auf den ebenso beredten wie thatenarmen König in allen Kreisen der Bevölkerung überhand nahmen.

Der Prinz von Preußen wurde hiervon sehr schmerzlich berührt. Er bewunderte den König wegen seiner vielseitigen Begabung, und er war ihm in brüderlicher Liebe von ganzem Herzen zugethan. Als ihm im Sommer 1844 während eines Aufenthaltes am Rhein schriftlich mitgetheilt wurde, daß ein verkommener Mensch, der entlassene Bürgermeister Tschech, einen Mordanfall auf den König gemacht habe, „zuckte er im Lesen, ließ das Blatt aus der Hand fallen und mußte dann sehr weinen“. Aber weder Liebe noch Bewunderung konnten ihn darüber täuschen, daß der Bruder auf gefährlichen Wegen wandle, zumal die Lästerrede der Unzufriedenen, die ursprünglich nur dem König gegolten hatte, bald auch ihn selber erreichte. Er war ja vor Allem Soldat und deshalb zugleich ein Mann der entschlossenen That, für die er jedoch nach der Meinung jener Gegner keineswegs hinreichende Befähigung besitzen sollte. Denn sein ganzes Soldatenthum bestehe nur im Festhalten am alten Schlendrian, an der kleinlichen Pedanterie des Friedensdienstes. Dem geistvollen General von Boyen, nächst Scharnhorst dem vornehmsten Begründer der preußischen Landwehr, widerspreche er stets als Vertreter sklavischer Abrichtung der Mannschaften, und zu selbstständiger Führung eines größeren Truppenkorps sei er gänzlich ungeeignet.

Allerdings war er ein Vorkämpfer der strammen Durchbildung von Mannschaften und Offizieren und insofern auch ein Vertreter der altpreußischen Zucht. Niemals aber, seitdem er Uniform trug, war dies nöthiger als während der Regierung seines Bruders, die bei steter Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft, mit kirchlichen und konstitutionellen Problemen dem Heerwesen kaum genügende Beachtung schenkte. Wohl wurde damals mit der Einführung des Zündnadelgewehrs begonnen und die Uniformirung der meisten Truppengattungen wesentlich verbessert — der leichte und praktische Helm, die „preußische Pickelhaube", trat an die Stelle des schwerfälligen Tschakos, und der kleidsame Waffenrock verdrängte den häßlichen „Militärfrack" —; im Uebrigen geschah jedoch zu zeitgemäßer Fortbildung der vaterländischen Wehrkraft nur wenig und der Prinz sah sich sogar ein paarmale genöthigt, schädlicher Einwirkung der dem Heere



Scene bei der Huldigung Friedrich Wilhelms IV. Nach einem Holzschnitt der Leipziger Illustrirten Zeitung.

ungünstigen öffentlichen Meinung energisch entgegen zu treten. Der freie und kühne Geist, der die Landwehr und die allgemeine Wehrpflicht geschaffen, blieb trotzdem sein fester Leitstern, wie die hohe Anerkennung beweist, die er noch in späten Jahren dem Gedächtniß des Generals von Boyen gezollt hat; und daß er alles Militärische sicher beherrschte, besonders auch der Führung großer Truppenmassen gewachsen war, das ging für jeden Sachkundigen aus seiner unermüdlichen Theilnahme an schwierigen Bureauarbeiten (z. B. der Ausarbeitung eines neuen Exercierreglements für die Infanterie) wie an zahlreichen Revuen, Inspektionen und Felddienstübungen deutlich genug hervor.

Auch in anderen Beziehungen zeigte er, wie reichen Anlaß die Unzufriedenen gehabt hätten, mit Lob und Dank anstatt mit grundlosem Tadel seiner zu gedenken. Ueber die Unduldsamkeit und Herrschsucht, die in der preußischen Geistlichkeit immer breiteren Raum gewannen, äußerte er, so oft er es vermochte, tiefen Unwillen; und als schwere industrielle Krisen zur Gründung von „Vereinen zum Wohl der arbeitenden Klassen" führten, unterstützte er die Letzteren nicht bloß durch

den Antheil, den er selber an ihnen nahm, sondern benutzte seine Stellung im Freimaurerorden, um der guten Sache die ausgiebigste Hülfe zu sichern. In einem Rundschreiben, welches er im Januar 1845 an die preußischen Logen richtete, rief er nämlich mit tief empfundenen Worten die Ordensbrüder zum edelsten Liebeswerke auf. „Der Freimaurer", so sagte er, „weiß, daß er nicht allein den Bundesbrüdern die freudigste Hülfe schuldig ist; er weiß, daß alle Menschen seine Brüder sind, daß er das Wohl Aller, so viel an ihm ist, in der besten Weise fördern soll. Die Vereine, welche sich aller Orten für das Wohl der arbeitenden Klassen zu bilden im Begriff sind, bieten hierzu eine reiche und den Brüdern gewiß willkommene Gelegenheit dar. Wir empfehlen daher allen geliebten Brüdern der vaterländischen Logen recht dringend, diesen Vereinen beizutreten, an der Verfolgung ihrer lobenswerthen Zwecke, ohne daraus eine Bundesangelegenheit zu machen, jedoch im Geiste der Maurerei, thätigen Antheil zu nehmen und im Sinne des Ordens besonders dahin zu wirken, daß die Thätigkeit der Vereine auf das nächste, gewiß hochwichtige Ziel unverrückt gerichtet bleibe, geistige und leibliche Hülfe überall dahin zu bringen, wo man ihrer bedarf; zugleich aber durch die Art, wie dies geschehe, und durch ihr Beispiel den Sinn der Ordnung, der Pflicht und der Nächstenliebe zu wecken und zu verbreiten. Möge auch hier die Welt die belebende Wärme des Bruderbundes empfinden, ohne zu wissen, woher sie strahlt!"

General von Boyen.
Nach der Lithographie von Jentzen, aus dem Verlage von F. H. Schroeder in Berlin.
Mit Bewilligung des Verlegers.

Einem Fürsten, der so warmherzig, klug und taktvoll sprach, hätte wahrlich auch in jeder anderen, noch so schwierigen und ernsten Frage volles Vertrauen geschenkt werden dürfen. Wäre nur sogleich allgemein bekannt geworden, wie mannhaft er gleichzeitig in der ernstesten aller ernsten Fragen des Zeitalters, d. h. in der Verfassungsfrage, Stellung nahm!

Christian von Bunsen, der seit jenen Tagen, wo er den Prinzen Wilhelm unter den Kunstschätzen Roms umhergeführt hatte, zum preußischen Gesandten in London aufgestiegen und ein eifriger Verfassungsfreund war, befand sich im Frühling 1844 in Berlin und besprach dort mit dem Prinzen in langer Erörterung die „Frage der Fragen". Zum Schluß, so schrieb Bunsen, „setzte der Prinz mir seine ganze Stellung zu der großen Frage und zum König auseinander mit einer Klarheit, Bestimmtheit, Haltung und Freimüthigkeit, die mich in Erstaunen setzte. Er ist ganz der Vater: ein durchaus edler, ritterlicher brandenburger Fürst, von dem Hause, welches Preußen geschaffen." Wenige Monate darauf besuchte der Prinz den Hof, die Hauptstadt und die Provinzen Englands. Seine Reise wurde von Bunsen ein großes Ereigniß genannt. Denn „der Prinz hat England lieb gewonnen; er bewundert seine Größe und begreift, daß sie die Folge seiner politischen und religiösen Institutionen ist. Er hat alle wichtigen Fragen zu besprechen begonnen,

auch die Frage der Fragen. Er hat mich ruhig gehört, theilnehmend, oft zustimmend. Gott sei die Ehre!“ — Um dieselbe Zeit veröffentlichte der treffliche Historiker Friedrich Christoph Dahlmann seine „Geschichte der englischen Revolution“ und bald darauf seine „Geschichte der französischen Revolution“, zwei Bücher, die wegen ihres politisch lehrreichen Inhalts und eindringlichen Vortrags vom Volke mit Jubel, von manchem Fürstenhofe dagegen mit Schrecken aufgenommen wurden. Im Palais des Prinzen von Preußen stellte man sich auf die Seite des Volkes. Prinzessin Augusta erklärte offen, daß diese Bücher ihr unvergeßliche Stunden bereitet hätten und daß sie für ihren jungen Sohn, den Prinzen Friedrich Wilhelm, lebhaft wünsche, Dahlmann möchte noch öfter solche Spiegel der Lehre und Warnung für Volk und Herrscher aufstellen.

In den politisirenden Kreisen Preußens und vornehmlich Berlins galt der Prinz von

Preußische Soldaten vor und nach der Reform durch den Prinzen von Preußen.

Preußen trotz alledem für einen geschworenen Gegner der Verfassung. Der König gewährte nämlich, den Provinzialständen nach und nach etwas erweiterte Rechte, und als hierauf das Verlangen des Volkes nach bedeutenderen Zugeständnissen immer lauter wurde, da sei der Prinz, wie man sich erzählte, in den Klageruf ausgebrochen: „Bitter ist es, bitter, sehr bitter, aber wenn es so fortgeht, so wird es unvermeidlich sein, eine Art von Reichsständen zu machen.“ Die bedeutenderen Zugeständnisse, deren Vorbereitung der König alsdann wirklich in Angriff nahm, sollen das Mißfallen des Prinzen noch stärker erregt haben. Denn sein königlicher Bruder, so habe er gesagt, sei zum Haupte einer beschränkten Monarchie ganz ungeeignet und würde mit den Reichsständen in endlose Konflikte gerathen; auch scheine ihm die Zeit für den Erlaß einer Verfassung in Preußen noch gar nicht gekommen, so daß er für sich und seine Nachkommen gegen das Vorhaben des Königs Protest einlegen müsse. Solchen Worten habe aber Friedrich Wilhelm IV. die runde Erklärung entgegengesetzt: „Wenn mein Bruder Wilhelm mir in dieser Sache widerstrebt, so wird es meinem Herzen

wehe thun, aber nicht den geringsten Einfluß auf meinen Kopf haben, und nichts kann und soll mich in dem Beschlossenen irre machen."

An diesen Mittheilungen, die von klatschsüchtigen Unzufriedenen mit Eifer aufgenommen und weiter verbreitet wurden, mag immerhin Einiges richtig sein. Der Prinz von Preußen war stolz auf die kräftige Gesundheit, die das absolutistisch regierte Königreich noch immer besaß, und konnte deshalb den Schritt in eine fremdartige, unberechenbare Zukunft durchaus nicht leichten Herzens thun. Auch traute er seinem Bruder wohl kaum die Fähigkeit zu, den Staat mit ruhig fester Hand in konstitutionelle Bahnen überzulenken. Aber daß der Erlaß der Verfassung unvermeidlich geworden war, entging ihm gleichwohl nicht. Wer seine wahre Meinung kennen lernen will, darf hierbei auf vereinzelte Aeußerungen, die ihm dann und wann entfielen und vielleicht sehr entstellt in weitere Kreise drangen, nur wenig Gewicht legen. Das amtliche Votum, welches er in dieser Angelegenheit abgab, bietet vielmehr die einzige Möglichkeit, ihm wahrhaft gerecht zu werden. In einer feierlichen Kommissionssitzung — am 11. März 1846 —, zu der der König ihn, alle Minister und noch andere hohe Würdenträger berufen hatte, berührte er zwar die Gefahren, die sich aus den Debatten einer großen ständischen Körperschaft für die Macht und Willensfreiheit der Krone entwickeln könnten, erklärte aber schließlich mit voller Entschiedenheit, daß die Berufung einer solchen Körperschaft nicht länger aufgeschoben werden dürfe. Ja er gab diese Erklärung ab, obwohl er weit deutlicher als sein königlicher Bruder erkannte, daß ein großer Reichs- oder Landtag für Preußen nicht sowohl die Fortentwickelung des Staates auf seiner alten Grundlage, als vielmehr eine wesentliche Umgestaltung desselben bedeutete. „Ein neues Preußen," so sagte er ungescheut, „wird sich bilden. Das alte geht mit Publicirung dieses Gesetzes zu Grabe. Möge das neue so erhaben und groß werden, wie es das alte mit Ehre und Ruhm geworden ist!"

Am 3. Februar 1847 wurden die „Patente" veröffentlicht, welche die Umwandelung des Königreichs Preußen aus einem absolutistischen in einen zwar noch nicht ganz, aber wenigstens halb konstitutionellen Staat verkündigten. Die Hauptsache war dabei, daß die Landtage aller acht Provinzen zu einem „vereinigten Landtage" nach Berlin berufen werden sollten. Zur Publicirung dieser bedeutenden Neuerung hatte Friedrich Wilhelm IV. den 3. Februar gewählt, weil sein Vater an demselben Tage im Jahre 1813 das preußische Volk gegen den auswärtigen Feind zu den Waffen gerufen hatte und er selber von nun an den inneren Feind des ungezügelten Freiheitsdranges in innigster Gemeinschaft mit den Besten seiner Unterthanen bekämpfen wollte. Wenn er aber durch diese Erinnerung an die glorreichste Zeit Preußens das Gemüth des Volkes zu rühren, wenn er überhaupt Dank und Beifall für sein großes Zugeständniß zu finden meinte, so war er in einer schlimmen Täuschung befangen. Denn allzu lange hatte er gezögert, den nothwendigen Schritt zu thun, und allzu wenig entsprachen die Patente den Vorstellungen, die über Form und Inhalt moderner Verfassungen ringsum verbreitet waren. Der vereinigte Landtag empfing sehr eng begrenzte Rechte und wurde in einer, an mittelalterliche Verhältnisse erinnernden Weise aus vier ständischen Gruppen oder Kurien, den vornehmsten „Herren" (mit Einschluß aller königlichen Prinzen), den Rittern, Bürgern und Bauern zusammengesetzt. Beinahe Niemand war damit zufrieden, und auch der Prinz von Preußen hätte die einfache Theilung des Landtags in ein Ober- und Unterhaus anstatt des Vierkuriensystems viel lieber gesehen. Er nahm aber die Sache, wie sie zu haben war, und fügte überdies das tapfere Wort hinzu, nachdem er einmal die Patente unterschrieben, so sei er nun auch aufrichtig und eifrig dafür.

Am 11. April 1847 trat der vereinigte Landtag im weißen Saale des Berliner Königsschlosses zusammen. Friedrich Wilhelm IV. eröffnete die Sitzung mit einer der glänzendsten Reden, die er je gehalten. Das Gute, welches er wolle, und das nach seiner Ansicht Schlechte und Verkehrte, wonach die verführte öffentliche Meinung verlangte, stellte er in farbenreichen Bildern

einander gegenüber. Preußens Beruf sei es, seine Institutionen allein auf Grundlage des historisch Gegebenen, Schritt um Schritt, maßvoll und besonnen, weiter zu entwickeln und hierdurch den Geist des Umsturzes und des Unglaubens, der ringsum Alles unterwühle, nachdrücklich zu bekämpfen. Er vertraue dabei auf sein Volk, welches der Verführung bisher widerstanden habe und auch fernerhin widerstehen werde, auf das alte, christliche Volk, das biedere, treue, tapfere Volk, das die Schlachten seiner Väter geschlagen habe. Jetzt gelte es einen inneren Kampf gegen die bösen Gelüste der Zeit um die höchsten Güter, einen friedlichen zwar, aber seine Treffen seien nicht um des Haares Breite unwichtiger, als es jene im Blachfelde waren. Mit Gottes Hülfe wolle er diesen Kampf führen, denn, so schloß er in hoher Erregung, aufrecht vor seinem Throne stehend, denn „ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!“

Der Prinz von Preußen im Jahre 1845.

Friedrich Wilhelms Worte waren nicht bloß oratorisch vollendet, nicht bloß von erhabenster Begeisterung durchglüht, sie enthielten auch manche tiefsinnige Wahrheit. In dem Augenblick, in dem sie gesprochen wurden, wirkten sie aber trotzdem nur schädlich. Denn die Wärme und Gedankenfülle, die in ihnen zum Ausdruck gelangten, verschwanden vor dem Einen, worauf Alles ankam, daß nämlich der König das Verlangen nach einer zeitgemäßen Verfassung, welches doch keineswegs aus dem Geist des Umsturzes und Unglaubens entsprang, auch jetzt noch durchaus mißbilligte. Weitaus die Mehrheit des Landtags war hierüber so erbittert, daß sie dem Monarchen in einer dessen Rede beantwortenden Adresse starke Gegenvorstellungen zu machen beschloß, die den tiefen Zwiespalt zwischen den Anschauungen Friedrich Wilhelms und seiner Unterthanen erst recht aller Welt enthüllten.

Für den Prinzen von Preußen waren dies überaus peinliche Erlebnisse, welche die ernsten Befürchtungen, die er wegen eines feindlichen Zusammenstoßes zwischen seinem Bruder und den Landständen wahrscheinlich längst gehegt hatte, in vollem Umfange rechtfertigten. Aber die einzige Folgerung, die er daraus zog, bestand darin, daß er sich gleichsam vor den Riß stellen und zu gemeinnützigem Wirken von Regierung und Landtag selber nach Möglichkeit beitragen müsse. Einerseits vertheidigte er deshalb den König, indem er jener Adresse, für die sogar alle übrigen königlichen Prinzen eintraten, seine Beistimmung entzog. Denn er empfand es als eine Unbilligkeit, den Monarchen, der so eben erst die „Patente“ ganz aus freiem Willen erlassen hatte, sogleich weiter zu drängen. Andererseits trug er aber auch der mißmuthigen Stimmung des Landtags Rechnung, indem er in feierlichster Weise für die ständefreundliche Gesinnung der Regierung Zeugniß ablegte. „Wir haben gehört“, so nahm er das Wort, „daß die vorliegenden Verordnungen aus dem Mißtrauen der Räthe des Königs hervorgegangen sein sollen. Vermöge meiner Geburt bin

ich der erste Unterthan des Königs, vermöge des Vertrauens des Königs sein erster Rathgeber. Als solcher gebe ich die heilige Versicherung in meinem und der übrigen Rathgeber Namen (bei diesen Worten erhoben sich die Minister), daß kein Mißtrauen einen von uns beschlichen hat, als diese Verordnungen berathen worden sind. Aber eine Voraussicht haben wir gehabt, daß die Verordnungen, die zum Besten des Vaterlandes gegeben wurden, Freiheiten und Rechte der Stände niemals auf Unkosten der Freiheiten und Rechte der Krone gewähren sollten. Das ist der Grundsatz, nach welchem ich an diesem Werke Theil genommen habe, und einen Vorwurf des Mißtrauens lasse ich auf die Krone und ihre Räthe nicht kommen."

Im Fortgang der Landtagsverhandlungen zeigte der Prinz stets dieselbe, je nach Bedürfniß freisinnig entgegenkommende oder streng abwehrende Haltung. Bald sprach er für die Herabsetzung der Salzsteuer, die Reform der Patrimonialgerichtsbarkeit, die Beibehaltung des damals noch allgemein bevorzugten Freihandelssystems; bald trat er, und zwar wiederholt und mit größtem Nachdruck, für das Offizierkorps in die Schranken, weil ihm dessen festester innerer Halt durch die Anschauung schwer gefährdet erschien, daß Offiziere, die nach ehrengerichtlichem Spruche aus dem Dienst entlassen seien, Landtagsmitglieder werden dürften. Außerdem suchte er in persönlichem Verkehre wohlthätig auf die Stände zu wirken, indem er sowohl mit hervorragenden Parteiführern die gerade vorliegenden Geschäfte erörterte, als auch den ganzen Landtag wiederholt in sein Palais lud, wo dann er und die Prinzessin Augusta in liebenswürdig heiterer Weise ihre wirthlichen Pflichten erfüllten.

Er hatte die Genugthuung, im Landtage einige Gesinnungsgenossen zu finden, unter ihnen vornehmlich den Freiherrn Otto von Bismarck-Schönhausen. Schon vor einem Jahrzehnt, nachdem Bismarck seine juristischen Studien beendigt, hatte der Prinz denselben bei einer Hoffestlichkeit kennen gelernt und mit einem Blick auf die hünenhafte Gestalt des jungen Auskultators lächelnd geäußert: „Nun, die Justiz sucht sich ihre jungen Leute jetzt wohl nach dem Gardemaß aus." Während der Landtagsverhandlungen sah er den gewaltigen Kämpen abermals vor sich und hörte mit inniger Freude dessen muthige und warmherzige Reden. Denn Bismarcks Worte strömten dieselben Gefühle aus, welche die Brust des Prinzen erfüllten: treue Liebe zum guten alten Preußen, das auch ohne ständische Verfassung ein starker, ehrenreicher Staat gewesen war, und Dankbarkeit gegen den Monarchen, der mit den Februarpatenten eine neue Grundlage zu reicherer Entwickelung aller heimathlichen Verhältnisse gegeben hatte.

Aber nur sehr wenige Ständemitglieder theilten diese Stimmungen. Die Unzufriedenheit mit der Regierung Friedrich Wilhelms IV. hatte schon so tiefe Wurzeln geschlagen, daß die redlichsten Bemühungen des Prinzen von Preußen und der ihm gleich Gesinnten schließlich ganz erfolglos blieben. Der Landtag führte nicht zur Versöhnung, vielmehr zu schärferem Zwist des Volkes und der Regierung. Immer bitterer wurde der wortreiche König, der nichts Lebensfähiges zu schaffen vermöge, in Stadt und Land angegriffen, während sein Bruder, der Prinz von Preußen, den man in seiner straffen Männlichkeit zu fürchten begann, als blinder Anhänger des Absolutismus, als Hort und Schutzherr der Reaktion verschrieen wurde. Schon kam es so weit, daß auf den Straßen Berlins ungescheut Drohungen gegen den Prinzen und sein Haus ausgestoßen wurden.

Traurige Wendung der Dinge! Um so traurigere, als ringsum in Europa damals ungeheure Ereignisse sich vorbereiteten, die Preußen sehr bald in Mitleidenschaft ziehen mußten. In der Schweiz und in Italien kam es zum Bürgerkriege, der zum Theil zwar zu segensreichem Siege des Liberalismus, zum Theil aber auch zum Triumph des wüstesten Radikalismus führte. Frankreich, Oesterreich und die deutschen Kleinstaaten waren von dumpfer, Unheil verkündender Gährung erfüllt; und in Preußen hatte man doppelte Ursache, auf der Hut zu sein, weil der Sommer 1847 in vielen Gegenden des Landes klägliche Fehlernten gebracht hatte und daher Theurung und Hungers-

noth, die mächtigsten Verbündeten politischer Unzufriedenheit, im nächstfolgenden Winter sich überall ausbreiteten.

Da fiel am 24. Februar 1848 in Paris der Schlag, der für den größten Theil der mitteleuropäischen Staaten gleich dem Funken in der Mine wirkte. Louis Philipp von Orleans, der durch die Revolution des Jahres 1830 den französischen Thron erlangt hatte, wurde durch eine neue Revolution von demselben heruntergestürzt, und Frankreich sah sich binnen vier und zwanzig Stunden aus einem Königreich in eine Republik verwandelt. Bebend hörten die meisten Fürsten die Schreckensnachricht und kamen den liberalen Parteien ihrer Länder bereitwillig mit den größten Zugeständnissen entgegen. Auch der deutsche Bund, der sonst nur selten Etwas von sich hatte hören lassen, verhieß der Nation sofort Befriedigung all ihrer alten Wünsche. Was aber sollte Preußen in dieser Lage thun?

Otto von Bismarck-Schönhausen,
Abgeordneter der Ritterschaft Jerichow zum ersten vereinigten Landtage 1847.

Friedrich Wilhelm hätte nur seinem tapfern Bruder diese Frage vorzulegen und dessen Rath zu befolgen brauchen, um sich und seinem Volke bittere Schmerzen zu ersparen. Denn dem Prinzen von Preußen schuf der Sturz Louis Philipps kein Grauen: „Der König von Frankreich," so soll er gesagt haben, „ist durch Barrikaden gestiegen und durch Barrikaden gefallen; das ist in der Ordnung." Ebenso klar aber war ihm, daß es hohe Zeit war, billigen Wünschen des Volkes Rechnung zu tragen. Die wichtigste Bestimmung, die in der preußischen Ständeverfassung noch fehlte, betraf das Versprechen, daß der vereinigte Landtag in gleichen Zwischenräumen zu regelrechten Sitzungen einberufen werden solle. Der Prinz soll den König gebeten haben, dieses Versprechen, da es gut wirken werde, nunmehr zu geben. Friedrich Wilhelm aber habe sich Anfangs dessen geweigert, weil ihm Niemand Etwas vorschreiben, Niemand Forderungen machen dürfe. Schließlich hat er sich freilich gefügt, den ständischen Ausschüssen, die gerade in Berlin versammelt waren, das neue Recht, welches er dem Landtag gewähre, verkündigt und die Mitglieder dieser Ausschüsse auch diesmal in breiter, schwungvoller Rede aufgefordert, für Ruhe und Frieden, für Liebe und Treue der Unterthanen in ihren Heimathsbezirken zu sorgen.

Aber wiederum kam das Zugeständniß zu spät. Die Bevölkerung von Berlin war inzwischen sehr unruhig geworden, und in den größeren Provinzstädten zeigten sich ebenfalls Vorboten revolutionärer Stürme. Volksversammlungen wurden gehalten, Petitionen um Ertheilung der ausgedehntesten Rechte und Freiheiten an den König gerichtet und hier und da schon dreiste

Angriffe auf öffentliche Gebäude, auf Polizei und Militär gewagt. Friedrich Wilhelm versuchte die Aufregung zu dämpfen, indem er sowohl die Ansprachen, welche mehrere Bürgerdeputationen ihm vortrugen, mit freundlichen, nachgiebig und freisinnig klingenden Reden beantwortete, als auch die baldige Einberufung des vereinigten Landtags zu einer neuen Sitzung verhieß. Hiermit meinte er vollauf genug gethan zu haben, weil ihm die inneren Zustände seines Staates noch immer keine ernste Sorge einflößten. Denn man dürfe, wie er sagte, nur nicht meinen, daß, wenn es ringsum koche, in Preußen allein die Stimmung unter dem Gefrierpunkt stehen könne. Viel bedrohter erschien ihm einstweilen der Friede durch auswärtige Ereignisse, besonders durch die Begründung der französischen Republik, mit der nach seiner Ansicht ein schweres kriegerisches Zerwürfniß unausbleiblich war. Er verordnete deshalb die Zusammenziehung der Kriegsreserven und ernannte den Prinzen von Preußen zum Generalgouverneur Westfalens und der Rheinlande. Der Prinz legte hierauf das Kommando des Gardekorps, welches er seit zehn Jahren geführt hatte, nieder und verabschiedete sich von den Offizieren und Mannschaften desselben in Berlin und Potsdam, am 12. und am 14. März. Mit ernsten und herzlichen Worten sagte er ihnen dabei Lebewohl und ermahnte Alle der aufgeregten und gefahrdrohenden Verhältnisse halber zu verdoppelter Anstrengung, zu männlicher Festigkeit, unerschütterlicher Treue und kräftigem Widerstand gegen die Verlockungen, welche ihnen die fieberhaft erregte Zeit bieten würde.

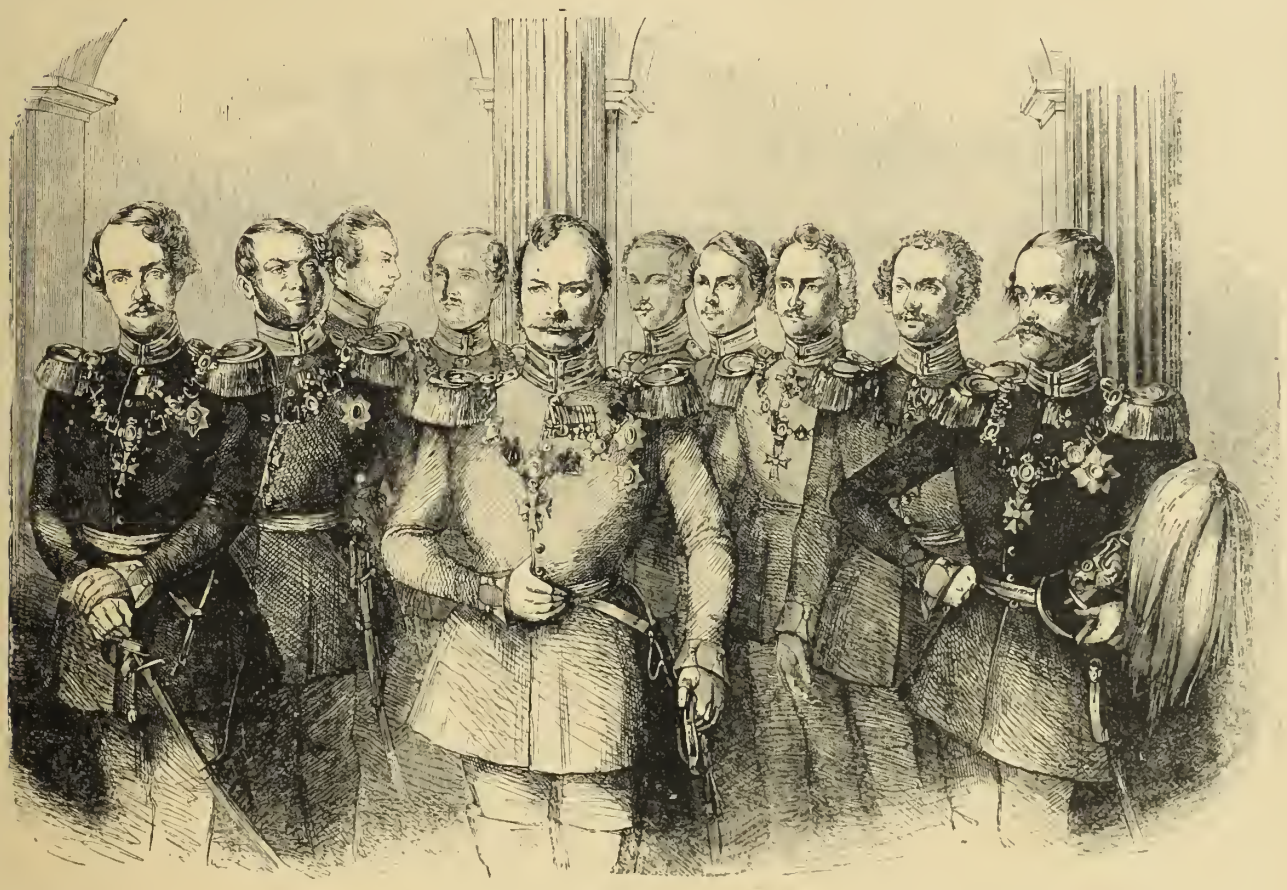
Von Tag zu Tag trat jedoch deutlicher ans Licht, daß dem Könige nicht ein Kampf mit auswärtigen Feinden, sondern mit den eigenen Unterthanen bevorstehe. Der Prinz wurde deshalb fürs Erste in Berlin zurückgehalten, jedoch nur als vornehmster Privatmann, ohne dort ein Amt zu bekleiden. In dieser Lage wurde er Zeuge der schrecklichsten Scenen, die sein geliebtes Preußen irgend zu treffen vermochten.

Am 13. März war nämlich auch in Wien eine Revolution ausgebrochen und hatte das Regiment des bisher dort allmächtig herrschenden Fürsten Metternich mit leichter Mühe gestürzt. Die Nachricht hiervon steigerte die Berliner Erregung zu solcher Höhe, daß die Hoffnung, einen allgemeinen Zusammenstoß vermeiden zu können, kaum noch berechtigt scheinen durfte. Unter diesen Umständen wäre es wohl am Besten gewesen, wenn der König mit zugleich milden und ernsten Worten sowohl zur Ruhe gemahnt, wie auch für den schlimmsten Fall die schneidigste Anwendung der Waffengewalt zur Bezwingung des Aufruhrs in Aussicht gestellt hätte. Denn es lagen von anderen Orten schon genug Beispiele vor, daß selbst die weitest gehende Nachgiebigkeit in solcher Stunde übel angebracht war, weil die Volksmassen, ruhiger Erwägung nicht mehr zugänglich, dadurch nur zu immerfort steigenden Forderungen und schließlich zum Kampf mit der schwach erscheinenden Regierung gereizt wurden. Friedrich Wilhelm gewährte aber trotzdem am Morgen des 18. März eine reiche Spende von Reformen, die nicht bloß Preußen, sondern, soweit er dafür zu wirken vermochte, ganz Deutschland beglücken sollten. Was hiernach kommen mußte, das kam und brach sofort mit betäubendem und verheerendem Schlage über die Krone, die Regierung und alle Träger der bisherigen Staatsordnung herein. Denn viele Berliner Einwohner jauchzten zwar, von freudigem Danke hingerissen, über des Königs Liberalität; Andere aber zeigten keine Lust, den Worten Friedrich Wilhelms jetzt noch Glauben zu schenken; und noch Andere waren vom Revolutionsfieber schon so ganz und gar erfüllt, daß sie, um den Eindruck des Reformversprechens abzuschwächen, nur nach einer günstigen Gelegenheit zu neuen Reibungen ausspähten. Auf dem weiten Platze vor dem königlichen Schlosse drängten sich die Massen; dem König wurden jubelnde Lebehochs dargebracht; grüßend und dankend erschien er selber auf dem Balkon des Schlosses — aber nicht lange, so wurde der Ruf laut, daß die Truppen, welche das Schloß besetzt hielten, fortgeschickt werden sollten. Von wüstem Geschrei kam es zum Andrängen des Volkes gegen das Schloß und gleich darauf zu einem Ausfall der Truppen, die sich, wenn auch noch nicht mit der blanken

Der Prinz von Preußen im Jahre 1846.

Waffe, so doch durch schnelles Vorrücken, einen freien Raum um die ihrem Schutze anvertraute Königsburg zu sichern suchten. Menschliche Macht vermochte dem Beginn des Bürgerkrieges hiernach nicht mehr vorzubeugen. In wenigen Viertelstunden waren die nächsten Straßen von Seiten des Volkes durch Barrikaden gesperrt. Die Sturmglocken heulten, und in den Donner der königlichen Artillerie mischte sich das Knattern der Gewehre, mit denen die Bürger fast so gut wie die Soldaten versehen waren.

Das Einzige, was in diesem jammervollen Kampfe die Würde der Krone und das Ansehn Preußens unter den Staaten Europas hätte ungeschmälert aufrecht halten können, wäre der volle und allseitig anerkannte Sieg der Truppen über den Aufruhr gewesen. Der Erreichung dieses



Die Mitglieder der Herren-Kurie des Königl. Hauses, 1847.
Nach einer gleichzeitigen Zeichnung von A. Richard in der Leipziger Illustrirten Zeitung.

Zieles standen keine übergroßen Schwierigkeiten im Weg. Denn die Soldaten waren zuverlässig und zahlreich genug. Nach einer harten Kampfesnacht hatten sie eine Hälfte der Stadt unterworfen und die andere wenigstens so weit umlagert, daß deren Bewältigung nach militärischem Urtheil keinem Zweifel mehr unterliegen durfte. Der König war aber bis auf den Grund seiner Seele erschüttert durch die entsetzlichen Scenen, die sich vor seinen Augen abspielten. Vor wenigen Stunden noch von dem Volk fast auf den Händen getragen, nun von demselben wüthend bekämpft, vermochte er sich nicht schnell und entschlossen genug in die verwandelte Lage zu finden. Bald hörte er auf die Generale, die ihn zur Ausdauer mahnten, bald auf Deputationen der angesehensten Bürger, die ihn mit ebenso wohlgemeinten wie unbedachten Bitten um Einstellung des Kampfes bestürmten. Verwirrt und erschöpft gab er endlich, in der Morgenfrühe des 19. März, den Befehl zum Rückzug der Truppen, rettete aber damit den Aufruhr nicht bloß vor der nahe bevorstehenden gänzlichen Niederlage, sondern machte ihn zum stolzen Sieger über Krone und Regierung, über

Heer und Staat. Denn Jedermann empfand nur, daß der König zurückgewichen und fortan gezwungen war, sich dem Willen jedes tumultuirenden Volkshaufens demüthig zu unterwerfen.

Der Prinz von Preußen, der sich in dieser Leidensnacht an der Seite seines Bruders befand, erduldete bittere Qualen bei dem Zusammenbruch aller Zucht und Ordnung im Staate. Fast am Aergsten aber war für ihn, daß seine Person abermals in der ungerechtesten und gehässigsten Weise in die Katastrophe verwickelt wurde. Denn weil ihn die Aufrührer als entschlossenen Truppenführer kannten und fürchteten, so schrieben sie ihm das anfängliche energische Eintreten der Soldaten in den Kampf ganz besonders zu. Zahllose Sagen entstanden und wurden sogleich von Mund zu Mund verbreitet, wie der Prinz immerfort zum Dreinschlagen gehetzt, wie er mit seinem Schnupftuch aus einem Fenster des Schlosses das Signal zum Angriff gegeben, kurz, wie er bei diesem Bürgerkrieg, obgleich er Nichts zu befehligen hatte und in Wahrheit keinen einzigen Befehl ertheilte, dennoch das eigentliche Kommando geführt habe. Der Zorn und Haß, mit dem die Aufrührer auf ihre Gegner blickten, richtete sich daher in erster Linie nicht auf irgend einen hervorragenden Offizier der Berliner Truppen, auch nicht auf den König, sondern allein auf den Prinzen von Preußen.

Dazu kam noch, daß der Prinz in dieser schrecklichen Nacht wie mit dem Volke, so auch mit seinem königlichen Bruder in schwere Mißhelligkeiten gerieth. Denn allerdings hatte er den Letzteren fort und fort zu tapferem Ausharren ermahnt, und als Friedrich Wilhelm trotzdem den schon gesicherten Sieg in weicher Nachgiebigkeit aus den Händen ließ, vermochte er gleich manchem andern Offizier, z. B. gleich General von Prittwitz, dem eigentlichen Anführer der Truppen im Straßenkampf, seine Entrüstung kaum zu bemeistern. Nach dem Zeugniß von Anwesenden sind heftige Worte zwischen ihm und dem König gefallen, und es erscheint sehr glaublich, daß er in momentaner Aufwallung sogar seinen Degen vor dem Monarchen niedergelegt hat, weil er demselben fortan nicht mehr dienen könne.

Hiervon durfte natürlich nicht ernstlich die Rede sein, weil er am wenigsten die Sache des Königthums aufgeben konnte. Aber vor dem Sturm des Volkshasses mußte er sich einstweilen beugen, theils seiner eigenen Sicherheit halber, theils um den König von seiner, die Aufrührer reizenden Gegenwart zu befreien. Mit den Truppen, die am 19. März, nachdem sie zum Rückzug kommandirt waren, Berlin räumten, verließ denn auch er die Stätte seiner Geburt und seines langen makellosen Wirkens. Sein Palais, an dem der Grimm, der seiner Person gegolten, sich schadlos zu halten suchte, wurde nur mit Mühe durch die Bezeichnung „Nationaleigenthum“ vor der Zerstörung geschützt.

Anfangs entfernte er sich nicht weit von Berlin, sondern ging nur über Spandau nach der Pfaueninsel. Hier wurde ihm als Wunsch des Königs gemeldet, daß er sich für einige Zeit außer Landes begebe. Den bloßen Wunsch glaubte er, um sich nicht Mißdeutungen auszusetzen, nicht erfüllen zu dürfen. Er forderte einen förmlichen Befehl und erhielt denselben in dem Auftrag, dem englischen Hofe über die Berliner Ereignisse Bericht zu erstatten. Am 22. März, seinem Geburtstage, verließ er die Heimath und begab sich unter mancherlei Gefahren, da selbst unterwegs feindselige Haufen ihm auflauerten, an die Seeküste und endlich zu Schiff nach England. Die Verbannung, in die er hiermit ging, legt die Erinnerung an eine andere Verbannung nahe, die elf Jahre früher trefflichen deutschen Männern, den besten Professoren der Göttinger Universität, nicht von ergrimmten Volksmassen, sondern von einem tyrannischen Fürsten auferlegt wurde. Jene Gelehrten besang das Volk, aber der stolzeste Spruch, der ihnen galt, gebührt auch im vollsten Maße dem ritterlichen Prinzen von Preußen:

Fürwahr, wo solche Männer fort verbannt, landflüchtig, reisen,
Müßt strafend Ihr nicht aus dem Land, nein in das Land verweisen.

An meine lieben Berliner!

Durch mein Einberufungs-Patent vom heutigen Tage habt Ihr das Pfand der treuen Gesinnung Eures Königs zu Euch und zum gesammten teutschen Vaterlande empfangen. Noch war der Jubel mit dem unzählige treue Herzen mich begrüßt hatten nicht verhallt, so mischte ein Haufe Ruhestörer aufrührische und freche Forderungen ein und vergrößerte sich in dem Maaße als die Wohlgesinnten sich entfernten. Da ihr ungestühmes Vordringen bis in's Portal des Schlosses mit Recht arge Absichten befürchten ließ und Beleidigungen wider meine tapfern und treuen Soldaten ausgestoßen wurden, mußte der Platz durch Cavallerie **im Schritt** und mit **eingesteckter Waffe** gesäubert werden und 2 Gewehre der Infanterie entluden sich von selbst, Gottlob! ohne irgend Jemand zu treffen. Eine Rotte von Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend, die sich seit einer Woche, obgleich aufgesucht, doch zu verbergen gewußt hatten, haben diesen Umstand im Sinne ihrer argen Pläne, durch augenscheinliche Lüge verdreht und die erhitzten Gemüther von Vielen meiner treuen und lieben Berliner mit Rache-Gedanken um vermeintlich vergossenes Blut! erfüllt und sind so die gräulichen Urheber von Blutvergießen geworden. Meine Truppen, Eure Brüder und Landsleute haben erst dann von der Waffe Gebrauch gemacht als sie durch viele Schüsse aus der Königsstraße dazu gezwungen wurden. Das siegreiche Vördringen der Truppen war die nothwendige Folge davon.

An Euch, Einwohner meiner geliebten Vaterstadt ist es jetzt, größerem Unheil vorzubeugen. Erkennt, Euer König und treuster Freund beschwört Euch darum, bei Allem was Euch heilig ist, den unseeligen Irrthum! kehrt zum Frieden zurück, räumt die Barricaden die noch stehen hinweg, und entsendet an mich Männer, voll des ächten alten Berliner Geistes mit Worten wie sie sich Eurem Könige gegenüber geziemen, und ich gebe Euch mein Königliches Wort, daß alle Straßen und Plätze sogleich von den Truppen geräumt werden sollen und die militairische Besetzung nur auf die nothwendigen Gebäude, des Schlosses, des Zeughauses und weniger anderer, und auch da nur auf kurze Zeit beschränkt werden wird. Hört die väterliche Stimme Eures Königs, Bewohner meines treuen und schönen Berlins und vergesset das Geschehene, wie ich es vergessen will und werde in meinem Herzen, um der großen Zukunft Willen, die unter dem Friedens-Seegen Gottes, für Preußen und durch Preußen für Teutschland anbrechen wird.

Eure liebreiche Königinn und wahrhaft treue Mutter und Freundinn, die sehr leidend darnieder liegt, vereint ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den Meinigen. — Geschrieben in der Nacht vom 18—19. März 1848.

Friedrich Wilhelm.

Gedruckt in der Decker'schen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Der Prinz war damals schon 51 Jahre alt. Die lange Lebenszeit, die er in unermüdlicher Arbeit und treuester Pflichterfüllung dem Vaterlande gewidmet hatte, schien gänzlich verloren zu sein. Eine schwächere Natur wäre unter dem furchtbaren Schlage, der ihn getroffen, vielleicht rettungslos zusammengebrochen. Sein klarer Kopf und sein starkes Herz ließen sich jedoch nicht im Geringsten beugen. Der Fluth des Unheils, die plötzlich über ihn und die Heimath hereingestürmt, mußte ja schließlich die Ebbe folgen. Dann war es Zeit, nicht bloß Verlorenes wieder zu gewinnen, sondern in noch reicherem Maße als je bisher für Preußen und Deutschland zu wirken. Fern von Kleinmuth und Verbitterung ging er daher stolz erhobenen Hauptes der dunklen Zukunft entgegen. Seine Klugheit und Güte, seine männliche und trotz der tiefen Trauer, die ihn erfüllte, sogar heitere Fassung erregten die Bewunderung Aller, die mit ihm in Berührung kamen.

Ehe er den Kontinent verließ, hatte er — in Hamburg — eine lange Unterredung mit einem ihm befreundeten Offizier, dem Major von Vincke. Mit lebhaftem Unwillen wies er in derselben den Gedanken zurück, den seine Gegner ihm wiederholt unterschoben, daß er jemals gleich den Stuarts oder Bourbons die Waffen gegen sein Vaterland führen oder fremde Mächte dazu aufmuntern könnte. Er sei vielmehr gern bereit, ja er wünsche dringend, an der freien konstitutionellen Verfassung die sich jetzt herausbilden werde, selber mitzuarbeiten, und er sei entschlossen, an dem Neuen dann ebenso festzuhalten, wie er bisher das Alte vertheidigt habe. Der Major von Vincke empfing von diesen Worten einen so tiefen Eindruck, daß er etwas später öffentlich erklärte: „Nach meiner festen Ueberzeugung wird der Prinz, nachdem er mit seinem gewohnten Fleiß und Ausdauer die konstitutionelle Verfassung aufgefaßt hat, in seiner ganzen Gewissenhaftigkeit der kräftigste und sicherste Träger derselben sein."

In England angelangt, stieg der Prinz im Hause Bunsens, des preußischen Gesandten, ab und trat sogleich mit der königlichen Familie wie mit den hervorragendsten Staatsmännern des Inselreichs in lebhaften Verkehr. Bei den Letzteren leistete er der deutschen Nation einen erheblichen Dienst, indem er „den Stockunglauben der Engländer an Deutschlands Zukunft" durch die Entwickelung seiner politischen Ansichten wie durch seine imponirende Erscheinung nachdrücklich bekämpfte. Seine Wirthe entzückte er vollends, weil er selber die schweren Sorgen, die sie seinetwegen hegten, zu verscheuchen bemüht war. Traf er doch den Ton des zwanglosesten Verkehrs so glücklich, daß er, gleich im Anfang des Aufenthalts in ihrem Hause, beim gemeinschaftlichen Frühstück den großen Armsessel, der für ihn an die Mitte des Tisches gerückt war, bei Seite schob, einen andern Stuhl ergriff und lächelnd sagte: „Man muß jetzt Demuth üben, denn die Throne wackeln." Auf dem Grunde seiner Seele ruhte natürlich trotzdem die ernsteste Stimmung, und mit tiefer Erschütterung sang er „bei seinem ersten Besuche des Gottesdienstes in der Savoykirche zu London am 2. April 1848" die Worte eines alten Kirchenliedes, die ihm wie die Verheißung einer glücklicheren Zukunft erschienen:

„Da siehst Du Gottes Herz,
Das kann Dir nichts versagen,
Sein Mund, sein theures Wort
Vertreibt ja alles Zagen.
Was Dir unmöglich dünkt,
Kann seine Vaterhand
Noch geben, die von Dir
Schon so viel Noth gewandt."

Die Nachrichten, die er Tag für Tag aus der Heimath erhielt, lauteten geraume Zeit hindurch höchst widerspruchsvoll, halb trostlos und halb hoffnungsreich. Denn der Aufruhr herrschte ringsum, und die preußische Königsmacht verfuhr bei ihrem Streben, für die Freiheit der Preußen und die Einheit der Deutschen zu sorgen, nicht nach eigenem, wohldurchdachten Ermessen, sondern

nach dem Gebot der Sieger, unter die sie ihr Haupt gebeugt hatte. Indessen die helle Begeisterung, mit der fast die gesammte Bevölkerung aller deutschen Staaten sich den Aufgaben der neuen Zeit widmete, konnte vielleicht auch Gutes erwirken, und dem Prinzen genügte diese Möglichkeit, um für jede Angelegenheit, die irgend eine erfreuliche Aussicht eröffnete, mit warmen Worten einzutreten.

So verfuhr er hinsichtlich des Krieges, den Deutschland gleich nach den Märzrevolutionen zur Befreiung Schleswig-Holsteins von dänischer Tyrannei begonnen hatte. Denn wenn dieser Krieg auch, namentlich von Seiten des Königs von Preußen, ohne alle diplomatische Vorbereitung und insofern überaus voreilig unternommen war, so bot er doch wenigstens eine gute Gelegenheit, um den durch die Berliner Ereignisse des 18. und 19. März schwer geschädigten Ruf des preußischen Heeres wiederherzustellen. Nachdem in der That die Preußen am 23. April bei Schleswig glänzend gesiegt hatten, schrieb deshalb der Prinz an die Kommandeure der im Kampf stehenden Heeresabtheilungen, er fühle sich glücklich, daß die Truppen den Erwartungen, die er stets von dem bewährten Geiste der preußischen Armee gehegt, vollkommen entsprochen hätten, zumal hiermit der Welt gezeigt sei, daß trotz eines drei und dreißigjährigen Friedens das preußische Heer auf einer Stufe der schlagfertigen Ausbildung sich befinde, die den schönsten Beweis für die Zweckmäßigkeit seiner Kriegsverfassung liefere.

Christian von Bunsen.

Nicht lange darauf hörte der Prinz, daß der Historiker Dahlmann im Auftrage der sogenannten Vertrauensmänner, welche die deutschen Regierungen in dieser unruhigen Zeit den bisherigen Mitgliedern des Frankfurter Bundestages beigeordnet hatten, einen groß gedachten Entwurf zur Reform des deutschen Bundes, oder vielmehr zur Begründung eines starken und freien deutschen Reiches ausgearbeitet habe. Dahlmann versuchte in demselben mit kühner Folgerichtigkeit, „durch wenige tief einschneidende Paragraphen tausendjährige Schäden zu heilen“. Er setzte an die Spitze des Reiches einen erblichen deutschen Kaiser, unter dem er sich nur den König von Preußen dachte, und stellte demselben zur Seite ein aus zwei Häusern bestehendes Parlament, das Oberhaus aus allen Fürsten und einer großen Zahl ernannter wie erwählter Reichsräthe zusammengefügt, das Unterhaus ganz und gar vom Volke erwählt. Dieser Entwurf fand nun zwar weder bei den Fürsten noch beim Volke den Beifall, der ihm gebührte, und beide Theile richteten ihren Widerspruch, wenn auch aus sehr verschiedenen Gründen, gegen ein und denselben Hauptpunkt. Denn vor einer starken monarchischen Gewalt an der Spitze des Reiches schrak sowohl die partikularistische Gesinnung der Fürsten wie die demokratische Stimmung der Volksmassen zurück, und an vielen Orten trat deshalb das Verlangen, nicht nach einem erblichen, sondern nach einem für seine

Lebensdauer, oder gar nur für eine kurze Reihe von Jahren gewählten Kaiser hervor. Ganz anders aber urtheilte der Prinz von Preußen, dem Bunsen Dahlmann's Entwurf zur Begutachtung mittheilte. „Ich begrüße", so schrieb der Prinz am 4. Mai, „das Ganze dieses Verfassungswerkes als eine großartige Erscheinung unserer Zeit und erkenne dasselbe wegen seiner Klarheit, Gediegenheit und Kürze als meisterhaft an. Die Grundsätze, auf welchen das Ganze beruht, sind diejenigen, welche zur wahren Einheit Deutschlands führen werden; es sind dieselben, welche jeder einzelne Staat in Deutschland zu den seinigen machen muß, wenn diese Einheit erstrebt werden soll." Auf die Einzelheiten des Entwurfs eingehend, billigte der Prinz vor Allem „Die Motive, welche für die Erblichkeit des Reichsoberhauptes entwickelt worden" waren, machte aber auch einige Ausstellungen, die sich jedoch sämmtlich als wesentliche Verbesserungen erwiesen. Denn nachdem er in der Hauptfrage der Erblichkeit für ein starkes Kaiserthum eingetreten war, wurde er auch der Stellung der Fürsten dadurch gerecht, daß er denselben nicht bloß eine Reihe von Plätzen in dem bunt gemischten Oberhause, sondern (nach Art des heutigen Bundesrathes), eine selbständige „Fürstenbank" gewähren wollte, und daß er für genügend erklärte, wenn die Kommandeure der deutschen Armeekorps vom Kaiser, die übrigen Offiziere dagegen von den Souveränen der Einzelstaaten ernannt würden.

Einnahme von Kolding durch die Schleswig-Holsteinischen Truppen.

Bunsen schickte das Gutachten des Prinzen an Dahlmann und fügte die begeisterten Worte hinzu: „Ist der Prinz ein Absolutist oder Reaktionär? Daß er durchaus offen, redlich und konsequent sei, haben selbst die Ungünstigen nie geleugnet, wenn sie mit Kenntniß des Mannes schrieben oder sprachen. Der Prinz hat sich gleich in den ersten Tagen (er kam damit hier an) zu einer vollkommenen Klarheit über seine und des Königthums Stellung emporgerungen mit der stillen und redlichen stetigen Verständlichkeit, die ihm eigen ist. Der Aufenthalt in England, der Ideenaustausch mit Männern wie Peal, Lord John Rusell, Palmerston und ganz besonders auch mit Prinz Albert (dem Gemahl der Königin Viktoria) hat ihm Vergangenheit und Zukunft noch klarer auseinander gesetzt."

Einen besseren Patrioten als den Prinzen von Preußen hätte man also damals in ganz

Friedrich Christoph Dahlmann.

Deutschland nicht leicht finden können. Trotzdem aber blieb die Stimmung sehr vieler Berliner gegen ihn geraume Zeit lang eine äußerst gereizte. Denn in der preußischen Hauptstadt führten die Sieger des 19. März das große Wort und gaben ihrem Hasse gegen „den Reaktionär, den Kartätschenprinzen“ immer neuen Ausdruck. Die Minister wagten deshalb nicht einmal, eine von ihrer Beistimmung abhängig gemachte Kundgebung treuer Freunde des Prinzen zuzulassen, und die meisten Geistlichen Berlins erwähnten den Namen desselben, was ihnen doch vorgeschrieben war, nicht mehr in den sonntäglichen Kirchengebeten. So vergingen mehr als fünf Wochen bis endlich einige tapfere Männer sich aufrafften und in Aufrufen, Plakaten und Flugschriften für gerechtere Beurtheilung des Prinzen wie für seine Rückkehr in's Vaterland zu wirken versuchten. In Berlin entstand darüber freilich ein heißer Zeitungskrieg, weil die Gegner des Prinzen sich mit der Feder ebenso rührig zeigten, wie dessen Freunde; die Provinzen aber, namentlich Pommern und Preußen, traten fast einmütig auf die Seite der Letzteren, und die Armee nahm mit Jubel ein nach der Melodie „Prinz Eugenius, der edle Ritter“ gedichtetes Lied auf, dessen frischeste Strophen folgendermaßen lauteten:

„Prinz von Preußen, ritterlich und bieder,
Kehr' zu Deinen Truppen wieder,
Heißgeliebter General!
Weilst Du gleich am fernen Strande,
Schlagen doch im Vaterlande
Herzen für Dich sonder Zahl.

Wer wohl dacht' es, daß es so würd' kommen,
Als Du Abschied hast genommen
Von den Truppen in Berlin!
Sprachst mit gläubigem Vertrauen:
„Auf Euch kann der König bauen,
Ruft er Euch zum Kampfplatz hin.“

„Führe Du uns, Prinz, wir folgen gerne,
Folgen Dir als unserm Sterne,
Folgen Dir bis in den Tod!
Mag's auch Stein' und Kugeln regnen,
Du, Herr Gott, wirst Waffen segnen,
Die geführt auf sein Gebot.“

Von diesen Vertrauensäußerungen erfüllte den Prinzen mit besonderer Freude und Rührung eine Adresse der Belgarder Kreisstände, die ihn dringend baten, England zu verlassen und sobald als möglich sich ihrem treuen Schutze anzuvertrauen, dabei aber auch aussprachen, daß sie bereit seien, sowohl die konstitutionelle Verfassung anzunehmen wie Gut und Blut gleich ihren Vätern für das Heil des Vaterlandes zu opfern. Der Prinz erwiderte mit warmen Worten, daß er ihre politischen Gesinnungen in jedem Punkte theile und am liebsten sogleich in ihre Mitte eilen würde. Einstweilen halte ihn aber nicht bloß ein königlicher Auftrag in England fest, sondern er müsse vor Allem wünschen, durch persönliches Erscheinen in Berlin den böswilligen und vollkommen unbegründeten Gerüchten, die in letzter Zeit über seinen Charakter verbreitet worden seien, bald entgegen treten zu können. —

Inzwischen hatte Friedrich Wilhelm IV. den Entschluß gefaßt, allgemeine Wahlen zu einer preußischen Nationalversammlung, mit der er die konstitutionelle Verfassung vereinbaren wollte, stattfinden zu lassen. Die Minister sahen dem Zusammentritt dieser Versammlung in größter Spannung und außerdem mit der Besorgniß entgegen, daß schweres Unheil eintreten könne, wenn in so kritischer Zeit der vornehmste Unterthan des Königs, der präsumptive Thronfolger, nicht im

Lande verweile. Sie fühlten sich daher schließlich gezwungen, dem König die Bitte um Rückberufung des Prinzen vorzutragen; aber sie thaten dies jetzt, ermuthigt durch die zahlreichen Stimmen, die zu Gunsten desselben laut geworden waren, mit dem Ausdruck der Hoffnung, „die erregte Gegenwart werde sich der Ueberzeugung nicht mehr lange verschließen, daß die Ritterlichkeit des Charakters die sicherste Gewähr für das aufrichtige männliche Verhalten auf der neuen Bahn darbiete, welche der Prinz von Preußen als ein Bedürfniß für das Wohl des Volkes erkannt habe.“ Der König erklärte sich mit der Rückberufung sofort einverstanden, und wenn auch ein Theil der Berliner Bevölkerung hieraus Anlaß nahm, der Regierung mit neuen Aufständen zu drohen, so bot dies doch, weil die Freunde und Anhänger des Prinzen sich nicht einschüchtern ließen, keine ernste Gefahr mehr. Denn in diesen Tagen wurde nicht nur bekannt, daß eine kleine Provinzstadt, Wirsitz im Großherzogthum Posen, den Prinzen zu ihrem Vertreter in der Nationalversammlung gewählt hatte, sondern es brachten demselben auch mehrere Tausend Berliner Landwehrmänner, angeregt durch eine zündende Rede des Unteroffiziers Louis Schneider, donnernde Lebehochs.

Berliner Landwehrmänner bringen dem Prinzen von Preußen donnernde Lebehochs.

Am 28. Mai verließ der Prinz London und meldete zwei Tage darauf von Brüssel aus dem Könige, er blicke, indem er sich der Heimath nähere, mit hoffnungsvoller Zuversicht auf die Verhandlungen, die, zwischen der Regierung und der Nationalversammlung geführt, zur Vereinbarung der konstitutionellen Verfassung führen sollten. In Wesel, der ersten preußischen Stadt, die er berührte, wurde er von den Magistratspersonen, Offizieren und Bürgern so freudig begrüßt, daß er sich, tief ergriffen von solchem Empfang, in besonders gefühlvollen und treffenden Worten über die neue Zeit und sein Verhältniß zu derselben aussprach. Denn nachdem er betont, wie glücklich ihn die Rückkehr ins Vaterland mache, erklärte er mit edlem Freimuth: „Den hier anwesenden Herren ist bekannt, wie Vieles über mir gewaltet hat. Es ist schmerzlich, verkannt zu werden; nur ein reines Gewissen hat mich über diese Zeit hinweggeführt, und mit reinem Gewissen kehre ich in mein Vaterland zurück. Ich habe immer gehofft, der Tag der Wahrheit werde anbrechen — und er ist angebrochen. Es hat sich seitdem Vieles in unserm Vaterland verändert. Der König hat es gewollt; des Königs Wille ist mir heilig; ich bin sein erster Unterthan und schließe mich mit vollem Herzen den neuen Verhältnissen an; aber Recht, Ordnung und

Gesetz müssen herrschen; keine Anarchie; dagegen werde ich mit meiner ganzen Kraft streben, das ist mein Beruf. Wer mich gekannt hat, weiß, wie ich immer für das Vaterland geglüht habe. Sie können sich denken, daß ich mit erschüttertem Herzen vor Ihnen stehe; um so wohlthuender ist mir dieser herzliche Empfang".

Die Reise durch die preußischen Provinzen gestaltete sich zu einem Triumphzuge. Aller Orten empfingen den Prinzen zahlreiche Deputationen mit Jubelrufen, Blumenspenden und Illuminationen. Bis nach Magdeburg kamen ihm seine Gemahlin und seine beiden Kinder entgegen. In der Nähe von Potsdam erwarteten ihn der König und die Königin. Die Einwohner von Potsdam wußten sich kaum genug zu thun, um ihm ihre Liebe und Anhänglichkeit zu bezeugen.

Nur die Stimmung der Berliner ließ noch sehr viel zu wünschen übrig. Denn die feindselige Hälfte der Bevölkerung fand in dieser Zeit eine starke Stütze an der Nationalversammlung, in der neben besonneneren Männern auch viele heißblütige Gegner der Regierung saßen. Diese Volksvertreter und die gleichgesinnten Volksmassen stachelten sich wechselseitig zu leidenschaftlichem Kampf gegen die bestehenden Staatsordnungen, so daß es sehr bald zweifelhaft erscheinen durfte, ob es möglich sein werde, die große gesetzgeberische Arbeit, nach der jeder Patriot verlangte, mit der Berliner Nationalversammlung zu vollenden.

Dem Prinzen scheinen in dieser Beziehung von vornherein schwere Bedenken gekommen zu sein, weil er sich gleich nach seiner Ankunft in der Heimath entschloß, an den Verhandlungen der Versammlung nicht persönlich theilzunehmen, vielmehr aus derselben auszutreten und seinen „Stellvertreter" einberufen zu lassen. Das hinderte ihn aber nicht, wenigstens einmal — am 8. Juni — im Sitzungssaale zu erscheinen und in demselben sowohl von seiner Liebe für das gute alte Preußen wie von seiner treuen Unterordnung unter die Forderungen der neuen Zeit ein deutliches und muthiges Zeugniß abzulegen. Für das Erstere genügte, daß er, obgleich seinen Gegnern der Soldatenrock als die Tracht der Reaktion erschien, in voller Uniform auftrat; das Andere erreichte er durch eine schwungvolle Anrede, die er an die Abgeordneten richtete. Denn „nicht nur die Blicke Preußens", so sagte er, „die Blicke der Welt sind auf unsere Versammlung gerichtet, da durch sie eine Vereinigung mit unserem Könige herbeigeführt werden soll, welche für lange Zeit die Schicksale des preußischen Volkes und seiner Könige feststellen soll. Welch ein hoher Beruf! Je heiliger dieser Beruf ist, je heiliger müssen der Geist und die Gesinnung sein, welche diese Berathungen leiten. Die konstitutionelle Monarchie ist die Regierungsform, welche unser König zu geben uns vorgezeichnet hat. Ich werde ihr mit der Treue und Gewissenhaftigkeit meine Kräfte weihen, wie das Vaterland sie von meinem ihm offen vorliegenden Charakter zu erwarten berechtigt ist. Dies ist die Pflicht eines jeden Vaterlandsfreundes, vor Allem also die meinige, als des ersten Unterthanen des Königs. Möge die Gesinnung, die ich ausgesprochen habe, von Allen getheilt und festgehalten werden, dann wird dies Werk gelingen und zum Wohl und Heil des geliebten Vaterlandes gereichen! Uns Alle, meine Herren, leite der Ruf und der Wahlspruch der Preußen, der sich oft bewährt hat: Mit Gott für König und Vaterland!"

Der Prinz hatte aber durchaus Recht gehabt, trotz dieser warmherzigen Worte von der versöhnlichen Stimmung der Nationalversammlung nicht viel zu erwarten. Denn schon nachdem er im Sitzungssaale erschienen und von der „Rechten" der Versammlung zum Zeichen der Ehrerbietung mit Erheben von den Stühlen begrüßt worden war, hatte die „Linke" in heftigem Tone und unter Zischen gerufen „Sitzen bleiben"; und als er seine Rede beendigte, murrte und zischte die Linke abermals, und selbst gemäßigtere Männer meinten, er habe „nicht genug Sympathie für den stattgehabten Umschwung der Dinge gezeigt". Mit diesen Volksvertretern zu einer Verständigung zu gelangen, durfte er deshalb kaum hoffen.

Ovation der Potsdamer Offiziere in Babelsberg.

Empfang des Prinzen von Preußen in Wesel.

Dafür entschädigten ihn jedoch die Beweise von Liebe und Vertrauen, die ihm von anderen Seiten fort und fort in reicher Fülle dargebracht wurden. Das schöne Babelsberger Schloß, in dem er seit seiner Rückkehr aus England wohnte, wurde ein Wallfahrtsziel treuer Patrioten. Da fuhren am 10. Juni Abends die Offiziere der Potsdamer Garnison auf mehr als hundert geschmückten und taghell erleuchteten Booten heran, um den Prinzen, der sich auf eigenem Boote in ihre Mitte begab, mit festlicher Musik und Jubelgesängen zu erfreuen. Dann kamen andere Aufzüge aus der Nachbarschaft und Deputationen aus den fernsten Provinzen. Zwischendurch verlautete freilich noch, die Berliner Demokraten wollten den Babelsberg in ihre Gewalt bringen. Aber den tapferen Prinzen machte die Prahlerei weder besorgt — er ging vielmehr nach wie vor ganz allein in der Umgebung seines Schlosses spazieren, — noch raubte sie ihm das frohe Gefühl, daß er mit der ungeheuren Mehrzahl seiner Landsleute jetzt wieder innig vereint lebte.

Im August begab er sich mit seiner Gemahlin und seinem Sohne nach Pommern, um sich der Provinz, die ihm vor allen andern unwandelbare Anhänglichkeit gezeigt hatte, dankbar zu erweisen. Der Empfang, der ihm hier, in seiner „Statthalterschaft" zu Theil wurde, übertraf noch die Huldigungen, die ihm ein paar Monate früher, auf der Reise von Wesel nach Berlin bereitet worden waren. „Von nah und fern, aus allen Ständen strömten die Einwohner herbei, um den Statthalter Pommerns zu begrüßen." Innig erfreut blickte der Prinz auf die ihn umringenden Menschenmassen und begeisterte seine Pommern vollends durch das stolze Wort, er habe seinen Sohn auf diese Reise mitgenommen, damit derselbe frühzeitig lerne, „wie seine Ahnen es gewußt und verstanden haben, sich ein treues und dankbares Volk zu gewinnen". Außerdem fügte er freilich, auf die Berliner Zustände anspielend, noch hinzu, daß der König zwar nach der Wiedergeburt des Vaterlandes in einer neuen Verfassung verlange, zugleich aber auch wolle, daß in demselben fortan wieder Ordnung und Recht, Gesetz und Gehorsam walten.

Denn in Berlin war von Ordnung und Recht, Gesetz und Gehorsam kaum noch zu reden. Die verhängnißvolle Wechselwirkung, welche die Berliner Demokratie und die radikale Linie der

Nationalversammlung auf einander ausübten, führte zu immer ärgerem Unheil. Regierungsfeindliche Beschlüsse der Volksvertreter, haßerfüllte Reden in den politischen Klubs, Aufruhrdrohungen und Aufruhrversuche in den Straßen der Hauptstadt lösten einander in ununterbrochener Folge ab. Dem König blieb endlich, nachdem er und seine Minister die Gegner Monate lang vergeblich durch Nachgiebigkeit zu gewinnen versucht hatten, nichts weiter übrig, als Berlin mit einer sehr starken, jedem Angriff gewachsenen Truppenmacht zu besetzen und zugleich die Nationalversammlung in eine kleine, abgelegene Provinzialstadt, nach Brandenburg, zu verlegen. Die Abgeordneten waren empört über das Unrecht, das, wie sie vermeinten, ihnen hiermit geschehe, und faßten den stolzen Beschluß, nur der Gewalt zu weichen. In dem Augenblick, als sie von den Truppen genöthigt wurden, ihre Berathungen einzustellen — am 15. November — machten die Berliner Stadtverordneten einen Vermittelungsversuch, indem sie dem Prinzen von Preußen durch eine Deputation vortragen ließen, daß die Regierung durch die Verlegung der Nationalversammlung nach Brandenburg ihre gesetzliche Vollmacht überschritten habe. Der Prinz stand aber fest auf der Seite des Königs, der nur gethan, was ihm das Recht erlaubt und die Noth geboten habe. Der Ungehorsam einer parlamentarischen Fraktion sei Schuld an der neuen Verwirrung; trotzdem aber wolle er, der Prinz, sein heiliges und feierliches Versprechen und sein fürstliches Wort darauf geben, daß die königlichen Verheißungen vom März buchstäblich erfüllt werden würden. „Die Erklärungen des Prinzen waren", das gab der Sprecher jener Deputation, Professor Gneist, selber zu, „offen, charakterfest und klar".

Sehr bald hierauf ergab sich für die Regierung eine gute Gelegenheit, das feierliche Versprechen, welches der Prinz den Berliner Stadtverordneten geleistet hatte, redlich einzulösen. Denn die Volksvertreter versammelten sich zwar endlich in Brandenburg, zeigten sich jedoch hier wieder so ungebärdig, daß der König wagen durfte, sie einfach nach Hause zu schicken. Im Anschluß daran verkündigte Friedrich Wilhelm, daß er die lang ersehnte und lang berathene konstitutionelle Verfassung nunmehr aus eigener Machtvollkommenheit und in vollem Umfange dem Volke gewähre, und die inneren preußischen Wirren fanden hiermit einstweilen einen sehr erfreulichen Abschluß.

Sofort aber traten die deutschen Wirren, die seit dem Anfang des Jahres 1848 auch in Preußen alle Welt beschäftigt hatten, in den Vordergrund der öffentlichen Interessen. Denn das deutsche Parlament, welches seit dem Mai 1848 in Frankfurt am Main tagte, vollendete allmählig den Entwurf einer ganz Deutschland umspannenden Verfassung und weckte durch seine gesetzgeberische Thätigkeit auf allen Seiten ebensoviel Lob wie Tadel. Der Prinz von Preußen verfolgte die Arbeiten der Frankfurter Versammlung natürlich mit besonders reger Theilnahme, und nicht lange dauerte es, so griff er selber zur Feder, um seine reichen Erfahrungen für das Gesammtvaterland zu verwerthen.

Zunächst beschäftigte ihn der „Entwurf zu einem Gesetze über die deutsche Wehrverfassung", den die Frankfurter „Bundes-Militär-Kommission" ausgearbeitet und im Oktober 1848 veröffentlicht hatte. Derselbe lehnte sich zwar nach dem eigenen Wort seiner Urheber eng an das bewährte preußische Wehrsystem an, und man kann dies auch insofern zugeben, als er an dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht und im Ganzen auch an der Theilung der bewaffneten Macht in Linie (erster Heerbann), Landwehr (zweiter und dritter Heerbann) und Landsturm (vierter Heerbann, Bürgerwehr) festhielt; in allem Uebrigen kam er jedoch zu ebenso weitgreifenden wie hochbedenklichen Neuerungen. Die Dienstzeit sollte bei allen Truppengattungen ungemein verkürzt, bei der Infanterie sogar auf sechs Monate herabgesetzt, und die Mehrzahl der Offiziere sollte nicht mehr ernannt, sondern gewählt werden. Ueberdies wurde die Abschaffung der Ehrengerichte und die Aufhebung der besonderen militärischen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten gefordert, damit der Geist des Heeres mit dem des Volkes endlich zu wahrer Einheit gelange.

„Das ist nicht das preußische System", erklärte Prinz Wilhelm, „und wenn man dessen ungeachtet die Versicherung an die Spitze des Entwurfs gestellt, daß man sich dieses System zum Vorbilde genommen habe, so kann das nur in der Absicht geschehen sein, durch das Streben nach einer, der preußischen scheinbar ähnlichen Wehrhaftigkeit einen guten Eindruck hervorzubringen."

„Wahl der Führer! Dieses Stichwort der Zeit wird in unsern Tagen von Einem dem Andern nachgesprochen. Man glaubt dadurch das Heerwesen volksthümlich zu machen, ihm Sympathieen zu gewinnen. Volksthümlich wird eine Truppe nur dann sein, Sympathieen wird sie sich nur dann erwerben, wenn die Nation sieht, daß ihre wehrpflichtigen Söhne menschlich und gerecht behandelt und vollkommen dazu vorbereitet werden, in Krieg und Frieden ihre Schuldigkeit zu thun, sobald das Vaterland ihrer bedarf. Mit gewählten Führern kann dies nicht erreicht werden, weil bei jeder Wahl die Minorität verletzt und in Allen das Gefühl angeregt wird, ebenso gut als der Gewählte zu der Stelle gelangen zu können. Diejenigen, welche gewählt zu werden wünschen, würden um die Gunst der Wähler buhlen. Die Wähler würden am liebsten diejenigen wählen, welche auf gleicher Bildungsstufe mit ihnen stehen und ihre Befähigung zum Offizier nur einigermaßen nachweisen können. Die Ansprüche, die man an den Offiziersstand machen muß, würden dadurch von ihrer Höhe herabgestimmt werden, und die Disciplin des Heeres würde den schwersten Stoß erhalten, zumal wenn der Keim zur Unzufriedenheit, der in jeder Wahl liegt, zu der naheliegenden Folgerung führte, einen unfähigen Erwählten durch eigenen Beschluß auch wieder entfernen zu müssen."

„Entscheidend für die Tüchtigkeit eines Heeres ist seine Dienstzeit. Wird unter der militärischen Erziehung das bloße Ausexercireiren der Eingestellten verstanden, so sind sechs Monate hierfür sogar mehr als hinreichend. Was ist jedoch der Eingestellte dann geworden? *Ein ausexercirter Rekrut*, aber wahrlich *kein erzogener Soldat*! Im Jahre 1813 erfochten freilich die Linientruppen nach zum Theil kurzer Dienstzeit und selbst rohe Landwehrrekruten glorreiche Siege. Ihnen half aber die Begeisterung und Hingebung jener großen Tage, und überdies führte das erste Auftreten der Landwehr, die nach kaum dreimonatlicher Ausbildung dem Feinde entgegengestellt wurde, bei Löwenberg und Kulm Verluste mit sich, die eben nur dieser, wenn auch unabwendbar übereilten Formation zugeschrieben werden müssen. Erst nachdem die Landwehr durch Zeit und Siege *feuerfest* geworden war, hat sie Gleiches mit den Linientruppen geleistet. Die Thatkraft, Ausdauer und Treue, welche der preußische Soldat seitdem in mancher schweren Stunde bewiesen hat, wurzeln nächst der Gesinnungstüchtigkeit, die in der großen Mehrzahl des preußischen Volkes herrscht, allein in der *Erziehung*, welche ihm, dem Soldaten, zu Theil wird, in der Dauer derselben, durch welche es überhaupt möglich wird, wahre Soldatentugenden zu erzielen. Solche Tugenden, den Geist zugleich der Zucht und der Tapferkeit, zu entwickeln, muß jeder Militär, der über eine Wehrverfassung mitzusprechen hat, sich angespornt fühlen. Wer aber den Erfolg will, muß auch die Mittel wollen, und diese sind in der zwei- bis dreijährigen Dienstzeit gegeben."

„Das Aufgeben aller einseitig militärischen Erziehungs- und Bildungsanstalten ist nur dann zu billigen, wenn man glaubt, daß eine vollkommen disciplinirte Armee sammt einem durchgebildeten Offizierskorps — dem Träger des Geistes der Ordnung, der Ausdauer und des Gehorsams — im Augenblicke des Bedürfnisses sich improvisiren lasse. Noch sieht man sich vergebens nach einem Beispiel in der Geschichte um, wo ein dergleichen improvisirtes Heer einem andern, geistig und praktisch durchgebildeten Heere mit Erfolg entgegengetreten wäre, wenn nicht Terrain, Klima und Nationalität eingewirkt. Es ist daher von der höchsten Wichtigkeit, daß Anstalten bestehen, aus denen Offizierskandidaten hervorgehen *können*, die von Kindheit auf an strenge Zucht, Ordnung, Entbehrungen und Gehorsam gewöhnt worden sind; und es ist ebenso wichtig, die Kriegswissenschaften in einer eigenen Kriegsschule und nicht etwa bloß an den Universitäten lehren zu

lassen. Denn bei den Letzteren könnte das Studium der Offiziere nicht so streng, wie bei deren Berufe unbedingt erforderlich, überwacht werden, wenn man nicht zuvor, was doch Niemand wolle, die Eigenthümlichkeiten des Universitätsunterrichts zum Schaden der bisherigen akademischen Praxis beseitigt habe."

„Die Standes- und Ehrengerichte endlich entstanden aus der Ueberzeugung, daß bei Offizieren nicht bloß diejenigen Vergehen, welche den gewöhnlichen Strafgesetzen unterliegen, geahndet werden müssen, sondern auch andere Vergehungen, ja selbst nur tadelnswerthe Unterlassungen nicht ungerichtet bleiben dürfen. Ueberall, wo die militärischen Ehrengerichte gewirkt, haben sie dazu beigetragen, die Offizierskorps auf der Stufe der Bildung, des Ehrgefühls und der Gesittung zu erhalten, welche den Feinden gesetzmäßiger Ordnung ein Dorn im Auge ist. Richten doch die Apostel der Anarchie ihr Hauptaugenmerk darauf, die Offiziersehre zu untergraben, weil sie so am sichersten hoffen können, die Treue der Armee wankend zu machen! Daraus erklären sich die Anfeindungen und Verunglimpfungen, welche seit Jahren die Offiziere aller Armeen zu erdulden gehabt haben — daraus die Erfindung des Wortes Junkerthum, um in dieser Bezeichnung einen stereotypen Begriff des Gehässigen zusammenzufassen — daraus der Eifer, mit welchem einzelne Excesse unter Offizierskorps zur Anschuldigung der stehenden Heere überhaupt vergrößert und im übelsten Lichte dargestellt wurden. Bedenkt man aber, daß es die Lebensaufgabe des Offiziers ist, jeden Augenblick für die höchsten und edelsten Güter der Menschheit selber das Leben einzusetzen und zugleich Andere durch seinen Befehl und auf seine Verantwortung in den Tod zu führen, so muß man von ihm auch die Bewahrung einer Gesinnung und Haltung verlangen, die nicht mit dem gewöhnlichen Maßstab gemessen werden kann. Diese Bewahrung bedarf vielmehr einer ganz besonderen Ueberwachung. Ohne eine solche würden Ausschreitungen der rohesten und unedelsten Art den Offiziersstand in die Zeiten der Barbarei zurückversetzen. Ist doch die Geschichte der neuesten Zeit nicht arm an Beispielen, zu welchen Grausamkeiten und Abscheulichkeiten bewaffnete Massen sich hinreißen lassen, wenn keine Führer an ihrer Spitze stehen, welche von dem Prinzip der Ehre völlig durchdrungen sind. Will man daher die Heere auf dem Standpunkt der Gesittung erhalten, so stelle man auch Führer an ihre Spitze, welche diese Gesinnung in sich zu erhalten und bei ihren Untergebenen zu beleben wissen." —

Mit solchen Aeußerungen trat der Prinz von Preußen den Wehrgesetzphantasieen der Bundes-Militär-Kommission allerdings sehr schroff, aber nicht bloß schroff sondern auch siegreich entgegen. Denn im Januar 1849 ließ er ein Büchlein drucken unter dem Titel: „Bemerkungen zu dem Gesetzentwurf über die deutsche Wehrverfassung". Auf den linken Seiten dieses Buches stehen die sechsundachtzig Paragraphen des Gesetzentwurfs, rechts ihnen gegenüber die Bemerkungen des Prinzen, denen die obigen Mittheilungen entnommen sind. Die Schrift erschien anonym und kam nicht in den Buchhandel, der Name ihres Verfassers wurde aber dennoch bald bekannt, und einzelne Exemplare der Schrift gingen in weiten Kreisen von Hand zu Hand. Die Wirkung derselben war um so durchschlagender, als die treffenden Worte des Prinzen durch viele Broschüren und Zeitungsaufsätze aus sachkundigen Federn aufs beste unterstützt wurden. Der Frankfurter Wehrgesetzentwurf wurde deshalb zunächst auf unbestimmte Zeit bei Seite gelegt und kam späterhin überhaupt nicht wieder zum Vorschein. Der Prinz bewährte aber durch die Einsicht und Wärme, womit er über die schwierigsten Fragen der vollkommensten Heeresverfassung gesprochen hatte, von Neuem, daß ihn klar blickende Männer mit vollem Rechte den ersten Soldaten Preußens nannten; ja er zeigte hierbei schon die Kraft und Gesinnung, die ihn dereinst zum Schöpfer unseres starken und edeln deutschen Reichsheeres machen sollten. Die königliche Bibliothek zu Berlin besitzt noch heute ein Exemplar jener gedruckten „Bemerkungen", in welchem der Prinz sich durch seine eigenhändige Unterschrift als Verfasser derselben bekennt.

Titelseite der „Bemerkungen zu dem Gesetz-Entwurfe über die deutsche Wehrverfassung“ mit des Prinzen von Preußen eigenhändiger Unterschrift.

(Das Original ist im Besitze der Kgl. Bibliothek zu Berlin.)

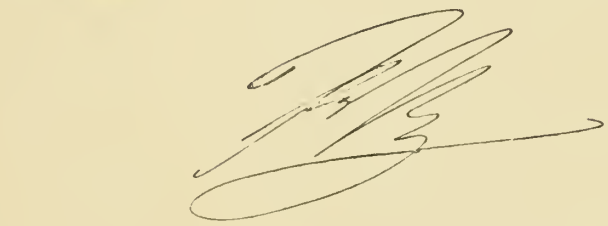
Bemerkungen

zu dem

Gesetz-Entwurfe

über die

deutsche Wehrverfassung.



Der Verfasser dieser, im Dezember 1848 erschienenen Broschüre ist. Seine Königliche Hoheit der Prinz v. Preußen Höchstderselbe hat dies Exemplar mit seinem obenstehenden Namenszuge versehen und es der Königlichen Bibliothek bestimmt. Mit der Vorbereitung zum Druck, dem Druck selbst und der angemessenen Verbreitung vor seiner Zeit der Unterzeichnete beauftragt.

Berlin den 12ten März 1855.

L. Schneider:
K. Hofrath.

Nicht so befriedigend entwickelte sich eine andere Angelegenheit, welche in jenen Tagen das Gemüth des deutschen Volkes noch viel tiefer erregte als die Heeresfrage, und zwar handelte es sich in diesem Falle um nichts Geringeres als um das Oberhaupt, welches dem künftigen deutschen Reiche gegeben werden sollte.

Das Frankfurter Parlament hatte Anfangs jene Bahnen, die ihm der treffliche Dahlmann gewiesen, zu betreten verschmäht. Eine starke Kaisergewalt zu schaffen und dieselbe dem König von Preußen zu übertragen, war den Abgeordneten des deutschen Volkes im Vollgefühl ihrer

Macht lange Zeit hindurch so unnöthig wie muthunlich erschienen. Erst nachdem — gegen Ende des Jahres 1848 — der revolutionäre Drang ringsum seine Kräfte erschöpft, und zugleich die preußische Regierung sich zu entschlossenem Handeln aufgerafft hatte, war eine schwache Mehrheit der Volksvertreter zu der Ueberzeugung gekommen, daß man eilen müsse, ein kräftiges Oberhaupt an die Spitze des Reiches zu stellen, wenn dieses überhaupt jemals zu gedeihlicher Entwickelung gelangen solle. Da hatte man denn bestimmt, daß nicht bloß ein „lebenslänglicher", sondern ein „erblicher" Kaiser die Regierung übernehmen müsse, und daß dies kein anderer sein dürfe als König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Aber die Machtstellung, die man diesem Kaiser gewährte, blieb auch hierauf noch eine durch demokratische Vorrechte überaus eingeengte, und nur 290 von 538 Abgeordneten stimmten dafür, die dürftig bemessene Herrschergewalt dem Preußenkönig zu übertragen.

Angesichts dieser Vorgänge schwankte Friedrich Wilhelm IV. in grausamen Zweifeln, was er thun, was er lassen solle. Sein deutsches Herz drängte ihn, den an ihn ergehenden Ruf nicht abzulehnen und unter allen Umständen, soviel er nur irgend vermöge, zur Einigung des gesammten Vaterlandes beizutragen. Daneben erkannte er jedoch mit unerbittlicher Klarheit, welche ungeheuren Gefahren er laufe, wenn er die Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen versuche. Denn nur durch heißen und siegreichen Kampf mit den zahllosen Gegnern seiner neuen Würde, mit den Staatsmännern Oesterreichs, der deutschen Mittelstaaten und des neidischen Auslandes, hätte er dieselbe auf die Dauer zu sichern vermocht. Das deutsche Volk gewährte ihm zu so schwerem Ringen weder hinreichende Machtmittel, noch trat es überhaupt einmüthig genug auf seine Seite. So faßte er endlich den in seiner Lage unzweifelhaft richtigsten Entschluß, die Kaiserkrone zwar abzulehnen, darnach aber für anderweitige Verbesserung der deutschen Verfassungsverhältnisse sich aufs äußerste zu bemühen.

Der großen Deputation des Frankfurter Parlaments, die ihn am 3. April 1849 im Schlosse zu Berlin um Annahme der Kaiserwürde ersuchte, antwortete er deshalb, daß er bei aller Dankbarkeit für das ihm erwiesene Vertrauen dennoch ohne das freie Einverständniß der gekrönten Häupter, der Fürsten und freien Städte Deutschlands in dieser Sache keine Entschließung fassen könne. Immerhin aber werde er (wie er bald darauf näher ausführte) mit Eifer nach einem solchen Einverständniß, wenn auch nicht zur Gründung einer neuen Kaisergewalt, so doch zu kraftvoller Entwickelung des gesammten deutschen Staatswesens streben.

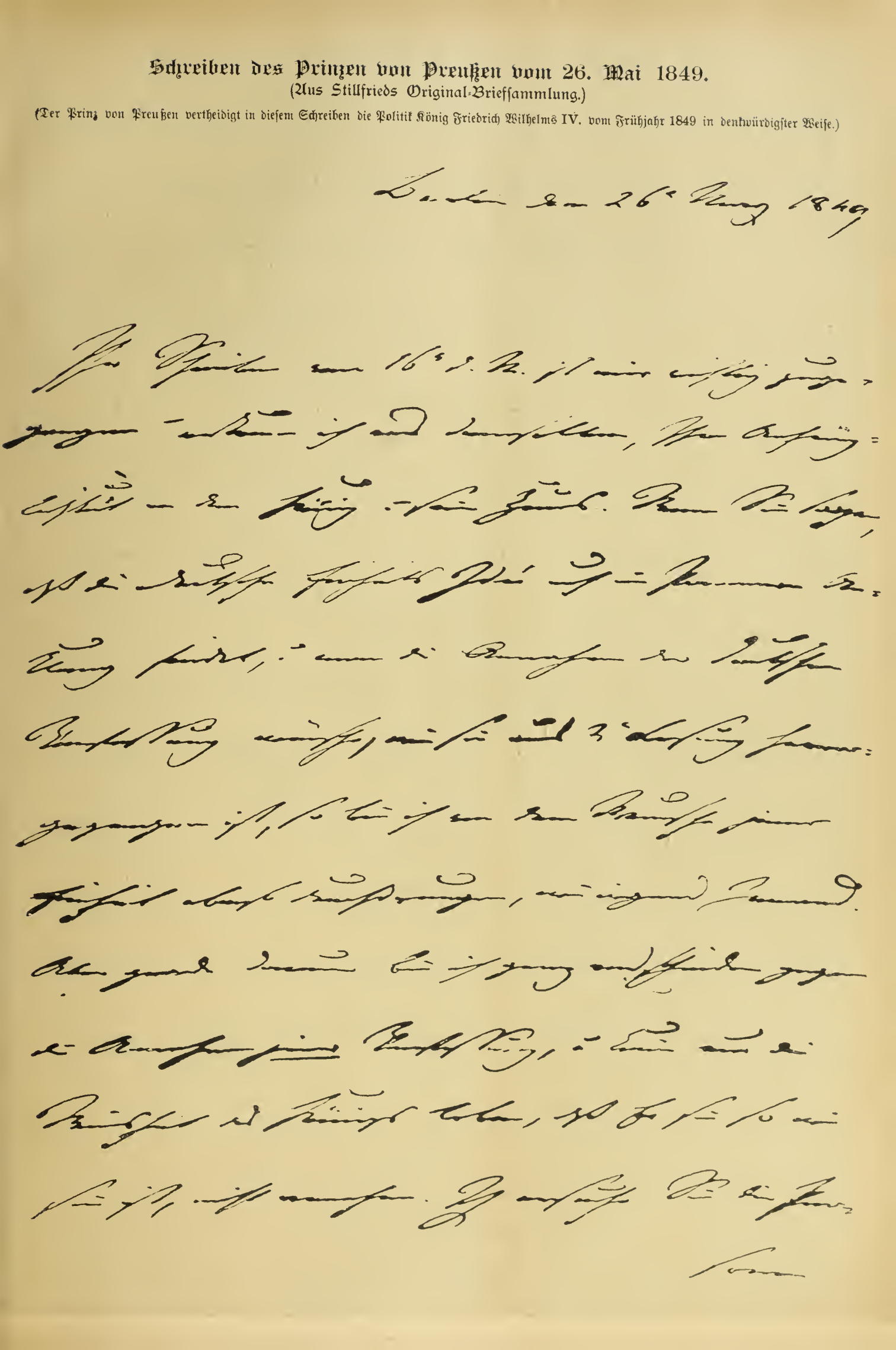
Für die Deputation, die bis zum letzten Augenblick auf einen vollen Erfolg gehofft hatte, war die Weigerung des Königs, ihrem Wunsche zu willfahren, ein sehr harter Schlag. Sie unternahm noch mancherlei Schritte, um ein anderes Ergebniß zu erreichen, strengte aber ihre Ueberredungskunst ganz vergebens an, weil alle einflußreichen Männer des preußischen Hofes in der Hauptsache mit Friedrich Wilhelm IV. übereinstimmten. Am denkwürdigsten erscheint in dieser Beziehung ein Gespräch, welches die Frankfurter Abgeordneten bei Gelegenheit einer ihnen gewährten Audienz am Abend des 3. April mit dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen führten. Mehrere Ohrenzeugen haben den wesentlichen Inhalt dieses Gespräches der Nachwelt überliefert.

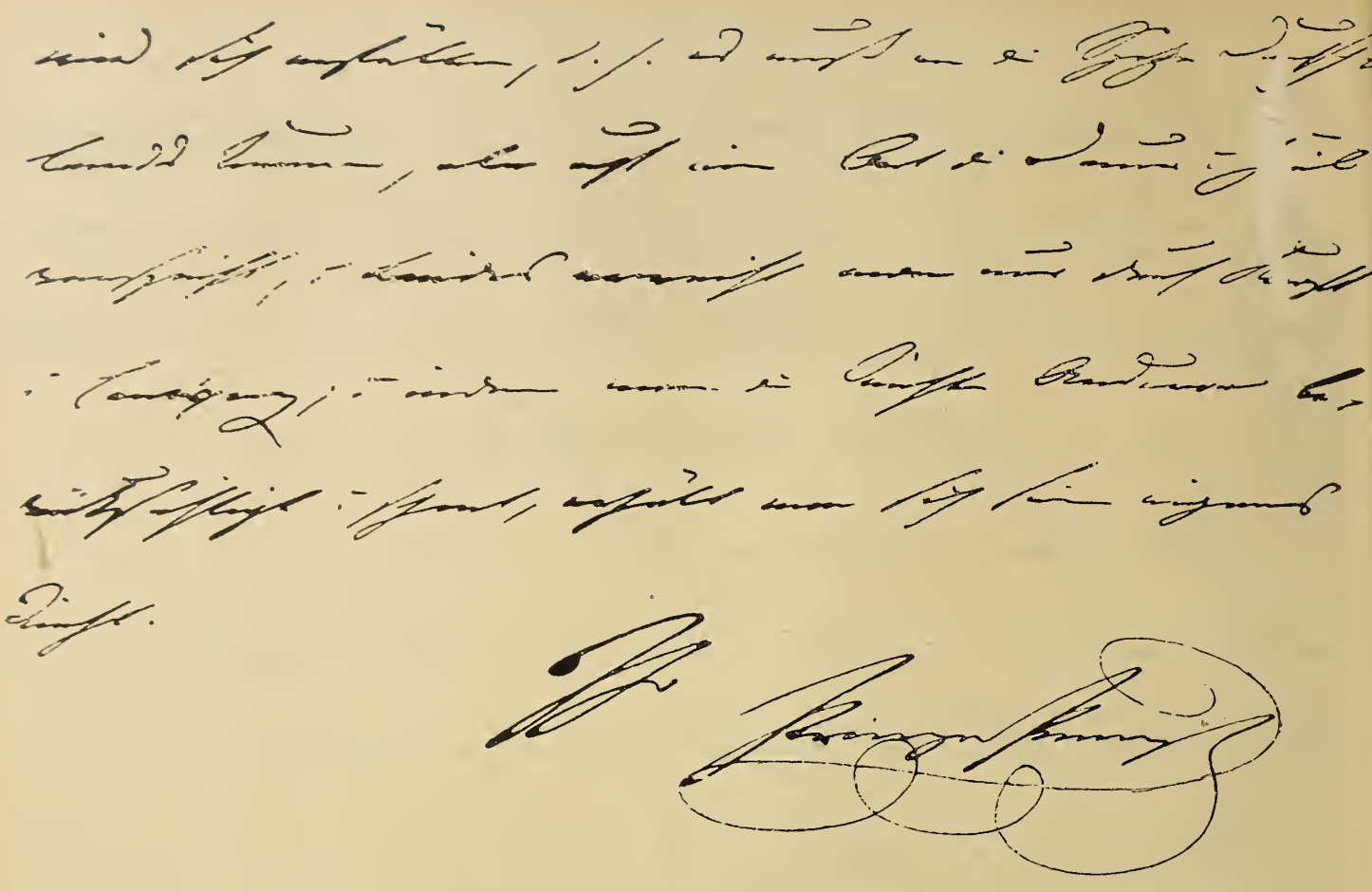
„Der Prinz trat", so sagt ein Mitglied der Deputation, „mit gewinnender Persönlichkeit in unsere Mitte und eröffnete eine förmliche staatsrechtliche Diskussion über die Lage der deutschen Sache; er redete hierbei mit Geist und Gewandtheit, in fließender, beredter Sprache, mit Ernst und Gefühl für die große Angelegenheit des Vaterlandes, mit Schonung und hoher Achtung vor unserer, der seinigen entgegengesetzten Auffassung. Das Verfahren seines königlichen Bruders suchte er damit zu rechtfertigen, daß derselbe weder die Krone ohne Zustimmung der Fürsten annehmen, noch auch sich in die Lage bringen könne, diese Zustimmung etwa durch Zwang herbeiführen zu müssen. „Sie werden mir zutrauen", so rief er aus, „daß ich, als Militär, mich vor einem

Schreiben des Prinzen von Preußen vom 26. Mai 1849.

(Aus Stillfrieds Original-Briefsammlung.)

(Der Prinz von Preußen vertheidigt in diesem Schreiben die Politik König Friedrich Wilhelms IV. vom Frühjahr 1849 in denkwürdigster Weise.)





Transcription.

Berlin, den 26. May 1849.

Ihr Schreiben vom 16. d. M. ist mir richtig zugegangen und erkenne ich aus demselben Ihre Anhänglichkeit an den König und sein Haus. Wenn Sie sagen, daß die deutsche Einheits=Idée auch in Pommern Anklang findet und man die Annahme der deutschen Verfassung wünsche, wie sie aus zweiter Lesung hervorgegangen ist, so bin ich von dem Wunsche jener Einheit ebenso durchdrungen wie irgend Jemand. Aber grade darum bin ich ganz entschieden gegen die Annahme jener Verfassung und kann nur die Weisheit des Königs loben, daß er sie so, wie sie ist, nicht annahm. Ich ersuche Sie, die Personen, welchen Ranges und Standes sie sein mögen, die sich für Annahme der Verfassung aussprechen, zu fragen, ob sie dieselbe § für § gelesen haben, und wenn dies geschehen, ob sie die §§ genau geprüft haben und sich davon überzeugt halten, daß die Stellung, die man dem sogenannten Kaiser gegeben hat, eine solche ist, die Macht und Kraft verleihet, um dem gesammten Deutschland zum Heile zu gereichen? Eine solche Prüfung wird ergeben, daß alle Macht dem Parlamente gegeben ist und das Oberhaupt nur zum Schein bestehet, dessen man sich bei Gelegenheit entledigen kann, um zur Republik zu gelangen. Die Republikaner wissen sehr wohl, daß Preußen aus diesen Gründen die Krone ablehnte, daher haben sie schon jetzt die Maske abgeworfen und suchen sofort auf dem Wege der Empörung gleich zu erreichen, was ihnen sonst noch Jahre lang Anstrengung gekostet hätte, sie aber sicherer zum Ziele führte, wenn sie ein Schattenbild von Kaiser geschaffen hätten.

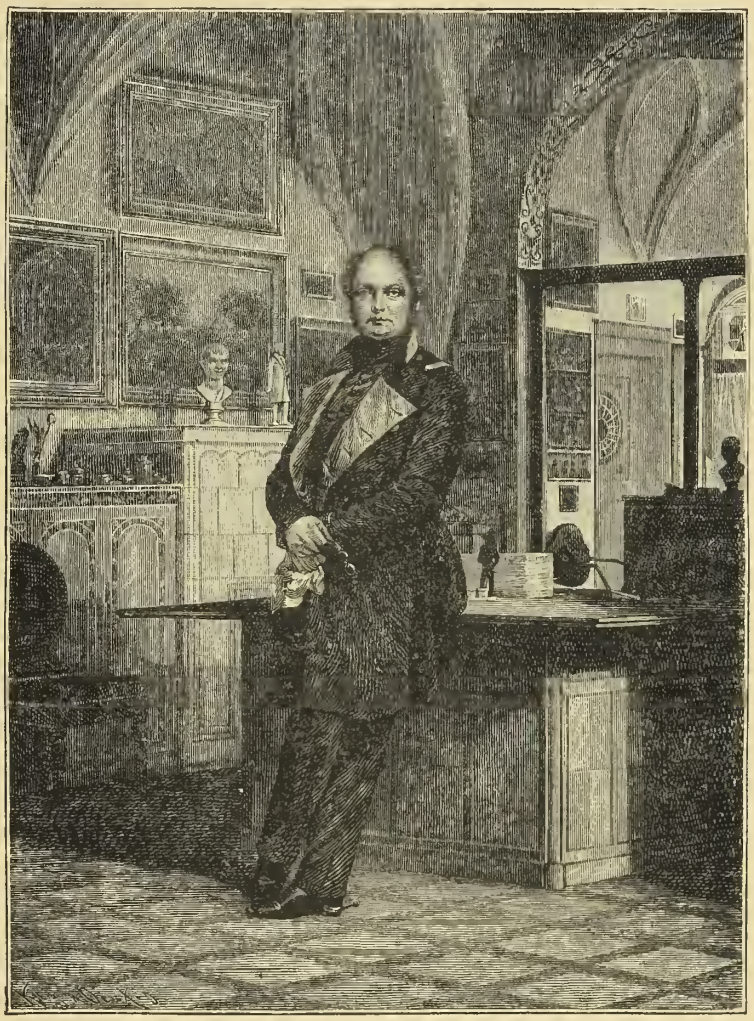
Dies kann nicht der Gang sein, den die treuen Pommern gehen wollen, und es kommt nur darauf an, ihnen dies Alles klar zu machen, statt nachzusprechen, was die Wühler erzählen. In wenig Tagen wird der König sprechen, und die, welche hören, sehen und verstehen wollen, werden Ihn preisen für den Gang, den Er gehet.

Die niederliegenden materiellen Interessen werden aufblühen, wenn Ordnung und Gesetz hergestellt sind; das Ministerium, was Vertrauen und nicht Mistrauen verdient, arbeitet unabläßig an den Vorlagen dazu. Daher nur Muth gefaßt zum König, und Preußens Geschick wird sich erfüllen, d. h. es muß an die Spitze Deutschlands kommen, aber auf eine Art, die Dauer und Heil verspricht, und Beides erreicht man nur durch Kraft und Consequenz; und indem man die Rechte Anderer berücksichtigt und schont, erhält man sich sein eigenes Recht.

Ihr

Prinz von Preußen.

Kriege nicht fürchte; aber wollen Sie uns zumuthen, mit 80,000 Mann in Bayern einzurücken, um den König zur Einwilligung zu zwingen?“ Hierauf wurde ihm aus der Mitte der Deputation erwidert, daß daran Niemand denke, daß vielmehr, wofern nur König Friedrich Wilhelm IV. die Krone annehme, kein einziger Fürst seine Zustimmung verweigern werde. Diese Seite der Frage hatte dem Prinzen bisher ferner zu liegen geschienen (mit Recht, dürfen wir hinzusetzen, weil das deutsche Reich damals gewiß nicht ohne Blutvergießen hätte gegründet werden können); endlich aber, da er nicht uns, und wir nicht ihn überzeugen konnten, schloß er mit der Versicherung, daß der König von der besten Absicht getragen sei und nur die nothwendig gebotene Rücksicht auf das Verhältniß zu seinen Mitfürsten, welches von zartester Natur sei, ihn auf den eingeschlagenen Weg geführt habe, in der Ueberzeugung, daß gerade dies der Weg zum Ziele sei, und wir Alle gewiß noch das Ziel erreichen würden, wenn nur das Parlament der ruhigen Entwickelung nicht vorgreife und nicht vorschnell die Sachlage alterire“.



Friedrich Wilhelm IV. in seinem Arbeitszimmer.

„Nachdem der Prinz sich zurückgezogen, trat seine Gemahlin in unsern Kreis, eine hohe Frau von edler Gestalt und Schönheit, eine Maria Theresia — eine Frau, der man gerne die Krone aufs Haupt setzte, weil sie dort am rechten Flecke säße. In geistvoller Darstellung schilderte sie uns, wie von jeher Deutschlands Einheit und Größe als das Ideal ihrer Phantasie ihr vorgeschwebt habe; der große Augenblick könne nicht verloren gehen für das Vaterland; auf dieser Ueberzeugung, auf diesem Vertrauen zum guten Genius Deutschlands habe ihr Muth, der sie nie verlassen, stets beruht, und er verlasse sie auch jetzt nicht, denn es sei ja unmöglich, man könne ja eine so große weltgeschichtliche Entwickelung nicht verkrüppeln lassen: das, um was es sich handle, sei ja etwas so Gutes, so Großes, so Nothwendiges!“

Die Deputation war entzückt von der deutschen Gesinnung, die jedes Wort des hohen Paares athmete, in der Sache blieb jedoch um so mehr Alles beim Alten, als auch der Prinz nicht von der Annahme der Kaiserkrone, sondern von anderen Schritten eine heilsame Entwickelung des Vaterlandes erwartete. Seine und seines Bruders Auffassung wurde überdies sehr bald durch den Gang der Ereignisse bestätigt. Denn das Scheitern des Frankfurter Parlaments wurde von den Radikalen als willkommener Vorwand benutzt, um an vielen Orten wilden Aufruhr zu beginnen, der sofort

einen sehr bedrohlichen, hier und da offen republikanischen Charakter annahm und von den kleineren Regierungen Deutschlands nicht mehr bewältigt werden konnte. Hiermit war der gedrungenen Kraft Preußens die günstigste Gelegenheit geboten, sowohl für die Wiederherstellung und Aufrechthaltung der Ordnung nachdrücklich einzutreten, als auch zugleich die deutschen Fürsten zu treuer Theilnahme an der Ausarbeitung einer das Vaterland fest und sicher einigenden Verfassung zu bewegen. Friedrich Wilhelm IV. setzte einen Theil seiner Truppen auf den Kriegsfuß, begann Verhandlungen mit seinen Standesgenossen und erreichte auch am 26. Mai, daß die Könige von Sachsen und Hannover, denen, wie man damals hoffte, die übrigen deutschen Souveräne bald folgen würden, mit ihm das sogenannte Dreikönigsbündniß abschlossen.

Voll freudiger Zuversicht blickte der Prinz von Preußen in diesem Augenblick in die Zukunft. In einem Briefe, den er an demselben 26. Mai an einen vertrauten Mann richtete, sprach er sich eingehend darüber aus, daß gerade der neue Anlauf, den der König genommen, die besten Aussichten eröffne, während das Frankfurter Reformwerk in Wahrheit nichts getaugt habe. „Nur Muth gefaßt zum König", so mahnte er nachdrücklich, „und Preußens Geschick wird sich erfüllen, d. h. es muß an die Spitze Deutschlands kommen, aber auf eine Art, die Dauer und Heil verspricht, und Beides erreicht man nur durch Kraft und Konsequenz, und indem man die Rechte Anderer berücksichtigt und schont, erhält man sich sein eigenes Recht."

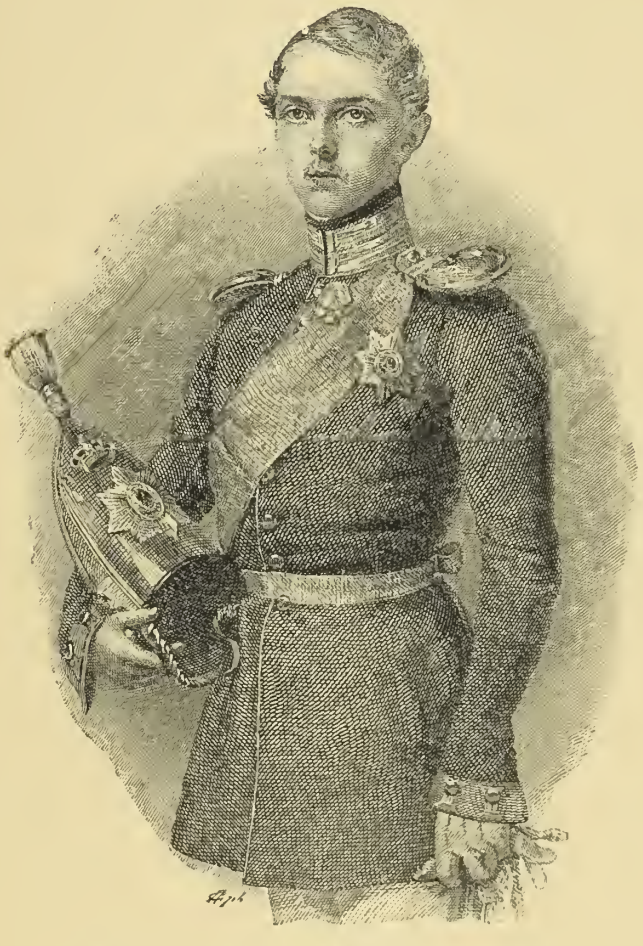
Prinz Wilhelm von Preußen im Jahre 1849.

Als der Prinz diese wackeren Worte niederschrieb, hatte der Kampf mit den Aufrührern längst begonnen. Die vereinzelten Aufstände, die in Norddeutschland ausgebrochen waren, namentlich die Empörung in Dresden, welche die sächsische Regierung nicht zu besiegen vermocht hatte, waren zwar sämmtlich von den preußischen Truppen schnell und vollständig bewältigt worden. Schlimmer aber standen die Dinge in Süddeutschland, weil der revolutionäre Drang hier wie ein entfesselter Strom einherfluthete, ganz Baden und Rheinbayern überschwemmte, Hessen und Württemberg bedrohte und selbst bei ruhigen Männern die Besorgniß erweckte, es möchte zur Gründung einer süddeutschen Republik, zur Losreißung derselben vom übrigen Vaterlande und zur Unterordnung dieses haltlosen Staatswesens unter französisches Protektorat kommen.

Hier mit starker Hand einzugreifen, war dem Prinzen von Preußen beschieden: ihm war es vorbehalten, die schwer gefährdeten Gebiete des schönen Südens aus der Tyrannei der Radikalen zu erretten und sie dadurch zugleich vor wälscher Fremdherrschaft zu bewahren. Ehe diese große Aufgabe, die nur mit dem Schwert gelöst werden konnte, ihm übertragen wurde, war ihm aber noch vergönnt, seinen Sohn Friedrich Wilhelm in die Reihen der preußischen Krieger eintreten zu sehen. Er selber stellte den jungen Prinzen am 3. Mai dem Offizierskorps des ersten Garde-

regiments zu Fuß, dem jener fortan als Lieutenant angehören sollte, mit den charakteristischen Worten vor: „Meine Herren, ich kann mir die große Freude nicht versagen, Ihnen persönlich meinen Sohn als Rekruten zuzuführen. Sie mögen sich denken, mit welchen Gefühlen ich das thue. Ich empfehle ihn Ihrer Kameradschaft. Er ist in einer schweren Zeit dem praktischen Leben entgegen gewachsen. Er hat aber auch gesehen, was es heißt, wenn eine Truppe, selbst unter den drückendsten Verhältnissen, festhält an der Disciplin, wenn eine Armee unerschütterlich bleibt in ihrer Treue. Und er wird vielleicht bald Gelegenheit haben, es von Neuem zu sehen. Denn, meine Herren, wir stehen in einer bedeutenden Krisis, und wenn wir sie glücklich durchmachen, wird es wieder die Armee sein, die das Vaterland rettet, wie sie und der gesunde Theil des Volkes es schon einmal gerettet haben. Und so übergebe ich ihn Ihnen in der Hoffnung, daß er Gehorsam lernen wird, um einst befehlen zu können. Ich hoffe, er wird seinem Namen und seiner Armee Ehre machen. Dafür bürgt mir der Geist, den Gott in ihn gelegt hat — nicht wir".

„Und dann (zu seinem Sohne gewendet) wünsche ich Dir, daß Du dereinst dasselbe erfährst, was Dein Vater erfahren hat. Meine Herren, ich spreche es Ihnen nochmals aus (hier zwang die Rührung den Prinzen, inne zu halten), es ist die schönste Freude meines Lebens gewesen, zu sehen, wie die Treue und innige Theilnahme meiner Untergebenen sich in schweren Tagen — in der Nähe und in der Ferne — nicht verläugnet hat. Das wünsche ich auch Dir. Und so thue nun Deine Schuldigkeit."



Prinz Friedrich Karl von Preußen im Jahre 1849.

In demselben Geist, in dem er hier gesprochen, rüstete sich nun der Prinz von Preußen zu dem Kampfe, der ihm seine erste Feldherrnschaft bringen sollte. Am 8. Juni zum Kommandirenden der Operationen in Baden und in der Pfalz ernannt, reiste er gleich nach dem Kriegsschauplatz ab und entwarf, in Mainz angekommen, am 12. Juni einen vortrefflichen Feldzugsplan. Die Feinde waren 30—40,000 Mann stark. Der kleinere und zumeist nur aus sogenannten Volkswehren bestehende Theil dieser Macht stand in der Pfalz, während die Hauptmasse der Gegner, die neben deutschen, schweizerischen und sogar polnischen Volkswehren auch den Kern des fast ganz und gar zu den Aufrührern übergegangenen badischen Heeres umfaßte, das nördliche Baden, vornehmlich das Neckarufer von Heidelberg bis Mannheim, besetzt hielt. Im südlichen Hessen, beinahe im Angesicht der letztgenannten Städte, lag dagegen schon seit einiger Zeit, um die Rebellen am weiteren Vordringen zu verhindern, ein kleiner, aus verschiedenen deutschen Kontingenten zusammengefügter, gewöhnlich als Reichsarmee bezeichneter Heerhaufen. Hieran anknüpfend befahl nun der Prinz, daß zwei preußische Armeekorps sich sogleich von Kreuznach und von Frankfurt aus in Marsch setzen und am 20. Juni zu gemeinsamem Kampf mit der Reichsarmee bereit stehen sollten. Das

von Kreuznach vordringende Korps sollte dabei die Pfalz von den Volkswehren säubern und am linken Rheinufer, südlich von Mannheim, Stellung nehmen. Das andere Korps erhielt den Auftrag, das Gebiet, welches die Reichsarmee bisher behauptet hatte, zu besetzen, während diese angewiesen wurde, sich aus der Rheinebene weiter ostwärts in die Gebirge zu ziehen. Darnach sollten alle drei Heeresabtheilungen den Rhein und den Neckar gleichzeitig überschreiten, mit konzentrischen Stößen den Gegner treffen und vernichten.

Mit diesem Plan und an der Spitze zuverlässiger Truppen durfte der Prinz zwar auf die Erringung des Sieges sicher rechnen, ernste Gefahren blieben aber gleichwohl zu überwinden, weil die Feinde sehr zahlreich, größtentheils gut bewaffnet und fürs Erste, wie in einem Bürgerkriege unvermeidlich, fanatisch erregt waren. Welch schlimmer Geist in ihren Reihen herrschte, das bewies von vornherein der glücklicher Weise sein Ziel verfehlende Schuß, den ein Freischärler beim Dorf Ingelheim auf den von Mainz nach Kreuznach weiterreisenden Prinzen abfeuerte.

Der Anfang des Feldzuges verlief ohne irgend einen Unfall. Das Kreuznacher Armeekorps durchschritt in schnellem Marsch die Pfalz und nöthigte aller Orten die schwachen Volkswehren, vor der Uebermacht zu weichen. Nur an wenigen Stellen kam es zu einem längeren Gefechte, so namentlich zuletzt bei dem schönen Ludwigshafen, welches durch den Geschützkampf beider Parteien in Brand gesteckt und zur Hälfte eingeäschert wurde. Inzwischen hatten auch das Frankfurter Korps und die Reichsarmee die ihnen angewiesenen Stellungen eingenommen. Als dann aber das Kreuznacher Korps unverzüglich den Rhein überschritt, während die anderen Abtheilungen nicht so schnell, wie erwartet worden, über den Neckar vorzudringen vermochten, befanden die Preußen sich eine kurze Zeit lang in bedenklicher Lage. Denn jenes Korps mußte den Kampf mit dem feindlichen Hauptheer, das heißt mit weit überlegenen Kräften, zunächst allein auf sich nehmen. Bei einer kecken Husarenattacke — in der Nähe von Philippsburg — wurde der junge Prinz Friedrich Karl von Preußen verwundet und gleich darauf wurde die ganze Avantgarde — bei Waghäusel — in ein verlustreiches Gefecht verwickelt. Trotzdem aber glückte es schließlich diesem Korps, die Feinde — bei Wiesenthal — so gründlich zu schlagen, daß der Krieg, wären die anderen Abtheilungen zur Stelle gewesen, wohl schon in demselben Augenblick sein Ende erreicht hätte.

Die Frist, die dem Aufruhr hierauf noch vergönnt war, zählte natürlich nur nach Wochen. Das Rebellenheer zog sich in fluchtartiger Eile und wilder Verwirrung zurück. Sein Marsch ging auf weit östlich gewendeten Wegen, durch die Thäler des Schwarzwalds, in die südlicheren Theile der Rheinebene. Die Preußen folgten ihm auf dem Fuße, besetzten am 25. Juni Karlsruhe, umlagerten das feste Rastatt und zwangen durch eine Reihe scharfer und siegreicher Treffen — vornehmlich bei Bischweier und Kuppenheim — die Gegner, immer weiter rheinaufwärts und endlich über die schweizerische Grenze zu entweichen. Hier wurden dieselben entwaffnet: ihre Pferde Geschütze und Kriegsgeräthe wurden der wiederhergestellten badischen Regierung zurückgegeben, und auch die Festung Rastatt ergab sich, da ihr keine Hoffnung auf erfolgreichen Widerstand mehr übrig blieb, am 23. Juli auf Gnade und Ungnade.

So war das ersehnte Ziel erreicht, die Revolution gebändigt und Preußens Beruf und Kraft zur Führung Deutschlands neu erwiesen. Das schwarz-weiße Banner flatterte vor den Thoren Basels und an den Gestaden des Bodensees. Keine andere Macht hatte in dieser Angelegenheit etwas Wesentliches geleistet oder sich auch nur ohne Preußens Einwilligung in dieselbe hineinmischen dürfen. Oesterreich, welches ganz zuletzt, um an dem Ruhm der Sieger theilnehmen zu können, eine Truppenschaar ins südliche Baden hatte einrücken lassen wollen, war mit festem Wort daran verhindert worden.

Dies Alles dankte man dem Prinzen von Preußen. Er hatte mit muthigem Griff die Sache in die Hand genommen, er sie klar und entschlossen bis zum glücklichsten Ende hinausgeführt.

„Da, Kamerad, iß auch!“

Der Prinz von Preußen nach dem Treffen bei Durlach.

Und abgesehen von den Tugenden, die er in der Oberleitung bewährt, durch wie viele Züge edlen Sinnes hatte er nicht außerdem die Herzen gewonnen! Das Lob seiner Tapferkeit, Leutseligkeit und Bescheidenheit war in aller Munde.

Die Soldaten hatte er schon dadurch entzückt, daß er kaltblütig jede Gefahr mit ihnen theilte. Wiederholt wagte er sich in den dichtesten Kugelregen, bis ihn seine Umgebung bat, die Person des Oberfeldherrn nicht ohne Noth den feindlichen Geschossen preiszugeben. Im Park zu Babelsberg befindet sich noch heut ein Denkmal als Erinnerungszeichen an den Augenblick eines solchen Wagnisses. Denn in dem heißen Gefecht bei Bischweier, in der Nähe von Rastatt — am 29. Juni —, bemerkte der Prinz auf einer Anhöhe, über die sein Weg führte, ein sogenanntes Bildstöckl, hielt vor demselben an und sagte zu dem an seiner Seite reitenden Oberstlieutenant Graf Pückler, während rings umher die Kugeln einschlugen: „Vor meiner Abreise habe ich für die Stelle am Havelufer meines Parks von Babelsberg ein Bildwerk bestellt, das sich dort sehr gut ausnehmen wird. Hat dies Bildwerk nicht ungefähr die Form, die ich jener Verzierung wünsche?“ Graf Pückler bejahte dies. Die kleine Scene aber, wie der Prinz unbesorgt um die ihm drohende Gefahr, das Bildstöckl mit regem Interesse betrachtet hatte, wurde bald bekannt, kam auch zu Ohren des damaligen Großherzogs von Baden und veranlaßte diesen zu der Bitte, der Prinz möge dem Bildstöckl als einem Andenken an Baden in seiner Heimath eine Stätte gönnen. Mit einer steinernen Platte versehen, auf der das eiserne Kreuz und das Datum „29. Juni 1849“ eingegraben sind, wurde dasselbe nach dem Babelsberg geschickt. Dort ist es im Park aufgestellt, unter Bäumen, zwischen zwei Bänken, am Ufer der Havel.

Der Prinz von Preußen stellt seinen Sohn dem Offizierkorps des I. Garde-Regiments zu Fuß vor.

Von der Leutseligkeit des Prinzen wußte Hoch und Nieder zu erzählen. Nach einem Gefecht bei Durlach brachten die Bürger den siegreichen Preußen Brod und Wein. Der Prinz ließ sich ein Stück Brod geben und begann zu essen. Plötzlich aber brach er, wohl veranlaßt durch den Hunger verrathenden Blick eines Soldaten, das Brod mitten auseinander und reichte die Hälfte jenem Soldaten mit den Worten: „Da, Kamerad, iß auch.“ — Am Ende des Feldzuges, nachdem Rastatt sich ergeben hatte, kehrte Major Hindersin, der vor einiger Zeit das Unglück gehabt, von den Rebellen gefangen zu werden, ins preußische Lager zurück. Sein Degen, der ihm in der

Haft abgenommen war, konnte er in diesem Augenblick nicht wieder erhalten. Dafür gürtete er sich mit einem Dragonersäbel, an dem jedoch das Porte-épée fehlte. Kaum bemerkte dies der Prinz, so löste er das Porte-épée von seinem eigenen Degen und reichte es, wie zum Troste, dem Major.

Seine Bescheidenheit verhinderte ihn, sein persönliches Verdienst jemals auch nur mit einem Worte zu berühren. In allen Armeebefehlen und Ansprachen rühmte er nur die Zucht und Tapferkeit der Truppen, die Umsicht seiner Offiziere. Mit besonderer Wärme sprach er auch den Bundesgenossen, sobald er dazu einen Anlaß fand, seine Anerkennung aus, so den hessischen Soldaten, die gleich im Anfang des Bürgerkrieges den badischen Aufrührern muthig entgegen getreten waren, und den bayrischen Offizieren der Landauer Garnison, deren entschlossener Widerstand die Festung Landau trotz der ringsum tobenden Empörung ihrem König erhalten hatte. Die zarteste Rücksicht aber bewies der Prinz gegen den Großherzog von Baden, dem Fürsten, dem sein Schwert allein wieder zum Throne verholfen hatte. Am 18. August veranstaltete nämlich der Großherzog, begleitet vom Prinzen von Preußen, einen festlichen Einzug in seine ihm wiedergegebene Hauptstadt Karlsruhe. „Die Feierlichkeit", so schreibt ein Augenzeuge, ein preußischer Offizier, „hatte begreiflicher Weise etwas Wehmüthiges, fiel aber sehr angemessen und wohlthuend aus. Das von allen Seiten freudig gebotene Willkommen war durchaus anständig; seine lauten Aeußerungen waren gemildert durch die Thränen, die in aller Welt Augen waren. Der Großherzog sprach dem Prinzen von Preußen öffentlich seinen Dank aus und überreichte ihm das Großkreuz des Militärverdienstordens. Die Rede gab den vollen Ausdruck der Empfindung und war deshalb ungemein wohlthuend. Das Drückende und Demüthigende, welches dieser Akt so leicht hätte für den Großherzog haben können, verlor diesen Charakter vollständig durch die Haltung unseres Prinzen, der mit seinem bewundernswerthen Takte und seiner anspruchslosen Bescheidenheit nur wie der General dastand und, in diesem Sinne antwortend, Alles abwies, was ihn hätte als den Thronerben jener Macht erscheinen lassen, die Baden eben unter ihre Fittige genommen."

Kein Wunder, daß der Ruhm des Prinzen von Tag zu Tag lauter ertönte. Der Schriftsteller Hackländer, der den badischen Feldzug im preußischen Hauptquartier mitgemacht hatte, bemerkte treffend: „Der Prinz von Preußen ist ein vollkommener Soldat, umsichtig, unerschrocken, von festem Charakter, für seine Untergebenen in jeder Hinsicht sorgend, und besitzt durch diese Vorzüge die Anhänglichkeit und Zuneigung der ganzen Armee. Sein Name hat dazu beigetragen, daß der Eid der preußischen Soldaten trotz aller Versuche der Radikalen, auch sie in ihrer Pflicht wankend zu machen, in diesem Feldzuge völlig unbefleckt blieb, und daß Jeder getreu der Fahne folgte." Tiefer noch erfaßte der patriotische Dichter Wilhelm Jordan das innerste Wesen des Prinzen, als er mit demselben in eben dieser Zeit über die deutsche Flotte, die Kaiserwahl und die Sehnsucht nach dem einigen deutschen Reich eine längere Unterredung führte. Der Prinz reichte schließlich dem Dichter die Hand und verwies ihn auf die Zukunft, die sicher Deutschlands heißeste Wünsche erfüllen werde. „Einst", so rief er aus, „einst kommt das Reich, doch nur durch Thaten." Freudig erregt durch diese tapfern Worte und von prophetischen Ahnungen ergriffen, schrieb Jordan, nach Hause zurückgekehrt, folgende Verse nieder:

„Dort seh' ich meinen König reiten
Mit aller Stämme Heeresmacht.
Dort fließt der Rhein — ha, welch' ein Streiten!
Sieg! Sieg! gewonnen ist die Schlacht.
Vom Dome tönt die Krönungsstunde,
Der Kaiserzug zum Römer geht —
Das Münster steht auf deutschem Grunde —
Der Hansa Meeresbanner weht."

Nach seiner Heimkehr erwarteten den Prinzen Ehren und Auszeichnungen in Hülle und Fülle. Von mehreren Fürsten, um die er sich durch seinen Feldzug verdient gemacht hatte, erhielt er noch Orden und Medaillen. Sein Berliner Palais war zu seinem Empfange mit Lorbeerkränzen, Guirlanden und Blumen überreich geschmückt. In allen Gemächern desselben harrten Deputationen des Magistrats und der Stadtverordneten von Berlin, der Hofstaaten und der Ministerien, der ersten und der zweiten Kammer des preußischen Landtags. Auf die Ansprachen, die der Prinz hier entgegenzunehmen hatte, antwortete er vor Allem mit der stets wiederholten Versicherung, daß er die Anerkennung, die man ihm zeige, nicht auf sich beziehen dürfe; sie gebühre allein dem treuen, tapferen, zu jeder Aufopferung bereiten Heere. Daneben aber betonte er nachdrücklich, daß man ja nicht in den Fehler der Vergangenheit, den Soldatenstand zu mißachten, zurückfalle; man müsse diesen Stand vielmehr durch Beweise von Achtung und Liebe und durch sorgfältigste Pflege auf der hohen Entwickelungsstufe, die er erreicht, zu erhalten suchen. Alle wackeren Bürger zu treuer Gemeinschaft mit dem erprobten Heere zu bringen, sei um so nöthiger, als man sich darüber keine Illusionen machen dürfe, daß die schweren Gefahren, in denen das Vaterland bisher geschwebt, noch lange nicht völlig überwunden seien.

Was der Prinz bei diesem Hinweis auf Kämpfe, die vielleicht in der nächsten Zukunft bestanden werden müßten, im Sinne hatte, war seiner Umgebung an sich wohl deutlich genug. Außerdem aber hatte er schon beim Abschied von den Truppen in Baden offen erklärt, die neueste Entwickelung der Verhältnisse in Deutschland lasse zwar eine bessere Gestaltung der Dinge hoffen, doch müsse man auch auf die volle Bereitwilligkeit der Truppen rechnen, ihr Leben einzusetzen, sobald das Vaterland von Neuem ihren Arm bedürfe. Das heißt, der Prinz betrachtete den badischen Feldzug und den Sieg, den er in demselben errungen, wie den Anfang zu einer glücklichen Lösung der deutschen Frage. Zugleich aber wußte er, daß zwischen diesem Anfang und dem dazu gehörigen Ende eine weite Strecke Weges lag, die schwerlich ohne einen abermaligen Appell an die Waffen zurückgelegt werden konnte. Er war entschlossen, wenn es nicht anders sein könne, frohen Muthes in den Krieg für Preußen und Deutschland hinaus zu ziehen. Hegten aber auch sein Bruder, der König, und die Minister, die damals in Preußen walteten, die gleiche Gesinnung?

Dies war nur insofern der Fall, als Friedrich Wilhelm IV. und ein Theil seiner Räthe sehnlichst wünschten, alle deutschen Mittel- und Kleinstaaten in der Weise, wie dies schon mit Sachsen und Hannover geglückt war, zu einer engeren Verbindung mit Preußen, zur sogenannten „Union“ zu bewegen. Nicht weniger jedoch lag ihnen am Herzen, dieses Ziel allein durch freundschaftliche Verhandlungen zu erreichen. Denn bei der Anwendung von Zwang gegen etwa widerstrebende Einzelstaaten war allerdings der Ausbruch eines furchtbaren Kampfes, vielleicht eines Krieges mit halb Europa zu besorgen, den Preußen höchstens dann glücklich bestehen konnte, wenn es sich nicht scheute, nicht bloß dem nationalen, sondern auch dem liberalen Verlangen des deutschen Volkes ausgiebig Rechnung zu tragen. Hierzu vermochte sich der König so kurze Zeit nach den revolutionären Stürmen des Jahres 1848 nicht zu entschließen, und ein Theil des Ministeriums verwarf deshalb sogar grundsätzlich die ganze Unionspolitik.

In Folge davon wurde nur ein sehr schwächlicher Versuch gemacht, das außerösterreichische Deutschland unter der preußischen Spitze zu einigen. Man verständigte sich zwar mit den meisten Kleinstaaten über ein gemeinsames Verfahren, vereinbarte den Entwurf einer Unionsverfassung und schuf als deren Hauptorgane einen Verwaltungsrath und ein Parlament, welches in Erfurt zu tagen begann; aber zur Niederwerfung des Widerstandes, der sich gleichzeitig entwickelte, zeigte man sich keineswegs entschlossen. Von den Mittelstaaten verweigerten nämlich Baiern und Württemberg den Anschluß an die Union, und Sachsen und Hannover trennten sich sehr bald rücksichtslos von

der Vereinigung, die sie doch zuerst gebilligt hatten. Ohne diese Staaten einen dauerfähigen preußisch-deutschen Bund zu gründen, durfte an sich schon als etwas Unmögliches betrachtet werden; dazu kam aber noch, daß die vier Königreiche, auf Oesterreich gestützt, unter leidenschaftlichen Kriegsdrohungen von Friedrich Wilhelm IV. verlangten, die Union, die sie als einen von strafbarem Ehrgeiz ins Leben gerufenen Sonderbund darzustellen sich erkühnten, sofort und vollständig aufzugeben.

Die ernste Lage, in die Preußen hiermit gerieth, gestaltete sich um so drohender, als gleichzeitig die Frage sich erhob, ob der König nicht die von dänischer Tyrannei schwer gefährdeten Schleswig-Holsteiner und die Kurhessen, die von ihrem eigenen Landesherrn schnöde vergewaltigt wurden, bei Recht und Freiheit erhalten müsse. Diesen innerhalb der preußischen Machtsphäre wohnenden Volksstämmen kräftige Hülfe zu leisten, schien jedem aufrichtigen Anhänger der Unionspolitik unbedingt erforderlich. Aber freilich wollte man hier handeln, so sah man sich auch gezwungen, nicht bloß den vier Königreichen und dem österreichischen Kaiserstaat sondern überdies noch der Feindschaft fast aller Großmächte Europas kühn die Stirn zu bieten. Czar Nikolaus, der voll autokratischen Stolzes in jenen Tagen sich vermaß, der einzige Hort der Fürsten gegen demokratische Regungen zu sein, redete laut davon, daß er im Nothfall seine Regimenter an der Seite des österreichischen Heeres gegen Preußen marschiren lassen werde; England schmollte, weil es in der Entwickelung preußisch-deutscher Macht in den Elbherzogthümern eine Bedrohung der eigenen Seeherrschaft erblickte, und Frankreich plante, falls es zum deutschen Kriege komme, im Trüben zu fischen, d. h. sein Staatsgebiet auf Kosten Preußens in den Rheinlanden zu erweitern.

Trotzdem durfte die Berliner Regierung noch an dem Gedanken festhalten, den Kampf für die höchsten Güter des Vaterlandes zu wagen, wenn sie nur hierfür die freudige Zustimmung der Nation zu gewinnen und zugleich die gesammte preußische Wehrkraft so schnell als nur möglich schlagfertig zu machen versuchte. Da sie aber in der ersteren Richtung nicht handeln mochte, so unterließ sie auch hinsichtlich der eigenen Rüstung die dringend gebotenen Schritte. Daß ihr hiernach schließlich nichts Anderes übrig bleiben werde, als dem Gebot der übermächtigen Feinde sich demüthig zu fügen, wurde daher von Tag zu Tag wahrscheinlicher.

Der Prinz von Preußen beobachtete mit bitterem Gram diesen Gang der Dinge. Seit dem badischen Feldzuge war er „Militärgouverneur von Rheinland und Westfalen und Oberbefehlshaber der noch am Oberrhein stehenden preußischen Truppen". In seiner Amtsgewalt lag mithin noch immer ein Kennzeichen der gebietenden Stellung, die Preußen durch den Sieg über die süddeutschen Aufrührer gewonnen hatte, und im Anschluß daran suchte er bei jeder passenden Gelegenheit den König und dessen Räthe zu festem Auftreten zu bewegen. Eine Reise, die er im Frühling 1850 nach Rußland und England unternahm, benutzte er zu ermuthigenden Berichten, daß man sich die von dorther drohenden Gefahren nicht gar zu groß vorstellen dürfe. In Berlin endlich, im Kreise der Minister, befürwortete er mit Entschiedenheit und Wärme, daß man sich aufraffen, daß man zum Schwerte greifen und die Feinde, die weit mehr noch in grimmer Rede als mit ernster Rüstung sich stark gemacht, durch kühne That von vornherein einschüchtern solle.

„Ritterlich also kämpfte der Prinz von Preußen", wie eine vornehme Frau, ohne Zweifel seine eigene Gemahlin, damals schrieb, „für sein Vaterland, jedoch völlig vergebens." Die Partei der Kleinmüthigen oder derer, die aus Haß gegen alle volksthümlichen Regungen die Unionspolitik aufgeben wollten, behielt die Oberhand. In letzter Stunde wurde zwar noch der gut patriotische Ministerpräsident Graf Brandenburg nach Warschau geschickt, um den dort weilenden Czaren Nikolaus zu einer billigen Vermittelung zwischen Preußen und Oesterreich zu veranlassen. Der Czar stellte sich aber rundweg auf die Seite des Kaiserstaates und bewog den Grafen hierdurch, in Berlin dringend zur Nachgiebigkeit zu rathen. Wenige Tage darnach — am 6. November 1850

Schreiben König Friedrich Wilhelms IV.

vom 21. Oktober 1849 an den Ceremonienmeister vom Orden des Schwarzen Adlers Freiherrn von Stillfried-Rattonitz (späteren Grafen von Alcántara).

Am 18. Oktober 1849 erfolgte die Aufnahme des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen (späteren Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen) in den Orden des Schwarzen Adlers. Dieser Feierlichkeit schloß sich die Aufnahme der Generale Graf von Brandenburg und von Wrangel in denselben Orden an. Auf die Ertheilung des Ordens an die Generale bezieht sich das untenfolgende Schreiben Friedrich Wilhelms IV. vom 21. Oktober 1849. Ueber die Ansprachen, welche der König am 18. Oktober an den Prinzen und an die Generale hielt, erstattete der „Preußische Staats-Anzeiger" den auf der Rückseite dieses Blattes abgedruckten Bericht. Das Schreiben zeigt dem Autographenliebhaber die Eigenthümlichkeiten der königlichen Handschrift in voller Klarheit. Die Ansprachen Friedrich Wilhelms IV. an die neuen Ordensritter sind für die an der Feierlichkeit betheiligten Personen wie für die ganze Zeitstimmung ungemein charakteristisch.

Ich ertheile hiermit dem Ceremonienmeister meines hohen Ordens des Schwarzen Adlers den Befehl, den Stern u. das Band des Ordens, so wie auch Band u. Kreutz meines Rothen Adler Ordens, wie solche von den Rittern des Schwarzen Adlers getragen werden, den beyden neuen Ordens Rittern, meinem General der Cavallerie u. Minister Praesidenten Grafen von Brandenburg u. meinem General der Cavallerie Herrn v. Wrangel, zu überbringen.

Sans-Souci 21 October 1849 Friedrich Wilhelm

An den Ceremonienmeister des Schwarzen Adler Ordens Freiherrn v. Stillfried-Rattonitz

Aus dem „Preußischen Staatsanzeiger". Berlin, Sonnabend den 27. Oktober.

Potsdam, 25. Okt. 1849. Wir haben über die feierliche Handlung, mit welcher Se. Königl. Hoheit der Prinz Friedrich Wilhelm an Höchstihrem Geburtstage (18. Oktober) in das Kapitel des Schwarzen Adler-Ordens aufgenommen worden sind, bereits Bericht erstattet. Ebenfalls ist über die Aufnahme der Generale Graf von Brandenburg und von Wrangel in den Schwarzen Adler-Orden, welche an jene Feierlichkeit sich anschloß, seiner Zeit berichtet worden. Die Bedeutung dieser Doppelfeier ist noch besonders durch die Anrede erhöht worden, welche Se. Majestät der König an Allerhöchstihren Prinzlichen Neffen und die beiden neuen Ritter gerichtet haben. Wir freuen uns, in den Stand gesetzt zu sein, diese beiden Anreden nachträglich mitzutheilen.

Als der jugendliche Prinz, der an diesem Tage die Jahre Seiner Mündigkeit erreicht hatte, vor den Königlichen Thron trat, um die Investitur zu empfangen, wurden Höchstdieselben zuvor mit folgenden Worten Sr. Majestät des Königs an die innere Bedeutung der Feierlichkeit erinnert:

„Mein theurer Neffe! Der durchlauchtigste Stifter unserer Krone und dieses höchsten Ordens des Schwarzen Adlers hat festgestellt, daß die Fürsten unseres Hauses mit ihrer Volljährigkeit in das Kapitel des Ordens durch feierliche Investitur aufgenommen werden sollen. Du bist heute volljährig und hier erschienen, um dieser Vorschrift zu genügen. Du sollst, achtzehn Jahr alt, dem höchsten Ehren-Vereine Preußens zugesellt werden. Bedenke, was das sagen will. Wir Alle fühlen, und Ich hoffe, Du selbst fühlst es, daß daraus eine Gefahr für ein jugendliches Gemüth erwachsen muß, welches, nicht dem Hohen und Höchsten zugewendet, Verlangen nach eitlen Ehren trägt. So haben es unsere Väter nicht verstanden."

„Betrachte Dir jetzt dies Zimmer. Du stehst an dem Orte, an welchem Du das Sakrament der heiligen Taufe, also die Zusicherung des höchsten Heiles, umsonst empfangen hast. Ja, umsonst. Das Wort macht edle Herzen demüthig. Auch dieses Ordens Ehren empfängst Du umsonst. Der Gedanke bezeichnet die Dir wohlanständige, würdige Art, diese Ehren aufzunehmen. Möge er Dich aber zugleich entflammen, zumal in einer Zeit, die, wie kaum eine frühere, dem Eitelsten, der Gemeinheit und jeder Untreue fröhnt, ein wahres Muster christlicher Demuth, ritterlicher Kraft, hohen Sinnes, jeglicher Treue zu werden. Nur dann wirst Du eine Zierde unserer Ritterschaft, unseres herrlichen, treuen, sieggewohnten Heeres und unseres Namens sein. Dann wird Dir diese Feierlichkeit zum Labetrunk auf dem dornenvollen Pfade werden, den gewissenhafte Fürsten jederzeit, am gewissesten aber in dieser Zeit zu wandeln haben. Dazu stärke Dich Gott!"

Als hiernächst die feierliche Aufnahme des Prinzen Friedrich Wilhelm Königliche Hoheit vollendet war, wandten Se. Majestät der König Sich an die gesammte Versammlung mit folgenden Worten:

„Die Feierlichkeit würde jetzt beendet sein, wenn nicht durch einen Zufall zwei Männer anwesend wären, welche unter die Ritter meines Schwarzen Adler-Ordens aufzunehmen Ich heute den Beschluß gefaßt hätte, ein Beschluß, welchem das Kapitel mit Acclamation zugestimmt hat. Ich habe die Ueberzeugung, daß weder in dieser Versammlung, noch im ganzen Lande, selbst nicht unter den Feinden, sich eine Stimme erheben wird, die es nicht natürlich fände, daß ich diesen Männern diese größte Ehre des Landes zu Theil werden lasse. Ich habe erst kurz vor der Feierlichkeit vernommen, daß sie anwesend sein würden. Ich sehe den Zufall, der sie zur rechten Zeit herbeigeführt hat, als ein glückliches Omen an."

„Ich fordere die beiden jüngsten Ritter und die beiden nächst älteren auf, Letztere den General der Kavallerie Grafen von Brandenburg, Erstere den General der Kavallerie von Wrangel in ihre Mitte zu nehmen und vor den Thron zu führen."

Nachdem dies geschehen, sagten Se. Majestät der König:

„Mein lieber Graf von Brandenburg! Sie haben sich große Verdienste erworben. Das Vaterland verdankt Ihnen die Erhaltung des Thrones und die Geltung, die unsere Krone und unser Land seit dem Herbst wieder unter den Mächten Europas erworben hat."

„Mein lieber General der Kavallerie von Wrangel! Sie waren mein starker Arm in der Zeit der Noth, Sie haben sich in ernsten und wichtigen Momenten treu und redlich als solcher bewährt. Sie haben das unschätzbare Glück gehabt, das Schwert dabei nicht gebrauchen zu müssen; daß Sie es zu führen wissen, hatten Sie uns gezeigt."

„Ich erteile Ihnen Beiden den Schwarzen Adler-Orden und somit die erste Auszeichnung der Monarchie. Ich denke, es wird Ihnen eine angenehme Erinnerung sein, sie an dem Tage empfangen zu haben, an welchem der jüngste Prinz, dem diese Ehre zu Theil werden konnte, in das Kapitel aufgenommen worden ist."

„Ich fordere Sie jetzt auf, das Gelöbniß auf die Statuten des Ordens zu leisten. Ich werde die betreffenden Paragraphen noch einmal vorlesen lassen. Hören Sie aufmerksam zu."

Nachdem dies geschehen und die Feierlichkeit zu Ende war, sagten Se. Majestät:

„Jetzt fordere Ich meine tapferen Reiterführer auf, wie sie es gewohnt sind, die Spitze zu nehmen."

Se. Majestät der König und die Ritter des Schwarzen Adler-Ordens verließen hierauf das Thronzimmer.

— starb Brandenburg. Der Unwille über die steigende Hoffahrt der Gegner brachte den König in diesem Augenblick noch zu dem Entschluß, die Mobilisirung der Armee zu befehlen und den Prinzen von Preußen zum Kommandeur derselben zu ernennen, indessen der Minister von Manteuffel, der nach Brandenburg's Tod den entscheidenden Einfluß besaß und rückhaltsloseste Abkehr von der bisherigen nationalen Politik verlangte, bewog gleichzeitig Friedrich Wilhelm dazu, ihm die unmittelbare friedliche Verständigung mit Oesterreich zu übertragen. In Olmütz, wo Manteuffel mit dem kaiserlichen Minister Fürst Schwarzenberg zusammentraf, verzichtete der Erstere, wie nun nicht mehr anders der Fall sein konnte, sowohl auf die Aufrechthaltung der Union wie auf die Unterstützung der Kurhessen und der Schleswig-Holsteiner. Das letzte traurige Ende all dieser Versuche zur Gründung eines starken preußisch-deutschen Reichs war schließlich die Wiederherstellung des kläglichen alten Deutschen Bundes und der Wiedereintritt Preußens in denselben.

Graf von Brandenburg.

Daß es damals — im November 1850 — nicht mehr zum Kampfe kam, ist zwar insofern nicht zu beklagen, als Preußens Rüstung in der That kaum stark genug war, um den zahlreichen Feinden, die ihre Kriegsvorbereitungen in langer Muße ungestört hatten vollenden dürfen, mit hinreichend gesicherter Aussicht auf Erfolg entgegentreten zu können. Nur wenn der König sich weit früher zur Mobilisirung entschlossen oder wenigstens durch andere Maßregeln die eigene Wehrkraft schon im Frieden vermehrt hätte, wäre es erlaubt gewesen, getrosten Muthes, den Feldzug zu beginnen. Man befand sich somit in einer Zwangslage, die nichts Anderes übrig ließ, als verzweifeltes Ringen mit vielfach überlegenen Gegnern oder demüthiges Zurückweichen von den hochgemuthen Plänen, die man eine Zeit lang gehegt hatte. Aber daß es dahin gekommen, war doch nur das Ergebniß der Unentschlossenheit und der Versäumnisse, welche die Regierung sich hatte zu Schulden kommen lassen; und jeder Vaterlandsfreund, vor Allem der Prinz von Preußen, empfand deshalb mit tiefem Schmerz, daß man für dieses Mal vergebens gehofft und gestrebt, vergebens sich zu jedem Opfer für die edelste Sache bereit erklärt hatte.

Während der nächsten Jahre war der Gang, den die innere Politik Preußens nahm, nicht dazu geeignet, die Stimmung des Prinzen zu verbessern. Die Partei, die jetzt das Ruder in Händen hatte, war eine geschworene Feindin der liberalen Errungenschaften des Jahres 1848. Die Zeitströmung war ihr günstig, weil ja das Revolutionsjahr keineswegs bloß besonnenen Fortschritt, sondern daneben überaus reichlich auch zügellosen Radikalismus gefördert hatte. Der Rückschlag, der sich hiergegen geltend machte, ging bald so weit, daß die Maßlosigkeit der herrschenden Reaktionäre dem wüsten Treiben ihrer demokratischen Vorgänger wenig nachgab. Polizeiliche Bevormundung der Unterthanen, Umgestaltung der Gesetzgebung zu Gunsten des Adels, Aufhebung der konstitutionellen Verfassung, Anstellung nur konservativ gesinnter Schullehrer und Universitäts-

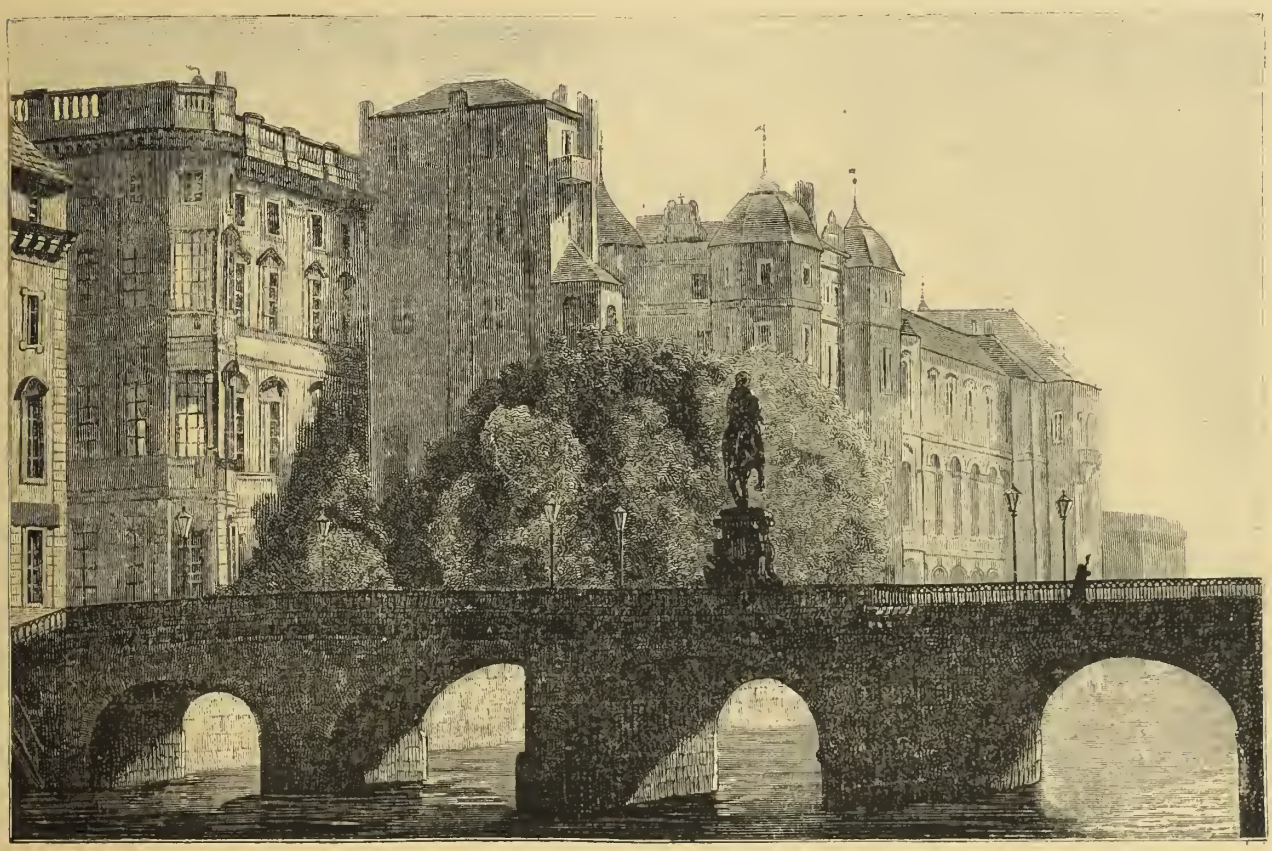
professoren, Unterordnung der Kirchen unter den Machtspruch der orthodoxesten und herrschsüchtigsten Geistlichen — das waren die Ziele, welche die Heißsporne der Rückschrittspartei zu erreichen wünschten.

Friedrich Wilhelm IV. befand sich zwischen Beamten und Hofleuten, die solche Gesinnungen hegten, in seltsam peinlichem Gedränge. Der tiefe Abscheu, mit dem er auf das Jahr 1848 blickte, trieb auch ihn mächtig dazu an, das gesammte Staatsleben soweit nur irgend möglich in „vormärzliche" Bahnen zurückzulenken. Durfte er aber vergessen, daß er mehr als einmal sein königliches Wort verpfändet hatte, die dem Volk inzwischen gewährten Rechte und Freiheiten demselben zu erhalten? Konnte er namentlich, ohne wortbrüchig zu werden, die Grundlagen der konstitutionellen Verfassung antasten? In seiner Umgebung gab es allerdings Männer, die ihm selbst die äußersten Maßregeln als erlaubt darzustellen suchten, doch bewirkten schließlich, wie ein kundiger Zeitgenosse sagt, „seine eigene Gewissenhaftigkeit und der treue Rath des Prinzen von Preußen", daß er der Versuchung nicht erlag. Er begnügte sich damit, die Verfassung soweit umzubilden, daß dem Königthum eine freiere und stärkere Stellung gesichert wurde, als ihm nach den Stürmen des Revolutionsjahres bisher übrig geblieben war, und hiermit führte er eine gute und segensreiche Reform durch, weil ohne dieselbe sein Nachfolger wohl kaum im Stande gewesen wäre, so fest und sicher, wie es geschehen ist, zur Lösung seiner großen nationalen Aufgabe zu schreiten. In allem Uebrigen aber gewannen die rücksichtslosesten Führer der Reaktion nur gar zu vielen Einfluß. Ihr Wort galt in der Justiz und in der Verwaltung, in der Kirche und der Schule. Wer ihnen entgegenzutreten wagte, sah sich verfolgt, wer seine Ueberzeugung zum Opfer brachte, durfte auf Gunst und Beförderung hoffen. Der böse Geist plumper Tyrannei auf der einen, heuchlerischen Knechtsinns auf der anderen Seite begann das alte ehrenhafte Preußen schwer zu schädigen.

Der Prinz von Preußen versuchte, soweit seine Lage dies irgend gestattete, die Sturmfluth der Reaktion zu mäßigen und einzudämmen. Kirchlichen Uebergriffen stellte er warnend das Recht des Staates entgegen; leidenschaftlichen Anhängern der herrschenden Richtung, die sich mit besonderer Königstreue zu brüsten liebten, gab er zur Antwort, sie hätten durchaus keine Ursache, solche Gesinnung als ihr Monopol zu betrachten; und die Gespensterfurcht vor neuen Revolutionen, derentwegen die Demokraten fortdauernd mit allen Mitteln verfolgt werden müßten, wies er in männlichem Stolze weit von sich weg. Dafür aber galten er und seine Gemahlin, die mit ihm von Herzen einverstanden war, der Berliner Bureaukratie bald für sehr verdächtig, ja geradezu für „roth". Sein Palais in Koblenz, wo er als Militärgouverneur von Rheinland und Westfalen Jahre lang seinen Hauptwohnsitz hatte, wurde wie der Mittelpunkt einer Art von Nebenregierung mit scheelen Augen angesehen, und manches gute Wort des Prinzen wurde so übel ausgelegt und verwerthet, daß dadurch zwischen ihm und seinem königlichen Bruder ohne die Liebe, die Beide mit einander verband, hätte Unfrieden entstehen können. Ja so weit ging die Verwegenheit der Häupter der Reaktion, daß sie die Reden und Thaten des Prinzen durch einen hiermit beauftragten Agenten förmlich überwachen ließen.

Nichts aber ist bezeichnender für die Geradheit, Kraft und Gesundheit, die des Prinzen schönster Erbtheil waren, als daß ihn dieses gehässige Gebahren sehr wenig anfocht. Hatte er früher unter der Verkennung der Liberalen gelitten, ohne sich dadurch in seinen Anschauungen beirren zu lassen, so blieb er auch jetzt, dem Andrängen der Reaktion gegenüber, genau auf dem Wege, den er für gut und recht erkannt hatte. Als im Frühling 1851 in London eine Weltausstellung — die erste in ihrer Art — eröffnet werden sollte, kam die Rückschrittspartei in den Kabineten des Kontinents zu der wunderlichen Ansicht, daß dieses Unternehmen nur zu schlimmster Förderung der Demokratie dienen werde. Dem Prinzen, der eine Einladung zur Ausstellung erhalten hatte, wurde deshalb dringend ans Herz gelegt, nicht nach London zu gehen, theils weil er bei dem dortigen „Zusammenfluß aller Revolutionäre der Welt" sein Leben in Gefahr bringen

würde, theils weil er in so kritischer Zeit überhaupt auf seinem Posten bleiben müsse. Diese Vorstellungen, aus leerem Wahn geboren, machten auf den Prinzen lediglich keinen Eindruck. Er beharrte vielmehr darauf, die Reise nicht bloß allein, sondern im Verein mit seiner ganzen Familie zu unternehmen. Nachdem er Koblenz verlassen und Aachen erreicht hatte, wies er dort noch die fußfällige Bitte eines ihm nachgeeilten Ministers, von seinem Vorhaben abzustehen, entschieden zurück, überschritt dann die preußische Grenze und erreichte ohne Unfall das im Glanze des großen Industriefestes doppelt strahlende London. Von seinem dortigen Aufenthalt erzählt ein Berichterstatter: „Der Engländer erfreut sich fortwährend an dem regen Interesse, welches der Prinz von Preußen, der hohe Gast der Königin, an allen öffentlichen Einrichtungen dieses Landes zu erkennen giebt. Die deutschen Aussteller, und besonders die des Zollvereins, sind voll Rühmens über seine



Das königliche Schloß in Berlin mit der Kurfürstenbrücke.

Geradheit und Vertraulichkeit, an denen sie sich bei seinen täglichen Besuchen im Ausstellungsgebäude erfreuen."

Der frische Muth, mit dem der Prinz nach England gegangen war, begleitete ihn auch nach Preußen zurück. Denn nach seiner tiefsten Ueberzeugung war trotz Allem, worüber man augenblicklich im Vaterlande zu klagen hatte, die Lage desselben in Wahrheit gut und hoffnungsreich. Aus den Stürmen der letzten Vergangenheit hatte man ja sowohl die preußische Verfassung gerettet wie die früher noch nie so klar durchgebildete Ansicht, daß endlich neben dem österreichischen Kaiserstaat eine preußisch-deutsche Union, ein neues Deutsches Reich sich entwickeln werde. Und sobald das schwarz-weiße Banner wieder zum Wahrzeichen einer kühnen nationalen Politik wurde, mußte auch der schroffe Parteigegensatz von Rechts und Links sich mildern und Freude und Vertrauen in alle Schichten des Volkes zurückkehren. Bewährten doch selbst die trüben Zeiten, die man seit dem Jahre 1848 durchlebte, einmal ums andere, daß Preußens Beruf zur Einigung Deutschlands auf felsenfestem Grunde ruhe!

Da übertrugen — im Dezember 1849 — die Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen ihre Souveränität auf die preußische Krone. In den Mauern der Stammburg Hohenzollern, die großentheils in Trümmern lag, aber nun schöner als je zuvor wieder aufgebaut wurde, huldigten am 23. August 1851 die neuen Unterthanen dem König Friedrich Wilhelm IV., und Preußen bezeugte gleichsam durch die Einverleibung dieses von seinen alten Provinzen weit abgelegenen Gebietes, daß es das ganze außerösterreichische Deutschland als die Sphäre seines nationalen Wirkens betrachte.

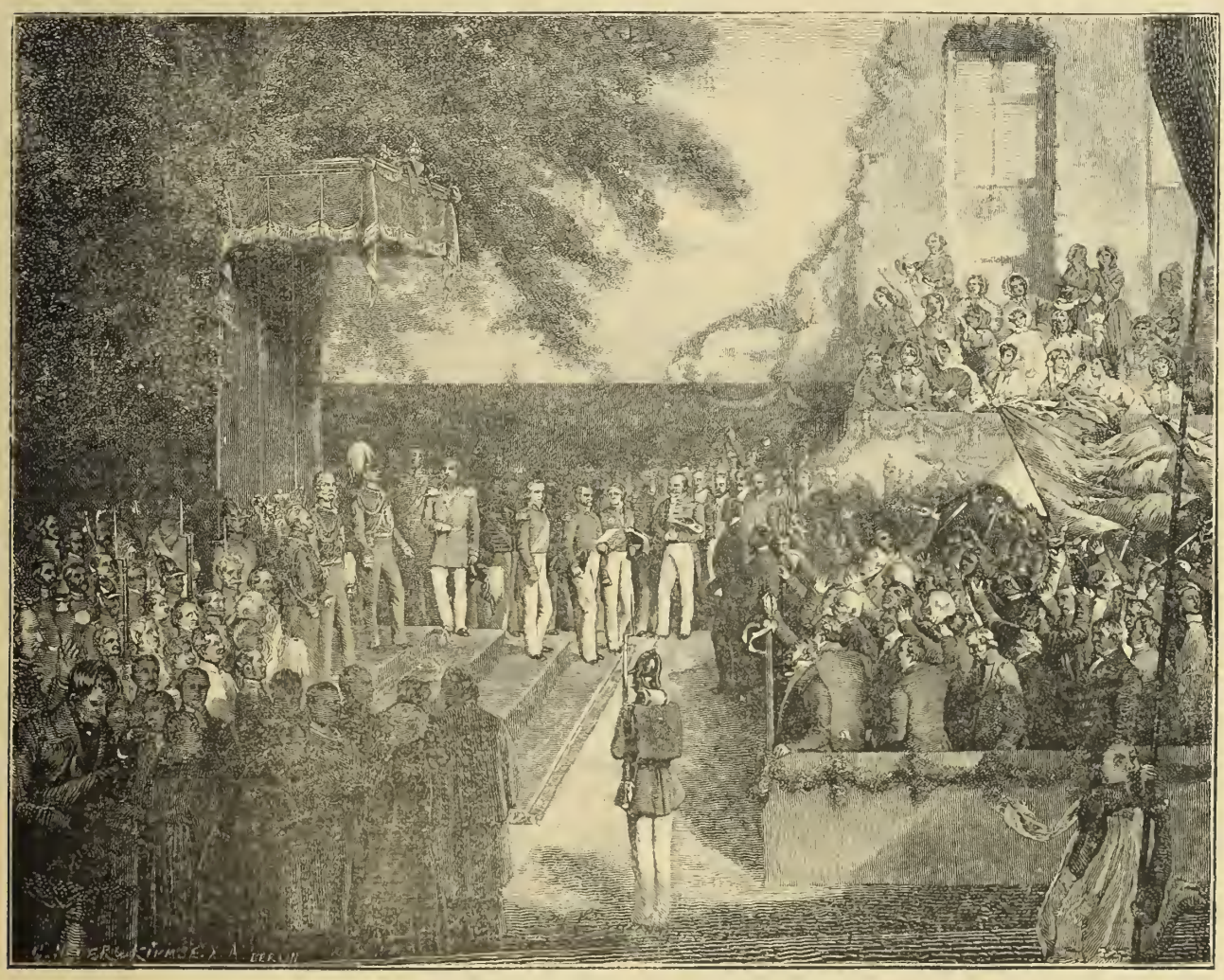
Dann glückte es der Berliner Regierung nicht nur, die Sprengung des deutschen Zollvereins, nach der Oesterreich trachtete, völlig zu vereiteln, sondern auch hervorragend wichtige Staaten, die dem Verein bisher fern geblieben waren — Hannover und Oldenburg —, für denselben zu gewinnen. Und weil hiermit die preußische Politik siegreich bis zu den Küsten der Nordsee vorgedrungen war, so kaufte Friedrich Wilhelm ein kleines Stück Landes am Jahdebusen und legte dort einen befestigten Hafen an, um der Kriegsflotte, die er eben damals gründete, einen Stützpunkt außerhalb der von den Dänen oder Schweden leicht abzusperrenden Ostsee zu geben.

Aus dem Krimkriege, der bald darauf ausbrach, zog Preußen keinen geringeren Vortheil. Der König blieb während desselben „absolut neutral", weil nach seiner Meinung sowohl die Russen wie deren Gegner, die Franzosen und Engländer, allzu rechtswidrig verfuhren. Seine „Politik der freien Hand", die Anfangs als ein neues Zeichen seiner Thatenscheu und Schwäche bitter verspottet wurde, erwies sich nachträglich als ungemein vortheilhaft für Preußen. Denn die Neutralität dieses Staates erhielt nicht bloß dem ganzen deutschen Vaterlande die Segnungen des Friedens, sondern veranlaßte außerdem die folgenreichste Verschiebung in den internationalen Beziehungen der meisten Großmächte Europas. Rußland rechnete es einerseits dem König Friedrich Wilhelm hoch an, daß er sich wenigstens nicht den Gegnern zugesellt hatte, und verfolgte andererseits die Oesterreicher, die nahe daran gewesen waren, auf die Seite der Westmächte zu treten, mit bitterem Haß. Die Engländer und namentlich die Franzosen tadelten aber die Oesterreicher, weil sie von diesen schließlich doch keine Hülfe empfangen hatten, in nicht minder scharfer Weise. Von einmüthig feindseliger Gesinnung der Großmächte gegen Preußen, vor der Friedrich Wilhelm im Jahre 1850 zurückgewichen war, konnte hiernach nicht mehr die Rede sein. Im Gegentheil die Berliner Regierung sah sich fortan in so günstiger Lage wie kaum jemals früher, um die Befreiung Deutschlands von der habsburgischen Fremdherrschaft mit den besten Aussichten auf durchschlagenden Erfolg zu versuchen.

Für die Waffe, mit der dieser Befreiungskrieg geführt werden mußte, für das preußische Heer, wurde jetzt ebenfalls mit regerem Eifer gesorgt. Bei der Mobilmachung des Jahres 1850 — der ersten allgemeinen seit den Befreiungskriegen — hatten sich ernstliche Uebelstände gezeigt. Eine tiefgreifende Neuordnung der preußischen Wehrverfassung war nach dem Urtheil aller Sachverständigen dringend nothwendig, und auf den Befehl des Königs wurden die Vorarbeiten für die große Reform ohne Zaudern und allseitig begonnen.

Der Prinz von Preußen sah mit herzlicher Freude, daß sich, wenn auch nicht Alles, so doch Vieles wieder zum Besseren wandte. Gern benutzte er deshalb den Anlaß, der sich ihm am 15. Oktober 1855 bot, als der König sein fünfzigjähriges Militärjubiläum feierte und er, der Prinz, demselben im Namen der Armee einen Ehrendegen zu überreichen hatte, um seinen Gefühlen der Loyalität und brüderlichen Liebe in längerer Rede warmen und gedankenvollen Ausdruck zu geben. „Die Armee," so sagte er unter Anderm, „begeht heute den Tag, an welchem vor einem halben Jahrhundert Eure Majestät in ihre Reihen traten; ein Zeitabschnitt voll der mächtigsten Erinnerungen! Noch war kein Jahr verflossen, als Eure Majestät Zeuge sein sollten der schwersten Verhängnisse, welche über die Armee und das Vaterland hereinbrachen. Aber Eure Majestät waren

dann auch Zeuge, wie unser königlicher Vater mit fester und sicherer Hand, das Alte und Unhaltbare beseitigend, eine neue Heeresverfassung schuf, gegründet auf Vaterlandsliebe und Ehre. Und als der König hierauf sein Volk in die Waffen rief, da waren Eure Majestät nicht nur Zeuge sondern heldenmüthiger Mitkämpfer der Thaten, die auf ewige Zeit in den Annalen der preußischen Armee verzeichnet stehen. In dieser Armee stiegen Eure Majestät von Stufe zu Stufe, bis die Vorsehung Allerhöchstdieselben zu unserm König und Kriegsherrn bestellte. Mit rastloser Thätigkeit und Liebe haben seitdem Eure Majestät das überkommene Kleinod Preußens gepflegt und seine Entwickelung gefördert. Deshalb stand auch das Heer, als eine Zeit einbrach, die man gern aus



Huldigung auf Burg Hohenzollern am 23. August 1851.

dem Geschichtsbuch Preußens löschen möchte, in unwandelbarer Treue zu Eurer Majestät; und als Theile desselben gegen den Feind geführt werden mußten, da haben die jungen Krieger sich ihrer Vorfahren würdig gezeigt, und der Enthusiasmus, mit welchem das Volk Eurer Majestät Ruf zu den Waffen folgte, ist Bürge, daß die alte Treue zu dem angestammten König unangetastet geblieben und große Thaten zu vollbringen fähig ist. Dies sind die beredtesten Beweise des Dankes eines Volkes unter Waffen für die nie erkaltende Fürsorge seines königlichen Kriegsherrn. Einen schönern Tag als den heutigen konnte aber die Armee nicht wählen, um aufs Neue Eurer Majestät ihren unbegrenzten Dank darzubringen; und als Zeichen desselben wagt es die Armee, zu den Füßen Eurer Majestät die Waffe zu legen, die in der königlichen Hand ihres Kriegsherrn sie zu immer neuem Ruhm und Ehre führen wird. Mit dem Rufe, mit welchem die Krieger

Preußens jeden Augenblick bereit sind, ihr Blut und ihr Leben für Eure Majestät zu opfern, lege ich diese Waffe im Namen der Armee Eurer Majestät zu Füßen: Es lebe der König!" —

In seinem militärischen Berufe war der Prinz von Preußen während dieser Jahre rastlos thätig. Die Durchbildung der ihm anvertrauten Heeresabtheilungen lag ihm ebenso am Herzen wie die Reform der gesammten Wehrverfassung. Revuen fremdherrlicher Truppen, an denen er häufig Theil nahm, boten ihm stets willkommene Gelegenheit, seine Kenntnisse zu Gunsten der heimischen Kriegsrüstung zu vermehren. Am 31. Mai 1851 kommandirte er bei der Enthüllung des Denkmals Friedrichs des Großen in Berlin, wie er schon elf Jahre früher bei der Grundsteinlegung desselben gethan, die zur Feier dieses Tages aufgebotenen Regimenter, vielleicht in tiefen Gedanken, ob er es wohl noch erleben werde, den Genius Preußens in neuem Aufschwunge zu sehen, würdig des Helden, dessen ehernes Bildniß, dicht vor den Fenstern seiner Berliner Wohnung, ihn selber fortan zur kühnsten That zu mahnen schien. Friedrich Wilhelm IV. ehrte die großen Verdienste, die der Prinz sich fortdauernd um das Heerwesen erwarb, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit. Kurz vor seinem siebenundfünfzigsten Geburtstage, am 20. März 1854, beförderte er ihn zum Generaloberst von der Infanterie mit dem Range eines Feldmarschalls, und am 1. Januar 1857, als nun auch der Prinz sein fünfzigjähriges Militärjubiläum beging, beeiferte er sich, diesen Festtag durch Wort und That zu verschönern. Er ernannte den Prinzen zum Chef des siebenten, in Bonn garnisonirenden Husarenregiments, überreichte ihm einen sehr kostbaren, sinnig verzierten Ehrendegen und sprach ihm an der Spitze aller Deputationen, die glückwünschend zusammenkamen, die freudigste Theilnahme an dem festlichen Jahrestage aus, „der Dir, geliebter Bruder, noch oft wiederkehren möge!" Der hohen Anerkennung, die der König dem ersten Soldaten Preußens zeigte, glichen überdies die Gefühle der Liebe und Dankbarkeit, welche das Heer und weite Kreise des Volks dem Jubilar zum Ausdruck brachten. Vertreter der aktiven Armee und der Veteranen, des preußischen Landtags und der Residenz, vieler Provinzialstädte, ländlicher Kreise und Korporationen drängten sich in fast unabsehbarer Folge, ihm ihre innige Ergebenheit zu betheuern. Sie überreichten dabei kunstvoll geschriebene Adressen, Stiftungskapitalien für bedürftige Invaliden und herrliche Ehrengeschenke, in Silber, Gold und edeln Steinen gearbeitet. Unter den Letzteren zeichneten sich besonders aus ein prachtvoller Schild, die Gabe der Armee, und ein silberner Helm, die Gabe der Veteranen; und beim Festmahl, welches die Feier dieses Tages abschloß, sprach deshalb der König mit geistreicher Wendung von dem echten und vollkommenen Ritterschlag, den der Prinz-Jubilar durch Helm, Schild und Schwert erhalten habe.

Der 1. Januar 1857 war nach alledem einer der schönsten Tage im Leben des Prinzen. Voll tiefer Rührung sprach er aber nicht bloß dies mit wärmsten Worten aus, sondern lehnte auch, bescheiden wie immer, das Lob, das ihm überreichlich gespendet wurde, von sich ab und benutzte sogar diese festliche Gelegenheit, um die Vertreter des Volkes, die Abgeordneten des Landtags dringend zu mahnen, daß sie an dem „herrlichen Kleinod des Vaterlandes", an der Wehrhaftigkeit des Volkes nie rütteln möchten. „Die Armee ist gut, die Disciplin ist vortrefflich: aber um diesen trefflichen Geist zu erhalten, gehört sehr viel dazu, es gehört das dazu, daß Sie, daß das Volk für denselben ist."

Außer diesen Worten sagte der Prinz übrigens noch denselben Volksvertretern, er betrachte die Beweise der Liebe und Zuneigung, die er empfangen, als Anerkennung seines guten Willens, in allen Beziehungen und in jeder Stellung seine Schuldigkeit zu thun und hierdurch, so viel er vermöge, für des Vaterlandes Wohl zu wirken; denn nur, wenn Preußens Volk glücklich sei, sei auch er glücklich. Und fürwahr, noch in vielen anderen als den militärischen Beziehungen that er unaufhörlich das, was er seine Schuldigkeit nannte. Gleich seiner Gemahlin hatte er stets eine offene Hand für jeden Hülfsbedürftigen; der Förderung des wirthschaftlichen Lebens zeigte er die

Das fünfzigjährige Militair-Jubiläum des Prinzen von Preußen.

regste Theilnahme, so daß er z. B. in eine Berliner Baugesellschaft, die vornehmlich zur Herstellung billiger Arbeiterwohnungen gegründet war, sofort als Mitaktionär eintrat; und jedem ernsten wissenschaftlichen Streben gewährte er voll edeln Freisinns ebenfalls Anerkennung und Unterstützung. Als die Universität Jena sich im Sommer 1858 zur Jubelfeier ihres dreihundertjährigen Bestehens rüstete, übersandten der Prinz und seine Gemahlin dem ehrwürdigen Musensitze die Büsten von Fichte, Hegel und Schelling mit folgendem Schreiben:

„Im Gedanken an die hervorragende Bedeutung, welche die Universität Jena als die treue Pflegerin deutschen Geistes und deutscher Wissenschaft sich seit ihrer Gründung stets erhalten hat, und in der Erinnerung an den geistigen Verkehr, welcher besonders seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts zwischen ihr und den deutschen Hochschulen stattgefunden hat, fühlen wir uns veranlaßt,

auch unsererseits an der Feier ihres dreihundertjährigen Bestehens unsere innige Theilnahme zu bezeigen und dieselbe mit unseren besten Wünschen für eine fortdauernd segensreiche Zukunft Jena's zu begleiten. Zugleich übersenden wir der Universität die Büsten ihrer drei bedeutendsten Vertreter, die durch ihre spätere Wirksamkeit in Preußen auch hier die Hauptförderer des wissenschaftlichen Lebens geworden sind.

Coblenz, den 1. August 1858.

Prinz von Preußen.
Prinzessin von Preußen,
Herzogin von Sachsen.

Am denkwürdigsten aber bethätigte der Prinz den hohen Geist, in dem er rastlos wirkte, als er seinen Sohn am 5. November 1853 in den Freimaurerorden einführte. Denn diese That erschien mitten in der Nacht der Reaktion, die damals noch, politisch wie kirchlich, Preußen überschattete, wie ein leuchtendes Wahrzeichen, daß die Wiederkehr neuer Tageshelle nicht mehr fern sein könne. War

doch der Prinz von Preußen dem Maurerbunde, nach seinem eigenen Wort, deshalb beigetreten, weil derselbe ein Verein von Männern *jedes Standes, jedes Alters* ist, die Alle einen edlen Zweck verfolgen, unverbrüchlich festhaltend an ihrem Wahlspruch: *Treue dem König, Gehorsam dem Gesetze, christliche Bruderliebe!* Seinen Sohn hatte der Prinz mit Hülfe ausgezeichneter Lehrer, Offiziere, Staatsmänner und Gelehrten, so erzogen, daß derselbe von den gleichen Gesinnungen wie der Vater erfüllt wurde. Mit inniger Freude bemerkten die Eltern, daß ihr „Fritz" Neigung und Talent für den ganzen Umkreis seines künftigen Berufes entwickelte, und nun fügte der Prinz von Preußen gleichsam den Schlußstein in die Erziehung, indem er den Sohn seinen mit freiem Geiste nach der Beförderung wahren Menschenwohls strebenden Bundesbrüdern zugesellte. Bei der feierlichen Aufnahme in den Orden richtete er die schwer wiegenden, auch für alle außerhalb des Maurerbundes Stehenden bedeutungsvollen Worte an den jungen Prinzen: „Es giebt nur einen Ausgangs- und einen Endpunkt für das Leben des Menschen, der das Höchste lebhaft und ungetrübt erkannt hat; — zu dem richtigen Verständniß dieses Einen wird der Orden Dich führen, wenn es Dein stetes Bemühen sein und bleiben wird, die heiligen Lehren in Dich aufzunehmen, wenn Du sie zur That und zur Wahrheit wirst werden lassen. Es fehlt nicht an lauten Stimmen, die von dem Orden nur Oberflächliches wissen und doch sich bemühen, denselben zu verdunkeln und zu verdächtigen; — wie aber ich auf Grund der mir gewordenen Erkenntniß nie solchen Stimmen ein Gehör schenke, so sei und werde auch Du dem Orden ein starker Schutz, dann wird nicht allein Deine eigene Zukunft eine gesicherte sein, sondern Du wirst überhaupt das herrliche Bewußtsein in Dir tragen, dahin gestrebt zu haben, das Wahre und Gute um Dich verbreiten zu wollen."

Bei der Festlichkeit der Stadt Berlin zur silbernen Hochzeitsfeier des Prinzen von Preußen.

Wenige Monate nach diesem Ordensfeste wurde die silberne Hochzeit des Prinzen und der Prinzessin von Preußen gefeiert. Der König ließ zu derselben eine Medaille mit den Bildnissen des Silberpaares und seiner beiden Kinder prägen. Eine zweite Medaille überreichte die Stadt Koblenz zur Erinnerung an die Jahre, welche der Prinz und seine Gemahlin in ihren Mauern verbracht hatten. Andere Geschenke nebst zahllosen Glückswünschen gaben ein herzerfreuendes Zeugniß von der Liebe und Verehrung, mit der ganz Preußen an diesem Familienfeste Theil nahm, und „im Gedenken der älteren Berliner lebt noch das schöne Zauberfest, welches die Hauptstadt dem hohen Paare bei „Kroll" bereitete, tönt noch der Jubel, als das erlauchte Paar mit dem lebenden Glücke seiner beiden Kinder den köstlich geschmückten Königssaal betrat".

An ihren beiden Kindern erlebten die Eltern während der nächsten Jahre ganz besondere

Freude. Der Sohn, der inzwischen zum blühenden, vollkräftigen Manne herangereift war, richtete nunmehr, um sich eine Lebensgefährtin zu suchen, seine Blicke auf die englische Königsfamilie. Die Wahl, die er hiermit vorbereitete, ruhte schon insofern auf gutem Grunde, als seine Eltern und die seiner zukünftigen Gemahlin seit geraumer Zeit in wahrer Freundschaft einander zugethan waren. Der Eindruck, den der Prinz von Preußen bei seinem ersten Besuch in England — im Jahre 1844 — auf die Königin Viktoria gemacht, hatte diese zu schreiben veranlaßt: „Er gefällt mir sehr gut, er ist äußerst liebenswürdig, angenehm und verständig; heiter und bequem im Verkehre". Vier Jahre darauf, kurz nach dem Sturm der Märzrevolution, hatte Prinz Albert, der Gemahl Viktorias, geäußert: „Der Prinz von Preußen wird nur deshalb angefeindet, weil er gefürchtet wird; doch ist er nobel und ehrlich und ganz der neuen Bewegung in Deutschland ergeben. Er nimmt die Sache mit militärischer Ehre und vertheidigt den Posten, der ihm anvertraut ist". Seitdem war das Freundschaftsband zwischen dem englischen Herrscher- und dem preußischen Thronfolgerpaare nur noch fester geworden und hatte allmählich auch die beiderseitigen Kinder umfaßt. Für den Prinzen Friedrich Wilhelm war mithin, als er — im Herbst 1855 — auf die Brautschau ging, um das höchste Gut, eine nicht bloß aus allen äußeren Rücksichten für ihn geeignete, sondern in wahrer Herzensneigung ihm zugehörende Gattin, zu erringen, der Weg schon halb geebnet. Die älteste Tochter der Königin, gleich ihr Viktoria genannt, war freilich noch so jung, nicht ganz fünfzehn Jahre alt, daß der Prinz, der über sein Gefühl sehr schnell ins Klare kam und bei den Eltern um sie warb, freundlich gebeten wurde, noch eine Zeit lang sich zu gedulden, ehe er einen förmlichen Antrag stelle. Aber die Liebe, die er empfand, regte sich auch im Herzen der Prinzessin, und so kam es doch schon nach wenigen Tagen — am 29. September 1855 — zur wirklichen Verlobung.

Prinz und Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen im Jahre 1858.

Für den Prinzen und die Prinzessin von Preußen wäre die Nachricht von dem überraschend glücklichen Erfolg der Brautfahrt, die der Sohn unternommen, allein völlig ausreichend gewesen, um ihnen sehr frohe Tage zu bereiten. Ein liebenswürdiges Spiel des Zufalls fügte es aber, daß in derselben Zeit der ihnen als Eidam von Herzen willkommene Prinzregent und spätere Großherzog Friedrich von Baden ihre Tochter Luise umfreite, deren Herz gewann und sich feierlich mit ihr verlobte. Ein schöner Herbst brachte also den Eltern die Genugthuung, mit freudigerer Hoffnung als je zuvor in die Zukunft ihrer Kinder blicken zu dürfen.

Friedrich und Luise vermählten sich zuerst — am 20. September 1856 — und beglückten am 9. Juli 1857 den Prinzen von Preußen mit einem Enkel, dem Erbgroßherzog Friedrich. Die nahe Verbindung der Herrscherhäuser von Preußen und Baden verstärkte die guten Beziehungen,

die seit dem Feldzuge des Jahres 1849 ununterbrochen zwischen jenen bestanden hatten, und bildete somit auch zum Vortheil des ganzen Vaterlandes einen gewichtigen Baustein für das künftige Werk der deutschen Einigung.

Friedrich Wilhelms und Viktorias Hochzeit fand wegen der Jugend der Letzteren erst am 25. Januar 1858 statt. Die Vermählung wurde in London in Anwesenheit des Prinzen und der Prinzessin von Preußen mit großer Pracht und dem altherkömmlichen weihevollen Ceremoniell gefeiert. Die Rührung aber, welche gerade die vornehmsten, unter einander so innig befreundeten Theilnehmer des Festes ergriff, war so mächtig, daß sie, nach kaum vollzogener Trauung, tief bewegt sich in die Arme sanken. Die Reise des jungen Paares über Belgien und die Rheinlande nach Berlin, glich, besonders seitdem dasselbe die preußische Grenze überschritten hatte, einem strahlenden Triumphzuge. Eine Huldigung, von den Volksmassen in der Stadt und Land jubelnd dargebracht, löste die andre ab. Beim Einzuge in Berlin — am 8. Februar 1858 — überbot

Großherzog Friedrich von Baden.

Großherzogin Luise von Baden.

die Residenz in glänzenden Schaustellungen und herzlichen Freudenrufen, in prachtvollen Geschenken und milden Stiftungen beinahe Alles, was sie bei ähnlichen Gelegenheiten in früherer Zeit geleistet hatte.

Die Stimmung, in der die nächstbetheiligten beiden Völker diese Vermählung betrachteten, war trotzdem aber nicht ganz die gleiche. Die Engländer hatten, abgestoßen durch die Politik Friedrich Wilhelms IV., der Verbindung ihrer Königstochter mit dem präsumptiven Thronfolger Preußens Anfangs sehr kühl gegenüber gestanden. Unbekannt mit der Heldenkraft, die unter dem schwarz-weißen Banner sich im Stillen sammelte, waren sie sogar der Meinung gewesen, daß diesem Eheschluß alles „Heroische“ fehle, und erst die nähere Bekanntschaft mit der anziehenden Persönlichkeit des Bräutigams hatte sie zu einer freundlicheren Auffassung des Ereignisses bewogen.

Ganz anders lautete das Urtheil der Preußen. Denn unter ihnen gab es nur sehr Wenige, nur die verbissensten Häupter der Reaktionspartei, die der englischen Heirath abgeneigt waren. Alle Uebrigen aber, Hoch und Nieder, Mann und Weib, freuten sich der Wahl, die der Prinz getroffen, sowohl wegen der seltenen persönlichen Eigenschaften seiner jungen Gemahlin,

als auch, und fürs Erste fast noch mehr, wegen der innigen Beziehungen, die der Staat der Hohenzollern fortan mit dem freien England unterhalten mußte. Man sah darin eine neue Bürgschaft, daß das Dunkel, welches bisher Preußens Stern verhüllt hatte, sich nun entschieden lichten werde.

In der That war die Stunde, in der dies geschehen sollte, nahe herangekommen. König Friedrich Wilhem IV., dem es nicht vergönnt gewesen, aus eigener Kraft die Vorherrschaft der Reaktion zu brechen, wurde am 8. Oktober 1857 von einem Gehirnschlag getroffen und erlitt dadurch eine theilweise Lähmung der Geisteskräfte. Seine Wiederherstellung stand zwar noch eine Zeit lang im Bereich der Möglichkeit, so daß er seinen Bruder nicht zum wirklichen Regenten an seiner Statt, sondern zunächst für drei Monate und dann noch ein paarmale für je drei Monate zu seinem Stellvertreter ernannte. So lange der Prinz von Preußen diesen Posten bekleidete, leitete er den Staat in strengster Loyalität genau auf den Bahnen, in denen der König ihm denselben übergeben hatte, so wenig er auch mit den im Amt befindlichen Ministern und deren Regierungsgrundsätzen einverstanden war. Auf die Dauer konnte er jedoch an diesem Verfahren unmöglich festhalten. Seine Machtbefugniß mußte, da die Krankheit des Königs allmählich jede Hoffnung auf Genesung schwinden ließ, ausgiebig erweitert werden. Dann aber war der Augenblick gekommen, in welchem er seines Lebens Hauptarbeit zu beginnen hatte.

Als ihm die Aufgabe vor Augen trat, selbständig und nach seinem eigenen innersten Ermessen die Regierung zu führen, stand er im zweiundsechszigsten Jahre, mithin in einem Alter, in dem nur wenige, vom Glücke ausnahmsweise begünstigte Menschen zu erheblichen Leistungen, geschweige zu ganz neuen, jede Kraft des Leibes und der Seele scharf anspannenden Unternehmungen noch befähigt sind. Aber der Prinz von Preußen erfreute sich damals vollster Rüstigkeit, ja einer fast jünglingshaften Frische, und für seine körperliche Erscheinung, die hohe würdevolle Gestalt, die Kraft und Gewandtheit jeder Bewegung, durfte noch immer gelten, was einige Jahre zuvor eine westfälische Bauernfrau bei seinem Anblick zu der bewundernden Frage an eine neben ihr stehende Dame bewogen hatte: „Seggen Se, is denn use König in Berlin auch so'n schönen Minschen?"

Das lange Leben, welches schon hinter ihm lag, umfaßt gleichsam seine Lehr- und seine Wanderjahre. Während der Ersteren, in der stillen Friedenszeit bis zum Tode seines Vaters, hatte er wie ein Lehrling, wenn auch in der allerbreitesten und tiefsten Weise, berufsmäßig gelernt. Darnach, unter der Regierung seines Bruders, war einmal ums andere von ihm gefordert worden, daß er nun zeige, was er leisten könne, daß er dem Handwerksgesellen gleich sein Meisterstück mache. Und wie viele Proben von meisterlicher Kraft und Einsicht hatte er inzwischen abgelegt! Seine klare und feste Stellungnahme zu den konstitutionellen und nationalen Fragen, seine Kritik des Frankfurter Wehrgesetzentwurfes, sein badischer Feldzug und zuletzt, aber wahrlich nicht als Geringstes, die Bewahrung seines ruhigen, großsinnigen Gleichmuths mitten im Hader der Demokraten und der Reaktionären — wahrlich, das waren Meisterstücke, die jedem Kundigen den frohesten Ausblick in Preußens, in Deutschlands Zukunft eröffneten.

Medaille zur Erinnerung an die silberne Hochzeit des Prinzen von Preußen.

Zusammenkunft mit Kaiser Alexander II. von Rußland in Breslau im Oktober 1859.

Drittes Buch.

Der Prinz-Regent.

Als der schwer erkrankte König Friedrich Wilhelm IV. den Prinzen von Preußen im Oktober 1857 noch nicht zum Regenten, sondern nur zu seinem Stellvertreter ernannte, übertrug er demselben hierdurch eine sehr schwere Aufgabe. Der Regent hätte ja sogleich nach seinem persönlichen Ermessen handeln dürfen; der Stellvertreter dagegen sollte von seinen besonderen Wünschen und Meinungen völlig absehen und den Staat mit den einmal im Amt befindlichen Ministern unentwegt auf der vom Könige eingeschlagenen Bahn weiterführen. Dem Prinzen war diese Beschränkung seiner Willensfreiheit außerordentlich drückend, so daß er einem vertrauten Manne offen bekannte: „Meine Stellung ist gewiß ein Opfer zu nennen, das ich dem König und dem Staate bringe, denn leicht ist dieselbe wahrlich nicht und wird auch wenig lohnend sein, da der eigene Wille ganz gebunden ist.“ Trotzdem aber zweifelte er, im Gefühl der Pflicht, die er gegen seinen geliebten Bruder und königlichen Herrn zu erfüllen habe, keinen

Augenblick, wie er im Amte sprechen und handeln müsse. Gleich im Anfange der Stellvertretung erklärte er als seinen festen Willen, unter gewissenhafter Beobachtung der Landesverfassung und der Landesgesetze nach den ihm bekannten Intentionen Seiner Majestät die Regierungsgeschäfte zu führen; und Monat um Monat leitete er den Staat streng nach diesem Wort, so daß zwar die augenblicklich herrschende Partei von ungesetzlichen Ausschreitungen fern gehalten, sonst jedoch in der äußeren wie inneren Politik nicht das Geringste verändert wurde.

Die ungemeine Selbstverleugnung, die der Prinz sich hiermit auferlegte, trug für ihn wie für ganz Preußen reiche Früchte. Das Ansehn der Krone, welches durch ungeduldiges Drängen nach wahrer Regentenvollmacht leicht hätte geschädigt werden können, blieb Dank der ruhigen Haltung des königlichen Stellvertreters völlig unangetastet, und in weiten Kreisen breitete sich die frohe Ueberzeugung aus, daß dieser Prinz, der wahrem Fortschritt huldigte und zugleich die geeignete Zeit für sein Eingreifen so loyal abwartete, den Staat auf sicherer Bahn zu freier Entwickelung aller ihm innewohnenden Kräfte führen werde. Schrieb doch sogar — am 4. Mai 1858 — kein Geringerer als Prinz Albert, Gemahl der Königin Viktoria, an den ihm nahe befreundeten Prinzen von Preußen: „Die Art der Wahlumtriebe, welche das Manteuffel'sche Ministerium sich das letzte Mal erlaubt hatte, indem es alle Regierungsbehörden zu Wahlagenten für seine Partei herabwürdigte und mißbrauchte, hat bei allen patriotisch und rechtlich Denkenden einen so tiefen und gerechten Abscheu erregt, daß Du sowohl die Berechtigung als heilige Pflicht besitzest, eine Wiederholung dieser Schmach unter Deinem Namen zu verbieten und zu verhindern. Daß man aus der Popularität Deines Namens bei der Gelegenheit auch politisches Kapital wird schlagen wollen, muß erwartet werden. Aber die Restitution der unbehinderten Ausübung des politischen Rechtes, welches der König in der Verfassung feierlich verliehen hat, wird ein Schatz reichen Segens für Dich und Preußen werden."

Nachdem die Stellvertretung fast ein Jahr gedauert und die Krankheit des Königs inzwischen sich als unheilbar erwiesen hatte, war übrigens die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Wandelung der öffentlichen Verhältnisse fast allgemein anerkannt. Am 12. September 1858 las man in der „Nationalzeitung" die charakteristischen Worte: „Wer den preußischen Staat vor elf Monaten sah, dann über das Meer ging und gestern wiederkehrte, der findet und erblickt ihn ganz so, wie er ihn verlassen. Noch immer Vorsatz und Spannung in den Mienen, vorgeschritten der eine Fuß, der erhobene Arm in der Luft gehemmt, so steht diese hohe Gestalt wie ein unveränderliches Gemälde, kein lebendiger Körper, da, sei es, daß ihr die Kraft oder der Wille fehle, sich zu regen. — Es ist Zeit, daß die Erkenntniß, es müsse anders werden, überall aufgehe. Die nächste Kammersitzung darf keine so dürftige sein, wie die letzte gewesen ist. Sie muß mehreren unaufschiebbaren Bedürfnissen abhelfen."

Die Einzigen, die sich dieser Erkenntniß noch verschlossen, waren die Minister und die hinter ihnen stehenden hartnäckigsten Hochkonservativen. Aber ihr Widerstand hatte jetzt nur noch geringe Bedeutung und brach bald ganz zusammen. Am 7. Oktober 1858 unterzeichnete Friedrich Wilhelm IV. den Erlaß, in welchem er den Prinzen von Preußen ersuchte, die königliche Gewalt in der alleinigen Verantwortlichkeit gegen Gott, nach bestem Wissen und Gewissen, im Namen des Königs als Regent ausüben und hiernach die erforderlichen weiteren Anordnungen treffen zu wollen.

Seitdem besaß der Prinz nun freilich Recht und Pflicht, die Regierung frei von hemmenden Rücksichten, lediglich nach seinem Ermessen zu führen und endlich mit starker Hand zu Preußens und Deutschlands Heil zu wirken. Indessen Freude empfand er darüber fürs erste keineswegs. Sein brüderliches Herz war von Kummer erfüllt über das harte Geschick, welches den König getroffen. Unaufhörlich beschäftigten ihn Sehnsucht und Hoffnung, daß der arme Kranke doch noch

genesen, noch einmal mit hellen Sinnen des Daseins sich freuen möge. Dem Landtage der Monarchie, welcher der Verfassung gemäß ein Urtheil über die Nothwendigkeit der Regentschaft abzugeben hatte, erklärte er daher, die Last der Regierung habe er zwar auf sich genommen, des ernsten Willens, dasjenige zu thun, was die Landesverfassung und die Gesetze von ihm erheischen, aber seine Wünsche und Gebete — des sei Gott sein Zeuge — erflehten unablässig, daß dem König durch Gottes Gnade gestattet werde, das königliche Amt Allerhöchst selbst wieder auszuüben. Der Landtag ehrte diese Gesinnung durch bereitwillige und völlig einmüthige Anerkennung der Nothwendigkeit der Regentschaft und wirkte dadurch in glücklichster Weise auf die Stimmung des Prinzen. Die Möglichkeit hatte nämlich nahe gelegen, daß starrsinnige Parteifanatiker die Regentschaft nicht für nothwendig halten und über die Einsetzung derselben gehässige Worte reden würden. Von dieser Sorge befreit, dankte der Prinz den Mitgliedern des Landtags, als er vor denselben — am 26. Oktober — den Eid auf die Verfassung ablegte, in fast überraschend schwungvollen Worten. „Es ist meinem Herzen Bedürfniß," so sagte er, „Ihnen, meine Herren, meinen Dank auszusprechen für die patriotische Einmüthigkeit, mit welcher Sie mir Ihre Mitwirkung zur Einrichtung der Regentschaft gewährt haben. Sie haben dadurch einen erhebenden Beweis gegeben, was preußische Vaterlandsliebe in verhängnißvollen Augenblicken vermag. Sie haben durch die Einstimmigkeit Ihres Beschlusses — davon bin ich überzeugt — das Herz unseres theuren Königs und Herrn erquickt. In mir aber haben Sie die schmerzlichen Gefühle, mit welchen ich die Regentschaft übernahm, wesentlich gemildert und die Zuversicht gestärkt, daß es mir gelingen werde, während der Dauer meiner Regentschaft die Ehre und das Wohl des theuren Vaterlandes zu dessen Heil und Segen zu fördern. Das walte Gott!"

Prinz Wilhelm als Prinz-Regent von Preußen.

Unter günstigen Auspicien begann mithin die Regentschaft und in vollstem Maße bewährte sich, was Prinz Albert schon einige Tage vor den Verhandlungen des Landtags in einem Schreiben an den Regenten in die Worte zusammengefaßt hatte: „Ich kann nicht umhin, Dir von ganzem Herzen Glück zur vollständigen Lösung der Regentschaftsfrage zu wünschen. Die rein negative Stellung, welche Du gewonnen hattest, war, wie ich immer erwartete, hinreichend, die Lösung

nach Deinem Wunsche, dem Buchstaben des Gesetzes und dem Wohle des Landes, vorzubereiten. Bewundernd anerkennen muß ich dabei die ganz vortreffliche Haltung des preußischen Volkes, welches Theilnahme an dem traurigen Schicksale seines Königs, Anhänglichkeit an das Haus, festes Vertrauen in Dich und aus diesem heraus große Ruhe im Ertragen oft willkürlicher Regierungsmaßregeln an den Tag legte. Möge es Dir gelingen, trotz der vielen persönlichen Schwierigkeiten, die sich Dir bieten werden, jenem Vertrauen gerecht zu werden!" — Der Wunsch, dem die letzten Worte Prinz Albert's Ausdruck gaben, wurde von dem preußischen Volke nicht bloß getheilt, sondern bildete in fast allen Schichten desselben den Gegenstand freudiger Hoffnung und fester Zuversicht. „Die unanfechtbare Lauterkeit, der feste und klare Wille des Regenten," so schrieb damals ein preußischer Politiker, „strahlen vor ganz Deutschland in solchem Glanze, daß unwillkürlich über unser Volk die Stimmung gekommen ist: Unter einem solchen Fürsten können wir jeder Gefahr spotten." Von gleicher Begeisterung getragen, entwickelte ein anderer Schriftsteller: „Der Prinz von Preußen hat das Muster hingestellt, daß man das Vaterland über Alles setzen und ihm nicht bloß dann anhangen soll, wenn alles Geschehende zu den persönlichen Wünschen stimmt; sondern in jeder Zeit soll man auf dem Posten sich zurecht finden, auf den man gestellt wird. Der Anblick einer solchen Tapferkeit erfreut die Tapfern, und unter einem solchen Führer denkt die Nation: Wir werden groß sein, wenn der Augenblick es gestattet und fordert, aber klein nie!" Selbst außerhalb Preußens machte das Vertrauen auf die Persönlichkeit des Prinzen schnelle Fortschritte, so daß z. B. in dem hannöverschen Offizierskorps trotz den österreichischen Sympathieen, die in demselben weit verbreitet waren, der Wunsch sich regte: „Der müßte Bundesfeldherr sein!"

Prinzessin Augusta, Gemahlin des Prinz-Regenten von Preußen.

Mit Genugthuung durfte der Regent wahrnehmen, wie ihm die Herzen entgegen flogen, und ebenso verheißungsvolle Anzeichen ergaben sich aus der sehr befriedigenden wirthschaftlichen Lage wie aus der geistigen Reife des preußischen Volkes. Während der achtzehn Jahre der Regierung Friedrich Wilhelms IV. hatte das Königreich, mit alleiniger Ausnahme der kurzen Revolutionsepoche, tiefen Frieden genossen. Für Belebung des Verkehrs war durch Förderung des Eisenbahnbaus, der Telegraphenanlagen und der Postkurse ungemein viel geschehen. Der Ackerbau setzte seine

Erzeugnisse zu schnell steigenden Preisen ab. Die Industrie befand sich in einem Aufschwung, den man noch vor wenigen Jahrzehnten für unmöglich gehalten hätte. Kapital und Kredit, Fabrikanten und Handwerker entwickelten mit Hülfe der Associationen, die auf allen Gebieten der Erwerbsthätigkeit sich einbürgerten, Staunen erregende Kraft. Das gehobene Dasein, dessen sich das ganze Volk erfreute, verführte wohl hier und da zu wilder Spekulation, aber mit Stolz konnte man in Preußen darauf hinweisen, daß diese schlimme Begleiterin wirthschaftlichen Fortschritts innerhalb der schwarzweißen Grenzpfähle bei Weitem nicht so schädliche Bedeutung gewonnen habe wie in den Nachbarländern. Noch besser schien es überdies mit dem politischen Wissen und Wollen aller Staatsangehörigen bestellt zu sein. Hatte man doch seit dem Jahre 1840 konstitutionelle und nationale Fragen, Aufgaben der inneren und der auswärtigen Politik in großem Sinne zu beurtheilen gelernt, nicht am wenigsten Dank der anregenden Art Friedrich Wilhelms IV., der, wie manchen Irrthum er auch begangen, dennoch die Theilnahme am öffentlichen Leben erst recht in allen Kreisen des Volkes erweckt hatte. Und in den Leiden, welche Revolution wie Reaktion herbeigeführt, schienen Hoch und Nieder fast ausnahmslos zu der verständigen Schlußfolgerung gelangt zu sein, daß allein besonnenes Maßhalten bei der Umwandelung des Bestehenden eine glückliche Zukunft verbürgen könnte.

Auf solche Beobachtungen gestützt, erhob der Prinz-Regent sich endlich zu den Veränderungen der Staatsleitung, die er schon lange für unerläßlich gehalten. Seine ersten Maßregeln galten der Erneuerung des Personals in den höchsten Stellen der Verwaltung. Das Ministerium Manteuffel wäre zwar gern im Amte geblieben und reichte deshalb nicht, wie sich wohl gebührt hätte, ein Gesuch um Entlassung ein, sondern stellte dem Regenten nach einer Erörterung der Lage des Landes lediglich anheim, ob er die Verwaltung noch fernerhin mit vollem Vertrauen in den Händen der bisherigen Räthe der Krone belassen wolle. Aber die Antwort, die dasselbe hierauf — am 4. November — empfing, bestand in der Mittheilung, daß Seine Hoheit der Fürst Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen den Auftrag zur Bildung eines neuen Ministeriums erhalten habe, und schon am 6. November veröffentlichte der Staatsanzeiger, daß der Freiherr Otto von Manteuffel und die meisten seiner Genossen ihrer Aemter in Gnaden entbunden und dafür überzeugte Anhänger der politischen Richtung des Prinz-Regenten ernannt worden seien. Der Fürst von Hohenzollern wurde hiernach Ministerpräsident, Rudolf von Auerswald Staatsminister ohne Portefeuille, das heißt, wie man sagen darf, Vicepräsident des Ministeriums; Flottwell erhielt das Ministerium des Innern, Freiherr von Schleinitz die auswärtigen Angelegenheiten, General von Bonin wurde Kriegsminister, Freiherr von Patow Finanzminister und Dr. von Bethmann-Hollweg Kultusminister. Von den bisherigen Räthen der Krone blieben der Handelsminister von der Heydt und der Justizminister Simons im Amte, weil sie, ohne politisch besonders hervorgetreten zu sein, als vortreffliche Leiter ihrer Ressorts sich bewährt hatten.

Die Zusammensetzung des neuen Ministeriums war eine sehr glückliche. Schleinitz, Patow und Bonin waren bekannt als zuverlässige Freunde der preußischen Verfassung und der engeren Verbindung zwischen Preußen und den deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Bethmann-Hollweg vereinigte mit warmer Religiosität tiefe Abneigung gegen die herrische Orthodoxie, die in letzter Zeit das Heft in Händen gehabt hatte. Flottwell war ein altpreußischer Beamter besten Schlages, ein sorgfältiger Hüter der Strammheit des Dienstes und zugleich ein offener Feind willkürlicher Maßregelung des Volkes. Der Fürst von Hohenzollern, der im Jahre 1849 zu Gunsten des Königshauses auf die Regierung seines Ländchens verzichtet und seitdem in manchem tapfern Wort seine gut preußische Gesinnung bewährt hatte, war überdies ein fein gebildeter, freimüthiger, jedem wahren Fortschritt von Herzen zugeneigter Mann. Das Gepräge, welches er vor Allem dem Ministerium zu geben berufen war, trat um so deutlicher hervor, als sein Stellvertreter Rudolf von Auerswald seine Ansichten durchaus theilte und gleich ihm dem Prinz-Regenten besonders nahe stand. Denn

wie der Fürst durch hohe Geburt und durch seine Verwandtschaft mit dem Königshause die andern Minister überragte, so fiel bei Auerswald ins Gewicht, daß er schon in jungen Jahren, in der schweren Zeit nach dem Tilsiter Frieden, die Freundschaft des Prinz-Regenten gewonnen und dieselbe sich seitdem ungetrübt zu bewahren gewußt hatte. Mit der Ernennung dieser Männer gab der Prinz-Regent dem neuen Ministerium das Theuerste, was er zu geben vermochte — seinen Freund und seinen fürstlichen Vetter, den Träger des Namens Hohenzollern, den sichersten Gewährsmann, daß Preußen auf der nunmehr beschrittenen Bahn unentwegt fortschreiten solle und werde.

Diesen Räthen der Krone kam in den weitesten Kreisen eine ungemein günstige Stimmung entgegen. Ringsum war die Meinung verbreitet, daß nicht bloß die dumpfe Reaktion, die bisher auf Preußen gelastet, endlich zum Abschluß gekommen, sondern auch in schönster Weise eine bessere Zeit für Preußen wie für ganz Deutschland gesichert sei. Man sprach von der „neuen Aera", die hiermit begonnen habe; man schuf für den Fürsten von Hohenzollern und seine Genossen den Ehrentitel „Ministerium der neuen Aera", und im Ueberschwang der Begeisterung schlug die Vossische Zeitung vor, den trefflichen Rudolf von Auerswald in allen Wahlbezirken Berlins einstimmig zum Abgeordneten zu wählen. Prinz Albert, der treue Korrespondent des Prinz-Regenten, äußerte sich nicht minder entzückt: „Nun laß mich Dir", so schrieb er diesem, „auf das Allerherzlichste zu der glänzenden Lösung des zweiten Theiles Deiner großen und schwierigen Aufgabe Glück wünschen. Dein Ministerium ist in der That eines von Ehrenmännern und wird die Achtung des In- und Auslandes genießen, und Du wirst mit Recht für die Ruhe und den Muth bewundert, mit welchem Du das, was Du als Recht und zum Besten Deines Landes erkannt hattest, durchzuführen gewußt hast. . . . Von Hohenzollern ist es höchst edel und patriotisch, sich als Prinz des Hauses der schweren Aufgabe eines Ministerpräsidiums zu unterziehen, und Du wirst einen treuen, sicheren und nicht müßigen Freund an ihm haben." —

Fürst Karl Anton von Hohenzollern.

Das Ministerium bewies von den ersten Tagen seiner Verwaltung an, daß es so großes Vertrauen vollauf verdiente. Der hart bedrückten Presse wurde eine mildere Behandlung zu Theil, kirchliche Heißsporne wurden in ihre Schranken gewiesen und die Beamten ernstlich bedeutet, die Wahlen nicht mehr widerrechtlich zu beeinflussen, auch nicht mehr mit dem Uebereifer, den in den letzten Jahren viele von ihnen gezeigt hatten, selber nach Abgeordnetenmandaten zu streben. Aber noch weit verheißungsvoller erschien der Schritt, mit dem der Prinz-Regent selber seine Räthe und mit ihnen sein ganzes Volk in die neue Aera hineinführte. Er that dies durch eine Ansprache, die er dem gesammten Staatsministerium am 8. November hielt und in der er seiner gewissenhaften Art nach alle Gebiete des Staatslebens, innere und auswärtige Politik, sehr eingehend behandelte. Ueberall trat er hierbei als Freund nothwendiger Neuerungen, wohl erwogener Weiterbildungen der öffentlichen Einrichtungen auf; überall aber warnte er auch nachdrücklich davor, „sich zu weit nach links treiben zu lassen", weil nur die besonnenste Umgestaltung des Bestehenden wahres Glück

zu begründen vermöge. Wie er dies im Einzelnen durchgeführt hat, ist für seinen Geist und sein Gemüth, für seine sorgliche und erschöpfende, ja fast umständliche Denk- und Ausdrucksweise höchst charakteristisch. Denn es war gleichsam ein Bekenntniß seiner Regierungsgrundsätze, welches er in diesem Augenblick, am Anfang seiner Regierung den Ministern und dem Volke Preußens, ja aller Welt vortrug, ähnlich jenem Bekenntniß seines Glaubens und seiner Lebensgrundsätze, das er als Jüngling abgelegt hatte; und ebenso reif durchdacht und tief empfunden wie das Letztere ist auch das politische Bekenntniß.

„Nachdem wir", so sagte er, „durch eine ernste Krisis gegangen sind, sehe ich Sie, die mein Vertrauen zu den ersten Räthen der Krone berufen hat, zum ersten Male um mich versammelt. Augenblicke der Art gehören zu den schwersten im Leben des Monarchen, und ich als Regent habe sie nur noch tiefer empfunden, weil ein unglückliches Verhältniß mich in meine Stellung berufen hat. Die Pietät gegen meinen schwer heimgesuchten König und Herrn ließ mich lange schwanken, wie manche Erlebnisse, die ich unter seiner Regierung wahrnahm, in eine bessere Bahn wieder überzuleiten seien, ohne meinen brüderlichen Gefühlen und der Liebe, Sorgfalt und Treue, mit welcher unser allergnädigster König seine Regierung führte, zu nahe zu treten."

„Wenn ich mich jetzt entschließen konnte, einen Wechsel in den Räthen der Krone eintreten zu lassen, so geschah es, weil ich bei allen von mir Erwählten dieselbe Ansicht traf, welche die meinige ist: daß nämlich *von einem Bruche mit der Vergangenheit nun und nimmermehr die Rede sein soll. Es soll nur die sorgliche und bessernde Hand angelegt werden, wo sich Willkürliches oder gegen die Bedürfnisse der Zeit Laufendes zeigt.* Sie alle erkennen es an, daß das Wohl der Krone und des Landes unzertrennlich ist, daß die Wohlfahrt beider auf gesunden, kräftigen konservativen Grundlagen beruht. Diese Bedürfnisse richtig zu erkennen, zu erwägen und ins Leben zu rufen, das ist das Geheimniß der Staatsweisheit, wobei von allen Extremen sich fern zu halten ist. Unsere Aufgabe wird in dieser Beziehung keine leichte sein, denn im öffentlichen Leben zeigt sich seit Kurzem eine Bewegung, die, wenn sie theilweise erklärlich ist, doch andrerseits Spuren von absichtlich überspannten Ideen zeigt, denen durch unser ebenso besonnenes als gesetzliches und selbst energisches Handeln entgegen getreten werden muß. *Versprochenes muß man treu halten, ohne sich der bessernden Hand dabei zu entschlagen, nicht versprochenes muß man muthig verhindern.* Vor Allem warne ich vor der stereotypen Phrase, daß die Regierung sich fort und fort treiben lassen müsse, liberale Ideen zu entwickeln, weil sie sich sonst von selbst Bahn brächen. Gerade hierauf bezieht sich, was ich vorhin Staatsweisheit nannte. Wenn in allen Regierungshandlungen sich Wahrheit, Gesetzlichkeit und Konsequenz ausspricht, so ist ein Gouvernement stark, weil es ein reines Gewissen hat, und mit diesem hat man ein Recht, allem Bösen kräftig zu widerstehen."

„In der Handhabung unserer *inneren Verhältnisse*, die zunächst vom Ministerium des Innern und der Landwirthschaft ressortiren, sind wir von einem Extreme zum andern seit 1848 geworfen worden. Von einer Kommunalordnung, die ganz unvorbereitet Selfgovernment einführen sollte, sind wir zu den alten Verhältnissen zurückgedrängt worden, ohne den Forderungen der Zeit Rechnung zu tragen, was sonst ein richtiges Mittehalten bewirkt haben würde. Hieran die bessernde Hand dereinst zu legen, wird erforderlich sein; aber vorerst müssen wir bestehen lassen, was eben erst wieder hergestellt ist, um nicht neue Unsicherheit und Unruhe zu erzeugen, die nur bedenklich sein würde."

„Die *Finanzen* haben sich in acht Jahren von einem sehr unglücklichen Stande so gehoben, daß nicht nur das Budget gut balancirt, sondern Ueberschüsse sich ergeben. Aber noch kann bei Weitem nicht allen Bedürfnissen entsprochen werden, die sich in allen Branchen und Administrationen kundgeben. Hätte man vor zwei Jahren in den Steuervorlagen richtig operirt, so würden wir

Die Ansprache des Prinz-Regenten an das neue Ministerium, am 8. November 1858.

durch Bewilligung derselben jetzt auf viele Jahre hinaus drängenden Bedürfnissen haben gerecht werden können. Wie zu diesen Bedürfnissen die Mittel zu beschaffen sein werden, wird eine Hauptaufgabe der Zukunft sein. Die wahre Besteuerungsfähigkeit des Landes ist dabei vor Allem ins Auge zu fassen."

„Handel, Gewerbe und die damit eng verbundenen Kommunikationsmittel haben einen nie geahnten Aufschwung genommen, doch muß auch hier Maß und Ziel gehalten werden, damit nicht der Schwindelgeist uns Wunden schlage. Den Kommunikationswegen müssen, nach wie vor, bedeutende Mittel zu Gebote gestellt werden; aber sie dürfen nur mit Rücksicht auf alle Staatsbedürfnisse bemessen und dann müssen die Etats inne gehalten werden."

„Die Justiz hat sich in Preußen immer Achtung zu erhalten gewußt. Aber wir werden bemüht sein müssen, bei den veränderten Prinzipien der Rechtspflege das Gefühl der Wahrheit und Billigkeit in alle Klassen der Bevölkerung eindringen zu lassen, damit Gerechtigkeit auch durch Geschworene wirklich gehandhabt werden kann."

Freiherr von Schleinitz.

„Eine der schwierigsten und zugleich zartesten Fragen, die ins Auge gefaßt werden muß, ist die kirchliche, da auf diesem Gebiete in der letzten Zeit viel vergriffen worden ist. In beiden Kirchen muß aber mit vollem Ernste den Bestrebungen entgegen getreten werden, die dahin abzielen, die Religion zum Deckmantel politischer Bestrebungen zu machen. In der evangelischen Kirche, wir können es nicht leugnen, ist eine Orthodoxie eingekehrt, die mit ihrer Grundanschauung nicht verträglich ist und die sofort in ihrem Gefolge Heuchler hat. Diese Orthodoxie ist dem segensreichen Wirken der evangelischen Union hinderlich in den Weg getreten, und wir sind nahe daran gewesen, sie zerfallen zu sehen. Die Aufrechthaltung derselben und ihre Weiterbeförderung ist mein fester Wille und Entschluß, mit aller billigen Berücksichtigung des konfessionellen Standpunktes, wie dies die dahin einschlagenden Dekrete vorschreiben. Um diese Aufgabe lösen zu können, müssen die Organe zu deren Durchführung sorgfältig gewählt und theilweise gewechselt werden. Alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen zu egoistischen Zwecken, ist zu entlarven, wo es nur möglich ist. Die wahre Religiosität zeigt sich im ganzen Verhalten des Menschen; dies ist immer ins Auge zu fassen und von äußerem Gebahren und Schaustellungen zu unterscheiden. Nichtsdestoweniger hoffe ich, daß, je höher man im Staate steht, man auch das Beispiel des Kirchenbesuchs geben wird. — Der katholischen Kirche sind ihre Rechte verfassungsmäßig festgestellt. Uebergriffe über diese hinaus sind nicht zu dulden. — Das Unterrichtswesen muß in dem Bewußtsein geleitet werden, daß Preußen durch seine höheren Lehranstalten an der Spitze geistiger Intelligenz stehen soll, und durch seine Schulen die den verschiedenen Klassen der Bevölkerung nöthige Bildung gewähren, ohne diese Klassen über ihre Sphären zu erheben. Größere Mittel werden hierzu nöthig werden."

„Die Armee hat Preußens Größe geschaffen und dessen Wachsthum erkämpft; ihre Vernachlässigung hat eine Katastrophe über sie und dadurch über den Staat gebracht, die glorreich verwischt worden ist durch die zeitgemäße Reorganisation des Heeres, welche die Siege des Befreiungskrieges bezeichneten. Eine vierzigjährige Erfahrung und zwei kurze Kriegsepisoden haben uns indeß auch jetzt aufmerksam gemacht, daß Manches, was sich nicht bewährt hat, zu Aenderungen Veranlassung geben wird. Dazu gehören ruhige politische Zustände und — Geld, und es wäre ein schwer sich bestrafender Fehler, wollte man mit einer wohlfeilen Heeresverfassung

prangen, die deshalb im Momente der Entscheidung den Erwartungen nicht entspräche. Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwer wiegendes politisches Gewicht in die Wagschale legen zu können."

„Und so kommen wir zu Preußens politischer Stellung nach außen. Preußen muß mit allen Großmächten im freundschaftlichsten Vernehmen stehen, ohne sich fremden Einflüssen hinzugeben und ohne sich die Hände frühzeitig durch Traktate zu binden. Mit allen übrigen Mächten ist das freundliche Verhältniß gleichfalls geboten. In Deutschland muß Preußen moralische Eroberungen machen, durch eine weise Gesetzgebung bei sich, durch Hebung aller sittlichen Elemente und durch Ergreifung von Einigungselementen, wie der Zollverband es ist, der indeß einer Reform wird unterworfen werden müssen. Die Welt muß wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist. Ein festes, konsequentes und, wenn es sein muß, energisches Verhalten in der Politik, gepaart mit Klugheit und Besonnenheit, muß Preußen das politische Ansehen und die Machtstellung verschaffen, die es durch seine materielle Macht allein nicht zu erreichen im Stande ist."

„Auf dieser Bahn mir zu folgen, um sie mit Ehren gehen zu können, dazu bedarf ich Ihres Beistandes, Ihres Rathes, den Sie mir nicht versagen werden. Mögen wir uns immer verstehen zum Wohle des Vaterlands und des Königthums von Gottes Gnaden!"

Das waren goldene Worte, die an Klarheit, Entschiedenheit und zugleich an billiger Berücksichtigung jedes berechtigten Verlangens nichts zu wünschen übrig ließen. Solche Verbindung von pietätvoller Achtung vor dem Bestehenden mit der Bereitwilligkeit zu jeder nützlichen Neuerung durfte liberale wie konservative Männer, wenn sie nur das Gemeinwohl dem Parteiinteresse voran stellten, vollauf befriedigen. Der stolze Ausruf „die Welt muß wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist" versprach eine thatkräftige auswärtige Politik, namentlich in Sachen der verworrenen Verhältnisse des deutschen Bundes, aber daß hierbei durchaus nicht an gewaltsames Vorgehen gedacht wurde, verbürgte der andere Satz „in Deutschland muß Preußen moralische Eroberungen machen". Der friedlichen Arbeit, der Förderung materieller wie geistiger Kultur war der größte Theil der Ansprache gewidmet, daneben stand jedoch der mannhafte Appell an patriotischen Opfermuth, das unverhüllte Begehren nach dem zur Kriegsrüstung nothwendigen Gelde, denn „Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwer wiegendes politisches Gewicht in die Wagschale legen zu können".

Bei der Aufnahme, welche diese Worte im Volke fanden, stellte sich zwar, wie es in ruhigen Zeiten zu gehen pflegt, sehr bald heraus, daß vornehmlich nur die Ausführungen, die eine Verheißung friedlichen Fortschritts, bequemer moralischer Eroberungen enthielten, ernstlich beachtet wurden, während die nachdrückliche Mahnung, zu Preußens und Deutschlands Wohl dürfe man auch schwere Opfer nicht scheuen, bei den meisten Gebildeten wie Ungebildeten kaum einen flüchtigen Eindruck hervorbrachte. Trotzdem aber war die Wirkung der Ansprache in der Hauptsache eine sehr erfreuliche. In allen Orten der Monarchie gewannen die Anhänger der politischen Richtung des Prinz-Regenten die Oberhand, so daß auf der einen Seite nur die vorgeschrittensten Demokraten, auf der andern die mäßig zahlreichen Hochkonservativen in abgesonderter Stellung übrig blieben. Die Opposition dieser extremen Parteien verlor außerdem für die nächste Zeit fast jede Bedeutung, weil die Demokraten laut erklärten, sie wollten die gut gesinnte Regierung nicht „drängen", und weil deshalb den Hochkonservativen vorgestellt werden konnte, sie möchten sich doch ebenfalls beruhigen und hinter dem frischen Leben, welches sich überall zeige, nicht gleich wieder das rothe Gespenst der Demokratie heraufsteigen sehen. Als dann endlich Landtagswahlen stattfanden, verzichteten sogar die mannhaftesten Führer der Demokratie freiwillig auf Kandidaturen, da sie „durch Männer ihrer Vergangenheit dem liberalen Ministerium, der Rückschrittspartei gegenüber, keine Schwierigkeiten

bereiten wollten.“ Beim Wahlakte selber enthielten sich die Extremen, besonders die Hochkonservativen, freilich nicht ganz der Stimmabgabe in oppositionellem Sinne, indessen die Regierung empfing dennoch das schöne Vertrauensvotum, daß eine sehr große Mehrzahl von Männern ihrer Gesinnung aus dem Kampfe hervorging. Die Minister wurden sämmtlich gewählt, einige in mehreren Wahlkreisen, Rudolf von Auerswald nicht weniger als viermal.

In der Thronrede, die am 12. December 1859 bei Eröffnung des Landtages gehalten wurde, hieß der Prinz-Regent die Mitglieder desselben mit herzlichem Gruße willkommen, sprach abermals über Verbesserungen, die in der Staatsverwaltung anzubringen seien, hob jedoch auch sehr bestimmt

Der Prinz-Regent am Todtenbette Alexander von Humboldt's.

hervor, daß er große Opfer, besonders zur Kräftigung des Heeres und der im Aufblühen begriffenen Marine, fordern müsse und seinen Weg überhaupt nur in den von ihm unverrückbar gezogenen Grenzen verfolgen könne. Ja, um den Landtag ganz und gar für seine Ansicht zu gewinnen, schloß er die Rede mit den schwungvollen Worten: „Auf Preußens Fahne steht: Königthum von Gottes Gnaden, Festhalten an Gesetz und Verfassung, Treue des Volks und des siegbewußten Heeres, Gerechtigkeit, Wahrheit, Vertrauen, Gottesfurcht. — Wohlan, meine Herren! Helfen Sie mir diese Fahne hochtragen. Wer ihr folgt, der folgt mir. Dann werden wir auf Preußens Gegenwart mit demselben Stolz, wie auf seine glorreiche Vergangenheit blicken können und auf spätere Geschlechter den altpreußischen Geist vererben, welcher in dem, wenn auch mit Wehmuth gemischten dennoch begeisterten einmüthigen Rufe seinen Ausdruck findet: Seine Majestät der König lebe hoch!“

Das Haus der Abgeordneten beantwortete die Thronrede mit einer Adresse, die von Liebe und Vertrauen zum Prinz-Regenten überströmte und namentlich, dessen Wunsch entsprechend, nicht bloß der zuversichtlichen Hoffnung auf „den fortschreitenden Ausbau der verfassungsmäßigen Institutionen" Ausdruck gab, sondern außerdem stark betonte, daß das Recht der Krone, in welchem das preußische Volk eine theure Bürgschaft seines eigenen Gedeihens und seiner eigenen Geltung unter den Völkern der Erde erkenne, unangetastet erhalten werden müsse. Diese Adresse war sogar einstimmig von dem Hause angenommen worden, und mit warmen Worten sprach deshalb der Prinz-Regent der Deputation, die ihm die Adresse überreichte, seine freudige Genugthuung darüber aus, daß ihn und die Vertreter des Landes ganz die gleichen Ansichten und Gefühle erfüllten.

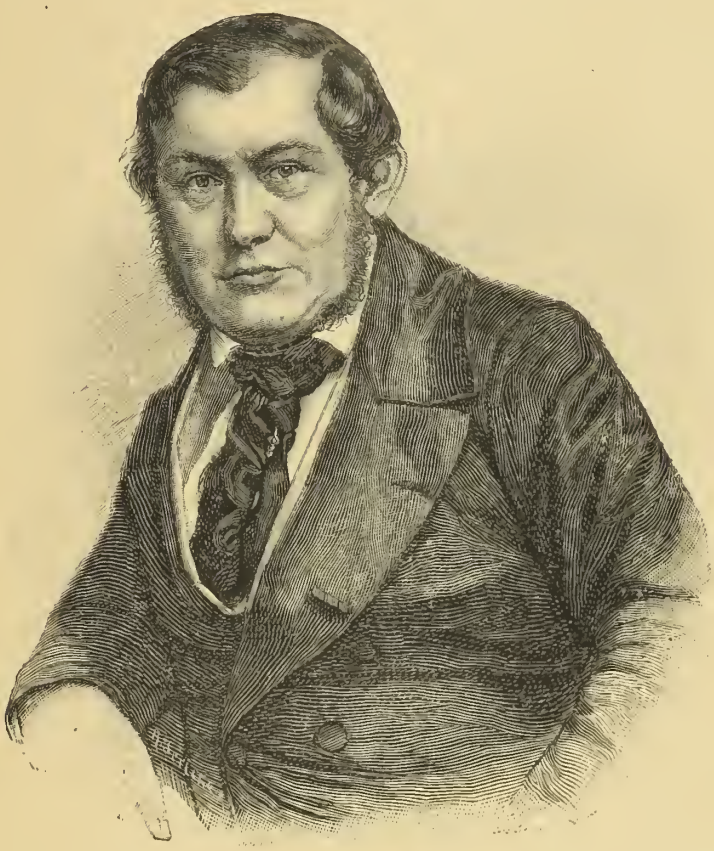
Die Verhandlungen des Landtags verliefen allerdings etwas weniger befriedigend, als nach diesem Anfang erwartet werden durfte. Theils rührte dies daher, daß die Minister der neuen Aera in der verhältnißmäßig kurzen Zeit, die sie im Amte waren, nur eine kaum hinreichende Zahl von Gesetzentwürfen hatten vorbereiten und zur Debatte stellen können, theils aber und noch hemmender machte sich geltend, daß die hochkonservative Mehrheit des Herrenhauses eine feindliche Stellung gegen die Regierung einzunehmen begann. In Wahrheit wurde jedoch das feste Vertrauen auf guten Fortgang der gemeinsamen Arbeiten hierdurch nicht ernstlich erschüttert. Wenigstens einige der vorgelegten Entwürfe erhielten Gesetzeskraft, und vor Allem erfreulich war, daß große Kredite, welche die Regierung zur Sicherung des Landes vor Kriegsgefahr von beiden Häusern des Landtags verlangte, anstandslos genehmigt wurden. Beim Schlusse der Sitzungen konnte der Prinz-Regent daher den „Herren" wie den „Abgeordneten" seinen wärmsten Dank für die wiederholt bewährte patriotische Gesinnung aussprechen.

Die frohe Stimmung, die sich bei diesem Gang der Dinge ringsum ungetrübt erhielt, führte bei jeder sich darbietenden Gelegenheit zu fast überschwänglichen Aeußerungen des Jubels über den edlen Regenten und seine trefflichen Minister. Als am 6. Mai der ruhmreichste Gelehrte jener Tage, Alexander von Humboldt, die Augen schloß und der Prinz, der schon dem Sterbenden zahlreiche Beweise rührender Theilnahme gegeben hatte, das einfache Schlafgemach aufsuchte, in dem Humboldt's Leiche auf dem Bette lag, schrieb der Berichterstatter einer Zeitschrift: „Vor dem schlichten Bettgestelle aus Fichtenholz neigte der Fürst demüthig sein Haupt, tief ergriffen von dem gewaltigen Eindrucke; das Herrscherthum brachte seinen Zoll dem Könige der Geister dar. Es war dies ein historischer Moment, die geschichtliche Anerkennung, daß Preußen jetzt wie immer im Schutze und in der Anerkennung der Wissenschaft seinen Beruf und seine Größe findet." Und als — im Sommer 1859 — der hochbetagte Flottwell das Ministerium des Innern abgab und zur Verwaltung desselben das parlamentarische Oberhaupt der neuen Aera, Graf Schwerin-Putzar, Präsident des Abgeordnetenhauses, berufen wurde, begeisterte sich ein anderer Schriftsteller zu dem Hymnus: „Es wird immer lichter im schönen Preußenlande. Glaubensfreiheit, Denkfreiheit, Redefreiheit wetteifern, durch ihre Strahlenkränze das Land zu erhellen und eine Glorie um das Haupt des Prinz-Regenten zu verbreiten. Preußen hat aufgehört, ein Polizeistaat zu sein. Recht und Gesetz, Wahrheit und Gesinnung, Charakter und Mannhaftigkeit dürfen schaffen, schützen, heben. Schmeichler, Heuchler, Aufpasser, Angeber suchen das Weite oder verkriechen sich in das durchbohrende Gefühl ihres eigenen Unwerthes."

Dieses innige Einvernehmen zwischen Fürst und Volk wurde aber sehr schnell auf eine außerordentlich harte Probe gestellt. Eine ernste auswärtige Verwickelung beeinflußte die Stimmungen, mit denen Regierende und Regierte an den Neuerungen im Innern des preußischen Staates Theil nahmen, in ganz verschiedener Weise und drohte daher dem Glück und Frieden der neuen Aera ein baldiges Ende.

Den Anlaß hierzu bot die Erhebung der Piemontesen und Franzosen gegen die Gewaltherrschaft, mit der Oesterreich einen Theil Italiens unterdrückte.

Dem Prinz-Regenten war genau bekannt, mit wie berechtigtem Groll das italienische Volk auf die Wiener Regierung blickte, ja wie viele Aehnlichkeit das Schicksal Italiens und Deutschlands, die Lage Piemonts und Preußens in ihrem gemeinsamen Gegensatz gegen den Kaiserstaat hatten. Im Sommer 1858 hatte ihn der große Führer der piemontesischen Politik, Graf Cavour, in Baden besucht und ihn für die Ziele seiner Politik so warm zu interessiren gewußt, daß es bald darauf in Berlin hieß, Cavour habe den Prinzen erobert. Cavour selber schrieb damals an befreundete italienische Staatsmänner: „Ich bin mit dem Prinzen von Preußen und seinen Diplomaten sehr zufrieden. Die sympathischen Mittheilungen von Seiten der Preußen haben mich aufs Angenehmste überrascht. Man nimmt allgemein an, daß Preußen seine moralische Niederlage von 1850, wodurch es fast allen Einfluß in Deutschland verloren hat, an Oesterreich zu rächen suchen wird. Es ist wirklich ein glücklicher Einfall von mir gewesen, nach Baden zu gehen. Das ist sogar besser gewesen, als wenn ich nach Berlin gegangen wäre."



Graf Schwerin-Putzar.

Gleichwohl fehlte sehr viel daran, daß der Prinz-Regent durch Cavour „erobert" worden wäre. Er beklagte wohl mit dem Piemontesen, daß Oesterreich sich nicht an der Regierung seines eigenen italienischen Gebietes, des schönen Lombardo-Venetien, genügen ließ, vielmehr durch Verträge mit benachbarten Souveränen den größten Theil der Halbinsel seinem Machtgebote mittelbar unterworfen hatte, aber von dem Wunsche nach völliger Verdrängung des Kaiserstaates aus Italien oder gar nach Bekämpfung desselben durch preußische Waffen war er trotzdem weit entfernt. Für seinen schlichten Patriotismus war und blieb Oesterreich, so lange es nicht geradezu feindlich gegen Preußen handelte, eine befreundete Macht, der man wegen alter Waffengenossenschaft und wegen der Zugehörigkeit zum deutschen Bunde, soweit irgend thunlich, bereitwillige Unterstützung schulde. Nur die Rücknahme von Maßregeln, durch welche Oesterreich sich Uebergriffe in eine fremde Machtsphäre erlaube, im vorliegenden Falle also die Aufhebung jener Verträge mit anderen italienischen Souveränen, sei zu wünschen und zu erstreben.

Indessen nicht auf Piemont und nicht einmal auf Oesterreich waren die Augen des Prinz-Regenten bei dieser Angelegenheit in erster Linie gerichtet, sondern auf das, die Ruhe Europas zumeist bedrohende Frankreich. Seit Jahren hatte Kaiser Napoleon III. der Frage nachgesonnen, ob es nicht zur Erhöhung seiner Macht dienen werde, wenn er den Italienern helfe, Oesterreichs mittelbare wie unmittelbare Herrschaft in der Halbinsel vollständig zu vernichten; und erst vor Kurzem hatte ihn das Orsinische Attentat, welches ihn, falls er nicht bald zur That schreite, wieder-

holte Mordanschläge fürchten ließ, zu der Ueberzeugung gebracht, daß er den oft in Aussicht gestellten Krieg im Bunde mit Piemont nunmehr beginnen müsse. Für Preußen schien das nichts Geringeres zu bedeuten, als daß, was jetzt südlich der Alpen anfangen sollte, demnächst nördlich derselben sein Ende finden werde. Denn schon während der Regierung Friedrich Wilhelms IV. hatte Kaiser Napoleon mehrfach zu verstehen gegeben, daß, wie Piemont in Italien, so Preußen in Deutschland gegen Oesterreich vorzugehen überreichlichen Anlaß habe und daß jeder der beiden Staaten hierbei sich ausgiebig vergrößern könne. Für Frankreich hoffte der Kaiser in dem Kriegswirrwarr, den er in solcher Weise schürte, glänzenden Lohn davonzutragen: nördlich der Alpen rechnete er auf die deutschen Gebiete des linken Rheinufers und, im Anschluß daran, auch auf das Königreich Belgien.

Als dann endlich das Ministerium der neuen Aera in Berlin ans Ruder kam, schien sowohl dem Grafen Cavour wie dem Kaiser Napoleon der Augenblick gekommen, um Preußen vollends für ihre Ansichten zu „erobern“. Der Erstere beauftragte den Marchese Pepoli, einen Verwandten des Fürsten von Hohenzollern, sich zu diesem zu begeben und ihm mitzutheilen, wie lebhaft die Turiner Regierung wünsche, mit Preußen in innigere Beziehungen zu treten — Beziehungen, die ja den Interessen beider Theile durchaus entsprächen. Piemont sei entschlossen, die Sache der italienischen Unabhängigkeit zu verfechten, welcher entgegen zu treten Preußen gewiß keinen Grund habe. Die preußische Regierung möchte deshalb, wenn sie nicht aktiv an den Feindseligkeiten gegen Oesterreich Theil nehmen wolle, wenigstens eine wohlwollende Neutralität beobachten. Die italienische Unabhängigkeit könne der Macht und dem Einflusse Preußens nur nützlich sein; denn Preußen werde so gut wie Piemont früher oder später für die Nationalitätsidee das Schwert ziehen müssen. „Olmütz“ und „Novara“ seien zwei schmerzliche Ereignisse derselben Geschichte, zwei Niederlagen desselben Prinzips. Der Krieg, welchen Piemont in Bälde gegen Oesterreich unternehmen werde, bilde den Ausgangspunkt für den Sieg der Nationalitätsidee. Die Freundschaft Italiens werde und müsse Preußen in jeder Weise zu gute kommen und dessen Hegemonie obsiegen lassen über die Hegemonie Oesterreichs in Deutschland.

Mit diesen Instruktionen reiste Marchese Pepoli zunächst nach Paris und erhielt dort weitere Aufträge nebst einer eigenhändigen, zur Uebergabe an die preußischen Staatsmänner bestimmten Aufzeichnung des Kaisers Napoleon. In der Letzteren hieß es, Oesterreich sei ein niedergehender Staat, repräsentire die Vergangenheit; Preußen dagegen sei aufstrebend, zukunftsreich und müsse die gute Gelegenheit, die sich ihm jetzt darbiete, zur Lösung seiner deutschen Aufgabe benützen. Gemeint war hiermit, daß Preußen, wenn es in Deutschland selbständig und in Folge davon feindlich gegen Oesterreich vorginge, den Franzosen und Piemontesen mindestens wohlwollende Neutralität würde gewähren müssen, vielleicht aber auch dazu kommen würde, ein Bündniß mit ihnen abzuschließen. Zwischen den Zeilen war überdies zu lesen, daß der Kaiser dem preußischen Staate zwar eine Vergrößerung in einem Theile seiner Machtsphäre, nämlich im rechtsrheinischen Norddeutschland gönne, hierfür aber seiner Zeit eine Schadloshaltung auf dem linken Rheinufer fordern werde.

Pepoli traf den Fürsten von Hohenzollern um Weihnachten 1858 in Düsseldorf und fand bei ihm eine ähnliche Aufnahme wie Cavour einige Monate zuvor beim Prinz-Regenten in Baden. Der Fürst gab seiner Sympathie für Piemont offenen Ausdruck, lehnte aber entschieden ab, die Aktionsfreiheit der preußischen Politik durch Uebernahme irgend welcher Verpflichtung gegen die verbündeten Frankosarden zu beschränken. Als Cavour hiervon hörte, brach er zwar, an seinen Hoffnungen auf Preußen festhaltend, in die Worte aus: „Was sich heute nicht abschließen läßt, wird vielleicht in Zukunft abgeschlossen. Preußen ist unvermeidlich engagirt für die nationale Idee. Die Allianz Preußens mit Piemont ist mit breiten Lettern eingeschrieben in das Buch der zukünftigen Geschichte.“ In der damaligen Lage war dies jedoch nur eine Art geschichtsphilosophischer

Betrachtung. Für Preußen war, und mit Recht, das Nächstentscheidende die Haltung des Kaisers Napoleon. Vor dem Versucher an der Seine mußte man auf der Hut sein. Bereitwilliges Eingehen auf seine Wünsche wäre moralischer Selbstmord gewesen. Nichts Anderes blieb hier übrig, als sich die Politik der freien Hand zu wahren und in dieser unabhängigen Stellung, wie der Prinz-Regent wünschte, mit vollem Nachdruck für die Aufrechthaltung des europäischen Rechtszustandes, bezüglich, wo derselbe schon durch Uebergriffe verletzt war, für seine Wiederherstellung Sorge zu tragen.

Die Absichten der Frankosarden, von denen bis dahin nur wenige Staatsmänner Kenntniß gewonnen hatten, wurden aller Welt offenbar, als Kaiser Napoleon bei der großen Neujahrsaudienz 1859 zu dem österreichischen Gesandten das geflügelte Wort sprach: „Zu meinem Bedauern sind die Beziehungen zwischen unsern Regierungen gespannt, dennoch aber ist meine Hochachtung für den Kaiser Franz Joseph unvermindert“ — ein Wort, dem wenige Tage später König Viktor Emanuel vor den sardinischen Kammern mit der Erklärung sekundirte, bei aller Achtung vor den Verträgen könne er doch nicht unempfindlich sein für den Schmerzensschrei Italiens. Oesterreich beantwortete die Drohungen, die unverhüllt in diesen Aeußerungen lagen, durch eifrige Kriegsrüstungen und sprach die Hoffnung aus, daß es in dem bevorstehenden Kampfe von seinen Bundesgenossen, den Deutschen, nicht im Stiche gelassen werde. Die Fürsten und Völker des deutschen Südens und zum Theil auch die des Nordens zeigten sich in der That sogleich bereit, für den Kaiserstaat in die Schranken zu treten, weil sie ganz und gar von der Meinung beherrscht waren, daß der Streit, der am Po beginne, zuverlässig seine Fortsetzung am Rheine finden werde. Sie wollten deshalb lieber ohne Zaudern losschlagen, als abwarten, bis Oesterreich besiegt sei und dann an sie selber die Reihe komme, von den Franzosen vergewaltigt zu werden. Der Prinz-Regent verschloß sich dieser Erörterung keineswegs, bewahrte jedoch inmitten des Kriegsgeschreis, das ihn umbrauste, seine volle staatsmännische Ruhe und wog die Friedens- und Kriegschancen sammt den Pflichten, die Preußen zu erfüllen habe, sorgfältig gegen einander ab.

Graf Cavour.

Napoleon, so schrieb er am 2. Februar 1859 an Prinz Albert, wolle seit Langem einen Haupt-Coup in Italien vollführen. Augenblicklich scheine ihn hierzu freilich nur zu drängen das Dilemma: la guerre ou le poignard. Denn die Furcht vor dem italienischen Dolche sei bei ihm leider eine fixe Idee geworden. Aber wenn dies auch durchaus kein hinreichendes Motiv zu einem schrecklichen Kriege sei, so werde der Kaiser seinen Plan doch nicht leicht aufgeben, zumal er die Meinung hege, daß ein Napoleonide die Traktate von 1815 zerreißen müsse, sobald sich eine Gelegenheit dazu biete. Dem gegenüber seien „Wachsamkeit und Verständigung“ unter den anderen Mächten dringend geboten. Vornehmlich müsse man darauf hinweisen, daß alle andern Staaten berufen seien, die Aufrechthaltung der Traktate zu gewährleisten. Wenn Frankreich dies bestimmt wisse, so werde es sich zehnmal besinnen, ehe es zum Kriege schreite. Nach der andern, d. h. der österreichischen Seite müsse dieselbe Sprache der Abmahnung von jedem provozirenden Schritte geschehen. „Wer unnütz provozirt, wird so leicht keine Alliirten finden,“ das sei seine, des Prinz-Regenten, stehende Phrase mit den auswärtigen Diplomaten in Berlin, denn das sei seine innigste Ueberzeugung.

Wenn es trotzdem zum Kriege komme, so sei übrigens neben Frankreich auch Sardinien für solches Unheil besonders verantwortlich zu machen. Als Schein oder Vorwand für den Krieg

in Italien diene zwar die Verschiedenheit der Regierungsformen der dortigen Gouvernements. Der wahre Grund aber — es ist höchst beachtenswerth, daß der den Italienern wohlgesinnte, vor Allem jedoch streng rechtliche Fürst dies so scharf hervorhob — sei Sardiniens Gelüste nach Vergrößerung. Solle irgend eine unbetheiligte Regierung hierzu die Hand bieten? Welches Völkerrecht lehre, daß man einem andern Staate den Krieg machen dürfe, weil er anders regiert werde, als man es wünsche? und wo liege die Nöthigung, die unbegründeten Vergrößerungsgelüste auf Kosten eines Andern zu unterstützen?

Preußen habe unter solchen Umständen zu erwägen, ob es nicht, sobald Frankreich den Italienern gegen Oesterreich helfe, als Bundesgenoß des Letztern auftreten müsse. Die öffentliche Meinung habe nicht so ganz Unrecht, daß der Rhein schon am Po vertheidigt werde und daher nach schweren Niederlagen Oesterreichs doppelt bedroht sei. Siege dagegen Oesterreich für sich allein, so steige sein Ansehen in der Welt und vor Allem in Deutschland so hoch, daß auch dies Preußen Schaden bringe. Er, der Prinz-Regent, wünsche nun zunächst Antwort auf die Frage, wie Preußen beim Kriegsausbruch sich verhalten solle.

Prinz Albert billigte und lobte Alles, was der Prinz-Regent in der schweren Krisis bisher gesagt und gethan hatte. „Du hast," so schrieb er, „Frankreich höflich gewarnt, Oesterreich desgleichen, keine provozirenden Schritte zu thun, und Preußens Politik auf den Boden der Verträge gestellt. England steht auf demselben Boden, und unsere Sprache ist buchstäblich dieselbe, unsere Vereinigung vollkommen." Der künftigen Haltung Preußens wünschte er dagegen „äußerste Moderation," d. h. eine geringere Bereitwilligkeit, Oesterreich zu helfen, als der ritterliche Prinz-Regent in Aussicht gestellt hatte. Auch nach seiner Ansicht lastete zwar die schwerste Verantwortung für das Blut, welches bald vergossen werden sollte, auf Frankreich; aber der österreichischen Regierung, die durch ihre verkehrte Politik Italien ins Elend geführt habe und vielleicht noch „die gröbsten Fehler" machen werde, wollte er deshalb noch keine Unterstützung zu Theil werden lassen. Es genüge vollkommen, wenn Preußen bei steigender Kriegsgefahr auf Ordnung und Herstellung des Bundesheeres dringe, seine eigene Armee mobilisire und die Festungen besetze. Den Kampf ohne Noth an den Rhein zu ziehen, verbiete die Klugheit um so mehr, als Preußen schon durch seine Rüstung Frankreich in Schach halten werde. Sollte Oesterreich trotzdem im Felde in den Nachtheil kommen, so werde dies bei der starken militärischen Stellung des Kaiserstaates schwerlich in eine allgemeine Niederlage ausarten; und Preußen und Deutschland würden, sollten sie es für politisch gerechtfertigt halten, immer noch Zeit haben, mit Vortheil an dem Kriege Theil zu nehmen, ehe Frankreich so mit den Oesterreichern fertig geworden wäre, daß es seine ganze Kraft auf Deutschland werfen könnte.

Diese Worte des Prinzen Albert enthielten einige beherzigenswerthe Mahnungen. Oesterreichs militärische Stellung war in der That stark genug, um eine Unterstützung desselben wenigstens nicht dringlich erscheinen zu lassen, und daneben hatten alle unbetheiligten Mächte, besonders aber Preußen ernsten Anlaß, vor „Fehlern" Oesterreichs auf der Hut zu sein. Hier kam nicht bloß in Betracht, daß Oesterreich an jener Vergewaltigung fast ganz Italiens, die zwar nicht formell rechtswidrig, für billig Denkende jedoch höchst anstößig war, in vollem Trotze festhielt, vielmehr ließ die Wiener Regierung auch allmählich merken, daß sie, aus Haß gegen die Frankosarden, ihrerseits provozirend und offensiv vorzugehen heißes Verlangen trug. Ihre letzte, zunächst noch tief geheim gehaltene Absicht ging dahin, sowohl in Sardinien wie in Frankreich eine große Staatsumwälzung hervorzurufen. Das Erstere sollte zum Verzicht auf seine liberale und nationale Politik gezwungen und hierdurch für alle Zeit „unschädlich" gemacht werden; in dem Andern hoffte man sogar die bonapartistische Partei niederwerfen, die Legitimisten kräftigen, Kaiser Napoleon verjagen und den Freund aller Klerikalen und Hochkonservativen in Europa, den Grafen von Chambord, als König Heinrich V. auf den Thron bringen zu können. Für so ungeheure Dinge, für solchen

Kreuzzug gegen die demokratischen Tendenzen des Zeitalters reichte die Kraft der Oesterreicher natürlich nicht aus: ohne starke Bundesgenossen war an den Umsturz der sardinischen Verfassung, an die Vernichtung des französischen Kaiserreichs nicht zu denken. Um so eifriger aber strebte die Hofburg darnach, die deutschen Mächte und vor Allem Preußen zu williger Hülfsleistung zu bewegen. Wenn dies glückte, wenn Preußen sich zu einem Feldzuge mißbrauchen ließ, welcher der ärgsten Reaktion dienen sollte, dann durfte die Wiener Regierung sich sogar der Hoffnung hingeben, daß die „neue Aera" bald ein Ende nehmen, die Partei der Hochkonservativen in Berlin wieder ans Ruder gelangen und der Hohenzollernstaat sich durch solche Abkehr von seiner aussichtsreichen Nationalpolitik selber „unschädlich" machen werde.

Dem Prinz-Regenten waren die schlimmen Gedanken der österreichischen Staatsmänner natürlich größtentheils unbekannt. Aber die Mahnung des Prinzen Albert, den Krieg nicht ohne Noth an den Rhein zu ziehen, traf immerhin schon zusammen mit dem dreisten Versuch der Wiener Regierung, die deutschen Bundesstaaten, deren Mehrzahl ihr ja ohnehin treu ergeben war, zu provozirenden Rüstungen und in Folge davon auch zu gemeinsamem Angriff auf Frankreich zu drängen. Preußen sollte hierbei durch kriegerische Bundesbeschlüsse mit fortgerissen und schlechthin gezwungen werden, der Präsidialmacht des Bundes gehorsame Heeresfolge zu leisten. Nimmermehr durfte der Prinz-Regent sich dies bieten lassen. Trotz aller Theilnahme, die er bisher für Oesterreich gehegt, ließ er sofort die Erklärung abgeben, daß Preußen höhere Verpflichtungen, als von der Bundesverfassung vorgezeichnet seien, nicht ohne Weiteres übernehmen werde und sich überdies seine vollste Selbständigkeit als europäische Großmacht wahren müsse. Die kleineren Bundesstaaten wagten hierauf nicht mehr, den Krieg mit Frankreich zu fordern und fügten sich um so leichter in geduldiges Warten, als das Ministerium der neuen Aera die beruhigende Mittheilung machte, daß es zunächst und vor Allem darnach strebe, den europäischen Verträgen die ihnen gebührende Achtung, dem Bestehenden seine Geltung und somit dem Welttheil den Frieden zu bewahren, außerdem aber auch fest im Auge behalte, daß Preußen überall, wo es die Aufrechterhaltung des Rechtes, der Ehre und der Unabhängigkeit des deutschen Vaterlandes gelte nicht einen Augenblick anstehen werde, für diese höchsten Güter das Gewicht seiner gesammten Kraft in die Wagschale zu legen.

Prinz Albert, Gemahl der Königin Victoria von England.

Diese Verhandlungen füllten den Februar und März 1859. Die redlichen Bemühungen des Prinz-Regenten, die Krisis friedlich zu lösen, schlugen begreiflicher Weise fehl, weil Frankosarden wie Oesterreicher im letzten Grunde nur nach Kampf verlangten. Als der Kriegsausbruch schon so gut wie unvermeidlich geworden war, machte die Wiener Regierung einen neuen Anlauf, sich

die deutsche Waffenhülfe zu sichern. Diesmal unternahm sie freilich nicht mehr, Preußen durch den Bund in den Krieg zu reißen, dafür aber schickte sie — Mitte April — den durch seine hohe Geburt wie durch seine militärische Begabung gleich ausgezeichneten Erzherzog Albrecht nach Berlin, um durch diesen hervorragenden Mann den Prinz-Regenten und mit ihm alle Deutschen für ihre Absichten zu gewinnen. Der Erzherzog schlug vor als Hauptkriegsschauplatz nicht die Lombardei, sondern das Rheinland ins Auge zu fassen und deshalb ein großes preußisches Heer am Niederrhein, ein österreichisches Heer von nicht weniger als 250,000 Mann am Oberrhein aufzustellen und die Kontingente der übrigen Bundesstaaten diesen beiden Heeren anzuschließen. Hiergegen war leicht einzuwenden, daß Oesterreich unter allen Umständen am Po sehr stark beschäftigt werden und somit schwerlich 250,000 Mann für den Oberrhein übrig behalten würde. Die Hauptlast des Kampfes würde dann auf Preußen fallen und ohne hinreichende Nöthigung wäre Deutschland zum Schauplatz des Krieges gemacht. Trotzdem aber hätte der Prinz-Regent ohne Zweifel dem Erzherzog gute Aussichten für die Vereinigung der beiderseitigen Streitkräfte eröffnet, wenn ihm nur einige Sicherheit geboten wäre, daß dieselbe nicht zu rücksichtsloser Offensive und zur Knechtung Sardiniens und Frankreichs mißbraucht werden sollte. Erzherzog Albrecht äußerte sich allerdings sehr gemäßigt und friedlich, seine eigene Regierung strafte ihn jedoch in ärgster Weise Lügen, indem sie gleichzeitig ein Ultimatum vorbereitete, durch welches sie Sardinien wie Frankreich zu schnellem Beginn des von ihr selber immer leidenschaftlicher gewünschten Krieges zu zwingen gedachte. Für den Prinz-Regenten blieb hiernach nichts Anderes übrig, als dem Erzherzog eine rundweg abschlägige Antwort zu ertheilen. Die Herrschsucht Oesterreichs durfte er ebenso wenig unterstützen als bisher schon die Intriguenpolitik Frankreichs. Seine Aufgabe war, beiden Parteien gegenüber die Politik der freien Hand, d. h. vollkommene Neutralität für so lange zu wahren, als nicht eigentlich deutsche Interessen irgendwie bedroht wurden. Dann erst konnte für ihn die Stunde zum Handeln kommen.

Erzherzog Albrecht von Oesterreich.

Neutral zu bleiben, wenn die Welt ringsum in kriegerischer Erregung bebt, ist aber für einen großen Staat oftmals weder eine leichte noch eine angenehme Sache. Für Preußen war es damals sogar sehr schwer, weil der Staat der Hohenzollern seit 1815 schon so oft neutral geblieben war und das einzige Mal, wo er ernstlich mit zu handeln versucht hatte, während der Revolutionsepoche von 1848—1850, schließlich nur eine tiefe Demüthigung erlebt hatte. In der Erinnerung an diese Vergangenheit lag ein starker, ja ein fast gefährlicher Anreiz, baldmöglichst zum Schwerte zu

greifen und allen Nachbarn in Ost und West den nachdrücklichsten Beweis zu liefern, daß man auf Preußens Fügsamkeit und neutrales Stillsitzen nicht länger rechnen dürfe. Die herrschende Stimmung aller Volksschichten war denn auch selbst der bestbegründeten Neutralität, der ruhig abwartenden Politik der freien Hand keineswegs günstig. Man sehnte sich nach Thaten, nach kühnen Thaten preußischer Schneidigkeit und deutscher Kraft, und wenn man dieselben, wie wenigstens die Einsichtigeren erkannten, verständiger Weise jetzt nicht an der Seite Oesterreichs oder Frankreichs vollbringen konnte, warum sollte man nicht die gute Gelegenheit benutzen, während diese Mächte am Po mit einander rangen und sich gegenseitig in Schach hielten, mit vollem Nachdruck für die Reform des deutschen Bundes, für die endliche Herstellung der zehn Jahre früher vergeblich versuchten Union Preußens mit den deutschen Mittel- und Kleinstaaten einzutreten? In der norddeutschen Presse erhoben sich gewichtige Stimmen für die Idee, daß Preußen sich jetzt der Führung Deutschlands bemächtigen müsse. Aus Süddeutschland erscholl das willkommene Echo, daß bei der großen Gefahr, in der das ganze Vaterland unleugbar sich befinde, Sicherheit nur durch rückhaltslose Uebertragung der diplomatischen und militärischen Leitung an Preußen gewährt werden könne. Selbst der Ruf nach einem deutschen Parlament wurde sofort wieder laut.

Es war jedoch nur ein patriotischer Traum, daß Preußen in diesem Augenblick zur Neukonstituirung Deutschlands schreiten könne. Denn ganz abgesehen davon, daß der Prinz-Regent viel zu gewissenhaft dachte, um die Wehrlosigkeit des im fernen Süden vollauf beschäftigten Oesterreich zu Gunsten Preußens hastig auszubeuten, so lag auch die Gefahr allzunahe, daß die Regierungen von Wien und Paris, sobald die Lösung der deutschen Frage in Angriff genommen wurde, ihre vergleichsweise untergeordneten italienischen Händel durch irgend ein Kompromiß schlichten und mit vereinten Kräften die Berliner Politik zu durchkreuzen versuchen würden. Den beiden Kaiserreichen gleichzeitig mit Erfolg zu widerstehen, durfte man um so weniger hoffen, als überdies Rußland, wie Prinz Albert dem Prinz-Regenten mitgetheilt hatte, durchaus nicht wünschte, daß Preußen diesmal auf seine Unionspolitik zurückkomme. Der Petersburger Hof war den Oesterreichern bitter feindlich gesinnt und hegte die Hoffnung, daß dieselben von den Frankosarden gründlich geschlagen würden. Wenn die Berliner Politik die Erfüllung dieser Hoffnung verhinderte, so drohte der Czar ebenfalls feindlich gegen Preußen zu handeln, und nichts war daher gewisser, als daß die augenblickliche Lage zur Lösung der deutschen Frage so ungeeignet wie möglich erschien.

Das gänzliche Stillsitzen fiel dem tapfern Prinz-Regenten gleichwohl sehr schwer, und er entschloß sich deshalb, sein Heer zu rüsten, dieselbe Maßregel bei den Bundesstaaten zu beantragen und der Politik der freien Hand durch diese Bewaffnung ganz Deutschlands eine feste Stütze zu geben. Als der Krieg Ende April ausbrach, befahl er zunächst die Marschbereitschaft von drei Armeekorps, bald darauf, Anfang Mai, die Marschbereitschaft sämmtlicher neun Korps des preußischen Heeres und Mitte Juni die vollständige Mobilisirung von sechs Armeekorps. Für die Bundestruppen forderte er in denselben Zeiten Marschbereitschaft und allgemeine Mobilisirung. Die gewaltigen Kriegerschaaren, über welche hiernach Deutschlands Fürsten geboten, sollten im Westen des Vaterlandes zu mehreren Armeen vereinigt werden, alle Preußen und die norddeutschen Bundesgenossen am Nieder- und Mittelrhein unter preußischem Kommando, die Süddeutschen am Oberrhein unter bayrischem Kommando. Den Oberbefehl der ganzen Bewaffnung behielt jedoch der Prinz-Regent, weil er weitaus die größte Truppenzahl stellte, sich selber vor.

Als Hauptzweck dieser großen Rüstung bezeichnete das Ministerium der neuen Aera, außer der selbstverständlichen Sorge für volle Sicherung Deutschlands, die baldmöglichste Wiederherstellung des Friedens auf Grundlagen, welche mit den Bürgschaften der Gerechtigkeit diejenigen der Dauer in sich vereinigen sollten. Der Prinz-Regent drückte dies in einer Ansprache an den Landtag mit den energischen Worten aus: „Preußen ist entschlossen, die Grundlagen des europäischen

Das 8. Jägerbataillon an der Grenze bei Saarbrücken 1859

Rechtszustandes, das Gleichgewicht Europas zu wahren. Es ist sein Recht und seine Pflicht, für die Sicherheit, den Schutz und die nationalen Interessen Deutschlands einzustehen. Die Obhut dieser Güter wird es nicht aus seiner Hand geben".

Mit diesen Worten war den Zeitgenossen nichts Geringeres verkündigt, als daß Preußen, weil ja Kaiser Napoleons gesammte Politik die nationalen Interessen Deutschlands bedrohte und weil Lombardo-Venetien nach den „Grundlagen des europäischen Rechtszustandes" zu Oesterreich gehörte, willig und bereit sei, dies schöne Land der Wiener Regierung zu erhalten. Als einzige Bedingung war hieran geknüpft, daß „Bürgschaften der Dauer," d. h. weiser Abgrenzung der Grundlagen des europäischen Rechtszustandes gegeben würden, was nur den Verzicht Oesterreichs auf die Gewaltherrschaft im übrigen Italien, jenseits der Grenzen seines eigenen Gebietes bedeutete.

Nachdem das preußische Heer mobilisirt war, das österreichische dagegen bei Montebello und Magenta schwere Niederlagen erlitten hatte, richtete der Prinz-Regent überdies die Aufforderung an England und Rußland, man möge gemeinsam mit ihm zwischen den Streitenden vermitteln. Wiederholt sprach er dabei den Wunsch aus, daß der Territorialbestand ringsum nach den Verträgen von 1815 aufrecht erhalten und die Bevölkerung Italiens durch liberale Reformen hiermit ausgesöhnt werden möge. Aber weder in England noch in Rußland war man geneigt, eine den Oesterreichern so überaus günstige Vermittelung zu übernehmen, und so drängte sich dem Prinz-Regenten, als natürliche Folge seiner bisherigen Worte und Thaten, die Nothwendigkeit auf, ganz allein die kriegführenden Parteien nachdrücklich zum Frieden zu mahnen, bezüglich wenn nur eine derselben seine Bedingungen annähme, mit dieser sich zur Bekämpfung der andern Partei zu vereinigen. Daß die Frankosarden ganz Lombardo-Venetien, welches sie schon zur Hälfte erobert hatten, gutwillig wieder räumen würden, daran war kaum zu denken: eher durfte man erwarten, die Oesterreicher würden, durch ihre Niederlagen belehrt, die starke Hülfe Deutschlands sehr gern mit geringen

Zugeständnissen erkaufen. Wurde ihnen doch nur zugemuthet, den thörichten Plan einer Vergewaltigung Sardiniens und Frankreichs in klerikal-konservativem Sinne fallen zu lassen und jene Verträge mit anderen italienischen Staaten, welche bisher die Hauptgrundlage ihrer drückenden Uebermacht in der schönen Halbinsel gebildet hatten, endlich aufzugeben. Um in dieser Richtung auf Oesterreich zu wirken, schickte der Prinz-Regent schon im Mai den General von Willisen nach Wien, und obgleich derselbe noch keinen Erfolg erreichte, so schien doch die Stunde für den Abschluß der preußisch-österreichischen Allianz immer näher heranzurücken. Bei Solferino erfochten die Frankosarden am 24. Juni abermals einen großen Sieg; die Oesterreicher bedurften zur Fortsetzung des Krieges preußische Unterstützung dringender als je zuvor: der Fürst von Windischgrätz erschien als außerordentlicher Gesandter in Berlin, stellte der preußischen Regierung in lebhafter Weise vor, es sei die höchste Zeit, den Kampf am Rhein zu beginnen, und fand bei derselben auch so deutlich ausgesprochene Thatenlust, daß er seinen Auftraggeber, Kaiser Franz Joseph, eilends ermahnte, ja in Rechnung zu ziehen, „daß die Dinge in Preußen günstig stünden".

Aber der Trotz und die Herrschsucht der Oesterreicher blieben dennoch unverändert. Nicht durch den Verzicht auf die schlimmen, von der öffentlichen Meinung fast ganz Europas verurtheilten Verträge mit den andern italienischen Staaten sollte Preußen zur Theilnahme am Kriege gewonnen werden; vielmehr wurde dasselbe auch jetzt noch aufgefordert, schlechthin bedingungslose Heeresfolge zu leisten. Ja, während Windischgrätz für ein so unerhörtes Begehren in Berlin Stimmung zu machen suchte, kam von Frankfurt die Kunde, daß die Wiener Regierung am Bundestage beantragt habe, den Rheinkrieg streng in den Formen der Bundeskriegsverfassung zu führen, d. h. die deutschen Heere nicht unter das selbständige Kommando des Prinz-Regenten zu stellen, sondern die ganze militärische und diplomatische Leitung dem Bunde vorzubehalten, den Prinz-Regenten nur zum „Bundesoberfeldherrn" zu ernennen und ihn damit von dem Willen der Einzelstaaten und besonders Oesterreichs abhängig zu machen.

Wieder also, wie im Anfang der ganzen Verwickelung, sah sich Preußen in der peinlichen Lage, von Herzen gern wider den allgemeinen Friedensstörer, den Kaiser Napoleon, das Schwert ziehen zu wollen, wegen der Hoffahrt der Oesterreicher jedoch den Kampf eigentlich nicht beginnen zu können. Im Sommer 1859 war Preußens Stellung überdies noch beklommener als im Anfang des Jahres. Der tapfere Prinz-Regent hatte große Rüstungen angeordnet und energische Worte gesprochen. Zur That zu schreiten, erschien hiernach fast unvermeidlich, und so lag die Gefahr ungemein nahe, daß man zwar endlich mit Frankreich schlagen, aber nur den Oesterreichern zu Gefallen in die Bresche treten und vielmehr deren Geschäfte führen als Deutschlands Heil befördern werde.

Der geistvollste Diplomat Preußens, Freiherr Otto von Bismarck-Schönhausen, damals Gesandter in Petersburg, fühlte sich hierdurch tief beunruhigt. „Unsere Politik," so sagte er, „finde ich bis jetzt korrekt, aber ich blicke doch mit Sorge in die Zukunft; wir haben zu früh und zu stark gerüstet, und die schwere Last, die wir uns aufgebürdet, zieht uns in die schiefe Ebene hinab. Man wird zuletzt losschlagen, um die Landwehr zu beschäftigen, weil man sich genirt, sie einfach wieder nach Hause zu schicken. Wir werden dann nicht einmal Oesterreichs Reserve, sondern wir opfern uns geraden Weges für Oesterreich, wir nehmen ihm den Krieg ab. Mit dem ersten Schuß am Rhein wird der deutsche Krieg die Hauptsache, weil er Paris bedroht; Oesterreich bekommt Luft und wird seine Freiheit benutzen, uns das Maß und die Richtung unserer Erfolge so zuzuschneiden, wie es dem spezifisch österreichischen Interesse entspricht. Daß wir eine sehr glänzende Siegerrolle spielen, wird es gewiß nicht zugeben."

Indessen der Erfolg gab schließlich doch der kühn vorandrängenden Politik des Prinz-Regenten vollkommen Recht. Kaiser Napoleon hatte zwar ein paar Siege erfochten, aber es war ihm dies

nur mit Aufbietung aller Kräfte und Dank der argen Unfähigkeit der österreichischen Generale möglich geworden. Ganz Italien, wie er den Sardiniern feierlich zugesagt hatte, vom Joche der Fremdherrschaft zu befreien, war für ihn noch eine so ungeheure Aufgabe, daß er sie höchstens dann glücklich lösen konnte, wenn seine Mittel inzwischen von keiner andern Seite in Anspruch genommen wurden. Die Rüstungen Preußens ängstigten ihn deshalb in tiefster Seele. Ein Rheinkrieg erforderte sein ganzes Heer, und wenn er seine Truppen kopfüber aus Italien zurückzog, so gab er nicht bloß den Oesterreichern bequeme Gelegenheit, ihre Niederlagen in stolze Triumphe umzuwandeln, sondern es blieb auch noch zweifelhaft, ob die Aufstellung einer hinreichend starken Grenzwehr im Nordosten Frankreichs zeitig genug gelingen werde.

In dieser tödtlichen Bedrängniß griff er nach dem einzigen Ausweg, der ihm übrig blieb und dessen Vorhandensein seiner Schlauheit nicht entgangen war. Das hochmüthige Drängen der Oesterreicher in Berlin und Frankfurt hatte ihm den Beweis geliefert, daß die Wiener Hofburg die deutschen Bundesstaaten noch immer wie Vasallenländer zu behandeln und somit auch jede freie und große Politik Preußens eifrig zu verhindern wünschte. Die alte Feindschaft Oesterreichs gegen den Staat der Hohenzollern war hierin zu so deutlichem Ausdruck gekommen, daß die Schlußfolgerung nicht zu kühn erschien, Kaiser Franz Joseph werde lieber von den Franzosen durch ein kleines Zugeständniß den Frieden in Italien erkaufen, als die Gefahr laufen, daß Preußen in einem Rheinkriege glänzende Siege erfechte und dadurch seine deutsche Machtstellung verstärke. Aeußerungen der englischen und russischen Minister, die solchen Friedensschluß, nur mit ziemlich großen Zugeständnissen Oesterreichs, rundweg billigten, boten Napoleon überdies die Handhabe, dem Kaiser Franz Joseph vorzuspiegeln, daß die neutralen Mächte insgesammt, also mit Einschluß Preußens, dem Donaustaate viel schmerzlichere Opfer aufzulegen beabsichtigten, als er, der redliche Beherrscher Frankreichs. Franz Joseph ging in die ihm gestellte Falle und schloß nach sehr kurzen Verhandlungen mit Napoleon am 11. Juli in Villafranca den Präliminarfrieden, in welchem Oesterreich nur den Haupttheil der Lombardei an Frankreich und mittelbar an Sardinien abtrat.

Für Preußen hatte dieser Frieden eine peinliche Seite. Die hastige Abtretung der Lombardei war an sich schon ein Staunen und Schmerz erregender Beweis für die Fortdauer der leidenschaftlichsten Eifersucht Oesterreichs auf Preußen. Dazu kam aber noch, daß es Napoleon gelungen war, der Politik des Prinz-Regenten mit ein paar listigen Worten den Schandfleck der Doppelzüngigkeit anzuhängen. Franz Joseph, irre geführt durch das trügerische Spiel, welches der Franzosenkaiser mit ihm getrieben, betrachtete die wiederholten und an so leicht zu erfüllende Bedingungen geknüpften Hülfsanerbietungen, die ihm von Seiten Preußens geworden, als nicht geschehen und verkündigte nach dem Friedensschluß seinem Heer und seinen Völkern, er sei zwar, auf die natürlichen Bundesgenossen Oesterreichs zählend, in den Kampf für die Heiligkeit der Verträge gegangen und habe hierbei auch warme Theilnahme im größten Theile Deutschlands gefunden, aber trotzdem hätten sich seine ältesten und natürlichsten Bundesgenossen (die Preußen) hartnäckig der Erkenntniß verschlossen, welche hohe Bedeutung die große Frage des Tages in sich trug. Ohne Bundesgenossen habe er daher den ungünstigen Verhältnissen der Politik weichen müssen.

Indessen in jeder anderen Beziehung war der Friede von Villafranca erfreulich, ja ein wahrer Triumph für Preußen. Der Prinz-Regent hatte gewünscht, daß das Gleichgewicht Europas erhalten werde, und jetzt war Oesterreich nur wenig geschwächt, Frankreich kaum gestärkt und zwischen Beiden dem zur Selbständigkeit aufstrebenden Sardinien Luft gemacht. Sodann war der Umsturzpolitik Kaiser Napoleons gründlich Halt geboten, gründlicher sogar, als man damals ahnen konnte, weil die tief greifenden Folgen des ängstlichen Zurückweichens der Franzosen vor dem Rheinkriege erst allmählich an den Tag kommen sollten. Napoleon selber gestand offen ein, daß er nicht „kühn“ genug gewesen war, ohne ebenbürtige Bundesgenossen dem bewaffneten Europa, d. h. beiden deutschen

Großmächten entgegen zu treten, und daß er nur deshalb die Erfolge, die sein Heer errungen, wieder in Frage zu stellen vermieden habe.

Die Leistungsfähigkeit, welche sowohl die Franzosen wie die Oesterreicher im Kriege gezeigt hatten, war überdies nur eine mäßig große. Beide Mächte hatten die Mobilisirung ihrer Truppen erst nach Verlauf einiger Monate und zum Theil sogar unter argem Wirrwarr zu vollenden vermocht. Der österreichische Soldat war tapfer, wie immer, in die Schlacht gegangen, hatte aber sein Blut vergebens verspritzt, weil seine militärische Abrichtung eine ganz veraltete und die Führung fast durchweg unerhört kopflos gewesen war. Von den Franzosen, Offizieren und Gemeinen, durfte man rühmen, daß sie zahlreiche Verbesserungen des Heerwesens sich zu eigen gemacht und im Kampfe mit vieler Gewandtheit verwerthet hatten; ihre Siege verdankten sie gleichwohl mehr den groben Fehlern der Oesterreicher als den eigenen, nicht so überaus bedeutenden Vorzügen; namentlich war unter ihnen kein Heerführer von irgend hervorragendem Genie bemerkbar geworden.

Der Prinz-Regent bei dem Festmahle im Gürzenich-Saale zu Köln.

Dem Prinz-Regenten und seinen Generalen gereichten diese Wahrnehmungen zu großer Befriedigung. Der preußische Staat zählte zwar nur ungefähr halb so viele Einwohner als Oesterreich oder Frankreich, und nur die älteren Offiziere Preußens kannten, weil Deutschland lange Friedensjahre genossen hatte, den Krieg aus eigener Erfahrung, aber trotzdem durfte der Prinz-Regent

nunmehr einem etwaigen Zerwürfniß mit der Wiener oder der Pariser Regierung ziemlich beruhigt entgegensehen. Die alte Waffenkraft Preußens gewährte der Heimath unter allen Umständen einen hohen Grad von Sicherheit, und wenn es noch rechtzeitig glückte, die Verbesserungen der Heeresorganisation, die der Prinz längst geplant hatte, in allen Theilen durchzuführen, so schien es nicht zu kühn, auch der frohen Hoffnung auf entscheidende Siege über die mächtigen, jedoch schlechter gerüsteten Gegner sich hinzugeben.

Die verhältnißmäßig günstige Lage, in welcher Preußen aus dem Sommer in den Herbst 1859 hinübertrat, zeigte sich am deutlichsten in den Beweisen von Liebe und Vertrauen, welche die eigenen Unterthanen wie zahlreiche andere Deutsche dem Prinz-Regenten unaufhörlich darbrachten. Man pries seine mannhaft patriotische Haltung, man rühmte sein einsichtiges Bemühen um die Hebung der Volkswohlfahrt und man sprach immer entschiedener die Erwartung aus, daß dieser Fürst ganz Deutschland zu neuem Glücke führen werde. Besonders charakteristischen Ausdruck fand die gehobene Stimmung, in der Leute jeden Standes von dem Prinz-Regenten redeten, bei der feierlichen Einweihung der festen Rheinbrücke bei Köln, der ersten stehenden Rheinbrücke, am 3. Oktober 1859. Die große, im herrlichsten Schmucke prangende Stadt war von Besuchern überfüllt: lauter Jubel begleitete den Prinzen, der selber zur Einweihung herbeigekommen war, auf Schritt und Tritt: die Festredner, Präsident von Wittgenstein und Oberbürgermeister Stupp, begnügten sich nicht, die hohe Bedeutung der Brücke für die Belebung des Verkehrs hervorzuheben, sondern wiesen vor Allem auf ihren politischen Wert hin, auf den Beweis, den sie liefere, daß „der schönste Strom Europas nicht an der Grenze, sondern mitten im warmen Herzen von Deutschland fließe," und auf den Weg, den sie eröffnet habe „zur Befriedigung des im deutschen Volke immer höher steigenden Verlangens nach inniger Vereinigung zu einem mächtigen nationalen Ganzen". Die Befriedigung dieses Verlangens wurde natürlich von dem Prinz-Regenten erwartet, weil ja, wie einer der Redner hinzufügte, unter den Anwesenden Niemand sei, „dem nicht das Herz in Stolz und Freude erglühte, unter den Augen des hochherzigen Fürsten, in dessen Hände die Geschicke Preußens gelegt sind, ein Fest zu begehen, das in mehr als einer Beziehung für Preußen und ganz Deutschland von so hoher Wichtigkeit ist". Endlich kündeten auch Dichterworte zugleich von der Begeisterung für den Prinz-Regenten wie von den Zukunftshoffnungen, von denen alle Welt erfüllt war. Denn ein in weiten Kreisen verbreitetes Flugblatt jubilirte:

Heil, Heil Dir, Prinz-Regent!
Heil Deinem Regiment!
Segne es Gott!
Du wahrst Dein Volk im Recht,
Strafest den feilen Knecht
Der uns verdreht das Recht,
Mit Deinem Zorn.

Und kommt dann einst die Zeit
Für Deutschlands Einigkeit,
Wir stehn zu Dir
Hebst Du's Panier empor,
Dein Volk ruft froh im Chor:
Hoch lebe Deutschland, hoch.
Für alle Zeit!

Zähl' auf Dein Volk so treu!
Wie auch die Zukunft sei,
Wir lieben Dich.
Geben gern unser Blut,
Schützen mit Preußenmuth
Dich und Dein hohes Haus,
Wo es nur gilt.

Der Prinz-Regent ließ sich durch diese Huldigungen anregen, den Worten, die er beim Festdiner jenes Tages, im Gürzenichsaale zu Köln, sprach, ebenfalls eine politische Färbung zu geben. Er erwähnte, wie schwer die Aufgabe sei, in ereignißreicher Zeit als Regent an Stelle des erkrankten königlichen Bruders zu walten. Er habe das Heer einberufen müssen, aber er dürfe

die Bereitwilligkeit anerkennen, mit welcher das Volk alle ihm auferlegten Lasten getragen habe. Das bewaffnete Preußen habe in der Welt volle Geltung, und da der Lorbeer des Friedens mit dem Lorbeer des Heeres sich vereinige, so dürfe man vertrauen, daß Preußen seine Stellung in der Welt behaupten werde. Er hoffe auf eine gedeihliche, friedliche Entwickelung des Vaterlandes und er wünsche, daß die neue Brücke, die durch mächtige Geister und kräftige Hände geschaffene Verbindung der Ufer des gewaltigen Rheinstroms, segensreich sein möge für Köln, für die Rheinprovinz, ja für das ganze Land und alle Stämme, sie mögen heißen, wie sie wollen.

Diese Worte fanden außerhalb Preußens ihr stärkstes Echo in den Aussprüchen des sogenannten deutschen Nationalvereins. Die Gründung desselben war im Spätsommer 1859 erfolgt, als patriotische Männer aus Nord- und Süddeutschland zusammengetreten waren, um gemeinsam die Gefahren des Vaterlandes zu berathen und Maßregeln zu deren Abwehr vorzubereiten. Man hatte die Errichtung einer starken Centralgewalt und die Berufung eines deutschen Parlaments für dringlich erklärt und den Beschluß gefaßt, auf die Reform des deutschen Bundes durch die nachdrückliche Agitation, die ein großer Verein entwickeln könne, aller Orten hinzuwirken. Die Regierungen der meisten Mittel- und Kleinstaaten erschraken freilich vor der Tendenz des Vereins, stellten seiner Ausbreitung Hindernisse in den Weg oder verboten ihn auch ganz und gar in ihren Gebieten; trotzdem aber gewann er durch die Gunst, die ihm Herzog Ernst von Sachsen-Koburg zuwendete, eine sichere Zufluchtsstätte und begeisterte unter der Führung Rudolf's von Bennigsen, des trefflichen Führers der hannöverischen Liberalen, Tausende von Männern für seine Ziele. Inhaber der neuen Centralgewalt sollte natürlich, obgleich dies noch nicht offen erklärt war, der Prinz-Regent werden: die Machtstellung, die ihm hierbei zugedacht war, umfaßte vornehmlich die Leitung aller diplomatischen und militärischen Angelegenheiten in sämmtlichen außerösterreichischen Staaten Deutschlands. Wenn der Prinz sich hiermit einverstanden erklärte, dann konnte, wie man meinte, die Verjüngung Deutschlands nicht mehr lange auf sich warten lassen. Von Hoffnungen geschwellt, unterschätzte man die Widerstandskraft des deutschen Partikularismus sammt dem Neid der Habsburger und der Franzosen so sehr, daß kein Geringerer als Emanuel Geibel den Patrioten recht aus der Seele sprach, als er in jenen Tagen die schwungvollen Strophen dichtete:

Einst geschieht's, da wird die Schmach
Seines Volks der Herr zerbrechen;
Der auf Leipzigs Feldern sprach,
Wird im Donner wieder sprechen.

Dann, o Deutschland, sei getrost!
Dieses ist das erste Zeichen,
Wenn verbündet West und Ost
Wider Dich die Hand sich reichen.

Wenn verbündet Ost und West
Wider Dich zum Schwerte fassen.
Wisse, daß Dich Gott nicht läßt,
So Du Dich nicht selbst verlassen.

Deinen alten Bruderzwist
Wird das Wetter dann verzehren.
Thaten wird zu dieser Frist,
Helden Dir die Noth gebären

Bis Du wieder stark wie sonst,
Auf der Stirn der Herrschaft Zeichen,
Vor Europas Völkern thronst,
Eine Fürstin sonder Gleichen.

Schlage, schlage denn empor
Läutrungsglut des Weltenbrandes.
Steig als Phönix draus hervor
Kaiseraar des deutschen Landes.

Am Berliner Hofe konnte man mit diesen Bestrebungen im tiefsten Herzen nur innig sympathisiren. Sich offen zu ihnen zu bekennen, war gleichwohl keineswegs thunlich, weil sofort alle Feinde Preußens von Wien bis Paris, d. h. allzu übermächtige Gegner sich gegen dasselbe vereint haben würden. Der Minister Graf Schwerin erklärte deshalb der Stettiner Bürgerschaft, die den Prinz-Regenten in einer Adresse um Erwirkung einer allgemeinen Reform der Bundesverfassung ersucht hatte, die Regierung müsse sich auf das zur Zeit Mögliche und Erreichbare beschränken und sei auch der Zuversicht, einstweilen durch Förderung praktischer Interessen, Stärkung

der Wehrkraft und Sicherung der deutschen Rechtszustände, Deutschland mehr nützen zu können, als durch verfrühte Anträge auf Aenderung der Bundesverfassung; sie werde zur rechten Zeit die Wege zu finden wissen, auf denen die Interessen Deutschlands und Preußens sich mit den Geboten der Pflicht und Gewissenhaftigkeit vereinen.

Diese Erklärung setzte zwar einen starken Dämpfer auf den heißen Thatendrang der Patrioten, dafür aber bemühte sich der Prinz-Regent rastlos, klug und erfolgreich, Preußens auswärtige Beziehungen so zu regeln, daß er fortan mit größerer Sicherheit die Bahnen nationaler Politik befolgen konnte.

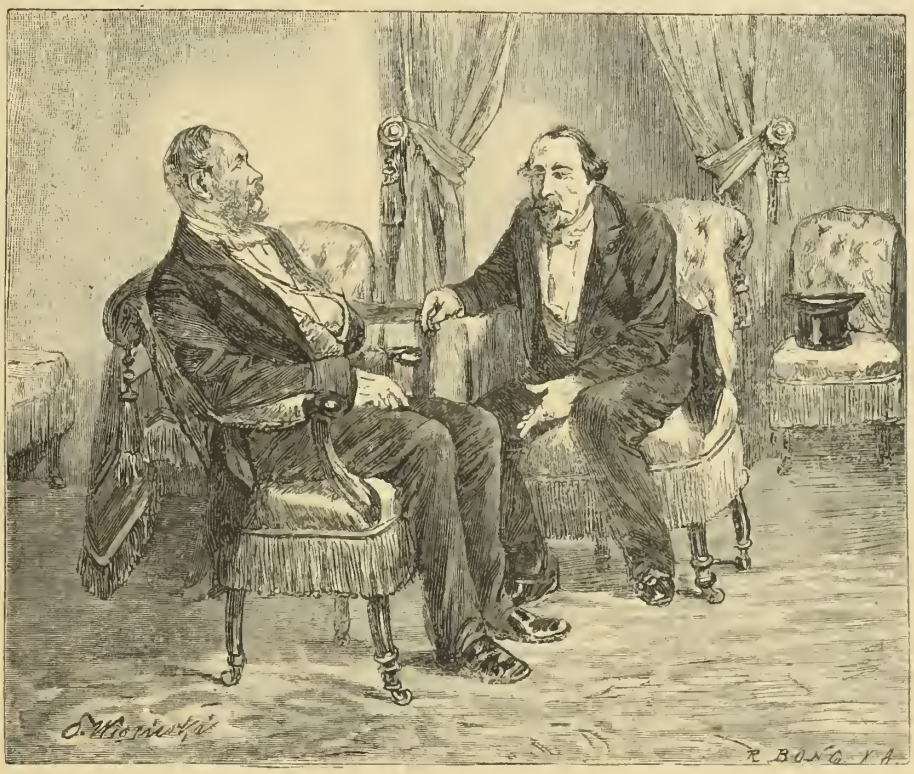
Mit Kaiser Alexander II. von Rußland verabredete er eine Zusammenkunft, die in Breslau am 23. Oktober 1859 stattfand. Die beiden innig befreundeten Herrscher erfreuten sich dort von Herzen des Wiedersehens, zeigten hierbei jedoch auch aller Welt, welch' treue Gesinnung sie für einander hegten. Die Begrüßungsworte und Umarmungen, die sie austauschten, die strahlenden Feste, mit denen der Prinz-Regent seinen hohen Gast ehrte, und die stürmischen Jubelrufe, welche die Breslauer Bürgerschaft den Herrschern spendete, bildeten einen untrüglichen Beweis für die volle Uebereinstimmung beider Fürsten in allen großen politischen Fragen wie für die Genugthuung, die man in Preußen hierüber empfand. Dem Aerger, den diese Scenen an den Höfen von Paris und Wien hervorriefen, glich die Genugthuung, die der Prinz-Regent über den gelungenen Verlauf der Zusammenkunft sichtbar zur Schau trug. „Der erlauchte Prinz war," wie ein Berichterstatter schrieb, „heiter und frohen Muths, ein echter preußischer Held vor dem Moment der Entscheidung. Er fühlte die Kraft und Gewißheit des Sieges in sich selbst."

Der Moment der Entscheidung schien damals sehr nahe bevorzustehen. In Italien war zwar der Krieg beendigt, aber die Revolution, die gleichzeitig in den italienischen Kleinstaaten begonnen, führte zur Vereinigung von Parma, Modena, Toskana und einem Theile des Kirchenstaates mit dem Königreich Sardinien. Kaiser Napoleon forderte darauf als Belohnung für die Hülfe, die er den Italienern gewährt hatte, die Abtretung von Savoyen und Nizza und erklärte, nachdem er seinen Willen durchgesetzt, daß hiermit wenigstens im Alpengebirge die „natürlichen Grenzen Frankreichs" erreicht seien. Seine That und nicht minder die Erklärung, durch die er sie zu rechtfertigen meinte, riefen in halb Europa einen Sturm von Entrüstung hervor. Nun sei ja erwiesen, daß der dritte Napoleon die gleichen Eroberungsabsichten hege, wie der erste; das Streben nach den natürlichen Grenzen bedrohe die Schweiz und Deutschland, Belgien und Holland, ja im letzten Grunde die Machtstellung aller Kulturstaaten. Für Deutschland fiel überdies noch schwer ins Gewicht, daß die französische Presse sofort die Frage der Rheingrenze zu behandeln anfing und hierbei, einem Winke der Regierung folgend, vornehmlich ausführte, in Deutschland müsse Preußen die Rolle Piemonts übernehmen, d. h. möglichst viele kleine Königreiche und Herzogthümer annektiren und den Franzosen, die den guten Rath gegeben, eine Grenzberichtigung — bis zu den Ufern des Rheins — gestatten.

Den schnöden Lockungen, mit denen Napoleon III. ihn zu kirren meinte, hatte der Prinz-Regent zwar schon kurz vor dem Beginn dieses neuen Trugspiels die gebührende Antwort gegeben, als er bei der Eröffnung einer großen Eisenbahn auf dem linken Rheinufer, der Rhein-Nahe- und Saareisenbahn, die mannhaften Worte gesprochen hatte: „Preußen wird niemals dulden, daß auch nur ein Fuß breit deutschen Landes verloren geht," trotzdem aber mußte er sich jetzt nicht bloß mit Frankreich, sondern auch mit den deutschen Mittel- und Kleinstaaten ernstlich aus einander zu setzen versuchen.

Die Letzteren faßte er beim höchsten nationalen Interesse, bei der Sicherung des gesammten Vaterlandes gegen fremde Vergewaltigung, indem er eine Reform der Bundeskriegsverfassung in der Richtung forderte, daß die kleinen Kontingente dem Oberbefehl der beiden deutschen Großmächte

(die süddeutschen dem Oesterreichs, die norddeutschen dem Preußens) untergeordnet und hierdurch zwei mächtige, straff zusammengehaltene Heeresmassen geschaffen würden. Diese Forderung war ungemein bescheiden. Sie begnügte sich, die gemeinschädliche Kriegsherrlichkeit der vielen Kleinfürsten nur so weit als dringend nothwendig zu beschränken und den Oberbefehl, den nach der Meinung der Patrioten Preußen allein erhalten sollte, mit Oesterreich zu theilen. Aber der Partikularismus der deutschen Regierungen verweigerte trotzig selbst das geringste Opfer, welches dem Wohl der Gesammtheit zu bringen ihm zugemuthet wurde. Unter dem Beifall Oesterreichs lehnten Bayern, Württemberg, Hannover und Sachsen sammt der Mehrzahl der kleineren Staaten den preußischen Reformplan rundweg ab, und der leitende Minister Hannovers, der Herr von Borries wagte sogar, indem er die Agitation des Nationalvereins zum Vorwande nahm, der drohenden „Verpreußung" Deutschlands eine freche Drohung mit Anrufung französischer Hülfe zur Bekämpfung der Patrioten entgegenzusetzen. Denn wenn die Militärhoheit, wie der Nationalverein verlange, in die Hand Preußens kommen solle, so bedeute das nichts anderes als eine völlige Mediatisirung aller übrigen deutschen Fürsten. Eine solche könne und werde sich keiner der größeren Fürsten gefallen lassen; sie würden genöthigt werden, sich unter einander, ja sogar mit auswärtigen Mächten zu verbünden, die sehr zufrieden sein würden, die Hand in Deutschlands Angelegenheiten zu bekommen. Der König von Hannover hatte die Stirn, seinen Minister zur Belohnung für diese Worte in den Grafenstand zu erheben.



Der Prinz-Regent und Kaiser Napoleon in Baden-Baden.

Solchem Gebaren trat der Prinz-Regent öffentlich mit der größten Langmuth und Güte entgegen. Die tief erregte Stimmung des deutschen Volkes, das jenem König und seinem Minister das Schicksal prophezeite, welches ehrlosen Landesverräthern gebühre, suchte er durch die Erklärung zu beschwichtigen, über wichtige Fragen beständen zwar Meinungsverschiedenheiten, doch seien in einem Gefühle, wie er mit hoher Genugthuung ausspreche, alle deutschen Stämme mit ihm und dem deutschen Volke einig; in der unerschütterlichen Treue nämlich für das gemeinsame Vaterland und in der lebendigen Ueberzeugung, daß die Unabhängigkeit der Nation und die Integrität des vaterländischen Bodens Güter seien, vor deren Bedeutung alle inneren Fragen und Gegensätze zurücktreten. Aber diese Erklärung bildete auch eine ernste Mahnung für die deutschen Fürsten, weil der Prinz-Regent nur die Einigkeit der deutschen Stämme rühmte, nicht jedoch die der Fürsten. Wie er im tiefsten Herzen über diese dachte, wie geringe Hoffnungen er noch auf ihre Bereitwilligkeit zur Bundesreform setzte, das sprach er seinem treuen Freunde, dem Prinzen Albert, in einem

Briefe, der unter anderm die Lage der von der Revolution bedrängten Souveräne Italiens berührte, rückhaltslos aus. „Daß diese Souveräne," so sagte er, „nicht rechtzeitig Reformen zu gewähren verstanden, wird wahrscheinlich ihre déchéance zur Folge haben. Möchte doch dies Beispiel manchem deutschen Souveräne die Augen öffnen; aber im Gegentheil, sie werden immer blinder!"

Bei so gespannten Beziehungen zwischen den deutschen Regierungen wurde der Prinz-Regent durch die Bitte des Kaisers Napoleon um eine persönliche Zusammenkunft überrascht. Als Grund derselben wurde angegeben, der Kaiser wünsche den Prinzen von seinen friedlichen Gesinnungen zu überzeugen und jene thörichten Besorgnisse zu zerstreuen, welche in Deutschland hinsichtlich der französischen Politik rege geworden seien. Dies durfte insoweit als richtig angenommen werden, als dem Kaiser die allgemeine Besorgniß vor seinen Eroberungsplänen höchst unbequem geworden war; daneben aber mußte man in Berlin beachten, daß Napoleon aller Wahrscheinlichkeit nach beabsichtigte, den Prinz-Regenten entweder wirklich für eine piemontesische Politik in Deutschland zu gewinnen, oder ihn wenigstens, wie von der entsprechenden Gesinnung beherrscht, erscheinen zu lassen und ihn somit vor allen deutschen Fürsten und Völkern gründlich zu kompromittiren. In Berlin hatte man deshalb gar keine Lust, die Zusammenkunft zu bewilligen; um jedoch nicht durch schroffe Ablehnung den Kaiser ohne Noth zu beleidigen, behandelte man die Angelegenheit in höflich dilatorischer Form. Während der Verzögerung der Entscheidung, die sich hieraus ergab, bat sodann der König von Bayern, der aufrichtig nach einer Besserung der persönlichen Verhältnisse der deutschen Fürsten verlangte, den Prinz-Regenten um eine Zusammenkunft in Baden-Baden und fügte hinzu, auch der König von Württemberg wünsche sich dort einzufinden. Dies benutzte man in Berlin, um Napoleon, der eine endgültige Antwort begehrte, dazu aufzufordern, er möge doch gleichzeitig mit den süddeutschen Fürsten nach Baden-Baden kommen. Dem Pariser Hof blieb hierauf nichts weiter übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen, das heißt die Zusammenkunft nicht allein mit dem Prinz-Regenten, sondern mit mehreren deutschen Fürsten, vor denen der Kaiser selbstverständlich nur von Frieden und Freundschaft reden durfte, bereitwillig gut zu heißen.

Am 15. Juni 1860 langte Napoleon in Baden-Baden an und empfing und erwiderte zunächst einen Besuch des Prinz-Regenten. Die beiden Herrscher sprachen sich also zweimal unter vier Augen, und der Kaiser soll dies benutzt haben, um dem Prinzen nun doch seine geheimsten Absichten zu offenbaren. Denn Preußen müsse wachsen, müsse wenigstens durch die Erwerbung von Schleswig-Holstein eine festere Stellung am Meere zu gewinnen versuchen, und Frankreich werde, wenn es dafür auf irgend eine Gegenleistung rechnen könne, solches Streben gern begünstigen. Der Prinz soll aber jedes Eingehen auf diese Erörterungen mit kurzem Hinweis auf die Verfassung des deutschen Bundes, die ihm willkürliche Annexionen nicht gestatte, geschickt abgelehnt haben. Alle übrigen Unterredungen des Kaisers und des Prinzen erfolgten in Gegenwart der Könige von Bayern und Württemberg, zu denen überdies noch die Könige von Sachsen und Hannover sammt mehreren Großherzögen und Herzögen gekommen waren, und inmitten dieses glänzenden Kongresses betheuerte Napoleon nothgedrungen, aber wiederholt und nachdrücklich, daß seine Politik nichts weiter als das friedliche Glück seines Volkes bezwecke. Das gute Einvernehmen zwischen Frankreich und Deutschland, welches hierdurch hergestellt zu sein schien, wurde gleichzeitig durch strahlende, vom Großherzog von Baden veranstaltete Feste, an denen sämmtliche in Baden-Baden versammelten Fürsten theilnahmen, aller Welt sichtbar zur Schau gestellt.

Nachdem der Kaiser abgereist war, berief der Prinz-Regent, am 18. Juni, seine Bundesgenossen zu einer letzten Zusammenkunft in das großherzogliche Schloß zu Baden und entwickelt ihnen in längerer Rede, mit eindringlichen und herzlichen Worten, wie er bei ernstem Anlaß zu sprechen liebte, sein Urtheil über die politische Lage. Napoleon habe, so sagte er, durch die allen anwesenden Fürsten vorgetragenen Erklärungen erfreuliche Beweise seiner friedlichen Gesinnung

gegeben. Dies entspreche der Bedingung, unter welcher die Begegnung mit dem Kaiser von preußischer Seite bewilligt worden sei, daß nämlich die Integrität der Grenzen des Vaterlandes durch nichts in Frage gestellt werde. Indem der Kaiser darein gewilligt und sich darauf hin nach Baden-Baden begeben, habe er die Integrität anerkannt. Er, der Prinz-Regent, glaube hiermit einen neuen Beweis gegeben zu haben, wie sehr seine Politik die Interessen Gesammtdeutschlands im Auge habe. Er halte es für die Aufgabe nicht nur der deutschen, sondern auch der europäischen Politik Preußens, die Integrität der Grenzen Deutschlands zu wahren; diese werde stets seine erste Sorge sein, und er werde sich in der Erfüllung dieser Aufgabe auch dadurch nicht beirren lassen, daß seine Auffassung über den Gang und die Ziele der preußischen und deutschen Politik von einigen seiner Bundesgenossen nicht getheilt werde. Ueber die Loyalität seiner Bemühungen, eine Reform der Bundesverfassung anzustreben und die Kräfte Deutschlands zur gedeihlichen Wirksamkeit zu entfalten, könne kein Zweifel bestehen. An dem Wege, den er bisher in Preußen und Deutschland eingeschlagen, halte er fest und hoffe auch, daß sich auf demselben immer mehr deutsche Regierungen mit ihm vereinigen würden. Er hoffe, daß in Folge dieser Zusammenkunft nicht nur ein Zusammenstehen der deutschen Fürsten dem Auslande gegenüber, sondern auch eine Annäherung in inneren Angelegenheiten auf dem von Preußen betretenen Wege bewirkt werden möge.

Der Prinz-Regent und Kaiser Franz Joseph in Teplitz.

Nach der Rede des Prinz-Regenten dankten die anwesenden Fürsten dem Großherzog von Baden für seine Gastfreundschaft, worauf dieser zuerst seine Freude aussprach, daß er eine so denkwürdige Versammlung in dem Schloß seiner Ahnen habe begrüßen dürfen, dann aber auch dem Prinz-Regenten für seine erhebende patriotische Rede dankte und einem Streben, dessen Wege jeder deutsche Fürst gern betreten müsse, seine volle Zustimmung und Theilnahme zusagte. Der letzte Sprecher war der König von Württemberg, der als Senior der anwesenden Fürsten dem Prinz-Regenten für seine Bereitwilligkeit, die Integrität Deutschlands schützen zu wollen, mit ziemlich kurzen und kühlen Worten den Dank der Versammlung abstattete.

Ueber den Werth dieses Fürstenkongresses lauteten im französischen, preußischen, kleinstaatlichen Lager die Meinungen sehr verschieden. Soviel den Prinz-Regenten betrifft, so hatte er natürlich weder vom Kaiser Napoleon eine sichere Friedensbürgschaft erreicht, noch den deutschen Königen seine Bundesreformideen annehmlich gemacht. Trotzdem aber war ihm geglückt, seine Stellung

sowohl dem Einen wie den Andern gegenüber wesentlich zu verbessern. Den Kaiser hatte er, sehr wider dessen Willen, genöthigt, weit ernstlichere Friedensversicherungen, als in Wahrheit mit der hinterhaltigen französischen Politik vereinbar waren, feierlich zu verkündigen; und in den Augen der deutschen Könige und Herzöge waren die Macht Preußens und seine Bedeutung für die Frage der deutschen Reform ganz erheblich gestiegen. Mochte auch der König von Württemberg durch die Kühle seines Dankes für die Bemühungen des Prinz-Regenten seiner Abneigung gegen die preußischen Reformideen Ausdruck gegeben haben, so wurde dies durch die warmen Worte des Großherzogs von Baden beinahe ausgeglichen, und wer etwa hierbei auf die Bemerkung verfiel, daß der Großherzog als Schwiegersohn des Prinz-Regenten nicht anders habe reden dürfen, der wurde durch die Nachricht überrascht, daß der mächtigste der deutschen Kleinfürsten, der König von Bayern, nun gar darnach strebe, eine freundschaftliche Zusammenkunft zwischen den Prinz-Regenten und dem Kaiser Franz Joseph von Oesterreich zu Stande zu bringen. Diese fand in der That nach wenigen Wochen, am 26. Juli, zu Teplitz statt. Heißblütige preußische Patrioten hatten ihr mit einiger Sorge entgegengesehen, weil der wohlmeinende Prinz-Regent vielleicht bedenkliche Zugeständnisse machen und sich somit von der Präsidialmacht des deutschen Bundes „mit Wiener Gemüthlichkeit glänzend über den Löffel balbieren" lassen werde. Aber diese Befürchtung war völlig grundlos. Denn hinsichtlich der Hauptfrage der deutschen und der europäischen Politik kam es zwischen den Herrschern zu keiner festen Einigung, so daß die Oesterreicher keineswegs über preußische Nachgiebigkeit und Schwäche triumphiren durften. Im Gegentheil! Der Kaiser versprach dem Prinz-Regenten auf dessen Andringen, volle Gerechtigkeit gegen seine protestantischen Unterthanen zu üben. Auch bekannte er rückhaltslos, daß ihm die unredlichen Fechterkünste der napoleonischen Politik fortdauernd tiefes Mißtrauen einflößten; und vor Allem, er kehrte in Folge des persönlichen Verkehrs mit dem Prinzen von der erbittert feindseligen Stimmung, die ihn seit dem Frieden von Villafranca gegen Preußen erfüllt hatte, zu freundlicheren Gesinnungen zurück.

Im Herbst 1860 vollendeten die lange Reihe der fürstlichen Zusammenkünfte, welche dieses Jahr so eigenthümlich charakterisiren, eine freundschaftliche Vereinigung des Prinz-Regenten mit der Königin Viktoria in Koblenz und ein gemeinschaftlicher Besuch des Prinz-Regenten und des Kaisers Franz Joseph beim Czaren in Warschau. Die wesentlichste Frucht all dieser Begegnungen war, daß die Beziehungen des preußischen Herrscherhauses zu den legitimen Dynastien Europas theils in alter Innigkeit fortbestanden, theils wenigstens sich erfreulich besserten, und daß eine Art von Interessengemeinschaft der Dynastien auf der Grundlage allseitiger Abneigung gegen den Geist der französischen Politik deutlich an den Tag trat. Für Preußen ergab sich hieraus, daß der Staat schwereren Zeiten, die jeden Augenblick beginnen konnten, in weit gesicherterer Stellung als noch vor kurzer Frist, entgegensah — ein Erfolg, den man fast allein der Persönlichkeit des Prinz-Regenten, seinem würdevollen, versöhnlichen und doch festen Auftreten verdankte.

Aber der treffliche Fürst wußte ganz genau, daß Preußen dauernde Sicherung und hinreichende Kraft zur Lösung seiner Aufgaben nicht allein aus der Erhaltung und Begründung dynastischer Freundschaften, vielmehr außerdem und sogar hauptsächlich nur aus der Steigerung seiner eigenen Leistungsfähigkeit zu gewinnen vermochte. Umsichtig und entschlossen, hatte er deshalb seit dem Frieden von Villafranca keine Stunde versäumt, auch in dieser Richtung eine Fülle von Anregungen zu geben.

Die Mobilmachung des Sommers 1859 hatte ihm die Ueberzeugung, die auf langjährigen Beobachtungen und Studien ruhte, daß die preußische Wehrverfassung in manchem Punkte veraltet, unwirksam und selbst schädlich sei, aufs Neue bestätigt. In strenger Arbeit hatte er einen umfassenden Plan zu besserer Bewaffnung seines Volkes ersonnen, den er späterhin, nachdem er zur Ausführung desselben geschritten, mit berechtigtem Stolze *sein eigenstes Werk* nannte. Als kundigster

technischer Beirath stand ihm seit dem 5. Dezember 1859 ein neuer Kriegsminister zur Seite, General Albrecht von Roon, ein bewährter Offizier, der als Forscher und Lehrer der Kriegswissenschaft, als Truppenführer und Organisator sich vielfach ausgezeichnet hatte, dabei zu ähnlichem Urtheil über das Heerwesen Preußens wie der Prinz-Regent gekommen und eben deshalb an Stelle des Generals von Bonin mit der Leitung des Kriegsministeriums betraut worden war.

Der Plan zur „Reorganisation" des Heeres ging nun dahin, daß vor Allem eine beträchtliche Zahl neuer Bataillone und Schwadronen errichtet werden müsse, um möglichst alle diensttauglichen Jünglinge, von denen regelmäßig bisher kaum zwei Drittel eingezogen waren, zu tüchtigen Soldaten ausbilden zu können. Außerdem sollten die jüngsten zwei bis drei Jahrgänge der Landwehr von dieser getrennt und zur Linie geschlagen, oder, was dasselbe heißt, die Liniendienstjahre um zwei bis drei vermehrt werden. Durch beide Maßregeln hoffte der Prinz-Regent eine bedeutende Verstärkung sowohl des ganzen Heeres, wie auch besonders der Linie für sich allein zu erreichen. Die schwere Belastung des Volkes, die in der Vergrößerung der Truppenzahl und der Verlängerung der Liniendienstjahre unleugbar lag, sollte aber dadurch ausgeglichen werden, daß die Landwehr weit weniger als bisher in Anspruch genommen werde. Denn diese hatte während des letzten Jahrzehnts, weil das gesammte Heer verhältnißmäßig klein war, bei jeder Kriegsgefahr sofort unter die Waffen gerufen werden müssen. Von der verstärkten Linie durfte man dagegen erwarten, daß sie wenigstens in geringeren Händeln die Interessen des Vaterlandes auch ohne Hülfe von Seiten der Landwehr werde hinreichend schützen können. Ja, die Truppenzahl, die künftig zu Gebote stehen sollte, schien so groß, daß die Verpflichtung zum Landwehrdienst nur noch für einen vergleichsweise kurzen Zeitraum, für die Jahre des ersten Aufgebots aufrecht gehalten und das zweite Aufgebot somit ganz und gar dem bürgerlichen Leben zurückgegeben wurde.

Kriegsminister Albrecht von Roon.

Einen besseren Plan hätte Niemand erdenken können. Die Grundlagen des preußischen Heerwesens, die in großer Zeit geschaffen und im Prinzip vollauf bewährt waren, blieben nicht bloß erhalten, sondern fanden in den Ideen des Prinz-Regenten eine weisere Verwerthung als je bisher. Die Zahl der Linientruppen wurde geradezu verdoppelt, und Linie und Landwehr ersten Aufgebots zusammen bildeten alsdann ein so starkes und so schlagfertiges Heer, daß Preußen dem Kampfe mit jeder beliebigen Macht Europas in ruhiger Siegeszuversicht entgegensehen konnte. Der Wegfall des zweiten Landwehraufgebots kam sowohl der Truppe wie dem Bürgerstand zu gut. Denn er befreite einerseits das Heer von den älteren und zumeist verheiratheten Männern, deren Leistungsfähigkeit in Marsch und Gefecht den hohen Anforderungen, die der Prinz-Regent mit Fug und Recht an den Soldaten stellte, keineswegs entsprach, und er beseitigte andererseits die ungeheure sociale und wirthschaftliche Schädigung des Volkes, die mit der Einreihung dieser Männer in die Front unvermeidlich verbunden gewesen war.

Durchdrungen von dem Gefühl, daß er nur das Heilsamste für das ganze Vaterland erstrebe, eröffnete der Prinz-Regent am 12. Januar 1860 den Landtag, der ihm die Heeresorganisation bewilligen sollte. Weil aber dieselbe mannichfaltigen, aus Parteisucht oder doktrinärem Unverstand

geborenen Widerspruch hervorrufen konnte, legte er sie in der Thronrede den Herren und Abgeordneten mit gedankenvollen Worten ganz besonders ans Herz.

„Meine Herren," so sagte er, „eine Frage von tief greifender Wichtigkeit erheischt die Fürsorge meiner Regierung und die Ihrige."

„Als ich im vergangenen Jahre genöthigt war, die Entfaltung unserer Kriegsmacht anzuordnen, eilten die einberufenen Mannschaften mit Eifer und Hingebung zu den Fahnen, und ich bin stolz darauf, diesem sich nie verleugnenden Patriotismus meine Anerkennung zu zollen."

„Wenn unsere Heeresverfassung dennoch einer Reform bedarf, so findet diese weder im Mangel an Opfermuth noch an muthiger Streitbarkeit ihren Grund. Aber die Erfahrungen der letzten zehn Jahre, in denen die Wehrkraft des Volkes mehrfach aufgeboten werden mußte, haben verschiedenartige, tief empfundene Uebelstände immer klarer herausgestellt. Die Beseitigung derselben ist mein Recht und meine Pflicht, und ich nehme Ihre Mitwirkung für Maßregeln in Anspruch, welche zugleich die Wehrkraft steigern und der Entwickelung unserer wirthschaftlichen Verhältnisse gerecht werden."

„Es ist hierbei nicht die Absicht, mit dem Vermächtniß einer großen Zeit zu brechen. Die preußische Armee wird auch in Zukunft das preußische Volk in Waffen sein. Es liegt nur die Aufgabe vor, die überkommene Heeresverfassung durch Verjüngung ihrer Formen mit neuer Lebenskraft zu erfüllen. Der Vertretung des Landes ist eine Maßregel von solcher Bedeutung für den Schutz und den Schirm, für die Größe und die Macht des Vaterlandes noch nicht vorgelegt worden. Es gilt, die Geschicke des Vaterlandes gegen die Wechselfälle der Zukunft sicher zu stellen.

Der Prinz-Regent hatte leider gegründete Ursache, den Landtag so ernstlich, ja feierlich zu mahnen und zu drängen; denn die Stimmung der Mehrheit desselben war der Reorganisation keineswegs günstig. In liberalen Kreisen hielt man jede Verstärkung der Linie für unnütz oder gar für schädlich. Wolle man sämmtliche diensttaugliche Jünglinge, was allerdings dem Geist der allgemeinen Wehrpflicht entspreche, in das Heer einstellen, so solle man die Dienstzeit des Einzelnen verkürzen, womit das ersehnte Ziel, die ganze junge Mannschaft kampfestüchtig zu machen, Dank schnellerem Wechsel derselben, auch mit einer geringeren Zahl von Bataillonen und Schwadronen erreicht werde. Die kürzere Dienstzeit sei nur zu loben, weil man keine „Berufssoldaten" brauche, vielmehr im Ernstfalle auf den Geist von 1813 bei Linie und Landwehr fest vertrauen dürfe. Diese Ansicht der Liberalen, die im Abgeordnetenhaus des Landtags die Oberhand hatten, wurde von dem Herrenhaus, der Hochburg der Konservativen, zwar ganz und gar nicht getheilt, aber wenn das letztere auch die Reorganisation an sich zu bewilligen gern bereit war, so nahm es dafür an den zur Durchführung derselben erforderlichen Mitteln um so schwereren Anstoß. Die Errichtung und Erhaltung neuer Truppenverbände und die Ausbildung einer viel größeren Zahl von Soldaten bei gleich bleibender Dienstzeit des Einzelnen kosteten selbstverständlich viel Geld und steigerten den Aufwand des Militäretats um jährlich nahezu dreißig Millionen Mark. Diese Summe sollte nach dem Wunsch der Regierung unter anderm durch eine Neuregulierung der Grundsteuer, d. h. vornehmlich durch die Aufhebung der Grundsteuerfreiheit, welche der große ritterschaftliche Grundbesitz Jahrhunderte lang genossen hatte, herbeigeschafft werden. Das Herrenhaus trat aber der Grundsteuerregulirung ebenso schroff entgegen wie das Abgeordnetenhaus den Prinzipien der Reorganisation, und Beider Verhalten wirkte um so schlimmer, als die großen politischen Parteien im preußischen Staate schon seit einiger Zeit wieder mit feindlichen Blicken einander maßen. Den Liberalen waren die konservativen Beamten, welche, dem Charakter des letzten Jahrzehnts entsprechend, die meisten Stellen inne hatten, ein Gräuel: sie klagten laut, daß diese Staatsdiener nicht bloß ihre Gesinnungen ungescheut zu äußern, sondern sogar rücksichtslos gegen die Regierung der neuen

Aera zu agitiren wagten: ihre Gegner vergalten dies durch Warnungsrufe vor dem Radikalismus, der sich neuerdings breit mache, und vor dem Versinken in dem Strudel einer neuen Revolution, die unfehlbar eintreten werde, wenn nicht das Ministerium ein Einsehen habe, nicht rechtzeitig die Monarchie in dem „Gleiten nach links" aufhalte. Der unselige Parteigeist, der hiermit abermals die Gemüther zu beherrschen anfing, bemächtigte sich natürlich auch der großen Frage der Heeresreorganisation. Bei Behandlung derselben verloren die entscheidenden Fraktionen des Landtags staatsmännische Rücksichten wie Forderungen des Gemeinwohls mehr und mehr aus dem Auge und richteten sich endlich nur nach dem Interesse der Partei.

Die Minister der neuen Aera bekämpften diese verhängnißvolle Wendung anfangs mit Klugheit und Energie. War es schon zu loben, daß die Freunde des Prinz-Regenten, Hohenzollern und Auerswald, nebst den Leitern der Kriegs- und Finanzverwaltung, Roon und Patow, kein Bedenken getragen hatten, für die Durchführung der Reorganisation trotz dem Widerstande gegen dieselbe, den sie wenigstens zum Theil vorausgesehen, von vornherein entschlossen einzutreten, so thaten sie nach Beginn des parlamentarischen Kampfes ebenfalls ihre volle Schuldigkeit. Roon entwickelte, daß die Regierung nicht von einer vorgefaßten Meinung, von kindischer Liebhaberei für Soldatendrillung ausgegangen sei; ihre Pflicht gebiete ihr ja, nichts zu versäumen, was die Wehrhaftigkeit der Nation steigern, nichts zu übersehen, was sie beeinträchtigen könnte. Vornehmlich das dringende Bedürfniß, der politischen Bedeutung Preußens ein größeres und zwar das in nationaler Beziehung gebührende Gewicht zu geben, habe das Reformprojekt ins Leben gerufen. Dieses Bedürfniß zu befriedigen, sei aber von gleichem Interesse für das Volk wie für die Regierung, und in der sicheren Voraussetzung, daß der Landtag für des Vaterlandes Macht und Größe ebenso warm empfinde wie das Ministerium, hoffe dieses auf unbefangene Beurtheilung und endliche Annahme des Gesetzentwurfes. Mit ähnlichen Gründen vertheidigte der Finanzminister Patow die Reorganisation, indem er zwar zugab, daß die Regierung große Opfer vom Lande verlange; aber mit kleinen Mitteln ließen sich große Zwecke nicht erreichen, und es sei ein großes Ziel, dem Preußen jetzt zustrebe.

Die Minister beschränkten sich also nicht darauf, die geplante Reform aus technischen Gründen annehmbar zu machen. Sie deuteten vielmehr so offen und nachdrücklich, wie bei solchen Angelegenheiten nur irgend möglich, darauf hin, daß ein zahlreiches und gut geübtes Heer unentbehrlich sei zur Lösung der deutschen Frage und zu der hierbei drohenden kriegerischen Auseinandersetzung mit Oesterreich, Frankreich, den deutschen Kleinstaaten und vielleicht noch anderen eifersüchtigen Nachbarn und Neidern. Aber ihre Worte verhallten unverstanden. Die langen Jahre, in denen Preußen den Frieden gepflegt und höchstens mobilisirt, jedoch nicht wirklich zum Schwerte gegriffen, hatten allmählich selbst die Köpfe der Besten mit der thörichten Meinung belastet, daß der Staat Friedrichs des Großen zwischen den Großmächten Europas stets nur eine bescheidene Rolle spielen und seine deutsche Mission gewiß nicht durch kühne That erfüllen werde. Deutschlands Reform werde von der siegessicheren Vollkraft der gesammten deutschen Nation besorgt werden. Preußen dagegen brauche sein Herr nur zu seiner Vertheidigung, und hierzu reiche eine mäßige Truppenzahl, in Wahrheit der Rahmen eines Heeres hin, den das Volk in der Stunde der Noth, wie dereinst im großen Befreiungskriege geschehen, schon auszufüllen wissen werde.

Diesen Wahnideen gab sich die Mehrheit des Abgeordnetenhauses von Tag zu Tag um so rückhaltsloser hin, als sie der liberalen Parteistimmung völlig entsprachen. Die Konservativen waren Freunde starker Heeresrüstung und wollten nur selber möglichst geringe Opfer für die Wehrhaftmachung des Staates bringen. Die Liberalen dagegen verabscheuten jedes weitere Opfer für militärische Zwecke, wünschten vor Allem, Verstärkungen der Linie zu vermeiden, und sahen in der Landwehr den Kern der vaterländischen Bewaffnung. Dem entsprechend erstattete endlich die Kommission, welche das Abgeordnetenhaus zur Begutachtung der Reorganisation gewählt hatte, einen Bericht,

der aus technischen, sowohl finanziellen wie militärischen Gründen den Plan des Prinz-Regenten für unannehmbar erklärte und für dessen politische Bedeutung gar kein Verständniß zeigte.

Unter diesen Umständen blieb den Ministern, wenn sie ihr Ziel noch auf geradem Wege erreichen wollten, nur Eins übrig. Sie mußten das Herrenhaus durch schneidige Anwendung aller Macht- und Einflußmittel der Krone zur Genehmigung der Grundsteuerregulirung zu bringen versuchen. Denn sobald sie hierbei den gewünschten Erfolg erreichten, verloren nicht bloß die finanziellen Bedenken des Abgeordnetenhauses gegen die Reorganisation einen großen Theil ihrer Bedeutung, sondern die gegen die Hochburg der Konservativen bewiesene Energie erlaubte der Regierung dann auch, mit gesteigertem Nachdruck, ja mit höchstem Ernst von dem liberalen Abgeordnetenhaus einen Akt patriotischer Nachgiebigkeit zu fordern.

Die Minister sind diesen Weg nicht gegangen, weil sie die Lage noch nicht für so gar verzweifelt ansahen. Getragen von dem Bewußtsein ihrer redlichen Absichten und von der Erinnerung an die innig versöhnlichen Stimmungen, mit denen das Regiment der neuen Aera begonnen hatte, haben sie auf mildere Weise, durch eine halbe Maßregel die Reorganisation zu sichern gesucht. Sie haben nämlich erklärt, von endgültiger Regelung der Militärfrage einstweilen absehen zu wollen, wenn der Regierung 27 Millionen Mark für das nächste Etatsjahr zur Aufrechterhaltung und Vervollständigung derjenigen Maßnahmen gewährt würden, welche für die fernere Kriegsbereitschaft und erhöhte Streitbarkeit des Heeres erforderlich seien. Hierauf ist der Landtag, um auch seinerseits freundliches Entgegenkommen zu zeigen, so bereitwillig eingegangen, daß der verlangte Kredit fast einstimmig bewilligt wurde.

Dieses mildere Verfahren barg aber für die Zukunft große Gefahren in sich. Das Ministerium benutzte die ihm anvertrauten Geldmittel selbstverständlich zur Durchführung der Reorganisation und überließ sich dabei der Hoffnung, daß der Landtag übers Jahr die für die Folgezeit nöthigen Mittel ebenfalls bewilligen werde. Der Landtag behielt sich dagegen vor, die Reorganisation, wenn sie ihm auch späterhin nicht gefalle, durch Verweigerung dieser Mittel wieder rückgängig zu machen. Ihrer Natur nach konnte aber die preußische Heeresreform, sobald sie einmal verwirklicht war, ohne schwere und mannichfaltige Schädigung des Gemeinwohls nicht wieder aufgehoben werden. Die Regierung beging mithin, wenn auch aus bester Absicht, den Fehler, einen Thatbestand zu schaffen, welcher die Willensfreiheit des Landtags empfindlich einschränkte; und der Landtag beging den nicht geringeren Fehler, die Mittel zur Schöpfung eines von ihm nicht, oder wenigstens noch nicht gewollten Thatbestandes gedankenlos zu gewähren.

Den Prinz-Regenten erfüllten diese Irrungen mit Schmerz und Besorgniß, ohne ihm jedoch schon die Hoffnung zu nehmen, daß die Volksvertreter die Heeresreform bald günstiger beurtheilen und sie dann auch kräftig unterstützen würden. Beim Schluß des Landtags, am 23. Mai 1860, sprach er deshalb sein tiefes Bedauern aus, daß bei den Verhandlungen über die Reorganisation keine volle Einigung erreicht, vielmehr eine Verzögerung entstanden sei, die angesichts der allgemeinen Verhältnisse geradezu bedenklich hätte werden können, wenn nicht wenigstens die Mittel gewährt worden wären, durch welche die Regierung die nothwendige Steigerung der vaterländischen Wehrkraft herbeizuführen vermöge. Die Einmüthigkeit dieser Bewilligung, die er dankbar anerkenne, gebe ihm ein Pfand dafür, daß die Dringlichkeit der Heeresreform endlich richtig gewürdigt und die allein befriedigende Lösung der zurückgestellten Frage in kürzester Frist gelingen werde. Daher baue er auch, obgleich die Ergebnisse der abgelaufenen Sitzungsperiode viel zu wünschen übrig ließen, unbeirrt auf die patriotische Gesinnung des Landes und auf das volle und ungetrübte Vertrauen zwischen Fürst und Volk — ein Vertrauen, welches, gestützt auf die erhöhte Streitbarkeit des Heeres und die Ordnung der Finanzen, Preußen in Stand setze, unter Gottes gnädigem Beistand den kommenden Ereignissen getrost entgegen zu sehen.

Der Kronprinz zeigt der Dienerschaft seinen Erstgeborenen.

Nach dem Schluß des Landtags breitete sich in der That eine für die Erfüllung der Wünsche des Prinz-Regenten günstige Stimmung im Lande aus. Das Leben König Friedrich Wilhelms IV., des schwer geprüften Dulders, neigte jetzt sichtlich dem Ende zu, und daran knüpfte sich die Meinung, daß der Prinz-Regent, sobald er nur selber die Krone trage, den Hader zwischen Regierung und Landtagsfraktionen schnell beseitigen werde. Mochten auch die Konservativen hierbei einen kräftigen Druck, durch den das Abgeordnetenhaus zu unverhüllter Anerkennung der Reorganisation gezwungen werden solle, im Auge haben, während die Liberalen sehr zuversichtlich auf energisches Einschreiten des Königs gegen das Herrenhaus spekulirten, so hatten die einander so schroff entgegenstehenden Erwartungen und Hoffnungen beider Parteien doch das Gemeinsame, daß Kraft und Einsicht des Staatsoberhauptes in ihnen eine ungemein große Rolle spielten. Der Prinz-Regent durfte mit dieser Huldigung, die ganz unabsichtlich seiner Person dargebracht wurde, wohl zufrieden sein. Sie gab ihm einen schlagenden Beweis, daß er bisher nicht nur nicht vergebens für das Vaterland gearbeitet, sondern allen Hindernissen, die sich ihm entgegen gethürmt, zum Trotz in den drei Jahren der Regentschaft einen festen Grund für die Zeit seiner Königsherrschaft gelegt hatte.

Der machtvollen Stellung, die er somit besaß, kam überdies noch zu Gute, daß ihm während der Regentschaft ein Enkel geboren und seiner Familie hierdurch nach menschlichem Ermessen der Thron schon für Kind und Kindeskind gesichert war. Am 27. Januar 1859 war das frohe Ereigniß eingetreten. Auf die lange erwartete, schließlich aber doch überraschend eingetroffene Nachricht hatte der Prinz-Regent, weil eine Equipage nicht sogleich zur Stelle war, die erste beste Droschke bestiegen, um ohne eine Minute Zeitverlust unter den Freudenrufen des Volkes, welches in dichter Masse die Straße füllte, zu Sohn und Enkel zu eilen. Nicht lange darauf verließ der alte Feldmarschall Wrangel, der „Papa Wrangel", der seinen Glückwunsch abzustatten ebenfalls schnell herbeigekommen war, das Palais des Prinzen Friedrich Wilhelm und rief den draußen Versammelten zu: „es geht alles gut, Kinder; es ist ein tüchtiger derber Rekrut, wie man es nur verlangen kann". Am nächsten Morgen versammelte der glückliche junge Vater seine gesammte Dienerschaft und zeigte ihr freudenverklärten Antlitzes das Söhnlein, welches er selber auf dem Arme trug. In der Taufe, am 5. März, empfing das Kind die an den Vater, die Mutter und

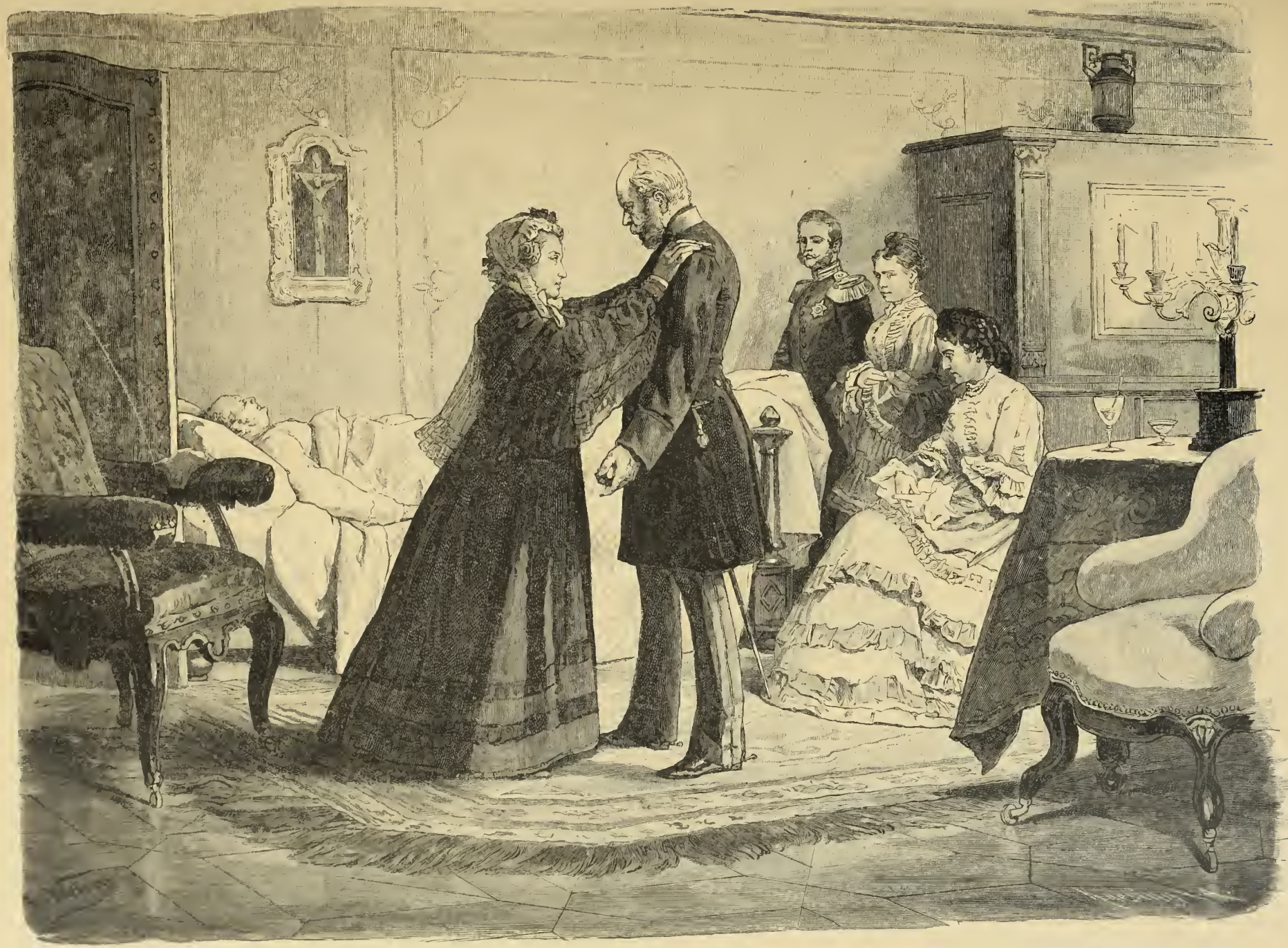
die Großväter erinnernden Namen „Friedrich Wilhelm Victor Albert“ mit der Bestimmung, vorzüglich nach dem väterlichen Großvater Wilhelm genannt zu werden.

Gegen Ende des Jahres 1860 mußte, wie schon angedeutet, jede Hoffnung aufgegeben werden, das Leben König Friedrich Wilhelms IV. noch lange zu erhalten, und am 2. Januar 1861, früh morgens gegen 1 Uhr, entschlief der König sanft und schmerzlos. Die königliche Familie war um das Sterbebett versammelt, in ihrer Mitte der Prinz-Regent, der, obwohl ihm dieser Augenblick die Krone brachte, in die Trauer um den innig geliebten Bruder ganz versunken war. Dafür aber wurde ihm aus berufenstem Munde ein gutes Omen für seine verantwortungsvolle Zukunft zu Theil. Denn würdevoll erhob sich nunmehr die Königin-Wittwe Elisabeth, die am Kopfende des Bettes gesessen, trat zu dem königlichen Schwager, umarmte ihn, begrüßte ihn als König von Preußen, als Nachfolger des theuren Gatten und wünschte ihm ein besseres Loos bei dem hohen Berufe, der ihm geworden. Die Beisetzung der königlichen Leiche fand am 7. Januar an einer Stelle, die Friedrich Wilhelm IV. vor vielen anderen geliebt, in der von ihm erbauten Friedenskirche bei Sanssouci, statt. Den Gefühlen und Gedanken, welche der Regierungswechsel in patriotischen Herzen erregte, gab der preußische Staatsanzeiger besonders warmen und treffenden Ausdruck.

„In seinem dahingeschiedenen König,“ so hieß es dort, „liebte und verehrte das preußische Volk den gläubigen und demüthigen Christen, welcher sein Gelöbniß erfüllt hat, dem Herrn zu dienen, den treuen und sorgfältigen Verwalter des königlichen Amtes, von dessen erhabenen Pflichten sein Denken und Wollen, sein Dichten und Trachten durchdrungen war, den Herrscher von mildem Sinn, der es nicht verschmähte, dem Geringsten freundlich zu begegnen.“

„Der Regierung Seiner Majestät des Königs Wilhelm, welchen der Herr zum Nachfolger des in Gott ruhenden Königs berufen hat, sieht das Land mit Hoffnung und Vertrauen entgegen. Sie ist ihm keine unbekannte Zukunft. In schwerer und entscheidungsvoller Zeit hat unser erhabener Monarch bereits im Namen des hochseligen Königs die Regentschaft geführt. Das Land weiß, daß seine Geschicke in einer starken und gerechten Hand ruhen, und die Verehrung und Zuversicht, mit welcher alle Gebiete des Vaterlandes auf die Wahrhaftigkeit, auf die Gewissenhaftigkeit, auf die Weisheit des Regenten geblickt haben, werden auch den Thron Seiner Majestät Königs Wilhelm umgeben.“

„Gott segne den König!“

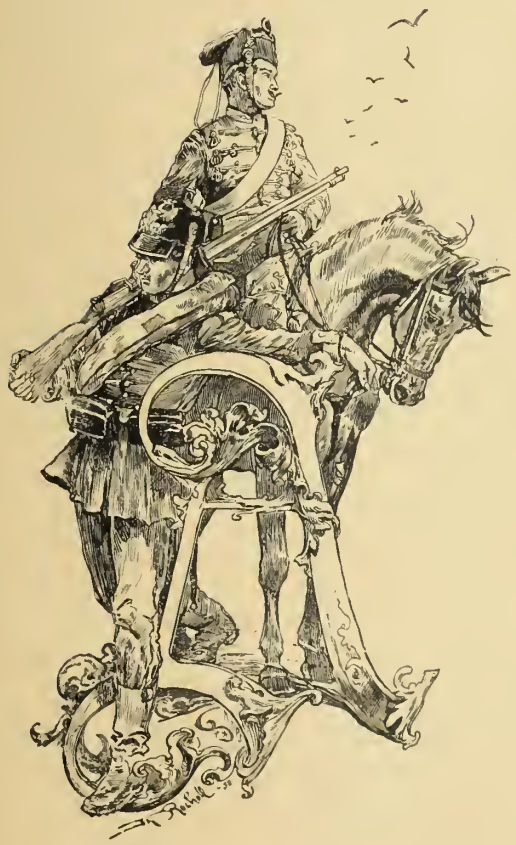


Königin Elisabeth begrüßt am Todtenbette Friedrich Wilhelms IV. den Prinz-Regenten als König von Preußen.

Einzug in Königsberg am 14. Oktober 1861.

Viertes Buch.

König Wilhelm.



An demselben Tage, an welchem König Friedrich Wilhelms IV. Ueberreste in die Gruft gesenkt wurden, am 7. Januar 1861, erschien ein allerhöchster Erlaß, „An mein Volk“ überschrieben, in welchem König Wilhelm zunächst mit tief empfundenen Worten des königlichen Bruders, seines seelenvollen Wesens und hochherzigen Strebens gedachte, dann aber in einer Weise, die jeden Unbefangenen, jeden nicht ganz von der Parteien Gunst und Haß Verblendeten mächtig ergreifen mußte, von seinen eigenen Absichten und Plänen sprach.

„Meine Hand,“ so rief er aus, „soll das Wohl Aller in allen Schichten der Bevölkerung hüten, sie soll schützend und fördernd über diesem reichen Leben walten. Es ist Preußens Bestimmung nicht, dem Genuß der erworbenen Güter zu leben. In der Anspannung seiner geistigen und sittlichen Kräfte, in dem Ernst und der Aufrichtigkeit seiner religiösen Gesinnung, in der Vereinigung

von Gehorsam und Freiheit, in der Stärkung seiner Wehrkraft liegen die Bedingungen seiner Macht; nur so vermag es seinen Rang unter den Staaten Europas zu behaupten."

„Ich halte fest an den Traditionen meines Hauses, wenn ich den vaterländischen Geist meines Volkes zu heben und zu stärken mir vorsetze. Ich will das Recht des Staates nach seiner geschichtlichen Bedeutung befestigen und ausbauen und die Institutionen, welche König Friedrich Wilhelm der Vierte ins Leben gerufen hat, aufrecht erhalten. Treu dem Eide, mit welchem ich die Regentschaft übernahm, werde ich die Verfassung und die Gesetze des Königreichs schirmen. Möge es mir unter Gottes gnädigem Beistand gelingen, Preußen zu neuen Ehren zu führen!"

„Meine Pflichten für Preußen fallen mit meinen Pflichten für Deutschland zusammen. Als deutschem Fürsten liegt mir ob, Preußen in derjenigen Stellung zu kräftigen, welche es vermöge seiner ruhmvollen Geschichte, seiner entwickelten Heeresorganisation unter den deutschen Staaten zum Heile Aller einnehmen muß."

„Das Vertrauen auf die Ruhe Europas ist erschüttert. Ich werde mich bemühen, die Segnungen des Friedens zu erhalten. Dennoch können Gefahren für Preußen und Deutschland heraufziehen. Möge dann jener Gott vertrauende Muth, welcher Preußen in seinen großen Zeiten beseelte, sich an mir und meinem Volke bewähren und dasselbe mir auf meinen Wegen in Treue, Gehorsam und Ausdauer fest zur Seite stehen! Möge Gottes Segen auf den Aufgaben ruhen, welche sein Rathschluß mir übergeben hat!"

Das waren gewaltige Worte, wichtigere und erhabenere vielleicht, als sie der Prinz, der Regent Wilhelm jemals gesprochen. Sie verkündeten eine Regierung des Rechts, der Freiheit und der Gesittung. Sie verhießen auch Frieden, soweit es Ehre und Pflicht gestatteten. Für den Fall aber, daß Pflicht und Ehre zum Kampfe riefen, beschworen sie den Heldengeist des siebenjährigen und des Befreiungskrieges und mahnten, eingedenk zu bleiben, daß Preußens Bestimmung nicht sei, dem Genuß der erworbenen Güter zu leben, sondern in der Anspannung seiner moralischen und materiellen Kräfte sein eigenes und das Heil ganz Deutschlands zu suchen.

Wenige Tage später, am 14. Januar eröffnete der König den Landtag und entwickelte in der Thronrede, wenn auch etwas nüchterner und geschäftsmäßiger, wie die Lage gebot, die gleichen Gedanken.

„König Friedrich Wilhelm der Vierte ist in schwerer Zeit geschieden. Eine schwere Aufgabe ist mir zugefallen. Unter Gottes gnädigem Beistand gedenke ich dieselbe glücklich auszuführen. Sie werden mir dabei treu zur Seite stehen. Das Vaterland bedarf einsichtigen Rathes und selbstloser Hingebung."

„Preußen hat über ausreichende Hülfsquellen zu verfügen, um das Heer in seiner jetzigen Stärke zu erhalten. Der gegenwärtigen Lage Deutschlands und Europas gegenüber wird die Landesvertretung Preußens sich die Aufgabe nicht versagen, das Geschaffene zu bewahren und in seiner Entwickelung zu fördern: sie wird sich der Unterstützung von Maßnahmen nicht entziehen, auf welchen die Sicherheit Deutschlands und Preußens beruht."

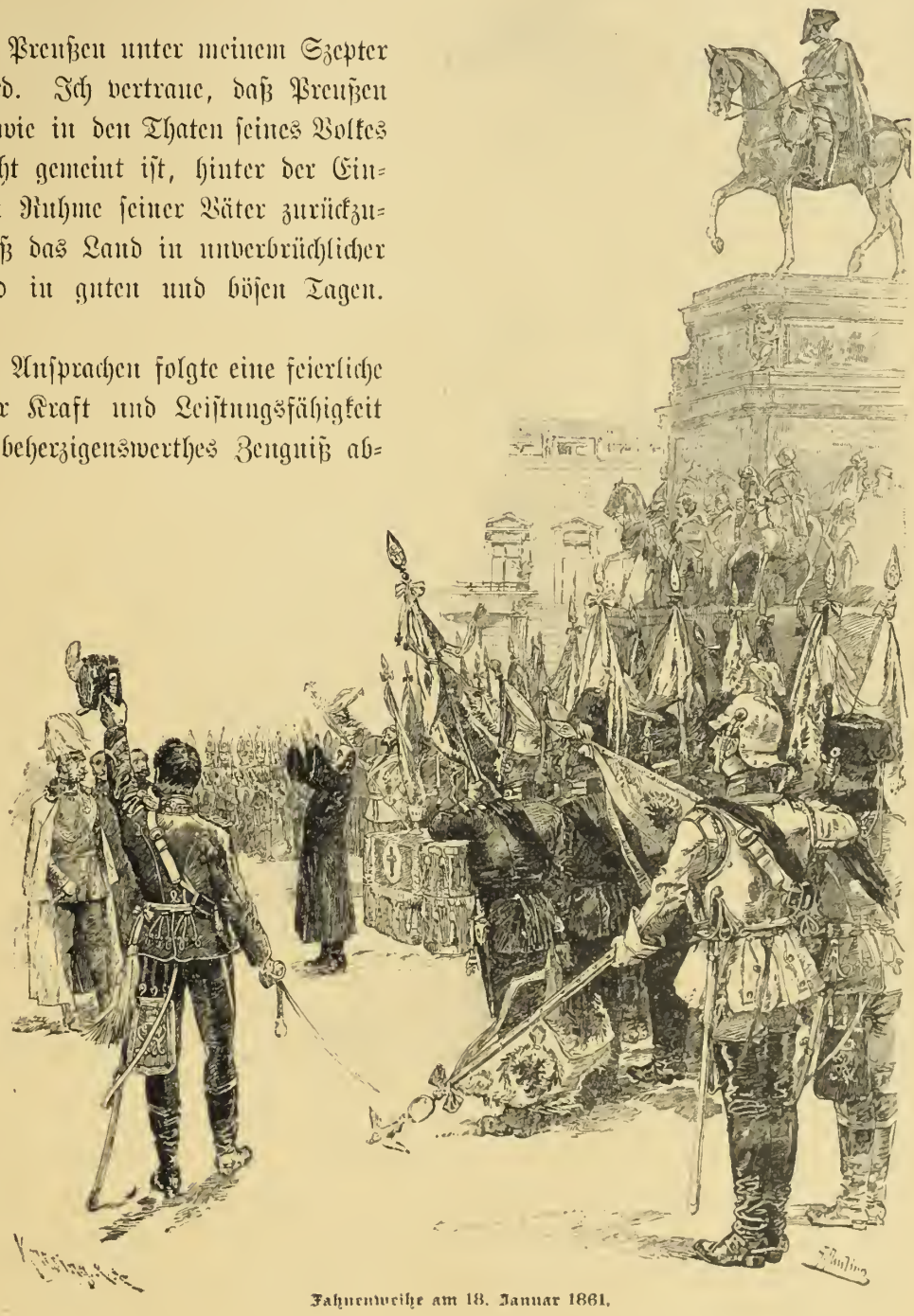
„Ich zähle auf Ihre Zustimmung zu den Gesetzentwürfen, welche die endliche Erledigung der Grundsteuerfrage herbeizuführen bestimmt sind. Krone und Land können auf einen erhöhten Ertrag der Grundsteuer nicht länger verzichten, und die Verstärkung unseres Heeres wird erst dann gesichert sein, wenn alle Stände, wie sie die Wehrpflicht gleichmäßig tragen, so auch zu dem Aufwande, welchen die Armee erfordert, im Verhältniß ihrer Steuerkraft beitragen werden."

„Meine Regierung hat in bewegter Zeit begonnen. Was uns beschieden sein möge, ich werde

feststehen auf den Grundsätzen, mit welchen ich die Regentschaft übernommen habe. Die Erfahrung, welche ich in deren Anwendung gemacht, hat mich von dem Werthe derselben nur noch inniger überzeugt. Entschlossen, die Wirksamkeit unserer Institutionen und unserer Gesetze zu kräftigen, die nationalen Interessen Preußens und Deutschlands mit Ernst und Nachdruck zu fördern, erblicke ich in dem unbeirrten Festhalten dieses Weges die sicherste Bürgschaft gegen den Geist des Umsturzes, welcher sich in Europa regt."

„Ich vertraue, daß Preußen unter meinem Szepter sich selbst treu bleiben wird. Ich vertraue, daß Preußen im Rathe seiner Vertreter wie in den Thaten seines Volkes beweisen wird, daß es nicht gemeint ist, hinter der Eintracht, der Kraft und dem Ruhme seiner Väter zurückzubleiben. Ich vertraue, daß das Land in unverbrüchlicher Treue zu mir stehen wird in guten und bösen Tagen. Das walte Gott!"

Diesen wiederholten Ansprachen folgte eine feierliche Handlung, welche von der Kraft und Leistungsfähigkeit Preußens aller Welt ein beherzigenswerthes Zeugniß ablegen und Empfindungen des Patriotismus und Opfermuthes in den Gemüthern des Volkes und seiner Vertreter erwecken sollte. Mit dem Gelde, welches der Landtag im Jahre 1860 bewilligt, war nämlich die Heeresreform im Wesentlichen durchgeführt worden. Neue Truppenabtheilungen waren bei der Infanterie, Kavallerie und Artillerie gebildet, eingeübt und ausgerüstet. Nun befahl der König, daß denselben die Fahnen, die ihnen noch fehlten, in besonders feierlicher Weise überreicht und hierdurch die Worte, die er zum ganzen Volk wie zum Landtag gesprochen, möglichst wirksam unterstützt wurden.



Fahnenweihe am 18. Januar 1861.

Am 17. Januar lagen nicht weniger als 142 Fahnen im königlichen Schlosse ausgebreitet, Deputationen der neuen Truppenabtheilungen standen daneben. Nach einer Ansprache schlug der König zur Befestigung der Fahnen an die Fahnenstangen je den ersten Nagel ein. Ihm folgten die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, fremde fürstliche Personen und die Generale des Heeres.

Am 18. Januar, demselben Tage, an dem vor 160 Jahren Preußen zu einem Königreich geworden, war ein Altar aus Trommeln am Fuß des Denkmals Friedrichs des Großen errichtet. In weitem Viereck umgaben denselben der König mit seinem glänzenden Gefolge, die Träger der Fahnen, viele Tausende von Kriegern. Feldprobst Thiessen hielt eine feurige, die Herzen erschütternde und entflammende Weiherede. Nach Gebet und Segensspruch sangen die Generale, Soldaten und alle Zuschauer ringsum den alten Choral: „Gieb uns Muth in den Gefahren, wenn der Feind uns einst bedroht.“ Dann schloß die Feier unter donnerndem Hurrahruf mit der Vertheilung der Fahnen.

Aber weder dies stolze Schauspiel noch die edeln Worte, die der König gesprochen, bewirkten die ersehnte Umstimmung der politischen Parteien. Die Konservativen fuhren fort zu schmälen, daß die Regierung durch Begünstigung sogenannter Volkswünsche der Demokratie in die Hand arbeite, während die Liberalen bitter klagten, die neue Aera gehe in Sachen der inneren preußischen Gesetzgebung wie der Bundesreform bei Weitem nicht energisch genug voran. Der Gegensatz dieser Anschauungen legte zwar nahe genug, daß die Politik des Königs, eben weil sie gleichmäßig von rechts und links angegriffen wurde, sich unentwegt auf der Bahn wohlerwogenen Fortschritts halte, aber so wenige besonnene Männer zogen diesen vollberechtigten Schluß, daß vielmehr schon in den Adressen, mit denen beide Häuser des Landtags die Thronrede beantworteten, die Unzufriedenheit der Parteien zum Ausdruck kam.

Die Adresse des Herrenhauses floß allerdings über von Betheuerungen des Schmerzes über das Hinscheiden Friedrich Wilhelms IV. und von Loyalitätsversicherungen gegen König Wilhelm, enthielt jedoch auch die anmaßliche, den Geist der neuen Aera unverhüllt tadelnde Mahnung, der König möge seinem verstorbenen Bruder nacheifern. Diesen Trotz suchte der König mit der tapfern Erwiderung zu brechen: „Ich will keinen Bruch mit der Vergangenheit, aber ich will die bessernde Hand an die Landesinstitutionen legen, wie dies der König, mein hochseliger Vater, auch gethan hat. Auch er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß er die bessernde Hand an die Landesinstitutionen zu legen habe, und daraus ist die Gesetzgebung von 1808 hervorgegangen. Ebenso ist auch mein hochseliger Bruder verfahren. Ich habe mir vorgezeichnet, wie weit ich gehen kann, und werde diese Linie innehalten, da jede Regierung ihre eigene Aufgabe hat. Ich erwarte zuversichtlich von dem Herrenhause, daß es mir auf diesem Wege folgen werde.“

Das Abgeordnetenhaus dagegen „fühlte sich gedrungen,“ seine Ueberzeugung offen auszusprechen, daß eine zweckmäßigere Gestaltung der Heeresordnung allein nicht genügen werde, die berechtigten Wünsche des deutschen Volkes zu erfüllen. Hierzu sei vielmehr unentbehrlich, den Drang der deutschen Nation nach größerer Einigung ihrer Stämme durch zeitgemäße politische Institutionen zu befriedigen. Der Abgeordnete Stavenhagen, ein alter Oberst, wollte sogar den Satz in die Adresse aufgenommen wissen, daß der König nach oberster Führung des gesammten deutschen Heeres, ja nach Schöpfung eines von Preußen geleiteten deutschen Bundesstaates streben müsse. Die Gutheißung dieses Satzes von Seiten der Regierung wäre mit einer vom Zaun gebrochenen Kriegserklärung an Oesterreich und die deutschen Mittelstaaten beinahe gleichbedeutend gewesen, und der Minister von Schleinitz beseitigte denselben deshalb durch sehr entschiedenen Widerspruch. Weil aber die Adresse trotzdem noch das Verlangen nach Bundesreform viel zu grell in den Vordergrund rückte, so wies der König die Abgeordneten nochmals auf die Sicherung der Heeresreform als das zunächst weit Wichtigere nachdrücklich hin. „Ich baue fest darauf,“ so sagte er beim Empfang der Adresse, „daß die Vertreter des Landes mir bei Durchführung meiner Absichten im Sinne der Erhaltung der Machtstellung meiner Krone zur Seite stehen, denn dies ist zum wahren Wohl des Vaterlandes nothwendig. Ich hoffe, daß Ihre nun beginnenden Arbeiten zu einer befriedigenden Lösung führen werden. Einigkeit macht stark, und da wir stark sein müssen, so müssen wir auch einig sein.“

Mit solchen Worten gewann der König wohl diesen und Jenen und verbesserte somit seine Stellung ein wenig. Um einen entschiedenen Erfolg zu erreichen, waren jedoch stärkere Druckmittel als die immer noch allzu gütigen Ermahnungen des Königs nöthig. Dem Herrenhause stellten deshalb die Minister in etwas drastischerer Weise vor, die Reorganisation sei unter dem lebhaften Beifall gerade dieses Hauses durchgeführt; was geschaffen worden, müsse aber auch erhalten werden; das heißt, der Staat brauche Geld, und mithin handele es sich um einen patriotischen Entschluß, um den Entschluß, der Krone einen Dienst zu leisten, und dem dürfe sich am allerwenigsten das Herrenhaus entziehen. Die Worte seiner Räthe unterstützte der König durch Vermehrung des Herrenhauses um eine mäßige Zahl neuer, ihm treu ergebener Mitglieder, und mit Alledem glückte es Anfang Mai, das Haus zur Genehmigung der Grundsteuerregulirung zu bewegen und hierdurch die wesentlichsten finanziellen Bedenken, welche der Aufrechterhaltung der Heeresreform noch im Wege gestanden hatten, bei Seite zu räumen.

Schwieriger war der Kampf mit dem Abgeordnetenhause. Die Regierung hatte die Geldsumme, die zur Beibehaltung der erhöhten Heeresstärke jährlich nöthig sei, durch genaueste Kostenberechnung um etwa dritthalb Millionen Mark, von 27 auf rund 24½ Millionen, herabgemindert, und der Minister Graf Schwerin suchte überdies die Abgeordneten zu freudiger Bewilligung dieses Postens durch hochpolitische Erörterungen anzuregen, indem er bei wiederholten Debatten über die Lage Deutschlands und Europas darlegte: „Die Regierung treibt keine Konjekturalpolitik, sondern eine bestimmte positive Realpolitik, welche in Erwägung zieht, was in jedem Augenblick dem Interesse Preußens und den damit zusammenhängenden Interessen Deutschlands entspricht. Wir gehen mit Oesterreich, so lange es uns bequem ist und die Interessen Preußens es erfordern und wünschenswerth machen. Wir wollen Preußen stark im Innern, um den möglichen Gefahren, die von Außen drohen — ich verwahre mich dagegen, von bestimmten nahen Gefahren zu sprechen — begegnen zu können. In Zeiten, wie die jetzigen, muß Deutschland auf seiner Hut sein.“ Die offene Erklärung, daß Preußen zwar mit Oesterreich gehe, jedoch nur so lange, als es in seinem Interesse liege, hätte den Abgeordneten die Augen darüber öffnen sollen, daß die Regierung trotz aller Zurückhaltung, die sie bisher gezeigt, thatkräftigem Einschreiten für die Lösung der deutschen Frage keineswegs fern stehe; indessen das alte Vorurtheil überwog, und das Abgeordnetenhaus war nahe daran, das erhöhte Militärbudget dem Ministerium, welches die Soldaten ja doch kaum im Ernstfall brauchen werde, nur mit dem übergroßen, abermaligen Abstrich von 3 Millionen Mark zu bewilligen. Da warf sich der Ministerpräsident Fürst von Hohenzollern in die Bresche und erklärte unter Benutzung eines Vermittelungsantrages des Abgeordneten Kühne, daß es eine Grenze der Verkürzung des Militäretats gebe, über welche hinaus die Regierung sich außer Stande sehen würde, für die Sicherheit und Machtstellung der Krone und des Vaterlandes eine hinreichende Gewähr zu bieten. Sie müsse deshalb als mindestens die 23 Millionen Mark, welche Kühne zu genehmigen vorgeschlagen hatte, zur Erhöhung des Militärbudgets verlangen. Das Haus bewilligte schließlich diese Summe, hängte aber, um den Fortbestand der Heeresreform prinzipiell noch immer in Frage stellen zu können, die Klausel daran, daß die 23 Millionen noch nicht in das Ordinarium, sondern nur in das Extraordinarium des Budgets aufgenommen werden dürften.

Diesen wenig erquicklichen Abmachungen gegenüber hatte der König doch die Güte, beim Schluß des Landtags, am 5. Juni, für die seiner Regierung anvertrauten Gelder zu danken. Daneben freilich fühlte er sich genöthigt, den Abgeordneten recht ernstlich das Gewissen zu rühren. „Wenn die Vertretung des Landes,“ so sagte er, „in redlichem Eifer und einträchtigem Streben an dem Wohle des Vaterlandes mit mir weiter arbeitet, wenn wir die Schranken inne halten, deren Ueberschreitung nur der in Europa regen Partei des Umsturzes Vorschub leisten könnte,

dann darf ich unter Gottes gnädigem Beistand einem gesegneten Fortgange meiner Regierung entgegensehen. Gedenken Sie, meine Herren, meines Wahlspruchs: Königthum von Gottes Gnaden, Festhalten an Gesetz und Verfassung, Treue des Volkes und des siegbewußten Heeres, Gerechtigkeit, Wahrheit, Vertrauen, Gottesfurcht! Folgen Sie stets mit mir diesem Wahlspruch, dann können wir eine glückliche und hoffnungsreiche Zukunft für unser theures Vaterland erwarten. — Das walte Gott!"

Der König hatte nur allzu recht, so zu reden, denn es zeigte sich sogleich, daß noch weit schwerere Meinungskämpfe bevorstanden. Das Mandat des Abgeordnetenhauses, welches im Jahre 1858 gewählt worden war, nahte seinem Ende. Für die Neuwahlen rüsteten sich die äußersten Parteien von rechts und links zum heißesten Kampfe, weil die versöhnliche Stimmung, der zu Liebe die Extremen im Jahre 1858 sich zurückgehalten hatten, längst verflogen war und somit eine ihren Bestrebungen günstige Zeit wiedergekehrt zu sein schien. Auf der linken Seite bildete sich die „Deutsche Fortschrittspartei," die schon am 9. Juni ein Programm veröffentlichte, welches in einem Athem kühne Wagnisse zur Begründung des deutschen Bundesstaats unter preußischer Leitung und demüthige Unterordnung der Regierung unter den Willen der Nation, unbegrenzte Kriegsopfer für die Ehre und die Machtstellung des Vaterlandes und Verkürzung der militärischen Dienstzeit zu Gunsten eines volksthümlicheren Heeres verlangte. Dieser idealistischen Phantasterei setzte bald darauf der hochkonservative „Preußische Volksverein" eine nicht minder einseitige Darlegung der Ziele, nach denen Preußen fortan zu streben habe, entgegen, wobei die Gereiztheit, welche das Auftreten der Fortschrittspartei bei ihren Gegnern hervorgerufen hatte, sich sehr derb in einer langen Reihe trotziger Verneinungen Luft machte. Wir wollen, so hieß es in dem Programm des Volksvereins, keine Einigung des deutschen Vaterlandes auf italienischen Wegen „durch Blut und Brand," sondern eine Verständigung der Fürsten und Völker im Festhalten an Obrigkeit und Recht. Wir wollen keine Verleugnung unseres preußischen Vaterlandes und seiner ruhmreichen Geschichte, kein Untergehen in dem Schmutz einer deutschen Republik, keinen Kronenraub und Nationalitätenschwindel, keine Beseitigung des christlichen Fundaments unserer Verfassung und keine Schädigung unserer Machtstellung durch Schwächung der Armee, kein parlamentarisches Regiment und kein Königthum von Verfassungs-Gnaden, sondern allein ein persönliches Königthum von Gottes Gnaden nebst Pflege der Kirche und der christlichen Schule zum Kampf gegen die immer weiter um sich greifende Entsittlichung und Nichtachtung göttlicher und menschlicher Ordnung.

Der steigende Hader der Parteien, der an sich schon wenig Hoffnung übrig ließ, daß Regierung und Landtag bald zu voller Einigkeit gelangen würden, wirkte um so übler, als er auch die Person des Monarchen nicht unangetastet ließ. Denn wenigstens auf liberaler Seite, unter den Hitzköpfen der äußersten Linken, breitete sich der Irrwahn aus, daß man sich im König Wilhelm doch verrechnet habe. Der König meine es wohl gut, aber seine Bedenklichkeit, sein Zaudern trage die Hauptschuld, daß Preußen in der innern Gesetzgebung wie in Sachen der Bundesreform zu geringe Fortschritte aufzuweisen habe. Diese Mißstimmung kam sogar zum schrecklichsten Ausdruck in einem Mordversuch, den der Leipziger Student Oskar Becker aus Odessa am 14. Juli 1861 in der Lichtenthaler Allee bei Baden-Baden auf den König machte. Der Verbrecher schoß ein Doppelterzerol auf den König ab, streifte ihn jedoch nur leicht am Halse und gestand, nachdem er ergriffen war, der König von Preußen sei nach seiner Ueberzeugung nicht im Stande, Deutschland zu einigen, und so habe er ihn aus dem Wege räumen wollen, um die Bahn für einen andern frei zu machen. Mitschuldige der Unthat waren, wie sich weiterhin ergab, nirgendwo vorhanden. Man durfte dieselbe also lediglich den verdorbenen Gesinnungen eines vereinzelten Fanatikers zurechnen, für den König bleibt aber trotzdem höchst rühmlich, wie wenig er sich in seiner Stimmung und in seiner politischen Ueberzeugung von dem Attentat beunruhigen ließ. Sobald der Verbrecher verhaftet war, gab er,

gütig wie immer den ausdrücklichen Befehl, denselben nicht zu mißhandeln; dann setzte er den begonnenen Spaziergang bis nach Lichtenthal fort, um bei seiner ihn dort erwartenden Gemahlin einzutreffen, ehe sie durch eine Nachricht von der Unthat erschreckt werden konnte, und späterhin gab er sich dem erfreulichen Eindruck der herzlichen Glückwünsche zu seiner Lebensrettung, die von allen Seiten auf ihn einströmten, so unbefangen hin, daß kein finsterer Gedanke, als ob eine politische Partei für das Attentat, mittelbar oder unmittelbar, verantwortlich gemacht werden müsse, in ihm aufzusteigen vermochte.

Hätten die unzufriedenen Liberalen solch mannhaftes Verhalten des Königs wie überhaupt all sein Thun und Reden sorgfältiger und vorurtheilsloser geprüft, so würden sie wohl über die Verkehrtheit ihres Hastens und Drängens nach kühnerem Vorgehen der preußischen Regierung schnell ins Klare gekommen sein. Die allgemeine politische Lage erforderte nach wie vor die größte Vorsicht. In Italien erreichte zwar die immer weiter umhergreifende nationale Bewegung den schönen Erfolg,

Die Schloßkirche zu Königsberg.

fast die ganze Halbinsel unter dem Szepter des Hauses Savoyen zu vereinigen, indessen hierdurch wurde auch ganz Europa in steter Unruhe gehalten. Auf allen Seiten gährte es, als ob neue nationale Erhebungen in revolutionären Formen sich vorbereiteten, und überall knüpfte sich daran der Verdacht, daß dann auch Kaiser Napoleon wieder im Trüben zu fischen versuchen werde. Sorgenvoll richteten die Leiter der meisten europäischen Staaten ihre Blicke nach Paris, ängstlich berechnend, mit welchen Mitteln wohl der Politik der natürlichen Grenzen, das heißt dem Streben Frankreichs nach Vergrößerung auf Kosten all seiner Nachbarn, endlich Einhalt zu thun sei. Aber wenigstens die erfahrensten und einsichtigsten unter diesen Staatsmännern fühlten sich getröstet, sobald sie hierbei Preußens gedachten. Die Heeresmacht, die dem schwarz-weißen Banner folgte, bildete seit der Reorganisation einen von Tag zu Tage wachsenden, kaum mehr ersteigbaren Damm gegen cäsarische Annexionsgelüste, und König Wilhelms rechtlicher und entschlossener Sinn verbürgte Jedem, der sehen und hören wollte, daß auf Preußens Degen in der Stunde der Gefahr sicher gerechnet werden durfte. Prinz Albert drückte diese Ueberzeugung, die ihn ganz erfüllte, im Frühling 1861 dem König mit den schwungvollen Worten aus: „Meine Hoffnung, wie die der meisten deutschen

Patrioten, steht auf Preußen, steht auf Dir — auf Dir, dessen bekannte Loyalität des Charakters den Deutschen als Typus ihres ältesten Wahlspruchs ‚ein Wort, ein Mann' vorschwebt! Im Vertrauen zu Deiner Person liegt, wie ich Dir schon früher zu schreiben mich gedrängt fühlte, der Kern der Sicherheit Europas. Dies ist für den Augenblick das höchste politische Gut der Menschheit; wahre es als das heiligste Kleinod, das Gott je einem Einzelnen gegeben".

Aber so angenehm dem König das anerkennende Urtheil einsichtiger Staatsmänner sein mochte, die Mehrheit seines Volkes, fast die gesammte liberale Partei hegte leider ganz andere, von den vorhandenen Macht- und Rechtsverhältnissen mehr und mehr sich loslösende Anschauungen, und der König wünschte deshalb dringend, irgend welche wirksamen Mittel zu finden, durch welche Geist und Gemüth der Unterthanen wieder auf den rechten Weg gebracht werden könnten. Am zweckmäßigsten erschien ihm in dieser Beziehung, seiner Regierung die (vom Tode Friedrich Wilhelms IV. an gerechnet) nun eben begonnen hatte, durch einen feierlichen Akt eine außerordentliche, aller Welt in die Augen fallende Weihe zu geben. So lange Preußens Könige ihr Land mit absoluter Machtvollkommenheit beherrscht hatten, war jedem Regierungswechsel die Erbhuldigung des ganzen Volkes, die Ablegung des Unterthaneneides gefolgt. Von diesem Herkommen beschloß nun König Wilhelm, obgleich er es im Prinzip als ein unverbrüchliches Anrecht der preußischen Krone festhielt, für seine Person abzusehen und an Stelle der Huldigung eine Krönung zu setzen, welche die moderne Vereinigung von Fürsten- und Volksrecht, die erst seit wenig mehr als einem Jahrzehnt, seit der Verleihung der konstitutionellen Verfassung bestand, in erhabenster Form zum Ausdruck bringen sollte. Er meinte nämlich, durch die einzelnen Akte, in denen die Krönungsfeier sich vollziehen würde, den verblendeten Liberalen sowohl darüber die Augen zu öffnen, welche unantastbaren Rechte, welche gewaltige Machtstellung das preußische Königthum noch immer besitze, als auch ein vollgewichtiges Zeugniß abzulegen, daß er selber, trotz all seiner Macht, die konstitutionelle Verfassung treu zu halten entschlossen sei. Ob er hiermit den ersehnten Erfolg, die Beschwichtigung des Parteihaders und die Wiederherstellung wahren Vertrauens zwischen Volk und Regierung, wirklich erreichen werde, wurde im Schoße des Ministeriums freilich bezweifelt, weil die Entfaltung königlichen Pompes, wie die Lage einmal war, anstatt zu belehren, sehr leicht verstimmen und aufreizen konnte; Niemand aber wußte für den Augenblick etwas Besseres vorzuschlagen, und so wurde die Vornahme der Krönung schließlich dennoch gutgeheißen und öffentlich verkündigt, daß „durch die Feier der Krönung in Gegenwart der Mitglieder der beiden Häuser des Landtags und der sonst aus allen Provinzen des Staates zu entbietenden Zeugen der König von dem geheiligten und in allen Zeiten unvergänglichen Rechte der Krone, zu der er durch Gottes Gnade berufen worden, Zeugniß ablegen und von Neuem das durch eine glorreiche Geschichte geknüpfte Band zwischen dem Herrscherhause und dem Volke Preußens befestigen wolle". Als Ort der Krönung wurde Königsberg gewählt, die Stadt also, in welcher zum ersten Male ein Hohenzoller sich die Königskrone aufs Haupt gesetzt hatte, und als Tag der 18. Oktober, d. h. der Tag, der vor 48 Jahren auf Leipzigs Gefilden den herrlichsten Sieg deutscher Waffen gesehen und der vor 30 Jahren dem Prinzen Wilhelm einen Sohn und Erben, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm geschenkt hatte. Von den patriotischen Stimmungen, welche diese Wahl von Zeit und Ort erregen sollte, wurde gehofft, daß sie die heilsame Wirkung der ganzen Feier sichern und steigern würden.

Am 13. Oktober reisten König Wilhelm und Königin Augusta mit glänzendem Gefolge von Potsdam über Berlin nach Ostpreußen. Unfern von Königsberg übernachteten sie in einem gräflich Dohna'schen Schlosse, weil schon König Friedrich I. im Jahre 1701 die letzte Nacht vor dem Einzug in die Krönungsstadt bei einem Grafen Dohna verbracht hatte. Gegen Mittag des 14. Oktober erreichten die Majestäten, der König hoch zu Roß, die Königin in einem prächtigen Wagen, die Umwallung Königsbergs bei dem vor kurzem erbauten Brandenburger Thor. Von

hier ging der festliche Zug nach dem königlichen Schlosse, Schritt um Schritt begrüßt durch Schaaren von Ehrenjungfrauen, durch Schützengilden, Zünfte und endlose Massen jubilirenden Volkes.

Der 15. Oktober war ein stiller Tag, ein Tag pietätvoller Erinnerung an den am 15. Oktober 1795 geborenen Friedrich Wilhelm IV. und an die Königsberger Leidenszeit der Königin Luise, in deren einstigem Schlafzimmer eine Andachtsstunde gefeiert wurde.

Einbringung der Fahnen in das Schloß zu Königsberg.

Mit dem 16. Oktober begannen die weihevollen Akte, durch die König Wilhelm auf Kopf und Herz aller Preußen zu wirken hoffte. Als Vertreter des Heeres waren die Generalität, an ihrer Spitze Feldmarschall von Wrangel, die Kommandeure aller Regimenter mit deren Fahnen und Standarten und den dazu gehörigen Bedeckungsmannschaften nach Königsberg befohlen. Es war ein großartiges Schauspiel, wie die vielen Hunderte der alten und der neuen, der ruhmgekrönten und der Ruhm erwartenden Banner von den Bedeckungsmannschaften in das Schloß gebracht wurden, und wie dann der König all jene hohen Offiziere, die Führer der ganzen Waffenkraft Preußens um sich versammelte. „Ich habe," so sagte er, „die Fahnen und Sie, meine Herren, hier vereinigt, um im Namen der Armee Zeugen der hochwichtigen Feier zu sein, welcher wir entgegen gehen. Von Gottes Händen ist mir die Krone zugefallen, und wenn ich mir dieselbe von seinem geweihten Tische auf das Haupt setzen werde, so ist es sein Segen, der sie mir erhalten wolle. Sie zu vertheidigen, ist die Armee berufen, und Preußens Könige haben die Treue derselben noch nie wanken sehen. Sie ist es gewesen, welche den König und das Vaterland in den unheilvollsten Stürmen erst vor kurzem gerettet und seine Sicherheit befestigt hat. Auf diese Treue und Hingebung rechne auch ich, wenn ich sie aufrufen müßte gegen Feinde, von welcher Seite sie auch kommen mögen. Mit diesem unerschütterlichen Vertrauen sehe ich als König und Kriegsherr auf meine Armee. Ihnen, Herr Feldmarschall, reiche ich für alle Anwesenden die Hand, für Sie alle, die ich in mein Herz schließe." Der Feldmarschall von Wrangel sprach hierauf, tief ergriffen, den Dank der Offiziere aus sowohl für die Berufung zu der bevorstehenden Feier wie für „das große Werk" des Königs, die Verstärkung des Heeres durch die Reorganisation, und fügte aus dem Herzen aller Anwesenden hinzu, daß jeder von ihnen vor Eifer brenne, seinen Dank durch Thaten zu beweisen.

Der 17. Oktober wurde vornehmlich durch den Empfang der Krönungszeugen ausgefüllt.

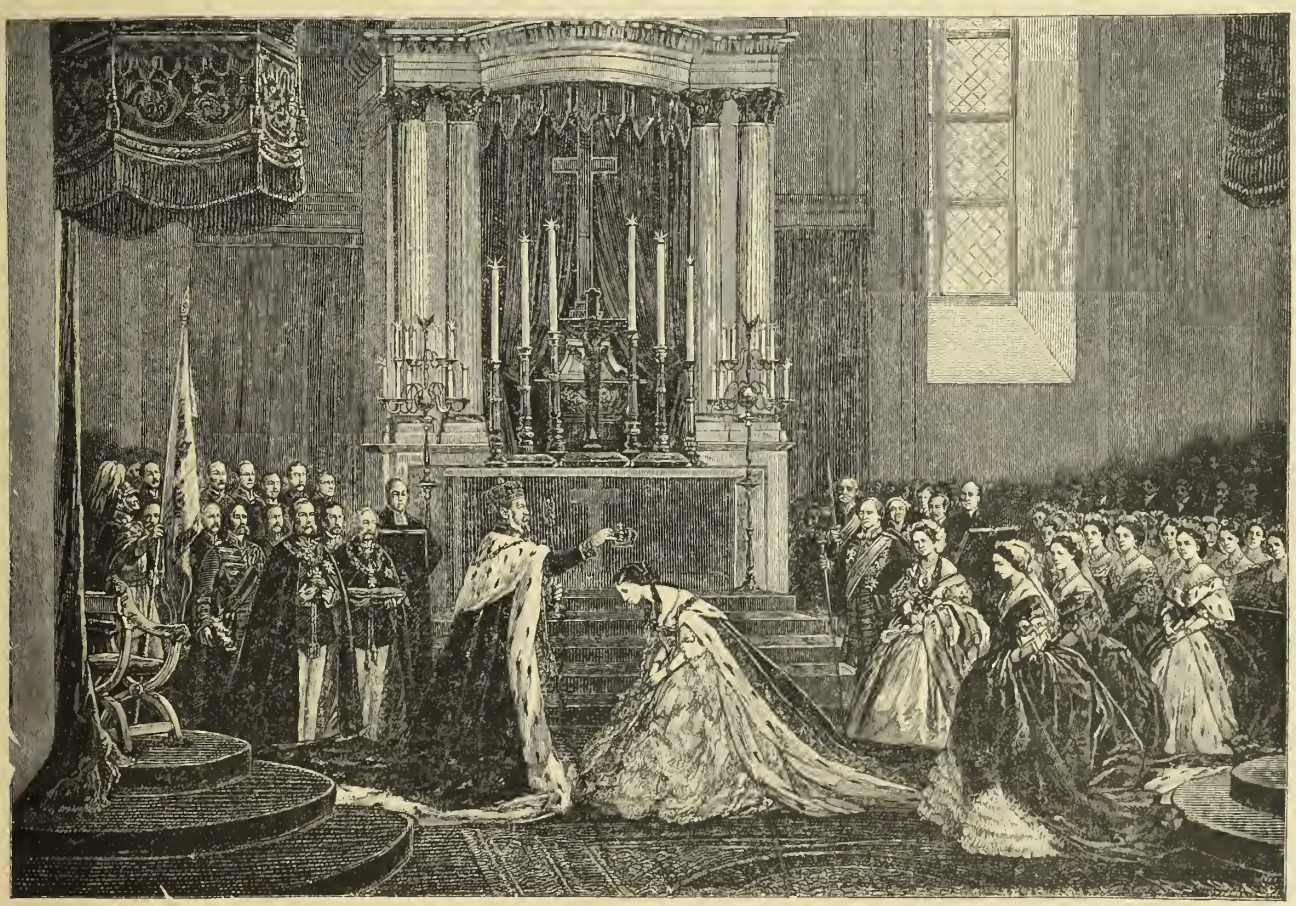
Die Mitglieder beider Häuser des Landtags, deren Stimmung zu gewinnen hierbei das Wichtigste war, wies der König in edler Offenheit zugleich auf *sein* und auf *ihr* Recht hin. Was er für sich verlangen müsse, faßte er in die Worte zusammen: „Die Herrscher Preußens empfangen ihre Krone von Gott. Ich werde deshalb morgen die Krone vom Tische des Herrn nehmen und sie auf mein Haupt setzen. Dies ist die Bedeutung des Königthums von Gottes Gnaden, und darin liegt die Heiligkeit der Krone, welche unantastbar ist. Ich weiß, daß Sie selbst den Sinn des Aktes so verstehen, zu dessen Zeugen ich Sie berufen habe.“ Hieran anschließend aber erklärte er den Volksvertretern: „Die Krone ist mit neuen Institutionen umgeben; Sie sind nach denselben berufen der Krone zu rathen; Sie werden mir rathen — auf Ihren Rath werde ich hören.“ Auch unterhielt sich der König noch mit mehreren Abgeordneten und bedauerte, daß es ihm an Zeit fehle, mit jedem Einzelnen zu sprechen, wie es sein dringender Wunsch sei.

Am 18. Oktober begab sich der prachtvolle Krönungszug, von Herolden und Spielleuten geführt, den König und die Königin, sämmtliche Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses nebst zahllosen Würdenträgern des Hofes und des Staates umfassend, über den weiten Schloßplatz in die Schloßkirche. Nach der Krönungspredigt, nach Gesang und Gebet nahm der König die Krone vom Altar und setzte sie sich aufs Haupt. Dann ergriff er nacheinander, von Weihesprüchen der Geistlichen begleitet, die Insignien seiner Herrschermacht, das Szepter, den Reichsapfel, das Reichsschwert, und zeigte sie mit erhobenem Arme der Versammlung, die auf den geistlichen Zuruf: „Heil dem Könige! Dein sind wir! Mit Dir halten wir es! Friede sei mit Dir!“ durch ein inbrünstiges „Amen“ diese Krönungsfeier schloß. An dieselbe reihte sich sofort die Krönung der Königin durch die Hand des Königs, begleitet von ähnlichen Weihesprüchen und mit dem gleichen Amen endigend. Darnach begab sich der glänzende Zug, der König und die Königin mit den Kronen auf dem Haupte, vom brausenden Jubel des Volkes empfangen, in das Schloß zurück, in dessen Thronsaal der König von den Präsidenten des Herren- und des Abgeordnetenhauses wie von den höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträgern feierlich beglückwünscht wurde. In der Antwort, die er denselben ertheilte, faßte er noch einmal die Gedanken und Gefühle zusammen, die ihn zur Veranstaltung der Krönung getrieben. „Von Gottes Gnaden,“ so verkündigte er, „tragen Preußens Könige seit 160 Jahren die Krone. Nachdem durch zeitgemäße Einrichtungen der Thron umgeben ist, besteige ich als König denselben. Aber eingedenk, daß die Krone nur von Gott kommt, habe ich durch die Krönung an geheiligter Stätte bekundet, daß ich sie in Demuth aus seinen Händen empfangen habe. Die Gebete meines Volkes, ich weiß es, haben mich bei diesem Akte umgeben, damit der Segen des Allmächtigen auf meiner Regierung ruhe. Die Liebe und Anhänglichkeit, welche mir seit meiner Thronbesteigung erwiesen wurde, sind mir Bürge, daß ich unter allen Umständen auf die Treue, Hingebung und Opferfreudigkeit meines Volkes rechnen kann. Im Vertrauen darauf habe ich den althergebrachten Erbhuldigungs- und Unterthaneneid meinem treuen Volke erlassen können — Gottes Vorsehung wolle die Segnungen des Friedens dem theuren Vaterlande lange erhalten. Vor äußeren Gefahren wird mein tapferes Heer dasselbe schützen. Vor inneren Gefahren wird Preußen bewahrt bleiben; denn der Thron seiner Könige steht fest in seiner Macht und in seinen Rechten, wenn die Einheit zwischen König und Volk, die Preußen groß gemacht hat, bestehen bleibt. So werden wir auf dem Wege beschworener Rechte und den Gefahren

Krönungsthaler vom Jahre 1861.

Krönung König Wilhelms in Königsberg am 18. Oktober 1861.

einer bewegten Zeit, allen drohenden Stürmen widerstehen können. Das walte Gott!“ — An die Hauptakte der hohen Feier, die hiermit ihr Ende erreicht hatten, schlossen sich festliche Veranstaltungen bunter Art, ein glänzender Ball, gegeben von den Ständen der Provinz Preußen, ein Krönungsmahl im königlichen Schlosse, ein Fackelzug der Königsberger Studenten und dergleichen mehr. Auf der Rückreise von Königsberg berührte der König Danzig, um an dem Festmahl, welches dort in dem altberühmten Artushofe für ihn gerüstet war, theilzunehmen. Dann ging er zur Grundsteinlegung eines Denkmals Friedrichs des Großen nach Bromberg und hielt endlich, am 22. Oktober seinen Einzug in Berlin, der wie in den Tagen Friedrichs I. vom Frankfurter Thor bis zum Königsschlosse sich erstreckte und der, dem Reichthum und der Volkszahl der Hauptstadt entsprechend, an Pracht und an Hall und Schall der donnergleichen Jubelrufe den Königsberger



Die Krönung der Königin Augusta zu Königsberg am 18. Oktober 1861.

Einzug noch übertraf. In den nächsten Tagen folgte noch Fest auf Fest, zumeist gegeben von den Krönungsbotschaftern, die befreundete Mächte eigens nach Preußen entsendet hatten, und unter denen sich der Franzose Marschall Mac Mahon, Herzog von Magenta, durch Entfaltung märchenhaften Glanzes besonders hervorthat, zu deutlichem Zeichen, wie hohen Werth Kaiser Napoleon auf gute Beziehungen zu Preußen lege, wie sehr man aber auch deshalb vor ihm auf der Hut zu sein habe. Nicht lange darauf reiste der König nach Breslau, um die Enthüllung des dortigen Denkmals Friedrich Wilhelms III. beizuwohnen und hiermit eine Art Nachfeier der Krönung zu verbinden. Die Gesinnungen, denen die Breslauer bei dieser Gelegenheit Ausdruck gaben, waren ebenso patriotisch wie die der Berliner und Königsberger und überboten diese sogar durch verständnißvolles Eingehen auf die tiefsten Wünsche und Anschauungen des Königs. Denn die Schlesier vermehrten die junge preußische Kriegsmarine durch Schenkung eines Schiffes, eines „Dampfkanonenbootes,“ und in einer der Festreden pries der Oberbürgermeister Elwanger den König, weil er

das Beispiel Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III., die sich bei Zeiten gegen drohende Gefahren gerüstet hatten, weise nachgeahmt, das heißt, weil er durch die Heeresreform zur Abwehr der Gefahren, die auch jetzt langsam, aber sicher gegen das Vaterland heranzögen, genügende Vorbereitung getroffen habe.

Der König fühlte sich durch den guten Verlauf der Krönungsfeier hochbeglückt und sprach seinen warmen Dank für die hingebende Gesinnung, die er in allen Theilen des Landes und in allen Klassen des Volkes gefunden, öffentlich aus. „Solche Erfahrungen sind herzerhebend, und ich erwidere das Vertrauen meines Volkes, auf dessen bewährte Gesinnung und Hingebung ich zu allen Zeiten rechne, durch die innigste Liebe zum Vaterlande, dessen Wohl und dessen Macht mein Streben ist. Treu meinem Berufe, erkenne ich in der unausgesetzten Beförderung der gesetzlichen Entwickelung des Volkes die Bürgschaft weiterer Erfolge, unter dem Beistande der Vorsehung."

Die Hoffnung, ja die feste Zuversicht, welche diese Worte bezeugten, daß die Krönung ihren politischen Hauptzweck wirklich erreicht habe, war aber trotz alledem nur theilweis begründet. Denn die hohen Feiertage hatten zwar in zahllosen preußischen Herzen stolze patriotische Erinnerungen geweckt und die Verehrung für die Person des Monarchen gesteigert, indessen der Eigensinn im politischen Denken und Streiten, die Rechthaberei zwischen Liberalen und Konservativen war nur für eine kurze Weile zum Schweigen gebracht. Ein vollerer Erfolg hätte, wie spätere Jahre gelehrt haben, nur dann eintreten können, wenn der König nach großen auswärtigen Unternehmungen und großen Siegen die wahre Bedeutung seiner Maßregeln darzulegen versucht hätte. So lange jedoch die aufklärende Wirkung gewaltiger That fehlte, der That, nach der damals Alle dursteten, so lange drangen auch die besten, die redlichsten und durchdachtesten Worte des Königs nicht tief in Geist und Gemüth des Volkes ein. Daher erhob sich der unselige Parteihader, nachdem der freudige Rausch der Feststimmung vergangen, bald wieder von neuem und führte zu immer trostloserer Zwietracht und Verbitterung.

Im Dezember 1861 fanden die Wahlen zur Erneuerung des Abgeordnetenhauses statt. Ihr Ergebniß übertraf selbst die schlimmsten Befürchtungen der Regierung, weil die Konservativen und die gemäßigten oder Altliberalen zusammen nicht einmal soviele Mandate errangen wie die Jungliberalen der Fortschrittspartei. Der Doktrinarismus der Letzteren hielt sich natürlich nach solchem Siege für durchaus gerechtfertigt und versteifte sich bis zu einer Oppositionsstimmung, deren zähe Unbelehrbarkeit kaum noch eine Aussicht auf friedliche Verständigung zwischen der Krone und den Volksvertretern übrig ließ. Bei der Eröffnung des Landtags, am 14. Januar 1862, versuchte der König trotzdem noch, die Abgeordneten durch die eindringlichsten Vorstellungen für seine Politik zu gewinnen. In der Thronrede wies er darauf hin, daß er fort und fort bemüht sei, seine Bundesgenossen zur Reform des deutschen Bundes, besonders der Wehrverfassung desselben zu bewegen; und wenn er hinzusetzte, daß er zu seinem Bedauern hierbei noch keine befriedigenden Erfolge erreicht habe, so lag der Schluß nahe genug, daß Preußen zur Lösung seiner nationalen Aufgaben für sich allein um so stärker rüsten müsse. Dies könne es aber auch, weil die günstige Finanzlage des Staates die Mittel zur Aufrechterhaltung der aufs sparsamste eingerichteten Reorganisation vollauf gewähre und somit nur nöthig sei, das große Kriegsdienstgesetz vom Jahre 1814, welches noch immer die gesetzliche Grundlage des preußischen Heerwesens bildete, durch endgültige Billigung der Reorganisation zeitgemäß umzugestalten. „Meine Herren," so schloß der König seine Rede, „Sie sind berufen, im Verein mit meiner Regierung die Gesetzgebung, welche in einer großen Zeit begonnen wurde, weiter zu führen. Wie jene Reformen bestimmt waren, dem Patriotismus des preußischen Volkes ein größeres Feld der Bethätigung zu eröffnen und dadurch dessen Aufschwung vorzubereiten, so erwarte ich von der gegenwärtigen Fortführung jener Gesetzgebung die gleiche Wirkung. — Die Entwickelung unserer Institutionen muß im Dienste der Kraft und der Größe

unseres Vaterlandes stehen. Niemals kann ich zulassen, daß die fortschreitende Entfaltung unseres inneren Staatslebens das Recht der Krone, die Macht und Sicherheit Preußens in Frage stelle oder gefährde. — Die Lage Europas fordert einträchtiges Zusammenwirken zwischen mir und meinem Volke. Ich zähle auf die patriotische Unterstützung seiner Vertreter."

Vergebens aber Mahnungen und Warnungen! Denn nur das Herrenhaus beeilte sich, die Reorganisation von neuem und für die Dauer gut zu heißen, während das Abgeordnetenhaus die Regierung einerseits durch eine ganze Reihe von Anträgen zu kühnerer auswärtiger Politik, namentlich betreffs der Bundesreform, zu drängen suchte, ihr jedoch andererseits in fast unbegreiflicher Kurzsichtigkeit die Hände band, indem es langathmige und ziemlich aussichtslose Erörterungen über die endliche Billigung oder Nichtbilligung der Heeresreform begann. Dies war kaum länger zu ertragen, und ein verhältnißmäßig unbedeutender Anlaß führte denn auch zu plötzlichem Bruche. Einer der Vertreter Berlins, der Abgeordnete Hagen, erhob die Forderung, daß das Staatsbudget in Einnahme- und Ausgabeposten dem Landtage spezialisirter als bisher üblich vorgelegt werde. Der Finanzminister von Patow erklärte sich prinzipiell hiermit einverstanden und bekämpfte nur, daß das neue Verfahren, wie Hagen verlangt hatte, schon auf das laufende Jahr seine Anwendung finde, weil daraus große Belästigungen des gesamm-

Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen.

tenRechnungswesens hervorgehen würden. Er erklärte sogar, das Ministerium wolle den Hagen'schen Antrag zwar keineswegs als ein Mißtrauensvotum ansehen, sollte derselbe jedoch in seinem ganzen Umfange zur Annahme gelangen, so müsse das Ministerium sich fragen, ob darin nicht ein Eingriff in die Exekutive liege, und ob es ihm dann noch möglich bleibe, weiter zu regieren und die Verantwortung für die Leitung der Geschäfte beizubehalten. Der Hagen'sche Antrag wurde trotzdem am 6. März mit 171 gegen 143 Stimmen angenommen. Am nächsten Tag wurde der Landtag vertagt, und am 8. März reichte das Ministerium seine Entlassung ein, damit die Krone zwischen ihm und der Volksvertretung völlig freie Wahl habe. Der König stand treu und tapfer auf der Seite der Minister, so daß er denselben schon am 9. März mittheilte, bei dem Vertrauen, welches er ihnen schenke, und bei der Achtung, in welcher sie bei den wohldenkenden Klassen der Nation stünden, könne er auf das Entlassungsgesuch nicht eingehen. Indessen die Krisis war hiermit nicht überwunden. Denn wenigstens der Kultusminister von Bethmann-Hollweg beharrte auf seinem Entlassungsgesuch, und der treffliche Ministerpräsident Fürst von Hohenzollern mußte, weil er von einem schweren Siechthum ergriffen war, durch eine frischere Kraft ersetzt werden. Beiden gewährte der König die ersehnte Arbeitsruhe, ernannte dann den Prinzen zu Hohenlohe-Ingelfingen, bisherigen Präsidenten des Herrenhauses, zum Leiter des Gesammtministeriums und sprach zugleich, am 11. März, die Auflösung des Abgeordnetenhauses aus. Aber auch das führte noch nicht ans Ende jener sorgenvollen Tage,

da nun Meinungsverschiedenheiten im Schoße des Ministeriums hinsichtlich der ferneren Behandlung der Militärfrage ausbrachen. Es bildeten sich eine Majorität unter der Führung der Hauptträger der „neuen Aera," der Herren von Auerswald, von Patow und Graf Schwerin, und eine Minorität, die aus dem Kriegsminister von Roon, dem Handelsminister von der Heydt, dem schon seit einiger Zeit an Stelle des Freiherrn von Schleinitz ins auswärtige Amt getretenen Grafen Bernstorff und dem Prinzen zu Hohenlohe-Ingelfingen bestand. Beide Gruppen legten dem Könige ihre Anschauungen in Denkschriften dar und baten, eine jede für sich, um ihre Entlassung. Die Ansicht der Minorität, d. h. in erster Linie die des Kriegsministers, stand natürlich der Ueberzeugung des Königs am nächsten. Die Krisis fand daher, am 17. März, in der Weise ihren Abschluß, daß die Männer der neuen Aera entlassen und zur Ergänzung des Ministeriums, wie nicht mehr anders sein konnte, weit konservativer gesinnte Leute berufen wurden. Die Justiz erhielt Graf Lippe, das Innere von Jagow, den Kultus von Mühler, die Landwirthschaft Graf Itzenplitz. Die Finanzen übernahm an Stelle des Handels von der Heydt.

Die Auflösung des Landtags und der Sturz des Ministeriums der neuen Aera wirkten auf die Liberalen, obgleich sie die Hauptschuld an dem beklagenswerthen Gang der Ereignisse trugen, furchtbar aufreizend. Dem König blieb dies nicht verborgen, und er zweifelte deshalb auch nicht, daß das neue, konservative Ministerium einen sehr schweren Stand haben werde. Hieraus zog er jedoch keinen andern Schluß, als daß er seine Räthe auf jede Gefahr hin energisch unterstützen, ja in eigener Person unverzüglich in die Bresche treten müsse. Schon am 19. März übergab er dem Staatsministerium einen königlichen „Erlaß," in welchem er Minister, Beamte und Volk mit höchstem Ernst auf die guten alten Ziele seiner Politik verwies. „Ich halte unabänderlich fest," so sagte er, „an den Grundsätzen, welche ich am 8. November 1858 dem Staatsministerium eröffnet und seitdem wiederholt vor dem Lande kund gegeben habe; sie werden, richtig aufgefaßt, auch ferner die Richtschnur meiner Regierung bleiben. Aber die daran geknüpften irrthümlichen Auslegungen haben Verwickelungen erzeugt, deren glückliche Lösung die nächste Aufgabe meiner gegenwärtigen Regierung ist."

„In weiterer Ausführung der bestehenden Verfassung soll die Gesetzgebung und Verwaltung von freisinnigen Grundsätzen ausgehen. Es kann aber ein heilbringender Fortschritt nur gedacht werden, wenn man, nach besonnener und ruhiger Prüfung der Zeitlage, die wirklichen Bedürfnisse zu befriedigen und die lebensfähigen Elemente in den bestehenden Einrichtungen zu benutzen weiß. Dann werden die Reformen der Gesetzgebung einen wahrhaft konservativen Charakter tragen, während sie bei Uebereilung und Ueberstürzung nur zerstörend wirken."

„Es ist meine Pflicht und mein ernster Wille, der von mir beschworenen Verfassung und den Rechten der Landesvertretung ihre volle Geltung zu sichern, in gleichem Maße aber auch die Rechte der Krone zu wahren und sie in der ungeschmälerten Kraft zu erhalten, welche für Preußen zur Erfüllung seines Berufes nothwendig ist und deren Schwächung dem Vaterlande zum Verderben gereichen würde. Diese meine Ueberzeugung ist — ich weiß es — auch in den Herzen meiner Unterthanen lebendig, und es kommt nur darauf an, denselben meine wahre Gesinnung für deren Wohl klar und offen darzulegen."

„Das Staatsministerium hat dafür Sorge zu tragen, daß die vorstehend von mir ausgesprochenen Grundsätze bei den sogleich vorzubereitenden Neuwahlen von Abgeordneten zum Landtag der Monarchie zur Geltung gebracht werden. Dann darf ich mit Zuversicht erwarten, daß alle Wähler, welche mir und meinem Hause in Treue anhangen, meine Regierung in vereinigter Kraft unterstützen werden."

„Ich beauftrage das Staatsministerium, hiernach die Behörden mit Anweisung zu versehen und allen meinen Beamten ihre besondere Pflicht in Erinnerung zu bringen."

Die Minister, die Beamten, die offiziellen Zeitungsschreiber thaten hiernach insofern ihre volle Schuldigkeit, als sie die Fehler, an denen das aufgelöste Abgeordnetenhaus frühzeitig zu Grunde gegangen war, klar darlegten und dringend vor Wiederholung derselben warnten. Wenn sie dabei so weit gingen, zu entwickeln, „die Fortschrittspartei wolle den Schwerpunkt der Regierung von der Krone hinweg in das Abgeordnetenhaus verlegen," so sagten sie noch die volle Wahrheit, weil die Opposition mehrfach hatte merken lassen, daß sie zu reichlichen Bewilligungen an Geld oder Truppen gern bereit sei, wenn nur die Minister ihre gesammte Politik den Wünschen der Landtagsmehrheit unterordnen wollten. Aber kaum der äußerste Flügel der Fortschrittspartei, geschweige die ganze Masse der Liberalen war sich bewußt, daß man die gefährliche Bahn verfassungswidrigen Strebens nach einer Parlamentsregierung betreten hatte, und erblickte deshalb in jener Auseinandersetzung einen gänzlich ungerechtfertigten Vorwurf. Weit schlimmer wirkte jedoch, daß einzelne Minister und namentlich viele untergeordnete Organe der Regierung sich in der Tonart, die sie in der Hitze des Streites anschlugen, gründlich vergriffen. Sie schmähten die unheilvolle Verblendung, welche das Volk bei den letzten Wahlen beherrscht habe, schilderten in schwarzen Farben die demokratischen Aufreizungen, die man fortan meiden müsse, und befahlen beinahe allen Beamten, Richtern und Professoren, schlechthin regierungsfreundlich zu wählen. Dieser übel berathene Eifer rief einen muthigen und weithin den stärksten Eindruck machenden Protest der Berliner Universität gegen die von der Regierung geübte Wahlbeeinflussung hervor, und die Führer der Fortschrittspartei fanden natürlich vollen Glauben, als sie erörterten: „Nach der jetzigen offiziellen Auffassung scheint jeder, der nicht einfach den ministeriellen Vorlagen zustimmt, als ein Revolutionär und als ein Gegner des Königthums betrachtet zu werden. Uns scheint es nicht wohlgethan, die gesetzlich berufenen Wähler und Abgeordneten des preußischen Volkes nach ihrer politischen Gesinnung in Wohlmeinende und Uebelwollende, in Verfassungsfreunde und Verfassungsfeinde zu scheiden. Aber darum handelt es sich, ob neben der großen und unzweifelhaften Macht der Regierung das verfassungsmäßige Recht der Volksvertretung irgend eine Bedeutung haben soll, oder nicht. Soll das Abgeordnetenhaus nur Duldung genießen, so lange es ‚ja' sagt, und gesetzwidriger Uebergriffe geziehen werden, sobald es ‚nein' sagt, dann hat unsere Verfassung keinen Sinn."

Ministerpräsident Otto von Bismarck-Schönhausen.

Die Minister sahen mit Schrecken, daß ihre Worte das Uebel, statt es zu lindern, nur von Stunde zu Stunde steigerten, und versuchten deshalb, durch Thaten einen besseren Erfolg zu erreichen. Sie bereiteten Gesetzentwürfe vor, die in gut liberalem Geiste eine Menge Verkehrs-

erleichterungen verhießen, bewogen den König zu noch knapperer Berechnung der für den Heeresaufwand nöthigen Gelder und zu einem erheblichen Steuernachlaß, den die günstige Finanzlage, d. h. die steigende Gesammtsumme der Staatseinnahmen gestatte. Aber auch mit alledem hatten die Minister kein Glück. Denn aus der knapperen Berechnung des Kriegsetats zog die aufgeregte öffentliche Meinung nur den Schluß, daß die Abgeordneten Recht gehabt hätten, die bisher geforderten Summen nicht für immer zu bewilligen, und daß sie ohne Zweifel noch größere Streichungen fordern dürften. Ueberdies kam ein vertrauliches Schreiben des Finanzministers, worin dieser vom Kriegsminister in der That große Streichungen verlangte, durch einen Vertrauensmißbrauch in die Oeffentlichkeit; und wenn auch leicht genug nachzuweisen war, daß nur Herr von der Heydt, weil ihm keine andere Rettung aus dem Konflikt mit den Liberalen übrig zu bleiben schien, eine erhebliche Herabsetzung des Heeresaufwands für thunlich hielt, während alle kundigen Fachleute dieselbe einmüthig ablehnten, so pflichtete die große Mehrheit des Volkes begreiflicher Weise dem Finanzminister dennoch bei.

Unter diesen Umständen führten die Abgeordnetenwahlen zu einer sehr peinlichen Niederlage der Regierung. Kein einziger Minister wurde gewählt und von Konservativen nur ein ganz schwaches Häuflein; der Fortschritt war unbestrittener Herr des Schlachtfeldes. Der Ministerpräsident Prinz zu Hohenlohe machte die Abgeordneten bei der Eröffnung des Landtags, am 19. Mai, zwar noch einmal darauf aufmerksam, daß die Regierung, genau nach den allgemein bekannten Grundsätzen des Königs, die verfassungsmäßigen Rechte der Landesvertretung ebenso gewissenhaft wahren werde wie die Rechte der Krone und von dem Landtag nichts weiter begehre als eifrige Mitarbeit bei der Aufrechthaltung der Macht, Ehre und Würde Preußens; aber die Opposition fühlte sich viel zu stark und hielt ihre Beschwerden für allzu gut begründet, um begütigenden Vorstellungen noch ihr Ohr leihen zu müssen. Der Präsident des Abgeordnetenhauses, Bürgermeister Grabow, bisher ein gemäßigter Liberaler, erhob jetzt bittere Klage über die Vorkämpfer der Regierung, die den bösen Schlachtruf „hie Königthum, hie Parlament!“ in den Wahlkampf geworfen hätten, und selbst ein so versöhnlicher Mann wie der Berliner Stadtgerichtsrath Twesten hielt für angezeigt, eine die ministerielle Politik scharf kritisirende Adresse an den König zu richten. „Es besteht,“ so hieß es in der Adresse, „keine gefahrdrohende Aufregung der Gemüther. Das preußische Volk hat sich nicht verändert. Es vereinigt mit der alten Hingebung an den Thron eine feste und besonnene Anhänglichkeit an sein verfassungsmäßiges Recht. Es ersehnt nur den Erlaß der zum Ausbau der Verfassung, zur höheren Entwickelung der Volkskraft nothwendigen Gesetze, die Umgestaltung des solchen Gesetzen abgeneigten Herrenhauses und eine kräftige auswärtige Politik, welche Eurer Majestät erhebende Erklärung vom 8. November 1858: ‚Die Welt muß wissen, daß Preußen überall bereit ist, das Recht zu schützen,‘ in vollem Umfange verwirklicht.“ Das waren trotzige Worte, die, obgleich sie kaum so schlimm gemeint waren, doch auf nichts Anderes hinausliefen, als daß Krone und Herrenhaus sich schlechthin unter den Willen des Abgeordnetenhauses beugen sollten. Treffend antwortete daher der König der Deputation, die ihm die Adresse überreichte, er erwarte, die loyale Gesinnung der Abgeordneten, ihre „alte Hingebung an den Thron,“ durch die That bewährt zu sehen; er stehe ja unverändert auf dem Boden des Programms vom November 1858, dessen Verwirklichung jetzt gefordert werde; die Herren möchten sich nur, statt einen Satz des Programms herauszuheben, dasselbe Zeile für Zeile einprägen, dann würden sie seine Gesinnungen recht erkennen.

Zur Bewährung der Loyalität durch die That kam es jedoch nicht. Nach langathmigen und zum Theil sehr gereizten Verhandlungen lehnte das Abgeordnetenhaus am 23. September mit der ungeheuren Majorität von 308 gegen 11 Stimmen die zur Aufrechthaltung der Reorganisation erforderlichen Summen rundweg ab. Dem feindseligen Beschlusse lag überdies weniger die Ueber-

zeugung zu Grunde, daß Preußen zu arm sei, um dauernd die Kosten der Heeresreform zu tragen, oder daß der Landtag sein Budgetrecht in dieser Sache streng wahren müsse, als vielmehr allgemeiner Widerwille gegen Haltung und Streben der Regierung. Denn König Wilhelm und seine Minister bedürften kein großes Heer, weil sie ganz und gar keine große Politik trieben, und wenn je die Bahnen solcher Politik betreten werden sollten, so sei dazu nur ein volksthümliches Heer mit kurzer Dienstzeit geeignet, nicht aber eine Truppe, die im Junker- und Berufssoldatengeiste wurzele.

Hiermit öffnete sich zwischen Regierung und Volksvertretung eine Kluft, die im Guten nicht mehr ausfüllbar erschien. Beide Theile meinten es ehrlich, aber die Liberalen verstanden, Dank ihrer doktrinären Verblendung, nichts mehr von dem, was der König oder die Minister sagten und thaten. Die Regierung fühlte sich um so tiefer verletzt, als sie sich gerade während der letzten Zeit dem Beginn großer auswärtiger Politik sichtlich und mit schnellen Schritten genähert hatte. Dem Wunsch der Liberalen entsprechend hatte sie das junge Königreich Italien förmlich anerkannt, die gequälten Bevölkerungen von Kurhessen und Schleswig-Holstein durch Kriegsdrohungen gegen deren Tyrannen unterstützt und bei den von Oesterreich und den kleinen Königreichen mitgehässigen Nebenabsichten erneuerten Verhandlungen über die Bundesreform das kühne Wort gesprochen, daß sie nur in der Rückkehr zu den Unionsplänen des Jahres 1849, in der innigen Verbindung sämmtlicher Mittel- und Kleinstaaten mit Preußen das künftige Heil Deutschlands erblicke. Aber Alles vergebens! Die preußischen Fortschrittler und, in unseligem Verein mit ihnen, sämmtliche deutschen Liberalen hielten an dem Irrwahn fest, daß die preußische Regierung mit unheilbarer Impotenz geschlagen sei. Der Nationalverein gab es auf, dem Staat der Hohenzollern die Führung Deutschlands zu erkämpfen, und an befreundeten Höfen wurde behauptet, daß angesichts der Ereignisse der letzten Jahre selbst der unbedingteste Anhänger der deutschen Einheit der preußischen Regierung die Fähigkeit zur Lösung der deutschen Frage in Abrede stellen müsse.

Graf Eulenburg, Minister des Innern.

König Wilhelm verstand sehr wohl, was dies Alles bedeutete. Er wußte, daß es sich bei ihm um Thron und Leben handeln könne, wenn er auf seinem Willen beharrte. Sollte er aber deshalb sich beugen, sollte er etwa die Regierung aufgeben und seinem Sohn die Krone reichen? Unmöglich! Denn wenn er auch selber vor keinem Opfer zurückscheute, dem Staat war damit nicht geholfen. Der Kronprinz hätte sich in den gleichen Konflikt verwickelt gesehen, oder, wenn er die Heeresreform rückgängig gemacht, so hätte er Preußen entwaffnet, entwaffnet wegen der Vorurtheile der öffentlichen Meinung, entwaffnet in einer Stunde, in der die Nothwendigkeit scharfen Schwerthiebs zur Befreiung Deutschlands aus den Stricken der österreichisch-bundestäglichen Herrschaft jedem wahrhaft Kundigen schon zweifellos geworden war. Nie durfte dies geschehen, und dem König blieb daher kein anderes Mittel übrig, als auf jede Gefahr hin das Steuer der

Regierung weiter zu führen, geduldig, ausharrend, unerschütterlich, bis endlich einmal ein günstigerer Wind die Segel des Staatsschiffs füllen würde.

Ob er aber zu seiner schweren Lebensarbeit nicht andere Gehülfen als die bisherigen heranziehen solle, das durfte allerdings in Frage gezogen werden. Die Minister der neuen Aera wie ihre konservativen Nachfolger hatten sich im Ganzen als treffliche Männer bewährt, am rechten politischen Takt aber, an Umsicht und Entschlossenheit hatte es ihnen in mancher schweren Stunde doch gefehlt. In ruhigen Zeiten hätten sie ihren Platz hinreichend auszufüllen vermocht, dem Sturm und Drang dieser Tage war dagegen ihre Kraft nicht gewachsen. Der König bedurfte mithin eines Mannes von der Klarheit und Festigkeit, die er selber besaß, eines Dieners, der nach den Plänen seines Herrn mit sicherer und starker Hand zu arbeiten wußte, kurz eines wahren, ganzen und großen Staatsmanns. Deutschlands guter Stern wollte es, daß der Mann vorhanden, dem Könige wohlbekannt und von diesem nun auch zur Leitung der Regierung ausersehen war.

Otto von Bismarck-Schönhausen, geboren am 1. April 1815, hatte sich als Staatsmann auf den preußischen Landtagen von 1847 bis 1851 die Sporen verdient. Er war dort stets als ein muthiger Gegner der Revolution und der phantastischen Nationalpolitik jener Jahre und zugleich als ein warmer Freund der guten alten preußischen Traditionen aufgetreten. Auf die Liberalen hatte er nur den Eindruck gemacht, als ob er ein gewöhnlicher, höchstens ein recht eingefleischter, trotziger und rücksichtsloser Junker sei, während die Konservativen oder richtiger König Friedrich Wilhelm IV. und dessen Minister seine außerordentliche Begabung, sein treffendes Urtheil und seinen kühnen, von jeder Voreingenommenheit freien Geist klar erkannt hatten. Schon im Jahre 1851, nachdem er kaum 36 Jahre alt geworden, wurde ihm deshalb der wichtige Posten des preußischen Gesandten am Frankfurter Bundestage anvertraut. Hier lernte er nicht bloß aufs Genaueste kennen, was er vorher nicht in vollem Umfang zu würdigen vermocht hatte, das ganze Elend nämlich der deutschen Kleinstaaterei und den Neid und Haß, mit welchem Oesterreicher und Partikularisten auf Preußen blickten; sondern er schritt auch im diplomatischen Kriege mit diesen Gegnern von Erfolg zu Erfolg und wurde sogar der Lehrer und Meister seiner Auftraggeber durch die „Prachtberichte", in denen er dem Berliner Ministerium über die Absichten der Feinde und die Mittel, ihnen zu begegnen, reiche Aufklärung gab. Im Jahre 1859 erhielt er durch seine Versetzung nach Petersburg einen noch bedeutenderen Wirkungskreis und erwarb sich in demselben das ungemeine Verdienst, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Rußland und Preußen besonders innig zu gestalten, d. h. den einzigen festen Rückhalt, den die Regierung König Wilhelms in ganz Europa besaß, für lange Zeit vollkommen zu sichern. Aber auch an der Newa blieb sein Auge unverwandt auf die deutschen Händel gerichtet. Bei jeder Gelegenheit sprach er, mündlich wie schriftlich, seine Ueberzeugung aus, daß Preußen, gestützt auf seine neue starke Heeresrüstung, mit einer gesunden Nationalpolitik Ernst machen und bessere Einrichtungen an die Stelle des kläglichen Bundestages setzen müsse. Bei Besuchen in Deutschland trug er diese Anschauungen dem Könige vor und zeigte sich hierbei mehr und mehr als der einzige Staatsmann, der Preußen auf den Weg großer Thaten führen und somit ohne Weiteres den trostlosen Hader um die Heeresreorganisation beseitigen könne. König Wilhelm erkannte dies sehr wohl und sprach schon im Frühling 1862 den Wunsch aus, dem Gesandten die Leitung der preußischen Politik zu übertragen. In dieser Zeit zerschlugen sich jedoch die deswegen begonnenen Verhandlungen, theils wohl weil der Konflikt zwischen Krone und Landtag damals noch nicht auf seinen Höhepunkt gekommen war, theils auch weil die Regierung vor den kühnen, zu schneidiger That drängenden Ansichten Bismarcks zurückschrak. Dem Gesandten war dies äußerst willkommen. Denn obwohl er sich seiner Kraft vollauf bewußt war, so lag ihm doch sehr fern, selber nach dem verantwortungsvollen Amte zu verlangen. „Vor dem Ministerium," so sagte er, „habe ich geradezu Furcht wie vor kaltem Bade.

Abgesehen von allen politischen Unzuträglichkeiten fühle ich mich nicht wohl genug für so viel Aufregung und Arbeit." Aber nach Petersburg, das er jener Verhandlungen halber verlassen, kehrte er nicht zurück. Er ging vielmehr nach Paris, um als Gesandter aus eigener Beobachtung die Stimmungen Kaiser Napoleons gegenüber den deutschen Staaten kennen zu lernen. Er entwickelte auch dort seine Gedanken über Preußens Zukunft und hörte bei der Aufnahme, die seine Worte fanden, genug von dem alten Gelüst der Franzosen nach der Rheingrenze, jedoch ohne hierdurch sonderlich beunruhigt zu werden. Viel wichtiger waren ihm die Nachrichten aus der Heimath, die seine Berufung ins Ministerium abermals in nahe Aussicht stellten. Auch jetzt noch meinte er freilich: „Wenn ich nicht überzeugt bin, daß es sein muß, so gehe ich nicht." Aber er setzte doch hinzu: „Den König unter Krankheitsvorwänden im Stich zu lassen, halte ich für Feigheit und Untreue." Die Entscheidung ließ nicht lange mehr auf sich warten. Mitte September 1862 wurde Bismarck telegraphisch aus Frankreich nach Berlin berufen und, nachdem er sich bedingungslos zur Uebernahme des Amtes bereit erklärt hatte, an Stelle des Prinzen zu Hohenlohe zum Präsidenten des Staatsministeriums und außerdem noch zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Mit dem Prinzen zu Hohenlohe schieden mehrere der bisherigen Minister aus dem Dienste. Unter den neu Eintretenden ragten besonders hervor der Finanzminister von Bodelschwingh und der Minister des Innern Graf Eulenburg.

Finanzminister von Bodelschwingh.

Die Erhöhung Bismarcks wurde vom Abgeordnetenhause, von der liberalen Presse Deutschlands und von der öffentlichen Meinung fast ganz Europas sehr ungünstig aufgenommen. Man sah in ihm fortdauernd nur den verwegenen Junker, der die Macht der Krone auf Wegen des Rechts wie des Unrechts zu behaupten oder gar zu steigern, und der dies, wenn kein anderes Mittel helfe, durch eine abenteuerliche auswärtige Politik zu erreichen versuchen werde. „Bismarck," so hieß es, „ist der Staatsstreich". „Bismarck gleicht aufs Haar dem Fürsten Polignac, dessen Ernennung zum leitenden Minister in Frankreich den ersten Anstoß zur Julirevolution und zur endgültigen Vertreibung der Bourbons gab." Auf den preußischen Ministerpräsidenten machten solche gehässigen Anspielungen geringen Eindruck. Er kannte genau die Verblendung, die sich der Gemüther auch der Besten bemächtigt hatte. Er wußte, daß er in seiner Amtsführung von den schwersten Gefahren bedroht sein würde; da es jedoch nunmehr galt, furchtlos für König und Vaterland zu streiten, dem politischen Elend des deutschen Volkes mit starker Hand ein Ende zu machen, so war er fest entschlossen, „Allem zu trotzen, dem Exil und selbst dem Schaffot".

Dem Abgeordnetenhause trat er mit versöhnlichen Maßregeln und aufklärenden Worten entgegen. In der Budgetkommission, deren Sitzung er besuchte, warnte er davor, den Konflikt

allzu tragisch aufzufassen: die Regierung suche keinen Kampf und biete, wenn die Krisis mit Ehren beseitigt werden könne, gern die Hand dazu. Die Abgeordneten möchten nur die irre geleitete öffentliche Meinung auf das hinweisen, was zunächst Noth thue. Preußen trage freilich eine zu starke Rüstung für seinen schmalen Leib, eben deshalb aber müsse es die Rüstung nützen und sich stärken, damit es mehr hineinwachse. Nicht auf Preußens Liberalismus sehe Deutschland, sondern auf dessen Macht. Preußen müsse seine Kraft zusammenhalten für den günstigen Augenblick, der schon einige Male verpaßt worden sei. Preußens Grenzen, wie sie auf dem Wiener Kongreß geschaffen worden, seien zu einem gesunden Staatskörper nicht günstig. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse würden die großen Fragen der Zeit entschieden — das sei der Fehler von 1848 und 1849 gewesen —, sondern durch Eisen und Blut."

Das war deutlich gesprochen, so deutlich, wie der Leiter der preußischen Politik nur irgend reden durfte. Aber den Abgeordneten schienen diese schwer wiegenden Worte nur von einem ganz frivolen Sinne eingegeben zu sein. Drohte der Konflikt etwa nicht mit schrecklichen Tragödien, und war der jugendliche Hitzkopf — Bismarck zählte erst 47 Jahre —, der so leichtfertig mit Eisen und Blut um sich warf, wirklich der Mann, um die ungeheure deutsche Frage zu lösen?

Vergebens daher alle Bemühungen des kühnen Ministers! Das Herrenhaus stellte sich zwar immer entschiedener auf die Seite der Regierung, das Abgeordnetenhaus dagegen beharrte in seiner ablehnenden Haltung, die mit der Streichung der Kosten der Reorganisation die Verwerfung des gesammten Budgets in sich schloß. Um der steigenden Erbitterung der Parteien für einige Zeit wenigstens den Tummelplatz der Rednertribüne zu entziehen, befahl der König den unverzüglichen Schluß des Landtags, und der Ministerpräsident führte in der letzten Sitzung — am 13. Oktober 1862 — den Abgeordneten zu Gemüth, die Regierung seiner Majestät finde sich freilich, da kein Budget zu Stande gekommen, in der Nothwendigkeit, den Staatshaushalt ohne die in der Verfassung vorausgesetzte Unterlage führen zu müssen. Sie sei sich aber nicht bloß der Verantwortlichkeit, die für sie aus diesem beklagenswerthen Zustand erwachse, in vollem Maße bewußt, sondern sie fühle sich auch, damit die Wohlfahrt des ganzen Landes keinen Schaden erleide, unbedingt verpflichtet, nach ihrem eigenen besten Ermessen die zur Erhaltung der bestehenden Staatseinrichtungen erforderlichen Ausgaben zu bestreiten, wobei sie die Zuversicht hege, daß dieselben seiner Zeit die nachträgliche Genehmigung erhalten würden.

Die durch den Sitzungsschluß herbeigeführte Pause in den Landtagsverhandlungen wurde von allen Parteien für ihre Sonderzwecke eifrig benutzt. Die großen Massen der liberalen Wähler empfingen ihre heimkehrenden Abgeordneten mit Dankadressen und festlichen Veranstaltungen mancherlei Art, um sie dadurch in ihrer regierungsfeindlichen Haltung zu bestärken. Die Regierung schritt, nothgedrungen, hiergegen ein, indem sie Feste von allzu aufreizendem Charakter verbot, oder diejenigen Abgeordneten, die hohe Staatsbeamte waren und dennoch die Politik der Opposition rastlos schürten, nachdrücklich bestrafte. Die Konservativen endlich spornten ihre Parteigenossen zu eifrigster Agitation, theils um in Zukunft bei neuen Landtagswahlen den Liberalen besser widerstehen zu können, theils auch um sogleich in allen Provinzen der Monarchie zur Unterzeichnung von Adressen und zur Entsendung von Deputationen anzuregen, durch welche dem König und den Ministern treue Ergebenheit und volle Uebereinstimmung mit den Regierungsmaßregeln der letzten Zeit bezeugt werden sollte.

Ueber diese Adressen und Deputationen freute sich König Wilhelm um so herzlicher, als Sorge und Kummer über den endlosen Fortgang des Konflikts ihn auch bis in die Stunden der Ruhe verfolgten. „Ich schlafe keine Nacht mehr," rief er einmal schmerzbewegt aus. Aber den Loyalitäts-Deputationen gegenüber erfüllte er unentwegt seine Pflicht, indem er mit der Festigkeit des geborenen Herrschers nur von der Gerechtigkeit seiner Sache und vom Ausharren bis zum

endlichen Siege über die bethörte öffentliche Meinung sprach. „Es besteht," so sagte er, „eine ernste Krisis, so ernst, wie ich sie nicht erwartet habe, noch erwarten konnte. Meine Worte sind vielfach mißdeutet worden, und es ist sehr schmerzlich für einen Monarchen, seine besten Absichten verkannt und entstellt zu sehen. Bei solchen Anfechtungen ist es schwer, nicht irre zu werden, sondern fest zu stehen. Was die Militär-Reorganisation betrifft, so ist diese mein eigenstes Werk und mein Stolz, und ich bemerke hierbei, es giebt kein Bonin'sches und kein Roon'sches Projekt; es ist mein eigenes und ich habe daran gearbeitet nach meinen Erfahrungen und pflichtmäßiger Ueberzeugung. Ich werde fest daran halten und die Reorganisation mit aller Energie durchführen; denn ich weiß, daß sie zeitgemäß ist. Es ist auch eine Verleumdung, die geflissentlich verbreitet wird, daß die beschworene Verfassung gebrochen werden solle. Ich halte fest an meinem Eide, halte fest an meinem Programm von 1858, das mein Gewissen mir geboten

König Wilhelm bei dem Festmahl der Veteranen am 3. Februar 1863.

hat. Ihnen danke ich für die Unterstützung, die Sie mir und meinen ausgesprochenen Ansichten schon dadurch leisten, daß Sie sich ermannt und gesammelt haben, den Angriffen gegenüber, deren Ziel die Schwächung des Königthums und des Thrones ist. Fahren Sie fort in Ihrer Treue und streben Sie danach, daß Ihre Gesinnung nicht auf die Kreise beschränkt bleibe, von denen Sie hergesandt sind, sondern sich weiter über alle Stände des jetzt so vielfach irre geleiteten Volkes verbreite; dann hoffe ich zu Gott, daß wir einer besseren Zukunft entgegen gehen können."

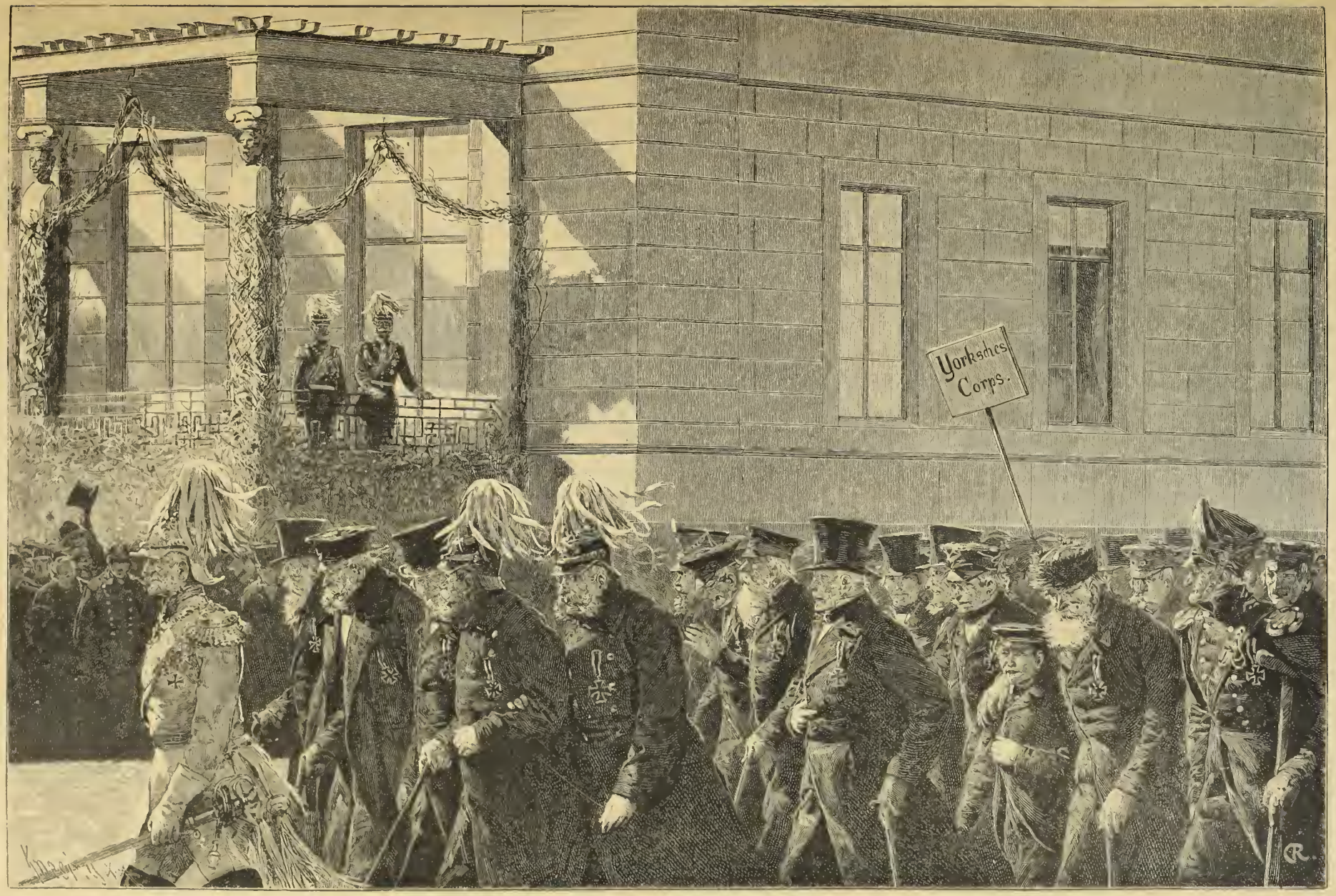
Aber nicht bloß durch wohlerwogene Worte suchte der edle Monarch belehrend und umstimmend zu wirken. Er sorgte vielmehr auch dafür, daß die nahe bevorstehenden Jubeltage der fünfzigjährigen Gedenkfeier der großen Erhebung vom Frühling 1813 mit besonderem Glanze erfüllt und dadurch unwiderlegliche Beweise gegeben würden, wie volksthümlich er selber denke. In der That erschien er am 3. Februar 1863, am Gedenktage des Aufrufs der Freiwilligen, persönlich bei den Festmählern der Veteranen und richtete herzgewinnende Ansprachen an die greisen Krieger. Am 17. März aber, dem Tage, an welchem Friedrich Wilhelm III. den Aufruf „An mein Volk" veröffentlicht hatte, legte er den Grundstein zum Denkmal seines Vaters in Berlin. Ergreifend war es, wie an diesem Tage die noch lebenden Ritter des eisernen Kreuzes — wankenden Schrittes, aber

begeisterten Blickes — unter der Führung des alten Wrangel am Schloß des Königs vorüber nach dem Denkmalsplatze zogen; und in der Urkunde der Grundsteinlegung las man den, König Wilhelms warme Gesinnung nicht bloß für das Linienheer, sondern auch für die Landwehr vollauf bezeugenden Satz: „Es ziemt sich dieser Tag, um in dem heimgegangenen Heldenkönig auch sein Volk zu ehren, das, von ihm neben dem stehenden Heere in Landwehr und Landsturm organisirt, sich wie ein Mann erhob und mit seinem Blute den Wahlspruch besiegelte, den ihm sein König gegeben: ‚Mit Gott für König und Vaterland!'"

Inzwischen legte der Ministerpräsident die ersten Proben seiner glänzenden Befähigung für die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten ab. Den Kurfürsten von Hessen zwang er zur Beendigung seines Willkürregiments, indem er ihn im November 1862 nicht bloß von Neuem mit Krieg bedrohte, sondern zu drastischem Zeichen, wie wenig Umstände man mit dem Tyrannen fernerhin zu machen gedenke, die drohende Depesche, die unter andern Verhältnissen nur einem hohen Beamten oder einem General anvertraut worden wäre, durch einen einfachen Feldjäger nach Kassel schickte. Dann faßte er ins Auge, daß Oesterreich und viele Mittel- und Kleinstaaten fortfuhren, auf eine Bundesreform zu dringen, die scheinbar den Wünschen des deutschen Volkes diente, in Wahrheit aber ganz andere Zwecke verfolgte. Denn durch eine Art von deutschem Parlamente, welches aus Delegationen der Einzellandtage zusammengesetzt sein sollte, wollten diese Gegner Preußens nur ihre eigene Macht steigern und den Staat der Hohenzollern durch Majorisirungskünste ihrem Willen unterwerfen. Die Intrigue erschien um so gefährlicher, als kurz vorher, im Gegensatz zum deutschen Nationalverein, ein sogenannter großdeutscher Reformverein entstanden war, dessen Mitglieder dem Projekte aus Haß gegen Preußen zumeist laut zujubelten. Bismarck wußte aber in dieser Lage die Axt gleich an die Wurzel des Uebels zu legen, indem er dem österreichischen Botschafter zu Berlin, dem Grafen Karolyi, im Dezember rundweg erklärte, Oesterreich habe die Wahl, seine gegenwärtige preußenfeindliche Politik mit dem Stützpunkte einer mittelstaatlichen Koalition fortzusetzen, oder eine ehrliche Verbindung mit Preußen zu suchen. Zu letzterer zu gelangen, sei sein, Bismarcks, aufrichtigster Wunsch. Dieselbe könne aber nur durch das Aufgeben der preußenfeindlichen Thätigkeit des Kaiserstaates an den deutschen Höfen gewonnen werden. Verharre dagegen Oesterreich in seiner gegenwärtigen Politik, so möge es sich wenigstens nicht dem gefährlichen Irrthum überlassen, daß Preußen unter allen Umständen sein Bundesgenosse sein und bleiben werde; vielmehr würde dann ein Bündniß Preußens mit einem Gegner Oesterreichs keineswegs ausgeschlossen sein.

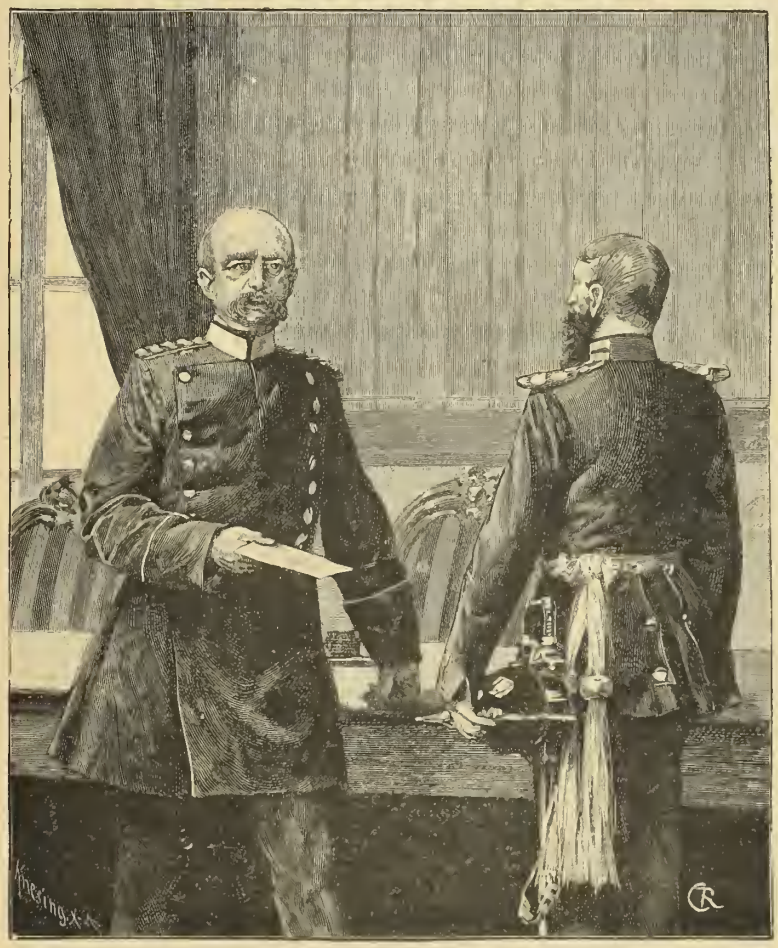
Das war eine eventuelle Kriegsdrohung, eine schärfere Mahnung, als Oesterreich seit Menschenaltern von Preußen zu hören bekommen hatte. In Wien hielt man freilich, von Hochmuth verblendet, nicht dafür, daß Preußen jemals die Kraft und den Muth haben werde, seinen stolzen Worten die schneidige That folgen zu lassen, aber kaum waren einige Wochen nach jener Unterredung mit Graf Karolyi vergangen, so zeigte Bismarck in einer andern Angelegenheit, wie ernstlich fortan die Gegner mit Preußens Leistungsfähigkeit rechnen mußten. Denn im Anfang des Jahres 1863 brach im russischen Polen ein wüster Aufruhr aus, dem gegenüber König Wilhelm wie sein Minister keinen Augenblick zauderten, den Russen Hülfe zu versprechen, falls sie deren bedürfen sollten, „weil man in Berlin lieber den Kaiser Alexander zum Nachbar haben wollte, als ein propagandistisches Polen, welches schwerlich vergessen würde, daß Danzig und Thorn einst polnisch gewesen." Die übrigen Großmächte, Oesterreich, Frankreich und England, dachten freilich ganz anders und hätten die Gelegenheit gern benutzt, Rußland empfindlich zu demüthigen. Sie lärmten gewaltig, wagten aber schließlich weder dem Czarenreiche, noch dem auf vorgeschobenem Posten stehenden Preußen auch nur ein Haar zu krümmen.

Gestützt auf den großen Zug, der für jedes unbefangene Urtheil in der preußischen



Vorbeizug der Ritter des Eisernen Kreuzes vor König Wilhelm am 17. März 1863.

Staatsleitung sich zu offenbaren begann, trat denn auch der Ministerpräsident dem Landtage, der sich am 14. Januar 1863 zu einer neuen Sitzung vereinigte, „mit dem lebhaften Wunsche entgegen, daß es nunmehr gelingen möge, über die im vorigen Jahre ungelöst gebliebenen Fragen eine dauernde Verständigung herbeizuführen". Leider aber war man von der Verständigung weiter als je entfernt. Der Präsident des Abgeordnetenhauses Grabow fällte in seiner Eröffnungsrede ein „scharfes und verletzendes Urtheil" über das Verhalten der Regierung in den konstitutionellen Fragen, und das ganze Haus vertiefte sich mit leidenschaftlichem Eifer in die Debatte über eine Adresse, welche dem Könige nachweisen sollte, daß seine Minister fortdauernd verfassungswidrig handelten, weil sie Staatsgelder für Ausgaben verwendeten, welche von der Volksvertretung nicht bewilligt seien. Heldenmüthig vertheidigte sich Bismarck dadurch, daß er zum entschlossensten Angriff überging. Solche Adresse bezwecke nichts Anderes, als dem königlichen Hause der Hohenzollern seine Regierungsrechte abzufordern, um sie der Majorität des Abgeordnetenhauses zu übertragen. Denn nicht dieses Haus allein habe das Recht, das Budget festzustellen, sondern dies geschehe durch Uebereinstimmung des Abgeordnetenhauses, des Herrenhauses und der Krone. Werde solche Uebereinstimmung nicht erreicht, so sei allerdings ein Konflikt vorhanden und ein Konflikt werde, weil das Staatsleben nicht still zu stehen vermöge, zu einer Machtfrage. Wer dann die Macht in Händen habe, der müsse, wenn auch nur zu Gunsten des Gemeinwohls, nach seinem besten Ermessen vorangehen. — Aber diese treffende Erörterung bewirkte nicht etwa, daß die Abgeordneten nunmehr eine Übereinstimmung mit dem Herrenhause und der Krone herbeizuführen suchten. Im Gegentheil! In ihrem Groll noch dadurch versteift, daß Bismarck, wie sie meinten, mit höhnischer Nichtachtung jedes Rechts den Grundsatz „Macht geht vor Recht" verkündigt habe, beschlossen sie mit großer Majorität, ihre parteiische Adresse dem König zu überreichen.



Bismarck sendet dem Kurfürsten von Hessen eine drohende Depesche durch einen Feldjäger.

König Wilhelm nahm dieselbe nicht aus den Händen einer Deputation, sondern nur durch schriftliche Zusendung an. Der Antwort, die er ertheilte, gab er die gewichtige Form eines allerhöchsten, nicht von den Ministern, nur von ihm selber unterzeichneten Erlasses, um zu zeigen, daß kein Konflikt zwischen den Abgeordneten und den hohen Beamten, sondern zwischen jenen und ihm selber bestehe und daß er deshalb abermals mit seiner eigenen Person, mit seinem ganzen Denken und Wollen in die Bresche zu treten wünsche. In strengen Worten wies er die Anschuldigung zurück, daß seine Minister verfassungswidrig gehandelt hätten, da vielmehr die Abgeordneten hätten im Auge behalten sollen, daß das Budget nur durch einen von der Krone

genehmigten, übereinstimmenden Beschluß beider Häuser des Landtags festgestellt werden könne. „War eine solche Uebereinstimmung nicht zu erreichen, so war es die Pflicht der Regierung, bis zur Herbeiführung derselben die Verwaltung ohne Störung fortzuführen. Sie hätte unverantwortlich gehandelt, hätte sie dies nicht gethan.“ Er gebe aber die Hoffnung nicht auf, daß endlich das Abgeordnetenhaus seine landesväterlichen Absichten zu würdigen lerne und somit das Werk der Verständigung ermögliche, welches seinem Herzen ein Bedürfniß sei, seinem Herzen, dessen einziges Verlangen darauf sich richte, das Wohl des preußischen Volkes zu fördern und dem Lande die Stellung zu erhalten, die eine glorreiche Geschichte durch treues Zusammengehen von König und Volk demselben angewiesen habe.

Indessen der Heldenmuth des Königs brachte ebenso wenig eine gute Wirkung hervor, wie vorher der Heldenmuth des Ministers. Der Streit verschärfte sich noch, als das Abgeordnetenhaus auch die auswärtige Politik vor sein Forum zog und selbst in dieser — seltsam genug — nichts als Fehlgriffe Bismarcks fand. Der Abgeordnete Löwe meinte: „Die Regierung hat einen so außerordentlichen Mangel an staatsmännischer Geschicklichkeit und Einsicht bewiesen, daß wir ihr keine neuen Mittel, so weit wir es verhindern können, in die Hände geben dürfen, weil wir die Mittel, die wir ihr in die Hände geben, als verwüstet betrachten.“ Und der leidenschaftliche Waldeck rief sogar aus: „Wem über die Politik dieses Ministeriums nicht die Schamröthe ins Gesicht steigt, der ist nicht werth, ein Preuße zu sein, der versteht die Mission Preußens nicht.“ Die Hauptquelle dieser bittern Worte lag in der Unterstützung, die König Wilhelm dem Czaren Alexander im Kampf mit den polnischen Aufrührern zu Theil werden ließ. Denn ohne irgendwie zu erwägen, daß Preußens Lebensinteressen schlechtweg auf Niederhaltung der Polen und auf Freundschaft mit Rußland hinwiesen, sahen die Abgeordneten in ihrer parteiischen Erregung im Czarenreiche nur den verhaßten Hort der Reaktion und in den Polen edle Märtyrer der Freiheit, also gleichsam Freunde und Bundesgenossen.

Bei solcher Stimmung der Gemüther war friedliche Fortsetzung der Debatten nicht mehr möglich. Den maßlosen Angriff Waldecks wehrte der Ministerpräsident, indem er aus Achtung vor dem alten Volkstribunen seinen gerechten Unwillen bezwang, zwar noch mit vornehmer Ruhe ab; bald darauf aber geriethen er und noch entschiedener der Kriegsminister von Roon mit dem Präsidium des Abgeordnetenhauses in einen neuen schweren Konflikt, weil das Präsidium, von parlamentarischem Hochgefühl getragen, die irrige Meinung hegte, daß seine Disziplinargewalt im Sitzungssaale sich nicht bloß über die Abgeordneten, sondern auch über die Minister erstrecke. Nachdem die Letzteren in Folge dessen ein paarmal in ihren Reden unterbrochen und ihre Worte unter Censur gestellt waren, erklärten sie, so lange im Hause nicht erscheinen zu können, als dasselbe für seinen Präsidenten das Recht beanspruche, ihre Redefreiheit zu beschränken. Die Abgeordneten vereinigten sich darauf zu einer zweiten Adresse an den König, in welcher abermals über das verfassungswidrige Gebaren der Minister und außerdem über die verkehrte Leitung der auswärtigen Politik laut geklagt und schließlich sogar das harte Wort gesprochen wurde, mit diesem Ministerium besitze das Haus der Abgeordneten kein Mittel der Verständigung mehr; die bestehende Kluft könne nur durch einen Wechsel der Personen und durch einen Wechsel des Systems ausgefüllt werden.

König Wilhelm trat wiederum fest und furchtlos mitten in die Arena des Streites, indem er auch diese Adresse — am 26. Mai — durch einen nur von ihm allein unterzeichneten Erlaß beantwortete. Mit strengem Tadel der Irrthümer, in welche die Abgeordneten sich verloren hatten, wies er den Vorwurf verfassungswidrigen Regimentes weit von sich weg. Die Schuld des Zerwürfnisses liege in erster Linie beim Abgeordnetenhause, welches die innere wie die auswärtige Politik aus einem schroffen Parteistandpunkt beurtheile und in jeder Richtung Versuche mache, den Kreis seiner rechtmäßigen Befugnisse zu erweitern. „Meine Minister besitzen mein Vertrauen, ihre amtlichen

Handlungen sind mit meiner Billigung geschehen, und ich weiß es ihnen Dank, daß sie sich angelegen sein lassen, dem verfassungswidrigen Streben des Abgeordnetenhauses nach Machterweiterung entgegenzutreten. Wie meine Vorfahren, so suche auch ich den Glanz, die Macht und die Sicherheit meiner Regierung in dem gegenseitigen Bande des Vertrauens und der Treue zwischen Fürst und Volk. Mit des Allmächtigen Hülfe wird es mir gelingen, die sträflichen Versuche zu vereiteln, welche auf Lockerung dieses Bandes gerichtet sind. In meinem Herzen steht das Vertrauen auf die treue Anhänglichkeit des preußischen Volkes an sein Königshaus zu fest, als daß es durch den Inhalt der Adresse des Abgeordnetenhauses erschüttert werden sollte."

Den zürnenden Worten des Königs folgte nicht bloß der Schluß der Landtagssitzung, die keine guten Früchte mehr zeitigen konnte, auf dem Fuße, sondern wenige Tage darauf erschien auch auf Grund eines Verfassungsartikels, welcher der Regierung in Abwesenheit des Landtags gestattete, dringende Verordnungen mit Gesetzeskraft zu erlassen, die sogenannte Preßordonnanz, die den Verwaltungsbehörden Vollmacht gab, regierungsfeindliche Blätter nach zweimaliger Verwarnung sowohl wegen einzelner Artikel wie wegen ihrer Gesammthaltung zu unterdrücken.

An dem Erlaß dieser Ordonnanz ließ sich dem Buchstaben des Rechts nach nichts aussetzen thatsächlich aber stellte er sich dar als eine harte Gewaltmaßregel, als ein Schritt rücksichtsloser Nothwehr in dem gleichsam offen erklärten Kriege zwischen Volk und Regierung. Ein Schrei der Entrüstung über die „Knebelung der Presse" ging durch das ganze Land. Die heimkehrenden Abgeordneten und die Magistrate der Städte schürten das Feuer, dessen Flammen schließlich so hoch hinaufreichten, daß selbst der Kronprinz eine Mißbilligung des Geschehenen nicht zu unterdrücken vermochte. Schien doch die „Tragödie" des Militärkonflikts schreckliche Katastrophen näher und näher zu rücken. Man wies die immer deutlicher hervortretende Verwandtschaft zwischen dem Schicksal der Hohenzollern und dem der Bourbons nach, die im Jahr 1830 über eine ähnliche Ordonnanz gestürzt waren. Man verglich König Wilhelm und Bismarck mit Karl Stuart und Lord Strafford, den Opfern der englischen Revolution. Attentatsgerüchte gegen die geheiligte Person des Königs schwirrten durch die Luft.

König Wilhelm blieb fest. Mochte er sich mit tausend Schmerzen zur Nothwehr entschlossen haben, er empfand die Nothwendigkeit, die Unvermeidlichkeit derselben. Den Attentatsgerüchten stellte er das zuversichtliche Wort entgegen: „Mein Leben steht in Gottes Hand." Das Ministerium verwendete die Preßordonnanz und alle Gewalt, die ihm irgend gegeben war, mit vollem Nachdruck, und, siehe da, unter der Furcht vor Maßregelung beruhigte sich die Stimmung, so daß wenigstens die öffentlichen Anzeichen der Gährung, des Trotzes, des Widerstandes verschwanden.

So war die Lage, als Preußen zum entscheidenden Kampf um die Herrschaft in Deutschland herausgefordert wurde. Zunächst handelte es sich hierbei zwar nur um einen Akt der Vertheidigung, aber auch dieser war schon von höchstem Belange. Oesterreich hielt den Augenblick, wo Preußen am Rande einer Revolution und somit halb wehrlos am Boden zu liegen schien, für besonders geeignet, um eine Umgestaltung des deutschen Bundes im eigenen Interesse durchzusetzen. An der Spitze des Letzteren sollte fortan ein Direktorium stehen, gebildet aus dem Kaiserstaat, Preußen und drei kleineren Königreichen, so daß Preußen von seinen alten Gegnern völlig umgarnt und majorisirt worden wäre. Zur Befriedigung der Wünsche des deutschen Volkes sollte jenes Delegirtenparlament eingerichtet werden, welches aber, ganz abgesehen von seiner geringen Kompetenz, ebenfalls nur einen Tummelplatz österreichischer und partikularistischer Tendenzen gebildet hätte. Der klägliche Reformplan wurde schließlich den Deutschen mundgerecht zu machen versucht sowohl durch geschickt hinzugefügte Phrasen von Oesterreichs ernstem Streben für des ganzen Vaterlandes Wohl, wie durch den blendenden Vorschlag, daß alle deutschen Fürsten mit dem Kaiser in Frankfurt am Main zusammenkommen und das von diesem angebotene hohe Gut unverzüglich prüfen und annehmen sollten.

Preußen durfte sich hiergegen, wenn es sein Interesse ruhig erwog, nur ablehnend verhalten. In Wien aber meinte man, die Sache so führen zu können, daß Preußen ruhige Erwägungen nicht anzustellen vermöge oder, falls ihm dies dennoch glücke, in die allerpeinlichste Stellung gedrängt werde. Deshalb erschien Kaiser Franz Joseph plötzlich — am 2. August 1863 — in Gastein, dessen Wildbad König Wilhelm gebrauchte, entwickelte kurz seinen Plan und lud den König ohne Weiteres auf den 16. August nach Frankfurt ein. Eine starke Zumuthung, die um so eigenthümlicher erschien, als am nächsten Tage und ohne Rücksicht auf die ernsten Bedenken, die König Wilhelm inzwischen gegen diese überstürzende Geschäftsbehandlung geäußert hatte, die Einladung in schriftlicher offizieller Form wiederholt wurde! Die übrigen deutschen Fürsten, die gleichzeitig zum Frankfurter Kongreß entboten wurden, waren natürlich zumeist sehr gern bereit, des Kaisers Wünsche zu erfüllen. In den Volkskreisen, namentlich des deutschen Südens, wirkten die gleißenden Worte der Wiener Publizisten, und als endlich Franz Joseph in geschmücktem Hofzuge durch Bayern, Württemberg, Baden gen Frankfurt fuhr, da war es, als ob die Tage alter Herrlichkeit des heiligen römischen Reiches deutscher Nation wieder aufgelebt seien. Allüberall glänzender amtlicher Empfang, allüberall jubelnde Volksmassen, die den neuen Herrn aller Deutschen hoffnungsvoll begrüßten, und in Frankfurt die ganze Stadt fast versinkend unter Blumen, Guirlanden und schwarz-roth-goldenen Bannern.

König Johann's Konferenz mit König Wilhelm in Baden-Baden 1863.

Seltsame Lage, in welcher König Wilhelm sich da befand! Das nüchterne Fernbleiben von diesem Fürstenkongreß war schon der erregten Volksstimmung gegenüber unangenehm. Außerdem drückte die Kunde, daß alle übrigen Fürsten, auch die Preußen zugeneigten, sich zur Reise nach Frankfurt entschlossen. Und schließlich drängten sich einflußreiche Hofleute und reiche Verwandte an den König, um ihn zu bundesfreundlicher Nachgiebigkeit zu stimmen, umlagerten ihn von allen Seiten mit ihren Intriguen. Der treffliche Monarch wußte nun zwar ganz genau, was er zu thun hatte, aber ein Glück war es doch, daß sein bester Gehilfe, der Ministerpräsident, an seiner Seite war, um ihm das Festhalten an dem, was die harte Nothwendigkeit gebot, zu erleichtern. Mochten daher noch so viele verlockende Stimmen auf ihn eindringen, mochte ihm sogar in Baden-Baden, wohin er von Gastein gereist war, der befreundete König Johann, als Deputirter des Frankfurter Kongresses, eine erneute dringende Einladung übergeben, er blieb bei dem von Anfang an geäußerten Wort, daß er seine Bedenken gegen diese Art der Geschäftsbehandlung nicht überwinden könne und deshalb auf die Theilnahme an der gemeinsamen Arbeit verzichten müsse. Er befand sich dabei in der vortheilhaften Lage, daß er weniger die preußenfeindliche Tendenz des Reformprojektes zu betonen brauchte, als die Unmöglichkeit, daß ein Fürstenkongreß, ehe die berufenen Techniker, die Minister der Einzelstaaten, die unentbehrlichen Vorarbeiten erledigt hätten, für sich allein, in jäher Ueberstürzung Deutschland neu konstituiren könne.

Preußen durch Ueberrumpelung unter das österreichische Joch zu zwingen, glückte also dem

Kaiser Franz Joseph nicht. Aber auch nur die übrigen deutschen Staaten fester mit Oesterreich zu vereinigen und dadurch das Land der Hohenzollern gänzlich zu isoliren, zeigte sich geringe Aussicht. Denn ohne Preußen eine neue Bundesverfassung endgültig festzustellen, wagten selbst dessen entschiedenste Gegner nicht; und König Wilhelms Fernbleiben von Frankfurt ermuthigte schließlich einige seiner Freunde, an dem österreichischen Reformentwurf eine scharfe und zersetzende Kritik zu üben. In Folge davon führten „die Frankfurter Windbeuteleien," wie Bismarck mit keckem Spotte die Unternehmung der Wiener Hofburg betitelte, zu gar keinem bestimmten Ergebniß.

Sollte aber Oesterreich hierbei sich beruhigen, sollte der Frankfurter Kaiserfahrt nicht eine Kriegserklärung folgen, wenn Preußen in seinem Widerstande beharre? Bismarck faßte diesen Fall als nicht unwahrscheinlich ins Auge und entwickelte dem König, mit welchem Programm Preußen, sobald der Streit um Deutschlands Zukunft der Entscheidung des Schwertes anheim gegeben werde, entschlossen hervortreten müsse. Den Hauptpunkt bildete hierbei die kühne Auseinandersetzung, daß nur ein wahres, aus direkter Betheiligung der ganzen Nation hervorgehendes deutsches Parlament für Preußen die Sicherheit gewähre, daß dieses nichts zu opfern habe, was nicht dem ganzen Vaterlande zu Gute komme. Denn in einer Versammlung, die aus dem ganzen Deutschland nach dem Maßstab der Bevölkerung durch direkte Wahlen hervorgehe, werde der Schwerpunkt, so wenig wie außer Deutschland, so auch nie in einen einzelnen, von dem Ganzen sich innerlich loslösenden Theil fallen; darum könne Preußen mit Vertrauen in sie eintreten. Die Interessen und Bedürfnisse des preußischen Volkes seien wesentlich und unzertrennlich identisch mit denen des deutschen Volkes; wo dies Element zu seiner wahren Bedeutung und Geltung komme, werde Preußen niemals befürchten dürfen, in eine seinen eigenen Interessen widerstrebende Politik hineingezogen zu werden.

Wie hätten die preußischen Wähler und Abgeordneten diesen Worten zugejauchzt, wenn sie in unbefangener Stimmung gewesen wären! Welche Freude wäre vollends über die kühle und ruhige Sicherheit, mit der König Wilhelm die hochmüthige Frankfurter Kaiserfahrt hatte zu Wasser werden lassen, bei gutem Einvernehmen zwischen Regierten und Regierenden in ganz Preußen laut geworden! Jetzt freilich standen die Dinge anders: der innere Konflikt ließ selbst die besten Patrioten so große Erfolge kaum wahrnehmen. Immerhin aber, da das Ernsteste, ein Krieg mit Oesterreich, in Sicht war, schien ein Appell an die Vaterlandsliebe gute Frucht tragen zu können; und mit der Begründung, daß Preußens Machtstellung schwer bedroht sei und das preußische Volk in dieser Lage das Bedürfniß empfinden werde, einen Beweis seines Einmuths und seiner Königstreue zu geben, wurde deshalb — am 2. September — das Abgeordnetenhaus aufgelöst und die Wählerschaft zu neuen Wahlen aufgefordert. Nachdem die Letzteren am 28. Oktober stattgefunden hatten, eröffnete der König den Landtag am 9. November mit einer Thronrede, in der er nochmals sein Festhalten an der Verfassung nachdrücklich betheuerte und die Gerechtigkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Reorganisation eingehend nachwies, dann aber offen aussprach: „Meine Herren, wir stehen in einer bewegten Zeit, vielleicht an der Schwelle einer bewegteren Zukunft. Um so dringender richte ich an Sie die Aufforderung, an die Lösung unserer inneren Fragen mit dem ernsten Willen der Verständigung heranzutreten."

Die Aufforderung des Königs fiel allerdings auch diesmal noch nicht auf fruchtbaren Boden. Das Schelten und Toben der Abgeordneten über alle Schwächen und Verbrechen des Ministeriums nahm noch mehr überhand und lautete, dem Klang der großen Worte nach, noch gefährlicher, als je bisher. In Wahrheit aber hatte die Regierung schon gewonnenes Spiel und konnte mit täglich steigender Sicherheit ihren Weg gehen. Nach außen hin erfreute sich der Staat, trotz allem Groll der Feinde, wirksamsten Ansehens, und im Innern fand man nichts als fleißig arbeitende Unterthanen, pflichttreue Beamte, gehorsame Steuerzahler, thatenlustige Soldaten und Offiziere — nicht *einen* Mann, den doktrinäre Unzufriedenheit zu revolutionären Handlungen verführt hätte. Jene Warnung

Bismarcks, den Konflikt nicht gar zu tragisch aufzufassen, erwies sich mithin als vollberechtigt. So beklagenswerth der unbelehrbare Trotz und Zorn der Abgeordneten auch blieb, der zähe Irrwahn, in dem alle diese Feingebildeten und Hochgelehrten sich bewegten, gab dem ganzen Streite doch allmählich einen mehr tragikomischen als tragischen Charakter. Am deutlichsten zeigte sich dies in dem gänzlich schiefen Urtheil, welches die Volksvertretung auch jetzt wieder über die auswärtige Politik der Regierung fällte.

Hierbei handelte es sich übrigens nicht um den Krieg mit Oesterreich, sondern um die schleswig-holsteinische Frage, die nach langer chronischer Versumpfung plötzlich akut wurde. Am 15. November 1863 starb Friedrich VII., der letzte vom Mannsstamme der Dänenkönige. Nach europäischem Recht, d. h. nach dem Londoner Vertrage von 1852, den auch Preußen anerkannt hatte, war Herzog Christian von Schleswig-Holstein-Glücksburg legitimer Nachfolger in ganz Dänemark mit Einschluß der Elbherzogthümer, jedoch mit der Verpflichtung, den Schleswig-Holsteinern einen gewissen Grad provinzieller Selbständigkeit zu gewähren. Nach älterem schleswig-holsteinischen Landrecht, welches zwar keine Großmacht, wohl aber eine Reihe deutscher Bundesstaaten noch für gültig hielten, war dagegen Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg der wahre Erbe wenigstens der Elbherzogthümer, so daß die dänische Monarchie in eine deutsche und eine dänische Hälfte je unter der Regierung eines der beiden Herzöge getheilt werden müsse. Christian von Glücksburg bestieg unverzüglich als König Christian IX. den dänischen Thron, forderte dabei jedoch von den Schleswig-Holsteinern nicht bloß dieselbe Unterthanentreue wie von den Dänen, sondern vernichtete auch durch den Erlaß der sogenannten Gesammtstaatsverfassung die provinzielle Selbständigkeit der Herzogthümer in schroffer und rechtswidriger Art. Friedrich von Augustenburg nannte sich gleich darauf Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein und fand, obwohl er sein Erbland fürs Erste nicht zu betreten vermochte, in der Begeisterung für sein Recht, die fast das ganze deutsche Volk ergriff, eine dem äußern Anschein nach sehr starke Stütze.

Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg.

Angesichts dieser Verwickelung erdachte Bismarck für die preußische Aktion, die jedenfalls eintreten mußte, einen Plan von ebenso überraschender wie genialer Einfachheit. Er verwarf entschieden jegliche Unterstützung des Herzogs Friedrich, weil man sonst nur alle Fehler des Jahres 1848 wiederholen, allein auf den unsichern Rausch populärer Begeisterung gestützt sämmtliche Großmächte zum Widerstande aufreizen und selbst in dem kaum wahrscheinlichen Fall des Sieges nichts weiter erreichen werde, als die Begründung eines neuen deutschen Mittelstaates, d. h. eine Verstärkung der deutschen Gegner Preußens. Weit besser sei es, zunächst für die Erhaltung des Londoner Vertrages, aber des ganzen Vertrages in die Schranken zu treten, also Christian IX.

als Herrn auch von Schleswig-Holstein anzuerkennen und zugleich die provinzielle Selbständigkeit der Herzogthümer zu verlangen. Der Uebermuth der Dänen werde gewiß an der Gesammtstaatsverfassung festhalten und hierdurch dem König Wilhelm gerechten Anlaß zu einem Kriege für Schleswig-Holstein geben, dem sich die Großmächte nicht widersetzen dürften, und für den man vielleicht sogar das preußenfeindliche Oesterreich gewinnen könne, weil — der Kaiserstaat aus Eifersucht Preußen nicht allein handeln lassen werde. In dieser Weise dürfe man die schwere Frage, an der sich schon Generationen vergeblich abgemüht, befriedigend zu lösen hoffen, und das Ende könne sein die Vereinigung der Herzogthümer mit Preußen, ein Glück nicht bloß für den Staat der Hohenzollern, sondern für ganz Deutschland, weil die fernen Nordlande nur durch eine große Macht dauernd zu sichern seien.

Als Bismarck diesen Plan im preußischen Staatsrathe vortrug, erregte er zuerst Verwunderung und Erstaunen. Bald erfolgte jedoch die freudige Zustimmung König Wilhelms, und sofort machte der Minister sich ans Werk. Oesterreich verbündete sich in der That mit Preußen zur Aufrechthaltung des ganzen Londoner Vertrages. Die Dänen beharrten rücksichtslos auf der Gesammtstaatsverfassung und setzten sich hierdurch ins ärgste Unrecht. Von den Großmächten hätte ihnen England trotzdem gern Hülfe geleistet und Frankreich wenigstens irgendwie im Trüben gefischt, aber durch die Verbindung mit Oesterreich und die alte Freundschaft mit Rußland erschien Preußens Stellung unantastbar stark. Der deutsche Bund nahm an der Aktion zwar soweit Theil, daß er 12,000 Hannoveraner und Sachsen schon im Dezember 1863 als Executionstruppen nach Holstein schickte, um dieses Bundesland vor dänischer Vergewaltigung zu bewahren; als ihn aber Oesterreich und Preußen Mitte Januar 1864 zu gemeinsamem Vorgehen nach Schleswig aufforderten, lehnte er ab, vornehmlich weil ja die beiden Großmächte keine Unterstützung des Herzogs Friedrich beabsichtigten. Für Preußen war die Zurückhaltung des Bundes sehr erwünscht, da es sich in seiner eigenen Bewegung weniger gehemmt fühlte, wenn es bei der Kriegführung auf keine weiteren Genossen, als die Oesterreicher, Rücksicht zu nehmen brauchte. Gegen Ende Januar standen die Truppen beider Großmächte zum Angriff auf die Dänen bereit.

Generalfeldmarschall Graf von Wrangel.

Von den wahren Zielen der preußischen Politik ahnte man ringsum in Deutschland nichts. Im Gegentheil! Das Eintreten für den Londoner Vertrag machte auf Hoch und Nieder nur den Eindruck, als ob das reaktionäre Preußen den heiligsten Interessen der Nation recht grob und höhnisch ins Gesicht schlagen wolle. Die Verblendung ging so weit, daß selbst im Kreise politisch geübter Männer offener Widerstand gegen die Großmächte, ein verzweifelter Krieg gegen Preußen und Oesterreich als letztes Rettungsmittel bezeichnet wurde. Leider beurtheilte auch der Berliner Landtag die Sachlage ebenso verkehrt, indem er das einzige Heil in der Uebertragung Schleswig-Holsteins auf Herzog Friedrich, und, dem entsprechend, das schlimmste Unheil im Festhalten am Londoner Vertrag erblickte. Als die Regierung die Bewilligung einer Anleihe von 36 Millionen Mark zur Bestreitung der für die Vorbereitung zum Kriege unvermeidlichen Ausgaben verlangte, beschlossen die Abgeordneten sogar, anstatt sich mit der Angelegenheit zu beschäftigen, eine das Ministerium bitter tadelnde Adresse an den König zu richten. Vergebens betheuerte Bismarck den

Ergrimmten, die undeutsche Politik, die man ihm unterschiebe, treibe er schlechterdings nicht; seine Politik ruhe vielmehr auf dem edeln Ausspruch des Königs, daß kein Fuß breit deutscher Erde verloren gehen und kein Titel deutschen Rechtes geopfert werden solle. Die Adresse wurde dennoch von einer großen Majorität gebilligt, weil das Abgeordnetenhaus, wie es in der Adresse selber hieß, die schwere Schuld von sich abwenden müsse, daß es nicht Alles versucht habe, um eine Politik zu ändern, welche das Land auf lange Zeit zu schädigen drohe. Denn nach dem System des Ministeriums sei zu fürchten, daß in seinen Händen die Mittel nicht im Interesse der Herzogthümer und Deutschlands, nicht zum Nutzen der Krone und des Landes verwendet werden dürften. Darum bliebe nichts übrig, als seine Majestät ehrfurchtsvoll und dringend zu bitten, von dem Londoner Vertrag zurückzutreten und dem Herzog Friedrich in der Besitzergreifung und Befreiung seiner Erblande wirksamen Beistand zu leisten.

In seiner Antwort wies der König zuerst nachdrücklich darauf hin, daß nach dem Wortlaut der Verfassung nicht das Abgeordnetenhaus, sondern er die Richtung der auswärtigen Politik zu bestimmen habe, und daß er für die von ihm gebilligte Politik Vertrauen fordern dürfe, weil dieselbe nichts Anderes bezwecke, als das deutsche Recht in den Herzogthümern zu wahren und für berechtigte Wünsche Preußens erforderlicher Falls mit den Waffen in der Hand einzustehen. „Unter diesen Umständen", so fuhr er fort, „kann das Haus die schwere Verantwortlichkeit nicht auf sich nehmen wollen, die Bewilligung der Anleihe zu unterlassen oder ihre Bewilligung an Bedingungen zu knüpfen, welche in die zweifellosen Rechte meiner Krone eingreifen. Ich würde es nicht verstehen, wenn dasselbe Haus, welches meine Regierung so lebhaft zur Aktion drängt, in dem Augenblicke und auf dem Felde, wo diese Aktion eintreten kann und muß, die Mittel zu derselben versagt. Ich würde es um so weniger verstehen, als mein Wort dafür bürgt, daß diese Mittel nur zum Schutz des Rechts und der Ehre des Landes werden verwandt werden. Jeder Zweifel daran widerspricht dem Vertrauen, welches das preußische Volk in das Wort seiner Könige zu setzen gewohnt ist."

Aber auch die ernste Mahnung, man möchte fast sagen, die herzliche Bitte um Vertrauen auf das Wort des Königs half bei den Abgeordneten nichts. Ihr blinder Haß gegen Bismarck hielt sie in der Ueberzeugung fest, daß Preußen an die schmählichste Reaktionspolitik verkauft sei. Sie verwarfen die Bewilligung der Kriegsanleihe wie die Kosten der Heeresreorganisation und sprachen noch einmal ihr Verdammungsurtheil über die gesammte Haltung des Ministeriums aus. Der Ministerpräsident versuchte kaum noch, ihre Irrthümer zu widerlegen. Voll Stolz wies er vielmehr auf die Verdienste, die das preußische Königthum in langen Jahren sich erworben, auf dessen Macht und Kraft hin, und mit berechtigtem Spotte fügte er, den starren Doktrinarismus dieser Volksvertreter geißelnd, im Gefühl seines herannahenden Erfolges hinzu: „Sie kommen mir vor wie Archimedes mit seinem Zirkel, der es nicht merkte, daß die Stadt erobert war." Am 25. Januar 1864 schloß er die Sitzung des Landtags mit einer scharfen Kritik der verkehrten Beschlüsse, die derselbe gefaßt hatte.

In derselben Zeit überschritten die Heerschaaren der Großmächte, 39,000 Preußen und 21,000 Oesterreicher die Grenzen der dänischen Monarchie. Durch Holstein marschirten sie im tiefsten Frieden, weil die Dänen dieses zum deutschen Bunde gehörige Land beim Anrücken der sächsisch-hannöverschen Exekutionstruppen gütlich geräumt hatten. Aber sobald sie — Anfang Februar — daß Bundesgebiet verließen, wurden sie mit dem Feinde, der die stark verschanzte, ganz Schleswig deckende Stellung beim Danewerke möglichst lange zu halten entschlossen war, ernstlich handgemein. Der Oberfeldherr der Verbündeten, der greise Feldmarschall von Wrangel, beauftragte die Oesterreicher, im Centrum gegen die Hauptbefestigungen des eigentlichen Danewerkes vorzugehen, während die Preußen, auf beide Flanken vertheilt, die übrigen Schanzwerke des Feindes zu durchbrechen und denselben zu überflügeln versuchen sollten. Die Oesterreicher siegten, geführt von

Feldmarschall-Lieutenant von Gablenz, in scharfen Gefechten bei Oberselk und Jagel und bereiteten sich zum Sturm auf das Danewerk vor. Von den Preußen traf der rechte Flügel unter Prinz Friedrich Karl zuerst auf die Dänen, vertrieb sie aus Eckernförde und griff darauf die Schanzen von Missunde an, um nach deren Ueberwindung die Schlei zu überschreiten. Dieses Unternehmen mißglückte freilich, weil die Dänen bei Missunde in einer durch dichten Winternebel doppelt gesicherten Stellung sich befanden; bald jedoch blieb kein Zweifel übrig, daß den Preußen der Uebergang über die Schlei, an irgend einer anderen Stelle und bei besserem Wetter, leicht gelingen werde, womit auch ihre Hauptaufgabe, dem Feinde in Flanke und Rücken zu kommen, vollständig gelöst worden wäre. Die Dänen erkannten dies und zogen plötzlich vom Danewerke, um nicht schon hier eine

Erstürmung der Düppeler Schanzen.

entscheidende Niederlage zu erleiden, gen Norden ab. Die Oesterreicher, welche bei der Verfolgung den kürzesten Weg zurückzulegen hatten, brachten ihnen noch eine tüchtige Schlappe bei Oeversee, südlich von Flensburg, bei. Dann aber rückten die Preußen in die erste Linie, um den Kampf in Sundewitt, gegen die zweite große Defensivstellung der Feinde zu übernehmen.

Hier lagen die berühmten Düppeler Schanzen, die, über einen schmalen Landrücken sich erstreckend und dennoch umfangreich genug, um der ganzen dänischen Armee sichere Aufnahme zu gewähren, einer großen Festung glichen, welche nur durch langwierige, regelrechte Belagerung zu Fall gebracht werden konnte. Bis die Preußen eine genügende Zahl schwerer Geschütze herbeigeschafft und die Beschießung der feindlichen Werke begonnen hatten, vergingen mehrere Wochen, und da somit nur noch wenig Zeit bis zu des Königs Geburtstag übrig blieb, entstand in patriotisch erregten Herzen die Meinung, man müsse das Wiegenfest des Kriegsherrn durch die Erstürmung

der Schanzen verherrlichen. Der edle Monarch, der hiervon hörte, verbot jedoch die Ausführung dieses Plans, damit nicht sein Geburtstag durch den Verlust von Menschenleben bezeichnet und zu einem Trauertage für die Angehörigen der Gebliebenen gemacht werde. Sein Verbot war um so heilvoller, als der Sturm am 22. März noch übergroße Opfer gekostet hätte. Denn erst am 17. März glückte durch ein blutiges, lange auf und ab wogendes Gefecht die Eroberung des Terrains vor den Schanzen. Darnach dauerte es noch geraume Zeit, bis die Parallelen weit genug geführt und die Kräfte der Gegner durch unaufhörliches Feuer der Belagerungsgeschütze hinreichend erschüttert waren. Endlich am 18. April Vormittags um 10 Uhr, schlug die Stunde, in welcher die junge, die „reorganisirte" preußische Armee ihre Feuerprobe bestehen sollte. In einem und demselben Augenblick brachen überall die Sturmkolonnen aus der äußersten Parallele hervor. Mit brausendem Hurrah, unter den Klängen des eigens hierfür komponirten Düppeler Sturmmarsches, eilten sie über die letzte freie Strecke, sprangen in die Gräben, zerschmetterten die Palissaden und kletterten die Böschungen hinauf. Die Dänen, obwohl überrascht, wehrten sich nicht schlecht, vermochten jedoch der Begeisterung der Angreifer nirgends lange zu widerstehen. Nach kurzer Frist sahen sie sich aus allen Schanzen verdrängt und zu hastigem Rückzug über die Sonderburger Brücken nach Alsen gezwungen. Ihr Verlust betrug an Todten, Verwundeten und Gefangenen mehr als 5000 Mann nebst 120 Geschützen. Die Preußen beklagten 1200 Todte und Verwundete, darunter den tapfern General von Raven und manchen besonders bewährten Helden, wie den Feldwebel Probst, der in dem Moment gefallen war, als er auf der erstürmten „fünften" Schanze die preußische Fahne entfaltet hatte.

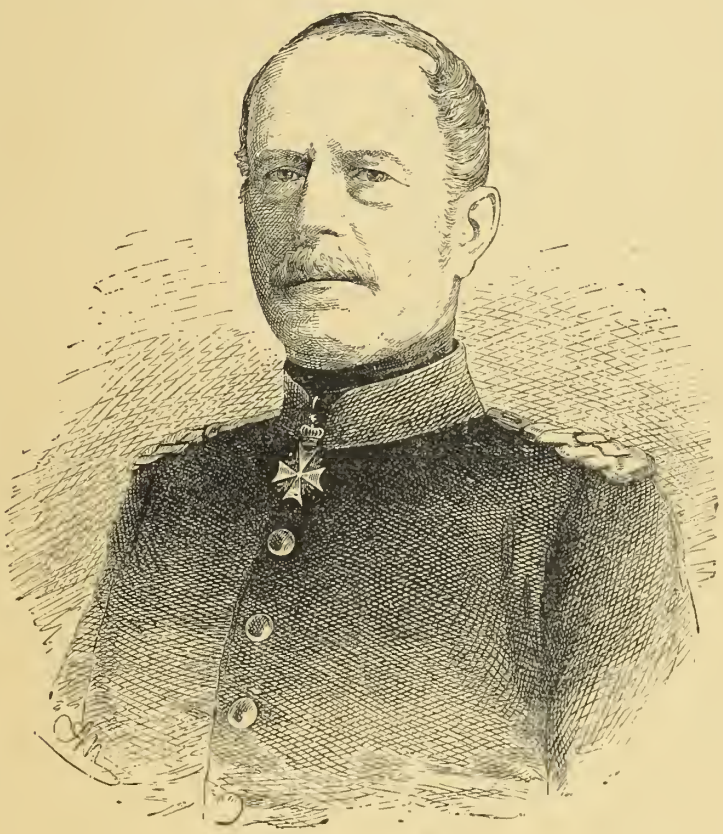
König Wilhelm verließ unmittelbar nach Eintreffen der Siegesnachricht Berlin. Es war ihm schmerzlich genug, daß er seine Truppen nicht selber hatte ins Feuer führen dürfen weil die Würde der Majestät seine persönliche Theilnahme an einem Kampfe, der nur wie ein Vorspiel großer Kriege angesehen wurde, nicht gestattete. Nun aber duldete es ihn nicht länger daheim: wenigstens um mit eigenem Munde danken und die Belohnungen austheilen zu können, wollte er inmitten seiner Tapfern erscheinen. Und wie verstand er seine Dankbarkeit zu beweisen! Vor aller Welt verkündete er, daß er „der herrlichen Armee" und „der Führung des Prinzen Friedrich Karl", der die Belagerung geleitet hatte, den glorreichen Sieg schulde. Die Düppelstürmer ließ er, nicht in elegantem Paradeanzug, sondern in derselben martialischen Ausrüstung, die sie am 18. April getragen, an sich vorbei marschiren und versprach ihnen ein besonderes Denkzeichen zu immerwährendem Gedächtniß ihrer That. Den Offizieren und dekorirten Unteroffizieren, die er um sich versammelte, sagte er das treffende Wort, er danke ihnen für die muthige Ausdauer, die sie in der Gefahr und nicht weniger in den ungemeinen Strapazen des im härtesten Winter begonnenen Krieges bewiesen hätten. Dem todwunden General von Raven endlich erheiterte er die letzten Lebenstage durch den theilnehmendsten Besuch an seinem Schmerzenslager und durch persönliche Ueberreichung des Ordens pour le mérite.

Der Krieg erweiterte inzwischen seinen Schauplatz, indem Preußen und Oesterreicher nordwärts vordrangen, Jütland bis fast zur Nordspitze besetzten und die Dänen sogar aus der Festung Fridericia, ihrer letzten haltbaren Stellung auf dem Festlande, verjagten. Zum Frieden kam es aber deshalb noch nicht, vielmehr zu einem Waffenstillstande. Die neutralen Mächte, vor Allen England, verlangten zur Schlichtung des Streites nach einer Konferenz, die denn auch in London abgehalten wurde, aber nicht bloß ihr Ziel, den Dänen einen milden Frieden zu verschaffen, gründlich verfehlte, sondern der deutschen Sache den erwünschtesten Vorschub leistete. An diesem Gang der Dinge waren großentheils die Dänen selber Schuld, weil sie noch immer keine Nöthigung anerkennen wollten, die deutsche Hälfte der Monarchie aus der alten Zwingherrschaft zu entlassen, ihr endlich die volle und sichere provinzielle Selbständigkeit zu gewähren. Andererseits aber erhob sich auch

Vorbeimarsch der Düppelstürmer vor König Wilhelm.

die preußische Politik zu täglich kühnerem Fluge und riß, Dank Bismarcks gewandter Führung, auch das gern oder ungern folgende Oesterreich in gleichem Schwunge mit sich fort. Der Londoner Vertrag wurde, weil er nun einmal mit dem Schwerte zerhauen sei, von beiden Mächten für ungültig erklärt und schließlich die gänzliche Loslösung Schleswig-Holsteins von Dänemark unumwunden gefordert. Als die Engländer dann wenigstens eine Theilung Schleswigs zu Gunsten ihrer dänischen Freunde durchzusetzen versuchten, scheiterten sie ganz und gar, weil die Ansprüche der streitenden Parteien zu schroff aufeinander stießen.

Das preußische Volk begleitete die kriegerischen wie diplomatischen Erfolge seiner Regierung endlich mit aufrichtigem Wohlgefallen. Schon an seinem Geburtstage hatte König Wilhelm „eine warme patriotische Ansprache“ einer aus allen Landestheilen entsendeten Deputation empfangen dürfen. Aehnliche Genugthuung war ihm unmittelbar nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen zu Theil geworden, so daß er dankbar ausgerufen hatte, dieser Tag entschädige sein Herz für viele frühere traurige Erfahrungen. Während der Londoner Konferenz überreichte ihm außerdem der Graf von Arnim-Boytzenburg eine mit 30,000 Unterschriften bedeckte Adresse, die volle Bereitwilligkeit zur Unterstützung der königlichen Politik aussprach. In seiner Antwort betheuerte er, daß er, soweit es Gott in seine Macht gestellt habe, dafür Sorge tragen wolle, den Herzogthümern volle Sicherheit gegen die Wiederkehr der Bedrückung durch dänische Herrschaft zu verschaffen und überdies die Opfer, welche Preußen der deutschen Sache gebracht habe, für die Interessen des engeren Vaterlandes fruchtbringend zu machen.



General Herwarth von Bittenfeld.

Indessen, um diese Ziele zu erreichen, mußte zunächst noch einmal geschlagen werden. Die Londoner Konferenz löste sich am 25. Juni auf, und Pulver und Blei übernahmen wieder die Auseinandersetzung Deutschlands mit Dänemark. Der zweite Akt des Krieges dauerte jedoch sehr kurze Zeit, weil die Preußen schon nach wenigen Tagen entscheidende Erfolge errangen. Prinz Friedrich Karl, der an Stelle Wrangels den Oberbefehl der Verbündeten erhalten hatte, beauftragte den General Herwarth von Bittenfeld, die Dänen aus der Insel Alsen zu vertreiben. In der Morgenfrühe des 29. Juni wagten preußische Bataillone, auf einer großen Zahl leichter Ruderboote den Alsensund zu überschreiten. Ehe sie die Insel erreichten, wurden sie freilich vom Feinde bemerkt und mit einem Hagel von Geschossen überschüttet; auch drohte das dänische Panzerschiff Rolf Krake, den leichten Fahrzeugen schnellen Garaus zu bereiten. Indessen schwere preußische Strandbatterien hielten den Panzer glücklicher Weise in respektvoller Entfernung; die Boote landeten, ihre Besatzung setzte sich auf der Küste der Insel fest und ging, sobald sie nur einige Verstärkung erhalten, zum verwegensten Angriff vor. Die durch so kühne That erschreckten Dänen leisteten zumeist nur matten Widerstand, wichen in den äußersten Süden von Alsen zurück und schifften

sich schließlich, aber mit Hinterlassung von mehr als 4000 Todten, Verwundeten und Gefangenen, auf ihrer Kriegsflotte nach Fünen ein. Die Preußen bezahlten den glänzenden Sieg mit kaum 100 Todten und 2—300 Verwundeten.

In Kopenhagen verbreitete die Nachricht von den Ereignissen des 29. Juni Entsetzen, nicht sowohl wegen der neuen schweren Einbuße des dänischen Heeres, als vielmehr, weil die Preußen eine von Truppen und Schiffen gedeckte Insel erobert hatten. War nicht hiernach noch Schlimmeres, der Uebergang der Deutschen nach Fünen und Seeland, die gänzliche Vernichtung der dänischen Wehrkraft zu fürchten? Hatten doch die Preußen schon im Anfang des Krieges mit ähnlich kecker Wagethat die Insel Fehmarn gewonnen und die wenigen Schiffe ihrer jungen Flotte mehrmals zu rühmlichen Gefechten mit der dänischen Uebermacht in die offene See entsendet! Als es den Verbündeten nun gar noch gelang, die friesischen Inseln Sylt und Föhr zu besetzen, da brachen Stolz und Trotz der Dänen endlich und vollständig zusammen. Am 12. Juli baten sie um Frieden. Gleich darauf wurde ein Waffenstillstand geschlossen und ein Friedenskongreß nach Wien einberufen, der schon am 1. August sich über Friedenspräliminarien einigte, die in dem am 30. Oktober abgeschlossenen Definitivfrieden ihre volle Bestätigung fanden. König Christian IX. trat darnach Schleswig und Holstein nebst dem kleinen Lauenburg an den Kaiser von Oesterreich und den König von Preußen ab und verpflichtete sich, die Bestimmungen anzuerkennen, welche die genannten Majestäten in Betreff dieser Herzogthümer belieben würden.

So war Großes erreicht. Schleswig-Holstein, das Schmerzenskind Deutschlands, war nicht bloß vor widerrechtlicher dänischer Bedrückung gesichert, sondern in voller Freiheit dem Vaterlande zurückgegeben. Was aber sollte aus dem eroberten Lande nun werden? Im Gemeinbesitz Oesterreichs und Preußens konnte dasselbe doch nicht bleiben, der unnatürliche „Kondominat" der Großmächte konnte unmöglich Dauer gewinnen. Leicht freilich wäre die Frage zu beantworten gewesen, wenn Oesterreich in rechter Bundestreue mit Preußen hätte handeln wollen. Es hätte alsdann dem Letzteren, in dessen Machtsphäre die Herzogthümer lagen, dieselben ganz und gar überlassen und die eigene Schadloshaltung in Zahlung einer großen Geldsumme, zu der die Berliner Regierung gern bereit gewesen wäre, gesehen. Aber die alte Mißgunst der Wiener Hofburg, die kaum in den kurzen Kriegswochen geschwiegen hatte, verabscheute nichts mehr als solche Stärkung Preußens und wünschte deshalb sehnlich, dem sogenannten rechten Erben, dem Herzog Friedrich von Augustenburg, der schon längst nach Holstein geeilt war und dort auch eine Art von Regierung eingerichtet hatte, das ganze befreite Land zu verschaffen. In Berlin trug man dieser Sachlage soweit Rechnung, daß man Friedrich als Herzog von Schleswig-Holstein anerkennen wollte, wenn derselbe die Zugeständnisse, die Preußen zur Sicherung seiner eigenen Machtstellung und als Entgelt für die von ihm gebrachten Opfer beanspruchen mußte, nicht verweigere: es handelte sich dabei vornehmlich um die Abtretung einiger Festungen und eine Militärkonvention zwischen Preußen und Schleswig-Holstein. Herzog Friedrich war nun zwar sonst, weder früher noch später, preußenfeindlich gesinnt; damals aber war er ganz benommen von dem Eifer, den Oesterreich und mit diesem die kleineren deutschen Bundesstaaten für seine Erhöhung bewiesen, sah deshalb in den gerechten und gemäßigten preußischen Forderungen unerträgliche Verletzung seiner Souveränität und verweigerte die Befriedigung derselben. Der König und seine Minister richteten hiernach ihre Gedanken, wenn auch sogar die Prinzen und Staatsmänner des Berliner Hofes zumeist noch dem Augustenberger günstig gestimmt waren, mehr und mehr auf das für Preußen wie Deutschland in Wahrheit erwünschteste Ziel, die Herzogthümer dem Hohenzollernstaate einzuverleiben.

Schon im Lauf des Jahres 1864 trat dies deutlich hervor. In Holstein standen noch jene sächsisch-hannöverschen Bundesexekutionstruppen, an ihrer Spitze Civilkommissare, welche die Verwaltung dieses Landes führten und natürlich sammt den ihnen unterstellten Soldaten die stärkste Stütze der

augustenburgischen Partei bildeten. Dies länger zu ertragen, hatte das Berliner Kabinet keine Lust und forderte deshalb mit der Begründung, die Bundesexekution sei gegenstandslos geworden und Holstein müsse seinen wahren Oberherren, dem Kaiser von Oesterreich und dem König von Preußen, zu freiem Besitze übergeben werden, den unverzüglichen Abzug der Kommissare und Truppen. Unter den Bundesstaaten entstand hierüber gewaltige Aufregung; das kleine Sachsen, von dem allzu ehrgeizigen Minister von Beust auf irren Wegen geleitet, verstieg sich sogar bis zu thörichten Kriegsrüstungen; schließlich aber mußten die Gegner vor dem rechtlich unantastbaren Verlangen Preußens weichen. Außerdem begünstigte man in Berlin die Agitationen preußenfreundlicher Schleswig-Holsteiner, die freilich einen sehr schweren Stand hatten, weil jedem Hinweis darauf, daß die Herzogthümer aus eigenem Interesse mit der norddeutschen Großmacht sich innig verbünden müßten, unter dem Schilde der dem angestammten Herzog allein schuldigen Treue leidenschaftliche Aufwallungen partikularer Selbstsucht folgten. Immerhin aber vereinigte sich schließlich eine Anzahl

Uebergang nach Alsen.

schleswig-holsteinischer Notabeln zu dem Ausspruch, daß die Wohlfahrt des Landes, die nur durch genügende Machtverhältnisse gesichert werden könne, den engsten Anschluß an eine der deutschen Großmächte und zwar an die preußische Monarchie als die nächstgelegene erfordere. Diese Worte wurden in eine Adresse aufgenommen, welche beiden Kondomini zugeschickt wurde. Der Kaiser von Oesterreich verweigerte die Annahme derselben: König Wilhelm aber ließ den Notabeln durch den Ministerpräsidenten antworten, er erkenne in der Adresse mit Befriedigung den Ausdruck eines richtigen Verständnisses der Verhältnisse, und es sei sein ernstes Bestreben, den blühenden Nordmarken Deutschlands den Schutz nach außen, dessen sie bedürften, in vollem und ausreichendem Maße zu sichern. Endlich ging die preußische Regierung soweit, die Entscheidung der schweren Frage, wer denn eigentlich strengem Rechte nach als wahrer Erbe und Herr Schleswig-Holsteins zu bezeichnen sei, ihren Kronjuristen zu übertragen. Es war hierbei unter Anderm darauf abgesehen, genau zu prüfen, ob nach älterem Landes- und Hausrecht Herzog Friedrich wirklich der alleinige Erbe der Herzogthümer sei, oder ob sein Anspruch auf diese Länder durch das konkurrirende Recht anderer Verwandten des ausgestorbenen dänischen Königsstammes eingeschränkt werde, und die Kronjuristen

wußten auch manchen erheblich berechtigten Miterben namhaft zu machen. In der Hauptsache aber stützten sie mit gutem Grunde ihr ausführliches Gutachten auf die Bildung der neueren und unzweifelhaft gültigen Rechtssätze, in denen vom Herzog Friedrich überhaupt nicht die Rede war. Seit dem Londoner Vertrage von 1852, seit der Anerkennung, die derselbe gefunden, und der Entwickelung, die er begründet habe, sei unzweifelhaft König Christian IX. der einzige vollberechtigte Erbe Schleswig-Holsteins gewesen. An dessen Stelle seien in Folge des dänischen Krieges und des so eben geschlossenen Wiener Friedens vom 30. Oktober der König von Preußen und der Kaiser von Oesterreich getreten, die irgend welche anderen Erbansprüche anzuerkennen nicht verpflichtet seien. Schwerwiegende Worte, welche die Politik König Wilhelms zu unterstützen trefflich geeignet waren!

Inzwischen war das Jahr 1864 beinahe abgelaufen. Ehe es schloß, fanden noch in Berlin und ganz Preußen große Sieges- und Dankfeste statt. Die Truppen hielten einen glänzenden Siegeseinzug in die Hauptstadt. In allen Kirchen des Landes wurde ein feierlicher Dank- und Friedensgottesdienst gehalten, und König Wilhelm konnte sich in Bezeugungen seiner Freude und Dankbarkeit kaum genug thun. Bei der Ansprache, die er den Dekorirten vor der Statue Friedrichs des Großen in Berlin hielt, in einem Armeebefehl, bei der Anordnung des Gottesdienstes, in einer Tischrede während dem Festmahle, bei jeder Gelegenheit hob er hervor, welchen Dank er den tapfern Kriegern schulde, wie Großes mit Gottes Hülfe erreicht sei und wie glücklich er sich darüber fühle. Seines eigenen Verdienstes gedachte er nur einmal und nur mit dem einen, aus politischen Gründen unentbehrlichen Worte: „Somit hat sich die neue Organisation, welche ich der Armee gegeben habe, glänzend bewährt".

Aber auch diese festlichen Tage sollten der Förderung der schleswig-holsteinischen Frage dienen. Als der König an der Spitze seiner siegreichen Truppen in Berlin einzog, wurde er dort vom Oberbürgermeister Seydel mit einer Rede begrüßt, in der, gewiß nicht ohne Vorwissen und Einwilligung der Regierung, die Worte vorkamen: „Wiederum ist es Preußens gutes Schwert, durch das die Grenzen des Vaterlandes weit hinausgerückt sind. Es ist ein Wort, das einst König Friedrich Wilhelm III. gesprochen: ‚Was Preußen erworben hat, es ist Deutschland gewonnen.' Auch jener Boden, der in diesen Tagen mit unserm Blut getränkt ist, jenes hoch nach Norden sich erstreckende, von zwei mächtig hinauslockenden Meeren umspülte Land mit dem spröden Erz seiner Bevölkerung, es wird dauernd und sicher und zu rechtem Gewinn nur dann Deutschland erworben und sich selbst wiedergegeben sein, wenn und soweit Preußens Macht und Wehr es schirmend umfängt, Preußens strenge Zucht und Ordnung und staatsbildende Kraft es erfaßt und durchdringt".

Wenn der Oberbürgermeister von Berlin, der erste Bürger des Staates, so sprach, so schien dies übrigens nicht bloß für die ersehnte Einverleibung von Schleswig-Holstein, sondern auch für die Besserung der inneren Verhältnisse Preußens, für die volle Versöhnung von Volk und Regierung hohe Bedeutung zu haben. Leider aber war dem nicht so; denn die Tragikomödie des Militärkonflikts wurde noch immer und, den giftigen Reden nach zu urtheilen, mit steigender Erbitterung fortgesetzt. Von dem damaligen Preußen galt in wunderlichster Weise das Wort: zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust! Ueber die Siege von Heer und Flotte, über das wachsende Ansehn des Staates in Europa freute sich auch der eingefleischteste Fortschrittsmann; hatte er aber zu wählen oder gar als Abgeordneter zu wirken, so hielt er mit unbelehrbarem Doktrinarismus an dem alten Parteikatechismus fest. Der König eröffnete die neue Landtagssitzung am 14. Januar 1865 mit einer sehr eingehenden und verbindlichen Thronrede. Es wies nach, wie gut sich die Staatseinrichtungen Preußens bewährt hatten, und in welcher Weise die großen Errungenschaften des letzten Jahres sicher zu stellen seien. „Es ist mein dringender Wunsch," so schloß er seine Ansprache, „daß der

Ansprache König Wilhelms an die dekorirten Truppen.

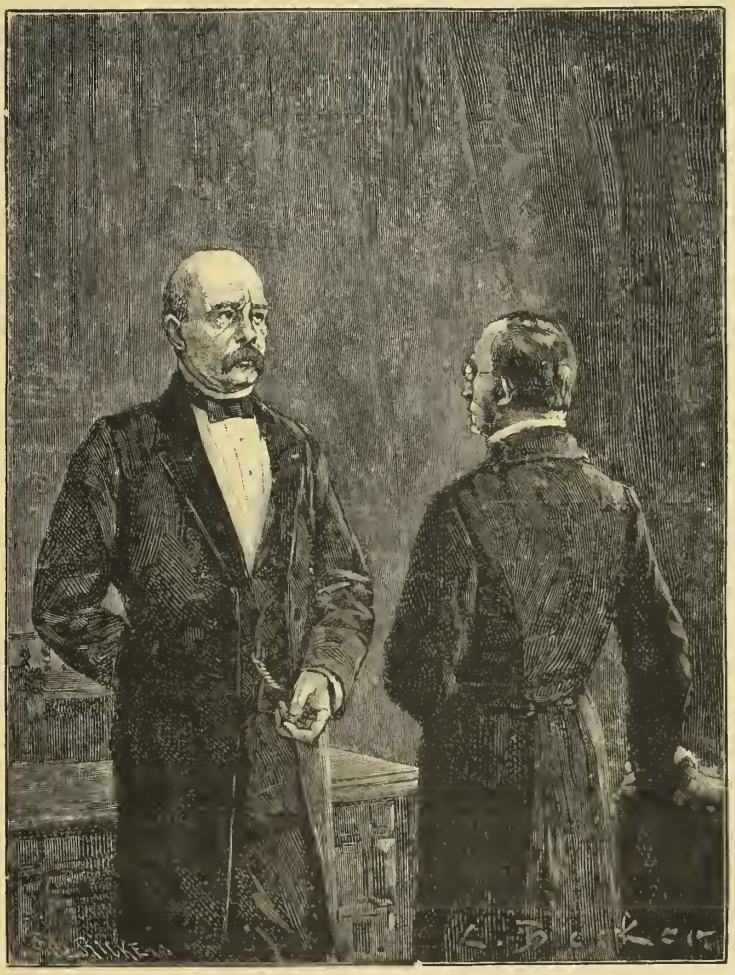
Gegensatz, welcher seit einiger Zeit zwischen meiner Regierung und dem Hause der Abgeordneten obgewaltet hat, seine Ausgleichung finde. Die Rechte, welche der Landesvertretung durch die Verfassungsurkunde eingeräumt worden sind, bin ich auch ferner zu achten und zu wahren entschlossen. Soll aber Preußen seine Selbständigkeit und die ihm unter den europäischen Staaten zukommende Machtstellung behaupten, so muß seine Regierung eine feste und starke sein, und kann sie das Einverständniß mit der Landesvertretung nicht anders als unter Aufrechthaltung der Heereseinrichtungen erstreben, welche die Wehrhaftigkeit und damit die Sicherheit des Vaterlandes verbürgen. — Der Wohlfahrt Preußens ist mein ganzes Streben, mein Leben gewidmet. Mit dem gleichen Ziel vor Augen, werden Sie, wie ich nicht zweifle, den Weg zur vollen Verständigung mit meiner Regierung zu finden wissen, und werden Ihre Arbeiten dem Vaterlande zum Segen gereichen." — Im Abgeordnetenhause versuchte diesmal nicht der Ministerpräsident, sondern der Minister des Innern, Graf zu Eulenburg, die Herzen der Volksvertreter zu rühren. „Ich bitte, meine Herren", so begann er den eindringlichsten Appell an die gesunde Vernunft des hohen Hauses, „vergegenwärtigen Sie sich einen Augenblick den Stand der Militärfrage. Denken Sie sich einen Monarchen, der durch und durch Soldat, die Bedeutung seines Heeres für sich und sein Vaterland in tiefster Tiefe erfaßt hat, dessen Nachdenken und Sehnen es von frühester Jugend an gewesen ist, diesem Institute eine Ausbildung zu geben, die es auf der Stufe einer ersten Armee Europas erhält; denken Sie sich einen Monarchen, der endlich dieses Mittel gefunden zu haben glaubt, der, unter vorläufiger Genehmigung der Landesvertretung, diese Ausbildung durchführt und sie für so nothwendig hält, daß er selbst die Gefahr nicht scheut, das Land einem budgetlosen Zustand entgegenzubringen. Denken Sie sich einen darauf folgenden Krieg, einen siegreich geführten Krieg, einen Krieg, den das Heer mitgemacht hat unter der Herrschaft dieser Organisation, ohne die man gewiß nicht so sicher, so energisch, nicht, wenn ich sagen darf, so elegant gesiegt hätte, als unter den Formen, welche nunmehr ihre Bewährung und Berechtigung gefunden und bethätigt haben. Denken Sie sich daneben, daß die Gefahren, welche man an einen budgetlosen Zustand geknüpft glaubte, sich nicht als vorhanden erwiesen haben. Und einem solchen Monarch muthen Sie zu, von diesem seinem Werke, zu dessen Gunsten alle Thatsachen sprechen, zurückzutreten und die Verständigung mit Ihnen in der Weise zu suchen, daß er einen Theil des Werkes zerstöre, welches Preußen groß gemacht hat. Das ist unmöglich, meine Herren, ganz unmöglich. — Geben Sie deshalb die Idee, Ihr Budgetrecht an der Militärfrage zu probiren, auf; suchen Sie irgend ein anderes Thema, irgend einen andern Punkt, woran Sie glauben, Ihr Recht geltend machen zu

müssen! Ich glaube aber, Sie werden keinen finden, denn die Regierung ist bereit, da, wo nicht thatsächliche Zustände es unmöglich machen, die Auslegung der gesetzlichen Paragraphen anzunehmen, auf der Sie bestehen. Lassen Sie also den Militärkonflikt an der Welt verschwinden, bethätigen Sie hierin Ihren Patriotismus, legen Sie so schnell als möglich Hand ans Werk, um Preußen einig zu machen und dadurch so groß und stark, als es verdient".

Alle diese klugen und guten Worte waren völlig in den Wind gesprochen. Innerhalb wie außerhalb des Abgeordnetenhauses erhoben zwar, von den Konservativen abgesehen, auch manche einsichtige Patrioten von entschieden liberaler Färbung ihre Stimmen für die Politik der Regierung, die große Mehrheit der Volksvertretung verharrte jedoch unbeweglich in der starrsten Opposition. Dem alten Groll der Fortschrittler, der aus den Budgetdebatten stammte, hatte sich, weil kritiklose Schwärmerei für das augustenburgische Recht auf Schleswig-Holstein leider zum Programm des Liberalismus gehörte, blinder Zorn über die Führung der auswärtigen Angelegenheiten zugesellt. So kam es, daß das Streben Preußens nach einer festen Stellung in den Herzogthümern von den eigenen Landeskindern verurtheilt, daß das von der Regierung vorgelegte Budget abermals verworfen, sogar die nachträgliche Genehmigung der Kriegskosten verweigert, ein wohl durchdachter Flottengründungsplan, eine Anleihe zum Ausbau des Eisenbahnnetzes abgelehnt, kurz Alles, wofür die Minister eintraten, verdammt wurde, verdammt lediglich deshalb, weil der Parteiwahn das einzige Heil darin erblickte, „Bismarck und Genossen" nichts zu bewilligen, sie matt zu setzen, sie zu stürzen. Die Verhandlungen nahmen unter diesen Umständen einen äußerst gereizten Charakter an. Der Abgeordnete Virchow warf dem Ministerpräsidenten Mangel an Wahrheitsliebe vor. Dieser forderte jenen zum Zweikampf, der jedoch abgewandt wurde. Die Regierung suchte sich in der Nothlage, in die sie gedrängt war, mit neuer Maßregelung der Presse, der Vereine und allzu oppositioneller Beamten zu helfen. Sie traf dabei manchen Gegner mit harter Hand. Aber unendlich viel schwerer wog doch das Unrecht, welches das Abgeordnetenhaus durch seine zähe Unbelehrbarkeit auf sich lud, und mit gutem Grunde beschuldigte Bismarck, als er im Auftrage des Königs am 17. Juni die unerquickliche Landtagssitzung schloß, die Mehrheit der Volksvertreter, ihr gelte keineswegs das Wohl des Vaterlandes, sondern ihr Fraktionsinteresse als oberstes Gesetz und höchste Richtschnur. Im Gefühl der Kraft und Sicherheit, welches so verkehrtem Gebaren gegenüber sich regen durfte, fügte er noch hinzu: „Die Regierung lebt der Zuversicht, daß der Weg, den sie bisher inne gehalten, ein gerechter und heilsamer gewesen ist, und daß der Tag nicht mehr fern sein kann, an welchem die Nation, wie bereits durch Tausende aus freier Bewegung kund gewordener Stimmen geschehen, so auch durch den Mund ihrer geordneten Vertreter ihrem königlichen Herrn Dank und Anerkennung aussprechen werde.

Der Tag so erfreulichen Umschwungs, den Bismarck hierbei im Auge hatte, war der eines großen Sieges der Truppen Preußens über die Heere seiner Feinde, besonders über die Armada Oesterreichs. Jede Stunde nämlich schien damals den Ausbruch des Krieges mit dem Kaiserstaate bringen zu können. Vergebens wiederholte Bismarck den Wunsch nach Ueberlassung Schleswig-Holsteins an Preußen: Oesterreich verlangte als Entgelt die Herausgabe eines Stückes von Schlesien, worüber König Wilhelm und seine Staatsmänner garnicht verhandeln zu können erklärten. Vergebens sprach die Berliner Regierung — in den sogenannten Februarbedingungen von 1865 — dem kaiserlichen Kabinet ihre Bereitwilligkeit aus, den Herzog Friedrich als Herrn von Schleswig-Holstein anzuerkennen, wenn derselbe durch Abtretung von Festungen, Abschluß einer Militärkonvention und einige ähnliche Zugeständnisse die preußische Stellung in den Herzogthümern genügend sichere: die Wiener Hofburg wies diese Bedingungen als völlig unannehmbar zurück. Vergebens verlangte Preußen schließlich wenigstens die Ausweisung des Augustenburgers und der „Nebenregierung", die er in Kiel eingerichtet hatte, aus Schleswig-Holstein: Oesterreich ließ den Herzog und seine

Räthe nicht bloß gewähren, sondern begünstigte deren auf ein absolut selbständiges Schleswig-Holstein und hiermit geradezu gegen Preußen gerichtete Agitationen. Der Krieg zwischen den deutschen Großmächten schien daher unvermeidlich zu sein. Bismarck wünschte ihn sogar. Er hoffte auf einen verhältnißmäßig leichten Sieg über das im Innern durch bittere Finanznoth und revolutionäre Stimmung der Ungarn schwer bedrängte Oesterreich, und er erwartete von dem Erfolge die Schlichtung des preußischen Parteihaders, ja in der Hauptsache schon die Lösung der deutschen Frage. Im Sommer begleitete er den König auf der Badereise, die diesem vorgeschrieben war, nach Karlsbad und Gastein. Bei der Abreise von Karlsbad war die Lage so bedenklich, daß König Wilhelm seine Minister und Generale zu gemeinsamer Berathung nach Regensburg beschied. Gleich darauf traf Bismarck mit dem bayrischen Ministerpräsidenten von der Pfordten in Salzburg zusammen und entwickelte ihm mit großartiger Offenheit und Zuversicht seine Ansicht der Lage. Es handle sich lediglich um ein Duell zwischen Oesterreich und Preußen, und es werde eine verhältnißmäßig geringe Interessensumme in Mitleidenschaft gezogen werden, wenn das übrige Deutschland den passiven Zuschauer dieses Duells abgebe. Oesterreich sei schlecht gerüstet — ein einziger Stoß, eine Hauptschlacht und Preußen werde in der Lage sein, die Bedingungen zu diktiren. Bayern möge wohl erwägen, daß es bei der dann folgenden Neugestaltung des deutschen Bundes der natürliche Erbe der Stellung Oesterreichs in Süddeutschland sei.



Bismarcks Konferenz mit dem bayrischen Ministerpräsidenten von der Pfordten.

Das bayrische Ministerium beherzigte, wie die Folgezeit zeigen sollte, die ihm gewordene Mahnung keineswegs. Damals aber verschwand die Frage nach der Haltung, welche den übrigen deutschen Staaten im Krieg der Großmächte anzurathen sei, schnell wieder von der Tagesordnung, weil von verschiedenen Seiten emsig für die Bewahrung des Friedens gearbeitet wurde. Oesterreich, in der That unfähig, den großen Kampf mit Aussicht auf Erfolg zu bestehen, zeigte sich nachgiebiger. Die gemeinsamen Verwandten des Kaiserhauses und der Hohenzollern, vornehmlich die bayrischen Prinzessinnen, die Mutter des Kaisers Franz Joseph und die Königin-Wittwe Elisabeth von Preußen, appellirten an die alte Freundschaft und Waffenbrüderschaft der deutschen Mächte; und König Wilhelm, in seinem treuen Herzen solchen Worten nicht unzugänglich, erklärte sich bereit, den Bruch, wenn es noch irgend möglich sei, zu vermeiden. Dem entsprechend sorgte auch Bismarck schließlich, dem Wunsch seines königlichen Herrn gehorsam, „mit Eifer für die Erhaltung des Friedens und die Verklebung der Risse im Bau". Das Ergebniß seiner Bemühungen war die sogenannte Gasteiner Konvention vom 14. August, mit welcher Oesterreich das kleine, ganz außerhalb der schleswig-holsteinischen Erbfrage stehende Lauenburg für 2,500,000 dänische Reichsthaler an Preußen verkaufte und das übrige Gebiet so theilte, daß Schleswig allein von Preußen, Holstein allein von

Oesterreich verwaltet werden sollte, natürlich unbeschadet des gemeinsamen Eigenthumsrechtes, welches für beide Mächte an den beiden letztgenannten Herzogthümern bestehen blieb.

Diese Konvention machte bei den „Augustenburgern", bei den deutschen Liberalen, bei den Völkern und Regierungen Westeuropas bitterböses Blut. War sie nicht der Ausdruck des schnödsten Schachers mit Ländern und Menschen? — Mit Lächeln aber durfte der preußische Ministerpräsident solchen Vorwürfen entgegen halten, daß er das Möglichste für den Frieden gethan und nur eben ein neues Provisorium gegründet habe, in welchem das Kondominium „etwas weniger feuergefährlich" sei. Und wenn es sich, wie für jeden ruhig Denkenden klar, wiederum um ein Provisorium handelte, so war von preußischem Standpunkte als höchst erfreulich zu bezeichnen, daß schon dieser bescheidene Anfang der ernstlichen Auseinandersetzung mit Oesterreich zum Gewinn der vollen Hälfte des streitigen Gebietes, d. h. zum Gewinn Lauenburgs und, wie man kurzweg sagen darf, auch Schleswigs geführt hatte. König Wilhelm erkannte die hohen Verdienste, die sein Ministerpräsident sich bei kluger Bescheidung auf das Erreichbare erworben hatte, dankbaren Sinnes dadurch an, daß er ihn wenige Wochen nach dem Abschluß der Gasteiner Konvention in den Grafenstand erhob.

Die Erwerbung Lauenburgs fiel in eine Zeit denkwürdiger Erinnerungen für die Territorialentwickelung der preußischen Monarchie. Vor fünfzig Jahren, auf dem Wiener Kongreß, waren die Provinzen Rheinland und Westfalen, Sachsen und Schwedisch-Pommern mit dem älteren Staatsgebiete vereinigt worden. In diesen vier Provinzen fanden nun Jubelfeiern statt, denen freilich hier und da, Dank der feindlichen Haltung der Fortschrittspartei, der rechte Schwung der Volksbegeisterung fehlte. Aber in Aachen, Münster und Merseburg durfte König Wilhelm sich dennoch an dem offenen Ausspruch der Wohlgesinnten erfreuen, daß die Verheißungen von Recht, Freiheit, Wohlstand und Gesittung, mit denen dereinst die neuen Provinzen in den Staatsverband aufgenommen worden, in einer Weise verwirklicht seien, welche die Unterthanen zu steter und inniger Dankbarkeit gegen die Herrscher Preußens verpflichte: in Köln wurde überdies der Grundstein für das von der Rheinprovinz dem König Friedrich Wilhelm III. zu errichtende Denkmal gelegt. An alles dieses anknüpfend, sagte König Wilhelm den Lauenburgern, als er zur Entgegennahme der Erbhuldigung am 26. September 1865 in ihrer Mitte erschien, es sei ihm eine gute Vorbedeutung, daß die Vereinigung ihres schönen Landes mit Preußen in dasselbe Jahr falle, wo vier Provinzen ihm für die Blüthe, Wohlhabenheit und Zufriedenheit, deren sie sich schon fünfzig Jahre lang unter dem Szepter der Hohenzollern erfreut, ihren warmen Dank dargebracht hätten. Bei dem dem Huldigungsgottesdienste folgenden Festmahl sprach der edle Monarch die ihn wie seine neuen Unterthanen gleichmäßig ehrenden Worte, er habe soeben, an der heiligen Stätte, mit wahrer Befriedigung vernommen, daß die Lauenburger sich nicht leicht an den Gedanken gewöhnt hätten, einem andern Herrn anzugehören, weil sie von ihrer früheren Regierung mit Liebe und Freundlichkeit behandelt worden seien, daß sie nun aber, nachdem der Uebergang vollendet, ihn freudig als ihren Landesherrn begrüßten. Solche Gesinnung, die das Ernste ernst nehme, sei ein schönes Pfand für das zukünftige Verhältniß zwischen Fürst und Volk.

Die steigenden Erfolge der preußischen Regierung machten jedoch auf Niemanden geringeren Eindruck als auf die Mehrheit des Abgeordnetenhauses. Als Graf Bismarck eine neue Sitzung desselben am 15. Januar 1866 mit ruhigen, zu friedlich gemeinsamer Arbeit aufrufenden Worten eröffnete, begann der Fortschritt grimmeren Streit als je bisher. Zu den alten, mit höchster Leidenschaft wiederholten Klagen über die verfassungswidrigen Ausgaben, die das Ministerium fortdauernd wage, und über die „schnöden Maßregelungen" der Liberalen wurde jetzt sogar eine Beschwerde über die Einverleibung Lauenburgs hinzugefügt, weil — der König von Preußen, dem Recht des Staates nach, nicht zugleich „Beherrscher fremder Reiche" sein dürfe. Dies war um so weniger länger zu ertragen, als das Provisorium der Gasteiner Konvention sich sichtlich schon wieder

seinem Ende nahte, der Ausbruch des großen Krieges also dicht vor der Thür stand. In diesem Augenblick war eine wenigstens äußerliche Herstellung der Ruhe im Innern nothwendig, und so schloß der Ministerpräsident im Auftrag des Königs schon am 23. Februar die Sitzung mit strengem Tadel der Streitsucht, die der Fortschritt gezeigt, der grundlosen und herausfordernden Vorwürfe, die er gegen die Regierung gerichtet habe.

Es war in der That hohe Zeit für Preußen, sich auf den entscheidenden Waffengang vorzubereiten. Das Wiener Kabinet, das früher zwischen Trotz und Nachgiebigkeit geschwankt hatte, war jetzt steif und fest der Ansicht, es müsse die „verfahrene schleswig-holsteinische Sache" durch einen Krieg auf bessere Bahn zu bringen und dabei auch die unbequeme norddeutsche Großmacht empfindlich zu demüthigen versuchen. Die Vorbereitungsfrist, die ihm durch die Gasteiner Konvention gegönnt war, benutzte es zur Klärung der inneren Verhältnisse und erreichte damit wenigstens soviel, daß es sicher sein durfte, weit zahlreichere Streitkräfte, als im Sommer 1865 möglich gewesen wäre, ins Feld stellen zu können. Außerdem setzte es große Hoffnungen auf die deutschen Mittel- und Kleinstaaten, die spätestens in zwölfter Stunde — sei's sämmtlich oder fast sämmtlich — zu Bundesgenossen zu gewinnen sein würden, weil ja deren Fürsten und Staatsmänner Preußen so zu schwächen wünschten, daß es niemals wieder auf die alten Unionspläne zurückgreifen könne, und weil die in thörichtem Preußenhaß befangenen liberalen Volksmassen in der besten Stimmung waren, dem Unternehmen der Habsburger und Partikularistenjeglichen Vorschub zu leisten. Als man in Wien und bald auch in befreundeten mittelstaatlichen Residenzen dies alles erwog, die eigenen scheinbar riesengroßen Kräfte überschlug und mit ihnen das Heer des isolirten und durch den inneren Hader gelähmten Preußen verglich, da entwickelte sich eine übermüthige Siegeszuversicht. Der Kriegszug nach Berlin werde nicht erheblich größere Schwierigkeiten bieten als eine fröhliche Jagdpartie. Oesterreichs kampfgewöhnte Schaaren, Bayerns streitlustige Jugend, die Kerntruppen all der reindeutschen Staaten würden über Preußens Landwehren, diese noch dazu halbslavischen Bürgersoldaten, leichte Siege erfechten. Man werde den Hohenzollernstaat seinen unerträglichen Hochmuth büßen lassen, man werde durch Zurückschneidung desselben auf die bescheidene Größe der altbrandenburgischen Zeiten endlich der widerwärtigen „Improvisation Friedrichs des Großen" ein Ende machen.

General Helmuth von Moltke.

Das Vorspiel des Krieges entwickelte sich natürlich in Holstein, wo die Oesterreicher nur die augustenburgische Partei gewähren zu lassen brauchten, um den Preußen die Bewahrung des Friedens unmöglich zu machen. Die holsteinische Presse verlangte die Einberufung eines Landtags, der den Herzog Friedrich als einzigen wahren Herrn der Herzogthümer bezeichnen sollte. Eine große Volksversammlung erhob dieselbe Forderung, brachte dem „rechtmäßigen, geliebten Fürsten Herzog Friedrich" ein donnerndes Hoch und erging sich, gehetzt von herbeigeeilten süddeutschen Demokraten, in wilden Schmähungen der preußischen Regierung, dieser Todfeindin aller Freiheit und jeden Rechts. Der österreichische Statthalter in Holstein, Feldmarschall von Gablenz, duldete ruhig jeden Angriff auf die Verträge von Wien und Gastein: er hatte aus der Hofburg den bestimmten Befehl erhalten, der Agitation freien Lauf zu lassen.

Das Berliner Kabinet konnte diesem Treiben gegenüber nicht lange unthätig bleiben. Graf Bismarck warf der kaiserlichen Regierung am 26. Januar 1866 unumwunden vor, daß sie das Pfand, welches mit der Uebergabe Holsteins zu eigener Verwaltung ihrer Treue und Gewissenhaftigkeit anvertraut worden sei, nicht unverletzt bewahre. Sie beschädige das Pfand und folglich auch das Miteigenthumsrecht Preußens am Herzogthum Holstein durch Duldung jener Umtriebe, die ohne bewußtes Preisgeben aller Autorität gar nicht möglich gewesen wären. Seine Majestät der König sei sehr schmerzlich davon berührt, so feindselige Bestrebungen unter dem Schutze des altbefreundeten österreichischen Doppeladlers entfaltet zu sehen, aber um so nothwendiger sei es für die preußische Regierung, volle Klarheit darüber zu erhalten, was sie fortan von dem kaiserlichen Kabinet zu erwarten habe. Stelle sich dasselbe dauernd Preußen entgegen und lasse sich somit die in Berlin aufrichtig angestrebte intime Gemeinsamkeit der Gesammtpolitik beider Mächte nicht verwirklichen, so müsse Preußen für seine ganze Politik unbeschränkte Freiheit in Anspruch nehmen und von derselben den Gebrauch machen, den es den eigenen Interessen entsprechend halte.

Das österreichische Ministerium beantwortete diese scharfen Mahnungen mit einer langen, schulmeisternden Ausführung über das Thema, daß Preußen kein Recht habe, Rechenschaft über einen Akt der Verwaltung in Holstein zu fordern, und daß es überhaupt die wohlgeneigte kaiserliche Politik außerordentlich schief beurtheile. Hieraus entnahm man in Berlin natürlich nur, daß man vor weiterem offensiven Vorgehen Oesterreichs auf der Hut sein müsse. Am 28. Februar erörterte König Wilhelm mit allen Ministern und einigen anderen hohen Würdenträgern die gesammte politische und militärische Lage. Unter den Letzteren befanden sich der Generalstabschef, General von Moltke, und der preußische Statthalter von Schleswig, General von Manteuffel, der mit dem Könige nahe befreundet und gleich diesem dem Bruch mit Oesterreich im tiefsten Herzen abgeneigt, dennoch in den Herzogthümern selber die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß der Friede sich schwerlich werde erhalten lassen. Die Versammlung war denn auch völlig einmüthig darin, daß ein Zurückweichen in der schleswig-holsteinischen Frage ohne schwere Demüthigung unmöglich sei und deshalb der bisher eingehaltene Weg, selbst auf die Gefahr eines Krieges hin, weiter verfolgt werden müsse. Da man aber nicht anzugreifen, vielmehr nur sich zu vertheidigen beabsichtige und, Dank der Heeresreorganisation, in jedem Augenblick der rechtzeitigen Entfaltung der Waffenmacht sicher sei, so brauche man einstweilen irgend welche kriegerischen Vorbereitungen nicht anzuordnen.

Trotz dieser Zurückhaltung Preußens begann Oesterreich Anfang März plötzlich zu rüsten und zog große Truppenmassen in Böhmen und Galizien zusammen. Von Berlin deswegen befragt, erwiderte die kaiserliche Regierung, sie bedürfe der Truppen zur Unterdrückung der in Böhmen ausgebrochenen Judenverfolgungen — eine Antwort, die den wahren Charakter der Rüstungen nur zu deutlich durchblicken ließ, weil die Judenverfolgungen im Südwesten, die Truppenbewegungen aber nach dem Nordosten Böhmens stattfanden. Außerdem richtete das Wiener Kabinet an die Oesterreich befreundeten deutschen Regierungen am 16. März eine „ganz vertrauliche" Circular-

depesche, welche die Absicht zu kriegerischen Vorgehen offen verkündigte. Denn Oesterreich erklärte in derselben, die Entscheidung der schleswig-holsteinischen Frage, zu deren Regelung allein nach seinem und Preußens Willen es sich verpflichtet hatte, dem deutschen Bundestage übertragen zu wollen, und da hiernach der Bruch mit Berlin erfolgen mußte, so bat es die befreundeten Regierungen, für die Kriegsbereitschaft sämmtlicher außerpreußischen Bundesarmeekorps und für deren Verbindung mit dem kaiserlichen Heere rechtzeitige Vorsorge zu treffen.

Wie von den böhmischen Rüstungen, so erhielt die preußische Regierung auch von dieser „ganz vertraulichen Depesche" schnelle Kunde und erhob sich nun wenigstens zu einem diplomatischen Gegenschlag. Ebenfalls in einer Circulardepesche fragte Graf Bismarck am 24. März die deutschen Regierungen, ob und in welchem Maße Preußen auf ihre Unterstützung zu rechnen habe, falls es von Oesterreich angegriffen oder durch Drohungen zum Kriege genöthigt würde. Mit höchstem Nachdruck wies er hierbei auf die geographische Lage hin, welche Preußen und Deutschland wie ein untrennbares Ganzes erscheinen lasse: „Das Schicksal Preußens wird das Schicksal Deutschlands nach sich ziehen, und wir zweifeln nicht, daß, wenn Preußens Kraft einmal gebrochen wäre, Deutschland an der Politik der europäischen Völker nur noch leidend betheiligt bleiben würde. Dies zu verhüten, sollten alle deutschen Regierungen als eine heilige Pflicht ansehen und dazu mit Preußen zusammen wirken." In der völlig außergewöhnlichen Lage aber, in welche Preußen durch die feindliche Haltung Oesterreichs gebracht sei, dränge sich der königlichen Regierung vor Allem die Nothwendigkeit auf, eine den thatsächlichen Verhältnissen Rechnung tragende Reform des Bundes in Anregung zu bringen, eine Reform, welche die Verbindung Preußens mit den übrigen wahrhaft deutschen Staaten kräftige und dadurch die Sicherheit der nationalen Unabhängigkeit gewährleiste.

General von Manteuffel.

Die angekündigte Anregung folgte am 9. April, indem Graf Bismarck in Frankfurt den kühnen Antrag einbrachte, daß ein aus allgemeinem und direktem Wahlrecht hervorgegangenes deutsches Parlament auf einen in Bälde fest zu bestimmenden Tag einberufen und zur Mitarbeit an der Bundesreform, für welche die Regierungen inzwischen einen Entwurf zu vereinbaren hätten, herangezogen werde. Hiermit war erst der zwischen Preußen und Oesterreich schwebende Streit auf seine Höhe geführt. Nicht mehr um das kleine Schleswig-Holstein handelte es sich, sondern um ganz Deutschland. Nicht mehr von preußischer Vergrößerungssucht durfte geredet werden, sondern von dem stolzen Verlangen des Hohenzollernstaates, an Stelle des elenden, nur dem Interesse Oesterreichs und der kleinen Kronen dienenden Bundes gesunde, starke, nationale Einrichtungen zu setzen.

Begreiflicher Weise fand dieses Vorgehen Preußens bei der Mehrzahl der Mittel- und Kleinstaaten ganz und gar keinen Beifall. Ohnedies schon mehr und mehr mit dem Gedanken vertraut, für Oesterreich das Schwert zu ziehen, fühlten die Regierungen sich durch die Forderung

einer ernstlichen Bundesreform vollends ins habsburgische Lager gedrängt, und die Bevölkerungen sahen, vom Parteiwahn verblendet, in dem von einem Bismarck, dem Tyrannen des preußischen Landtags, dargebotenen Parlament nur ein Danaergeschenk, welches man weit von sich weisen müsse. In Frankfurt hatte der Kaiserstaat mithin gewonnenes Spiel. Schon begannen in einzelnen Bundesgebieten, namentlich in Sachsen, dem Beispiel Oesterreichs folgend, emsige Kriegsrüstungen; und Preußen mußte sich darauf gefaßt machen, zum Kampf mit Gegnern, die, wenigstens der Kopfzahl nach, eine ungeheure Uebermacht darstellten, gezwungen zu werden.

Aber die feindselige Stimmung der Bundesstaaten war für König Wilhelm und seinen Minister nach so vielen trüben Erfahrungen früherer Jahre weder überraschend noch sehr erschreckend. Die Streitkräfte Oesterreichs und seiner Genossen waren nicht allzu sehr zu fürchten, wenn es nur gelang, das übrige Europa vom Kampfe fern zu halten oder sogar, falls es mit Ehren geschehen konnte, zur Unterstützung Preußens zu gewinnen. Hier nun zeigten sich dem Berliner Kabinet recht günstige Aussichten; denn wenn auch die norddeutsche Großmacht ringsum in Europa mehr Neider und Gegner als Freunde besaß, so entging dem scharfen Blick der preußischen Staatslenker keineswegs, daß die Freunde zuverlässig und brauchbar, die Feinde schlaff und ohnmächtig waren, Rußland hegte zum Dank für den Beistand, den ihm Preußen beim polnischen Aufruhr geleistet hatte, die beste Gesinnung und gewährte wenigstens moralische Hülfe und erwünschte Rückendeckung für äußersten Nothfall. England grollte wegen des schleswig-holsteinischen Handels, war aber unfähig, auf einen kontinentalen Krieg irgend erheblich einzuwirken. Frankreich war freilich ein überaus verdächtiger, trotzdem aber im Augenblick nicht sehr gefährlicher Nachbar, weil seine Geld- und Militärkräfte durch den abenteuerlichen Krieg, den es vor Kurzem in Mexiko geführt hatte, ernstlich geschwächt waren. Italien endlich bot sich als ein sehr nützlicher Verbündeter dar: es verlangte voll heißer Sehnsucht nach dem noch unter österreichischer Herrschaft seufzenden Venetien, und das Bündniß Preußens mit Italien lag ja seit den Tagen Cavours gleichsam in der Luft. Zwischen beiden Ländern waren im Lauf der letzten Jahre nach und nach so herzliche Beziehungen angeknüpft worden, daß König Wilhelm sich schließlich veranlaßt gesehen hatte dem König Viktor Emanuel die Insignien des schwarzen Adlerordens zu übersenden. Nun kam auch die Allianz zu Stande, dahin lautend, daß Italien, wenn Preußen zum Kriege genöthigt worden sei, ebenfalls losschlagen sollte und daß es sich im Falle des Sieges Venetien, jedoch nur dieses, einverleiben dürfte. Die weitere Begehrlichkeit der Italiener, die nach Südtirol verlangte, wurde von der preußischen Regierung, als gegen Gebiet des deutschen Bundes gerichtet, streng zurückgewiesen.

Die Hülfe Italiens, so erfreulich sie für Preußen war, hatte allerdings auch ihre bedenkliche Seite. In Wien wußte man so gut, wie allerwärts, daß das Bündniß der beiden Mächte in der Luft lag, und versuchte deshalb auf mancherlei Weise, dasselbe unschädlich zu machen. Schließlich gelangte man darüber zu einer eigenthümlichen Einigung mit Frankreich. Kaiser Napoleon III. versuchte nämlich fort und fort ein Abkommen mit Preußen dahin zu treffen, daß er mit großer Macht in den Kampf gegen Oesterreich eintrete und als Lohn hierfür das linke Rheinufer erhalte. Von Preußen höflich aber bestimmt abgewiesen, verständigte er sich schließlich mit Oesterreich, welches Venetien zu gelegener Zeit an ihn, beziehungsweise an Italien abzutreten versprach und als Entschädigung dafür das preußische Schlesien forderte. Der Kaiser meinte hiermit die Befriedigung der Italiener wie der Oesterreicher, die Demüthigung des stolzen Preußens und natürlich auch die Erwerbung des linken Rheinufers fest in seiner Hand zu haben. Indessen in Berlin durchschaute man ihn und hielt vor Allem daran fest, daß Frankreich trotz dem Säbelgerassel, welches seine diplomatischen Depeschen erfüllte, keineswegs schlagfertig sei. Die Entscheidung im deutschen Kriege konnte mithin erfochten sein, ehe Napoleon seinen wortreichen Intriguen auch nur die geringste militärische That folgen zu lassen vermochte.

Um aber fechten zu können, mußte Preußen nun endlich auch rüsten. Oesterreichs Angriffslust offenbarte sich immer rücksichtsloser; ein Vermittelungsversuch der neutralen Mächte wurde vom Wiener Kabinet zum Scheitern gebracht; und so befahl denn König Wilhelm Anfang Mai die Mobilisirung des ganzen Heeres. Gleichzeitig löste er das Abgeordnetenhaus auf und verordnete Neuwahlen, weil „er das Bedürfniß fühle, die Stimmung zu kennen und zum Ausdruck gebracht zu sehen, welche das preußische Volk im jetzigen Augenblick und mit Rücksicht auf die gegenwärtige Lage der Dinge beseele.“ Außerdem entließ er den Minister von Bodelschwingh, der zwar Preußens Finanzen in der budgetlosen Zeit klug und erfolgreich geleitet hatte, für die herannahende große Krisis jedoch einer frischeren Kraft Platz zu machen wünschte. Sein schweres Amt übernahm muthig der frühere Minister von der Heydt.

So wappnete sich Preußen zu dem ungeheuren Kampf. Ruhig und fest thaten die beiden großen Männer von denen vor allen Anderen Deutschlands Zukunft abhing, König Wilhelm und Graf Bismarck, ihre Schuldigkeit. Leicht aber wurde ihnen diese Pflichterfüllung nicht. Fast alle Deutschen von den Alpen bis zur Nordsee sahen in ihnen die Friedensstörer, die Verbrecher, die leichtfertig das Vaterland in einen gräßlichen Krieg hineinzerrten und die überdies — soweit ging die Verblendung — mit Kaiser Napoleon in schändlichen Verhandlungen ständen, um seine Hülfe mit einem Stück deutschen Gebietes zu erkaufen. Pathetisch wurde der preußischen Regierung gedroht, daß die Schuld für den Bruch des Landfriedens wie ein Fluch auf das Haupt seiner Urheber fallen, ja daß der Fluch der ganzen Nation und die Strafe des Landesverraths denjenigen treffen werde, der auswärtigen Mächten deutsches Gebiet preisgebe. Diese Ausbrüche der Volksleidenschaft regten die Minister der österreich-bündischen Allianz dazu an, auch ihrem Haß und Neid gegen Preußen immer unverhüllteren Ausdruck zu geben. Erschüttert von so wüstem Gebaren rief Graf Bismarck aus: „Wenn diese Menschen uns einen Nagel ins Gehirn treiben könnten, sie würden es thun,“ und ein unseliger Fanatiker versuchte in der That, den großen Staatsmann durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen. Karl Cohen, Studiosus der Landwirthschaft, ein ernster, strebsamer, aber völlig exaltirter Jüngling, dem jene Schmachreden über die preußische Regierung Kopf und Herz bethört hatten, feuerte am 7. Mai bei einer Begegnung „Unter den Linden“ in Berlin fünf Revolverschüsse auf den Grafen ab. Bismarck wurde jedoch wie durch ein Wunder gerettet, indem keiner der Schüsse mehr als eine geringe Kontusion verursachte. Auf die Kunde von dem Attentat erschienen zahllose Besucher in der Wohnung des Ministers, ihn zu sehen, ihm zu seiner Errettung Glück zu wünschen. Unter den Ersten befand sich König Wilhelm, den sein Herz drängte, dem treuen Diener, der so gefahrvolle Wege für

König Victor Emanuel von Italien.

König Wilhelms Besuch bei Bismarck nach dem Attentat auf Letzteren.

ihn wandelte, seine Theilnahme, seine Freude, seine Dankbarkeit mit warmem Wort und innigem Händedruck zu bezeugen.

Unter schwerem Druck aber, wie jene Tage für Graf Bismarck verliefen, ebenso qualvoll, ja vielleicht noch qualvoller gestalteten sie sich für König Wilhelm. Auch die preußischen Liberalen eiferten zumeist gegen den Krieg, den allein das hassenswürdige Ministerium provozire. Von den großen Städten des Landes erklärte eine einzige, Breslau, daß es lieber alle Lasten und Leiden des Kampfes auf sich nehmen, als durch schwächliche Nachgiebigkeit Preußen gedemüthigt und Deutschlands Einigung auf ferne Zukunft hinausgeschoben sehen wolle. Die übrigen Städte, die Hochburgen der Fortschrittspartei, bestürmten den König mit Bitten um Entlassung des Ministeriums und Abwendung des drohenden Bruderkrieges. Zu diesem Chor des bürgerlichen „Friedensgewimmers" gesellten sich die Stimmen von Fürsten, Prinzen und Prinzessinnen, die aus Verwandschaftsrücksichten sich vor einem preußisch-österreichischen Kriege entsetzten, und die Vorstellungen altkonservativer Staatsmänner, denen nichts heiliger war als die Tradition der heiligen Allianz. Solcher Sirenengesang klang für König Wilhelm um so verführerischer, als er in seiner Brust manch lautes Echo erweckte. Wohl lockte ihn sein „Soldatenherz" trotz seinem hohen Alter noch zum Kampf, wohl mußte er eine Gelegenheit, das von ihm neu geschaffene Heer in großem Kriege zu erproben, freudig begrüßen, wohl wäre er von inneren Qualen frei geblieben, wenn ihn etwa der alte Landesfeind, Frankreich, zum Streite herausgefordert hätte; aber mit Oesterreich, mit ganz Deutschland zu schlagen, das war hart, bitterhart für ihn. Indessen es mußte sein. Und nachdem er in langem Prüfen und Wägen die Nothwendigkeit erkannt, nachdem er in stiller Sammlung und im Gebet seinen Entschluß gefaßt hatte, rief er festen Muthes aus: „Wenn sie denn wirklich Alle gegen mich sind, so stelle ich mich selbst an die Spitze meiner Armee und will lieber mit ihr untergehen, als daß ich in dieser Lebensfrage nachgebe." Einer Versammlung von Geistlichen, die damals in Berlin tagte, sagte er: es sei merkwürdig, die Zeitungen hielten ihm täglich vor, er solle bedenken, was es heiße, Krieg führen und wie es enden könne — als ob er der einzige Mann im Lande wäre, der das nicht bedächte, während er gerade der Erste sei, der täglich mit seinem Gewissen vor seinem Herrn stände und alle Tragweiten tief und schwer erwägen müsse. Er habe redlich geprüft und gesucht, und glaube, wer in seinem Gewissen Gottes Stimme

hören und dessen Willen thun wolle, der dürfe auch getrost und freudig den Weg gehen, den er führt. — In einer wehmüthigen Regung wendete er sich einmal zum Prinzen Friedrich Karl mit den Worten: „Ich bin ein alter Mann und bald 70 Jahr, wie soll ich jetzt noch an Krieg denken? Ich will nichts mehr, als meinem Volke den Frieden lassen, wenn ich sterbe. Ich weiß ja auch, daß ich's vor Gott und mit meinem Gewissen verantworten muß." Aber auch in diesem Augenblicke fuhr er entschlossenen Sinnes fort: „Ich kann's bezeugen vor Gott, ich habe Alles gethan, gebeten habe ich den Kaiser, gebeten, wie man nur bitten kann; ich will ja zugestehen, was ich mit der Ehre Preußens vereinen kann. Aber sie wollen ja den Krieg; sie wollen es ja so wiederhaben, wie es vor dem siebenjährigen Kriege war, und das geht nicht, dann ist ja Preußen nichts mehr!"

So hielt er fest an dem, was er für Recht erkannt hatte, und ließ seinem klugen Minister die Freiheit, weiter für Preußens und Deutschlands Heil zu wirken. Wundersam, wie diese beiden Männer sich in einander einlebten und sich ergänzten. Graf Bismarck genoß den Vorzug, in hundert parlamentarischen Reden das Licht seines mächtigen Geistes leuchten lassen zu können — und wahrlich die Strahlen dieses Lichtes werden nicht erbleichen, so lange es ein Deutsches Reich giebt; — aber es wäre doch ein großes Unrecht, zu meinen, er sei der alleinige Urheber der Politik, die Deutschland in unseren Tagen auf die Höhe der Ehren geführt hat. Er theilt den Ruhm mit seinem königlichen Herrn, ähnlich wie Blücher und Gneisenau den Ruhm des Befreiungskrieges mit einander theilen. Was Blüchers entschlossener Feldherrnwille in den Jahren 1813 bis 1815 bedeutete, eben das bedeutete König Wilhelms patriotisches Verlangen in den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts. Graf Bismarck hat nicht bloß in späterer glücklicher Zeit, nachdem in Preußen der innere Friede hergestellt war, oftmals betont, er führe nur die Befehle seines königlichen Herrn aus, er folge nur den Antrieben, die er von diesem empfangen, sondern schon mitten im tobenden Militärkonflikt hat er einmal, nicht um sich zu decken, sondern voll Bewunderung für den König, den Abgeordneten zugerufen, Preußen treibe eine tapfere und konsequente Politik, aber das Verdienst derselben sei nicht dem Ministerium, sondern seiner Majestät dem Könige zu vindiziren. Und dasselbe deutet die Frage an, die König Wilhelm im Anfang der schleswig-holsteinischen Verwickelung, als ihm Bismarck nicht rasch genug im deutschen, nationalen Sinne vorzugehen schien, in einiger Erregung an den Minister richtete: „Sind Sie denn nicht auch ein Deutscher?"

König Wilhelm im Gebet vor seiner Entschließung zum Kriege.

Wundersam überhaupt, daß zwei Männer, in inniger Vereinigung arbeitend und kämpfend, das neue Deutsche Reich schaffen sollten. Es wiederholte sich das erhabene Schauspiel, welches fast in jeder großen Epoche der deutschen Geschichte hervorgetreten ist, daß zwei Helden des Geistes oder des Schwertes unschätzbare Errungenschaften der Mit- und Nachwelt in den Schooß legten. Wie Luther und Melanchthon, wie Goethe und Schiller, wie Blücher und Gneisenau, so haben auch König Wilhelm und Graf Bismarck gemeinsam für unser Volk gewirkt, gemeinsam unsterblichen Ruhm errungen. —

Am 1. Juni gab Oesterreich in der Bundesversammlung die Erklärung ab, daß es die endgültige Bestimmung über das Schicksal Schleswig-Holsteins dem Bundestag anheimstelle und seinem Statthalter in Holstein eine Vollmacht zur Einberufung der holsteinischen Stände übergeben habe. Dieses einseitige Vorgehen bedeutete nichts Geringeres als Lossagung von der Gasteiner Konvention und Kriegserklärung gegen Preußen. Die schneidige Antwort des Berliner Kabinets bestand in dem Befehle an General von Manteuffel, zur Sicherung des preußischen Miteigenthums an Holstein dieses Land von Schleswig aus zu besetzen. Als Manteuffels Bataillone die Eider überschritten, ging Feldmarschall von Gablenz mit seinen Oesterreichern und dem Herzog von Augustenburg zuerst in den Süden des Landes, bald jedoch über Hannover bis nach Böhmen zurück. In wenigen Tagen waren die Preußen Alleinherrscher in den Herzogthümern, und gleichzeitig forderte Graf Bismarck die deutschen Regierungen noch einmal auf, sich mit König Wilhelm zur Durchführung der Bundesreform zu vereinigen, die, wie sie allein das gegenseitige Verhältniß der deutschen Staaten bessern, so auch eine friedliche Lösung der schwebenden Streitfragen erleichtern könne.

Aber der Einmarsch der Preußen in Holstein wurde in Wien natürlich als willkommener Anlaß betrachtet, um beim Bundestag über Vergewaltigung klagen und dessen Schutz anrufen zu dürfen. Am 11. Juni beantragte Oesterreich daher die schleunige Mobilmachung sämmtlicher nicht zur preußischen Armee gehörigen Armeekorps des Bundesheeres, und am 14. Juni beschloß die Majorität des Bundestags, die übrigens trotz allen vorangegangenen preußenfeindlichen Wühlereien schließlich nur durch eine rechtswidrige Stimmenzählung zusammengebracht wurde, die den Krieg mit König Wilhelm bedeutende Mobilisirung. Sofort nach diesem Beschluß erklärte der preußische Gesandte in Frankfurt den Bundesvertrag für gebrochen und erloschen und verließ die Versammlung. Am folgenden Tage wurden diejenigen Bundesstaaten, die zur feindlichen Majorität gehörten und innerhalb der preußischen Machtsphäre lagen, Sachsen, Hannover und Kurhessen, aus Gründen der Selbsterhaltung von Berlin aus gemahnt, unverzüglich, falls sie von Angriffen verschont bleiben wollten, sich zur Neutralität zu bequemen. Nach dem Eintreffen ablehnender Antworten rückten preußische Truppen in alle drei Länder ein und besetzten dieselben zum Staunen der Welt in kürzester Frist. Die kurhessische Armee rettete sich größtentheils nach Süddeutschland, die sächsische nach Böhmen; die hannöversche Armee lieferte einem etwas zu hitzig angreifenden preußischen General ein siegreiches Gefecht bei Langensalza, wurde aber gleich darauf durch überlegene Massen zur Kapitulation gezwungen. Ganz Norddeutschland war hiermit in preußische Hände gefallen, und der ungemeine Erfolg wurde durch die edeln Worte der Berliner Regierung verschönt, die braven hannöverschen Truppen seien aufrichtig zu beklagen, weil traurige Verirrungen ihrer Regierung sie einer unglücklichen Katastrophe entgegengeführt hätten; aber die hohe Selbstverleugnung, mit welcher dieselben, treu dem geleisteten Eide, ihr hartes Loos getragen hätten, müsse ihnen die Achtung der preußischen Armee sichern.

Während dieser Vorspiele des großen Krieges wandelte sich die Stimmung des preußischen Volkes von Grund aus. Waren schon Reserven und Landwehren auf die Mobilmachungsordre freudig zu den Fahnen geeilt, so wurden auch alle übrigen Schichten der Unterthanen, als die Gefahr näher rückte, von patriotischer Begeisterung ergriffen. Man ahnte, man fühlte, daß die so

lange, so heiß ersehnte Stunde der That, der gewaltigen That herbeigekommen sei, welche den Preußen das Bewußtsein, in einem kraftvollen, leistungsfähigen Staate zu leben, endlich wiedergeben und alle Deutschen aus unwürdigen Fesseln befreien werde. Adressen und Deputationen sprachen dem Könige das feste Vertrauen aus, daß Preußens Schwert, einmal entblößt, nicht in die Scheide zurückkehren werde, bis die letzten Ziele in diesem Kampfe, zu dem Oesterreich herausgefordert habe, erreicht, und bis diejenigen zu Boden geworfen seien, welche die Einigung Deutschlands zu fördern beharrlich sich weigerten. Mit inniger Freude und Genugthuung dankte König Wilhelm für solche Worte und wies auf die Zuversicht hin, die er aus der Treue seines Volkes schöpfe, daß er mit Gottes Hülfe Alles zu einem glücklichen Ende führen werde.

Das erhabenste Denkmal des Geistes, der in diesen Tagen Preußen erfüllte, ist des Königs Aufruf „An mein Volk," in welchem Töne erklingen, die seit dem Befreiungskriege nicht mehr gehört waren.

Einrücken von Reservisten in eine Berliner Kaserne.

„In dem Augenblicke," heißt es hier, „wo Preußens Heer zu einem entscheidenden Kampfe auszieht, drängt es mich, zu meinem Volke, zu den Söhnen und Enkeln der tapfern Väter zu reden, zu denen vor einem halben Jahrhundert mein in Gott ruhender Vater unvergessene Worte sprach."

„Das Vaterland ist in Gefahr!"

„Oesterreich und ein großer Theil Deutschlands steht gegen dasselbe in Waffen. — Oesterreich will nicht vergessen, daß seine Fürsten einst Deutschland beherrschten; in dem jüngeren, aber kräftig sich entwickelnden Preußen will es keinen natürlichen Bundesgenossen, sondern nur einen feindlichen Nebenbuhler erkennen. Preußen — so meint es — muß in allen seinen Bestrebungen bekämpft werden, weil, was Preußen frommt, Oesterreich schade. Die alte unselige Eifersucht ist in hellen Flammen wieder aufgelodert: Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. Ihm gegenüber gelten keine Verträge mehr, gegen Preußen werden deutsche Bundesfürsten nicht bloß aufgerufen, sondern zum Bundesbruch verleitet. Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben, deren Kampfgeschrei ist: ‚Erniedrigung Preußens!'"

„Aber in meinem Volke lebt der Geist von 1813. Wer wird uns einen Fuß breit preußischen Bodens rauben, wenn wir ernstlich entschlossen sind, die Errungenschaften unserer Väter zu wahren, wenn König und Volk, durch die Gefahren des Vaterlandes fester als je geeint, an die Ehre desselben Gut und Blut zu setzen, für ihre höchste und heiligste Aufgabe halten. — Unsere Gegner täuschen sich, wenn sie wähnen, Preußen sei durch innere Streitigkeiten gelähmt. Dem Feinde gegenüber ist es einig und stark, dem Feinde gegenüber gleicht sich aus, was sich entgegenstand, um demnächst im Glück und Unglück vereint zu bleiben."

„Ich habe Alles gethan, um Preußen die Lasten und Opfer eines Krieges zu ersparen, das weiß mein Volk, das weiß Gott, der die Herzen prüft. — Nicht mein ist die Schuld, wenn mein Volk schweren Kampf kämpfen und vielleicht harte Bedrängniß wird erdulden müssen: aber es ist uns keine Wahl mehr geblieben! Wir müssen fechten um unsere Existenz, wir müssen in einen Kampf auf Leben und Tod gehen gegen diejenigen, die das Preußen des großen Kurfürsten, des großen Friedrich, das Preußen, wie es aus den Freiheitskriegen hervorgegangen ist, von der Stufe herabstoßen wollen, auf die seiner Fürsten Geist und Kraft, seines Volkes Tapferkeit, Hingebung und Gesittung es emporgehoben haben."

„Flehen wir den Allmächtigen, den Lenker der Geschicke der Völker, den Lenker der Schlachten, an, daß Er unsere Waffen segne!"

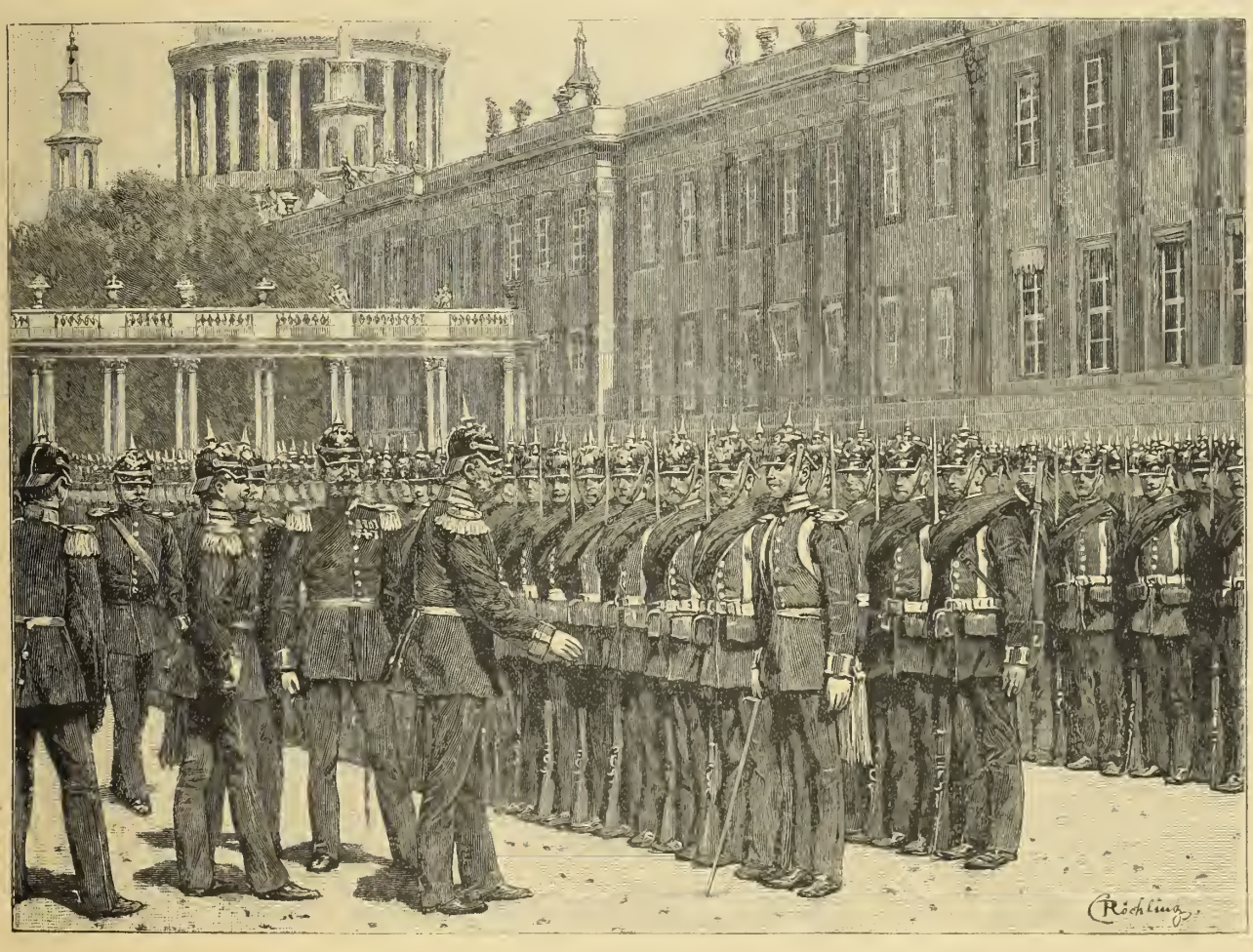
„Verleiht uns Gott den Sieg, dann werden wir auch stark genug sein, das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der That nach zusammenhielt, und welches jetzt durch diejenigen zerrissen ist, die das Recht und die Macht des nationalen Geistes fürchten, in anderer Gestalt fester und heilvoller zu erneueren."

„Gott mit uns!"

Den hohen Worten entsprachen die Thaten. Zu der unermeßlichen Fülle der Arbeit, mit welcher der König einen guten Gang des Krieges vorzubereiten suchte, gehörte auch, daß er jeden Truppentheil, den er ohne zu großen Zeitverlust zu erreichen vermochte, vor dem Ausmarsch persönlich musterte, um sich von dessen Schlagfertigkeit zu überzeugen und der Mannschaft, soweit noch nöthig, etwas von seinem eigenen Heldengeiste mitzutheilen. Am ergreifendsten war für alle Betheiligten wie für jeden Zuschauer die Musterung des ersten Garderegiments zu Fuß, die der greise Monarch an dem dafür bestimmten Tage, weil die Zeit drängte, schon um halb vier Uhr Morgens begann. Dies war das Regiment, in dessen „Leibkompagnie" er vor 59 Jahren seine militärische Laufbahn begonnen, und welches er zur Theilnahme an freudigen wie traurigen Ereignissen seines Lebens stets besonders herangezogen hatte. Mit Stolz und Wehmuth betrachtete er die Hünengestalten dieser Elitetruppe: den Offizieren schüttelte er herzlich die Hand; den jungen Prinzen Anton von Hohenzollern, der in der That mit so vielen dieser Helden sein Leben dem Vaterland zum Opfer bringen sollte, umarmte er voll tiefer Rührung.

Die Truppen, welche zum Hauptkampf, zum Krieg mit den Oesterreichern und Sachsen, bestimmt waren, sammelten sich in drei Armeen. Nördlich von Böhmen nahmen, unfern von einander, die Elbarmee unter General Herwarth von Bittenfeld und die erste Armee unter Prinz Friedrich Karl Stellung. Weit ostwärts, auf den schlesischen Abhängen des Riesengebirges stand die zweite Armee unter Führung des Kronprinzen. Der Vereinigungspunkt, den alle drei Heere zu erreichen suchen sollten, lag mitten in Böhmen, in der Gegend von Gitschin. Seit dem 23. Juni überschritten die preußischen Abtheilungen nach und nach die Grenze, Anfangs unbehelligt, weil die Oesterreicher trotz ihrer so früh begonnenen Rüstungen nicht genügende Schlagfertigkeit erlangt hatten, um schon vor Kriegsausbruch die Pässe, welche durch die böhmischen Randgebirge führen, mit starker Macht besetzen zu können. Als die Preußen aber in den böhmischen Kessel hinabstiegen, stießen sie überall auf die Schaaren der Feinde. General Herwarth und Prinz Friedrich

Karl drängten die ihnen gegenüber stehenden Korps der Sachsen und des Generals Clam Gallas in glänzenden Gefechten bei Turnau und Podel, bei Hühnerwasser und Münchengrätz von Stellung zu Stellung zurück und erstürmten schließlich das wichtige Gitschin. Noch Bedeutenderes glückte dem Kronprinzen, dessen Armeekorps, mit Ausnahme eines einzigen, schnell wieder gut gemachten Unfalls bei Trautenau, strahlende Siege errangen. Die Garde zerschmetterte in einem zweiten Treffen bei Trautenau am 28. Juni das Korps des Generals Gablenz, und General von Steinmetz schlug an zwei auf einander folgenden Tagen, am 27. und 28. Juni, bei Nachod und Skalitz mit seinem einzigen Posener Armeekorps, zwei feindliche Korps, die des Generals Ramming und des Erzherzogs Leopold, bis zur Vernichtung; ja er und seine Truppen waren ausdauernd und



König Wilhelm mustert das 1. Garde-Regiment zu Fuß vor dem Ausmarsch.

feurig genug, um am 29. Juni gar noch einem dritten österreichischen Korps, dem des Generals Festeticz, schwere Verluste zuzufügen. Mit Alledem war nicht bloß die Vereinigung der gesammten preußischen Heeresmacht mitten in Böhmen gesichert, sondern deren Ueberlegenheit über die kaiserliche Armada schon außer Zweifel gestellt. Der Oberfeldherr der Letzteren, der tapfere und tüchtige, nur dem blitzartig auf ihn hineinschmetternden Angriff der Preußen nicht gewachsene General Benedek, erkannte dies mit Schmerzen dadurch an, daß er den Kaiser schon nach diesen ersten Kämpfen dringend bat, so schnell als möglich Frieden zu schließen.

In Berlin erregte die Nachricht so überglücklichen Kriegsbeginns stürmische Freude. König Wilhelm war am 29. Juni Morgens gerade damit beschäftigt, seine wichtigsten Papiere einzupacken, damit dieselben nach einer schweren Niederlage, die er bei seinem demuthsvollen Sinne noch als möglich ins Auge faßte, leicht gerettet werden könnten, als ein Siegestelegramm ums andere ihn überraschte. Zufällig zum Fenster hinaussehend, gewahrte er draußen einen Bekannten und konnte

sich nicht enthalten, das Fenster zu öffnen und mit heller Stimme hinauszurufen: „Mein Sohn hat einen Sieg erfochten. Siegesnachrichten von allen Seiten. Es geht gut. Sie können das Allen sagen. Meine brave Armee!“ Tausend jauchzender Menschen sammelten sich bald darauf vor dem königlichen Schlosse und warteten entblößten Hauptes, bis König Wilhelm vom großen Balkon herab tief bewegt die Worte sprach: „Habt Dank, habt Dank für Euren Jubelruf! Den nehme ich mit zur Armee. Mit Gottes Hülfe haben wir den ersten Sieg errungen, es steht uns aber noch Vieles bevor. Harret aus und denket an den Wahlspruch: Mit Gott für König und Vaterland. Ein Hoch der Armee!“ Vom königlichen Schlosse wogte die froh erregte Masse zu Graf Bismarcks Wohnung, um auch diesem zu huldigen. Er aber brachte, vom offenen Fenster aus, dem König und der Armee sein Hoch dar, und als in diesem Augenblick der Donner rollte und die Blitze leuchteten, rief er: „Der Himmel schießt Salut zu unsern Siegen“.

Die Vereinigung der preußischen Heere bei Gitschin hatte für den König um so höhere Bedeutung, als er nur auf dieses Ereigniß gewartet hatte, um sich selber auf den Kriegsschauplatz zu begeben und den Oberbefehl zu übernehmen. Am Morgen des 30. Juni verließ er Berlin. Auf dem Bahnhofe hatten sich zum Abschiede versammelt seine Gemahlin, die Prinzessinnen des königlichen Hauses, viele Hof- und Staatsbeamte. Es war eine ernste Stunde. Standen doch schon der Thronfolger und fast alle Prinzen im Felde, zahllosen Gefahren ausgesetzt, und nun wagte auch der Monarch sein hohes Alter an die schweren Strapazen des Kriegszugs, an die schrecklichen Möglichkeiten von Gefangenschaft, Verwundung und Tod! Gesprochen wurde auf dem Bahnhofe wenig, weil tiefe Rührung den Gehenden wie den Bleibenden die Lippen verschloß. Doch verabschiedete sich der König von Jedermann mit freundlichem Wink oder herzlichem Händedruck.

Vor dem Palais des Königs beim Eintreffen der Siegesnachrichten.

In seiner Begleitung befanden sich Graf Bismarck, der Kriegsminister von Roon und der Generalstabschef aller Armeen, General von Moltke. Der Letztere war in preußischen Offizierskreisen längst als ein hervorragendes Talent bekannt, in der übrigen Welt wußte man aber bisher wenig von ihm. Geboren am 26. Oktober 1800, gehörte er seit dem Jahre 1822 der preußischen Armee an. Aehnlich wie dereinst der geistvolle, vielseitige und dabei so still bescheidene, in sich gekehrte Scharnhorst, hatte auch er, bei anspruchslosestem Auftreten, nicht bloß als kommandirender Offizier, sondern überdies als Lehrer, Forscher und Schriftsteller in manchem zur Kriegswissenschaft gehörenden Gebiete sich ausgezeichnet. Als Generalstabschef hatte er die Pläne zu dem Vorgehen in Schleswig-Holstein, in Hannover, Hessen und Sachsen, und vor Allem in Böhmen entworfen. Seinen klaren,

umsichtigen und dabei immer das kühnste Unternehmen als das sicherste bezeichnenden Anordnungen war die lange Reihe von Erfolgen, deren man sich schon jetzt erfreute, großentheils zu danken.

So weit der König durch preußisches Gebiet reiste, wurde er von Station zu Station vom Jubel des Volkes geleitet. In Sorau trat ein schlichter, unbekannt gebliebener Mann an seinen Wagen heran und überreichte ihm ein zusammengefaltetes Blatt Papier. Der König nahm es freundlich an, steckte es in den Aermelaufschlag seines Rockes, vergaß aber nachher im Drange der Geschäfte, es wieder hervorzuziehen. Erst nach dem Feldzuge wurde es gefunden, und nun zeigte sich, daß es ein von frommer Begeisterung getragenes Gedicht enthielt, welches der König in Kampf und Sieg wie einen Talisman, unbewußt, stets bei sich gehabt hatte. Eine Strophe desselben lautet:

Ich ziehe hin in Gottes Namen,
Ich ziehe hin in Gottes Kraft.
Die in der Menschen Namen kamen,
Hat oft der Zorn schnell weggerafft.
Wer Gott dem Allerhöchsten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Dragonerattacke bei Nachod.

Unterzeichnet war das Gedicht: „Ein Diener Christi, der heut zum ersten Male seinen geliebten irdischen König sieht."

Am 30. Juni ging die Reise bis Reichenberg in Böhmen, am 1. Juli bis Schloß Sichrow, am 2. Juli bis Gitschin. Auf österreichischem Boden berührte man die Gefilde, auf denen vor wenigen Tagen die erste Armee unter Prinz Friedrich Karl siegreich geschlagen hatte. Noch zeigten Verwüstung und blutige Spuren den Gang des Kampfes, und ringsum waren in den Ortschaften Feldlazarethe errichtet. Sogleich begann der König, wie später immerfort, die schwere Fürstenpflicht zu erfüllen, daß er die Verwundeten aufsuchte, den Seinen für ihre Aufopferung dankte, den Sachsen und Oesterreichern gütig Trost zusprach. Selbst ansteckende Typhuskranke durch freundlichen Besuch zu erquicken, unterließ er nicht. Und die Stunden der Muße, die ihm nach Alledem im Quartier noch übrig blieben, benutzte er zu rastloser Arbeit, um sich nach keiner Seite auch nur des kleinsten Versäumnisses schuldig zu machen. So verlieh er dem General Steinmetz, „dem Löwen Steinmetz," dessen Siegen er mit Recht den größten Antheil an der glücklich vollzogenen Vereinigung der Armeen

zuschrieb, nicht bloß den Orden des schwarzen Adlers und das dazu gehörige Großkreuz des rothen Adlers mit Schwertern — die höchste Auszeichnung, die seit dem Befreiungskriege nicht mehr verliehen worden —, sondern er schrieb auch „dem Helden jener Tage“, weil er zu seinem Bedauern ihn nicht sogleich persönlich mit dem Ordenszeichen schmücken konnte, lange herzliche Briefe, in denen er seiner Dankbarkeit und Anerkennung kaum genug zu thun wußte. „Nur Ihrer Energie“, so sagte er, „und Ihrer Einwirkung auf die braven Truppen Ihres Armeekorps ist es zuzuschreiben, daß dieselben durch ihre Ausdauer und Tapferkeit täglich frischen und überlegenen feindlichen Korps die Stirne bieten konnten und jedesmal siegten. — Ich bin stolz darauf, die höchste Auszeichnung zum ersten Male seit meinem hochseligen Vater verleihen zu können. Armee und Nation werden dadurch auf Ihrer Brust lesen, was Sie durch und für sie leisteten. Ihr dankbarer, treu ergebener König Wilhelm“.

Am 2. Juli Nachmittags wurde in Gitschin Kriegsrath gehalten und beschlossen, den durch Märsche und Gefechte schwer mitgenommenen Truppen ein bis zwei Ruhetage zu gönnen. Der König verbrachte den Rest des Tages in stiller Arbeit und wollte sich eben zur Ruhe begeben, als ihm General Voigts-Rhetz, der Generalstabschef Prinz Friedrich Karls, gemeldet wurde. Der General brachte die überraschende Meldung, daß Benedek sein Heer unfern von den preußischen Stellungen, noch diesseits der Elbe gestützt auf die Festung Königgrätz, sei es zum Angriff oder zur Vertheidigung, vereinigt habe und daß Prinz Friedrich Karl deshalb schon am nächsten Tage seinerseits zum Angriff zu schreiten dringend wünschte. Der König bezweifelte Anfangs, daß Benedek wirklich mit der Elbe im Rücken, in einer für den Fall der Niederlage sehr gefährdeten Stellung, ernsten Kampf beabsichtige, schickte aber Voigts-Rhetz zu Moltke mit dem Auftrag, sich zuvor mit diesem zu verständigen und zu ihm zurückzukehren, wenn auch Moltke für den Angriff stimme; zu welcher Zeit die Generale zu ihm kommen wollten, sie würden ihn immer bereit finden. Um Mitternacht kamen die Generale in der That; der Kriegsminister und andere hohe Offiziere wurden dazu berufen, und der Kriegsrath entschied sich, der Schlacht nicht auszuweichen, vielmehr dieselbe schon am folgenden Morgen zu beginnen. Freilich waren die Truppen sehr erschöpft, und nur Prinz Friedrich Karls Armee stand hart am Feinde, während die Elbarmee und in verdoppeltem Maße die Armee des Kronprinzen weite Wege bis zum muthmaßlichen Schlachtfelde zurückzulegen hatten. Aber man erwog, daß eben deshalb Benedek, falls ihm Zeit zum Angriff gelassen werde, leicht mit erdrückender Uebermacht auf Prinz Friedrich Karl stürzen könne, während, wenn der Angriff von preußischer Seite erfolge, sämmtliche Armeen, vermöge ihres Vorrückens zur Schlacht, sich schnell einander nähern und gegenseitig unterstützen würden. So erschien auch diesmal wieder das Kühnste als das Sicherste,

General von Steinmetz.

und sofort sprengten die Adjutanten durch die Nacht dahin, um allen Armee- und Korpskommandos den Befehl zu schleunigstem Aufbruch zu bringen.

König Wilhelm erhob sich in grauer Morgenfrühe, nachdem er kaum zwei Stunden geruht, und fuhr von Gitschin gen Südosten, von woher ihm bald Kanonendonner als sicherstes Zeichen des Schlachtbeginns entgegentönte. In Klenitz verließ er den Wagen und bestieg die schöne Rappstute, die nach den Erlebnissen der nächsten Stunden „Sadowa" genannt werden sollte. Nachdem er eine kleine Strecke weiter südostwärts, bis zum „Roskosberg" geritten war, übersah er das ganze Schlachtfeld. Zu seinen Füßen dehnte sich das Bistritzthal aus, welches das erste Treffen der Friedrich Karls-Infanterie so eben durchschritt. Jenseits desselben erhoben sich die waldigen Höhen von Sadowa und Chlum, die von dichten Massen der Oesterreicher besetzt und ringsum mit wohlangelegten Batterien gekrönt waren. Die preußischen Bataillone drangen heldenmüthig die nächsten Abhänge dieser Höhen empor und setzten sich in den Wäldern fest, sahen sich jedoch sehr bald in einen

Die Brigade Gordon von der Division Fransecky am Rande des Swiepwaldes bei Cistowes.

verzweifelten Kampf verwickelt. Denn ihnen gegenüber stand die unendlich überlegene Hauptmacht Benedeks, der in der That die Absicht gehegt hatte, das Gros seiner Streitkräfte zu einem vernichtenden Schlage gegen Prinz Friedrich Karl zu vereinigen und durch dessen Besiegung die preußischen Armeen ganz und gar aus einander zu sprengen. Unter diesen Umständen konnten die Angreifer, solange sie keine Unterstützung von General Herwarth und dem Kronprinzen erhielten, nicht daran denken, einen Sieg zu erringen. Nur dafür durften und mußten sie zugleich alle Kraft einsetzen, daß sie auch ihrerseits unbesiegt den Platz behaupteten und Benedek auf demselben festhielten, bis durch die Genossen von links und rechts Hülfe gebracht und die Entscheidung herbeigeführt werden würde. Aber Stunde um Stunde verlief. In furchtbar blutigem Ringen erschöpften die Truppen ihre Kraft und büßten Schritt um Schritt das Terrain wieder ein, das sie im ersten Anlauf gewonnen hatten. Am schlimmsten stand es auf dem linken Flügel, nördlich von Sadowa, an den der Kronprinz sich anschließen sollte und den deshalb die Oesterreicher so schnell als möglich zu zerschmettern suchten. Schon wichen hier die gelichteten Reihen der Preußen bis in die letzten Waldstreifen über der Bistritz zurück. Aber an ihrer Spitze stand General Franseckv, „der Fanatiker

der Pflicht und Ehre". Mit dem entschlossenen Ruf: „Nicht weiter zurück, hier sterben wir!" wußte er seinen Leuten denselben zähen Muth einzuflößen, der sein Herz erfüllte.

Mit Sorge im Herzen und Spannung im Blick, aber in ruhigster Haltung beobachtete König Wilhelm den Gang der Schlacht. Die zahlreichen Verwundeten und die Schaaren von Versprengten, die über die Bistritz zurückkamen, bewiesen ihm die Heftigkeit und das wilde Auf- und Abwogen des jenseitigen Kampfes. Als ein auffallend großer Haufe von Versprengten unfern von ihm vorüberzog, sprengte der König zu ihm hin, kommandirte „Halt!" und „Front gen Sadowa!" und stellte die Leute nach den Nummern ihrer Regimenter — es waren lauter Pommern — zu einem militärisch geordneten Trupp zusammen. Dann schickte er sie mit den Ruf: „Nun zeigt, daß Ihr Pommern seid," wieder vor in die Schlacht. Und wie er hier kampfesmüde Männer mit Wort und That zu neuer Anstrengung ermunterte, ebenso begeisterte er die Reserven, die Prinz Friedrich Karl schließlich zur Aufrechthaltung des Gefechtes heranziehen mußte, zum höchsten Wagemuth. An der Spitze der Reserven marschirte das brandenburgische Leibgrenadierregiment. Der König ritt auf dasselbe zu. Brausender Hurrah-Ruf scholl ihm entgegen. Er begrüßte die Bataillone. Der Musikdirektor Pieske schlug mit gezogenem Degen den Takt zum „Heil Dir im Siegerkranz," aber der donnernde Jubel der Grenadiere übertönte das Schmettern der Instrumente. So zogen sie dahin, um im nächsten Augenblick ihr Blut für das Vaterland zu verspritzen — eine ergreifende Scene, die der König in treuer Erinnerung behielt.

Schon war die Hälfte des heißen Tages vergangen und immer kritischer wurde die Lage der Preußen, da endlich machte sich das Eingreifen der übrigen Armeen fühlbar. General Herwarth faßte die Feinde von Südwesten her und drängte sie trotz tapferster Gegenwehr, welche hier namentlich die Sachsen bewährten, von Stellung zu Stellung zurück. Noch folgenreicher wurde der Ansturm der von Norden kommenden Divisionen des kronprinzlichen Heeres, dessen Eingreifen in den Kampf Benedek unvorsichtiger Weise viel zu wenig in Rechnung gezogen hatte. Halb überrascht leisteten die Oesterreicher an der entscheidendsten Stelle schlechten Widerstand, und die preußische Garde, die an der Spitze der kronprinzlichen Armee marschirte, konnte in einem Zuge bis auf die Höhen von Chlum, bis in das Centrum, ja den Rücken der Hauptstellung Benedeks vordringen. Sofort erlahmten die Angriffe auf Friedrich Karls Truppen, und leuchtenden Auges durfte Moltke zum Könige sagen: „Jetzt ist Eurer Majestät der Sieg nicht mehr zu nehmen."

Wie sicher der Sieg schon errungen war, zeigte die Bitte um Kavallerie, welche in der kämpfenden Infanteriefront laut wurde. Als die Schwadronen zum Einhauen, zur Verfolgung vorbrachen, da duldete es den König nicht mehr auf seinem Beobachtungsposten. Mit seiner ganzen Suite jagte er voran, über die Bistritz, an Sadowa vorüber, unter den Höhen von Chlum entlang. Vor ihm her stürmten Tausende seiner Kürassiere, Ulanen, Dragoner, rangen in furchtbarem, aber siegreichem Handgemenge mit den Massen der feindlichen Reiter, die den Rückzug ihres Heeres zu decken versuchten. Hier und da prellten Schwärme von Oesterreichern aus dem Wirrwarr hervor, streiften fliehend fast an dem Könige vorüber. Ringsum sausten und explodirten die Granaten des Feindes, schlugen einmal ums andere hart vor dem Könige ein. Er aber sah und hörte von keiner Gefahr. Das Entzücken über seine braven Truppen, das Verlangen ihnen nahe zu sein, erfüllte sein Herz und seine Sinne. Vergeblich bat ihn seine Umgebung, sich nicht rücksichtslos dem mörderischen Feuer auszusetzen, bis Graf Bismarck ihm sagte, wenn er auch auf seine Person nicht achten wolle, so möge er wenigstens mit seinem Ministerpräsidenten Mitleid haben, von dem das getreue preußische Volk seinen König fordern werde. Da begnügte sich der Monarch, weniger gefährdete Stellen des Schlachtfeldes aufzusuchen, indessen auch auf diesen verweilte er noch bis zur sinkenden Nacht. Denn er konnte nicht satt werden, seine Soldaten, seine Generale zu begrüßen. Die Offiziere stürzten sich auf seine Hände, um sie zu küssen, und die Mannschaften brachen, wo

König Wilhelm führt in der Schlacht von Königgrätz versprengte Truppen in den Kampf.

sie nur irgend seiner ansichtig wurden, in endloses Hurrahrufen aus. „Unbeschreibliche Augenblicke," schrieb der König am andern Tage seiner Gemahlin, „die man erlebt haben muß, um sie zu begreifen, zu verstehen." Erst spät in der Nacht erreichte er in dem böhmischen Städtchen Horzitz ein dürftiges Quartier, telegraphirte sofort der Königin die Siegesbotschaft und schilderte ihr am nächsten Tage in dem eben erwähnten Briefe ausführlich den Gang der Schlacht, die Größe des Erfolges, aber auch die eigenen schmerzlichen Verluste, wobei er den Tod des Generals Hiller von Gärtringen, des Erstürmers von Chlum, und die schwere Verwundung seines tapfern jungen Stammesvetters, des Prinzen Anton von Hohenzollern, der bald darauf starb, besonders beklagte. „In welcher Aufregung ich war," so schloß er sein Schreiben, „kannst Du denken. Und zwar der gemischtesten Art: Freude und Wehmuth! Endlich begegnete ich noch spät 8 Uhr Fritz mit seinem Stabe. Welch ein Moment nach allem Erlebten und am Abend dieses Tages! Ich übergab ihm

Begegnung König Wilhelms mit dem Königs-Grenadier-Regiment am Abend von Königgrätz.

selbst den Orden pour le mérite, so daß ihm die Thränen herabstürzten, denn er hatte mein Telegramm mit der Verleihung nicht erhalten. Also völlige Ueberraschung! — Einstens Alles mündlich. Erst um 11 Uhr war ich hier, ohne Alles, so daß ich auf einem Sopha kampirte".

Der Erfolg war riesengroß. Die Oesterreicher hatten einige 40,000 Mann, zur Hälfte Gefangene, 161 Geschütze und 11 Fahnen eingebüßt, die Preußen gegen 9000 Mann verloren. Das österreichische Heer war tief erschüttert, von dem schmerzlichen Gefühl seiner geringeren Leistungsfähigkeit völlig durchdrungen, zu einer großen Schlacht in diesem Kriege nicht mehr tauglich. Die preußischen Truppen glühten von Siegesfreude, Thatendrang, glaubten sich der ganzen Welt gewachsen. Der Eindruck, den der Tag von Königgrätz ringsum in Europa machte, war ein ungeheurer und zeigte an, daß eine neue Epoche in der Geschichte Deutschlands, ja des europäischen Staatensystems beginne. Bisher hatten England, Rußland und Frankreich fast allein die Welt regieren zu können gemeint. Ihre Rücksichtnahme auf Oesterreich war bescheiden, auf Preußen noch geringfügiger gewesen. In Wien, München und Stuttgart hatte man noch vor einer Woche auf sicheren Sieg

über die windigen Junker Preußens, auf stolzen Einzug der verbündeten deutschen Heere in das gedemüthigte Berlin gerechnet. Und nun? — Oesterreich lag am Boden, die Widerstandskraft seiner Bundesgenossen schmolz in deren eigenen Augen kläglich zusammen, Preußens Schwert war jeder Macht der Welt ebenbürtig und vielleicht überlegen.

Das Schönste an dem fürs Erste kaum übersehbaren Umschwung der Dinge war die Anbahnung gesunder Verhältnisse in Mitteleuropa. Die Herrschaft der habsburgischen Fremdmacht und der kleinstaatlichen Ohnmacht über Deutschland lag im Sterben. „Das Recht und die Macht des nationalen Geistes“ hatten fortan freien Raum, ihre schöpferische Kraft zu bethätigen. Deutschland ging einer Zeit ungeahnter Macht und Größe entgegen.

Den Gewinn des Sieges in Sicherheit zu bringen, sollte aber für König Wilhelm und seine Paladine trotzdem noch ziemlich schwer werden. Oesterreich hatte kurz vorher, am 24. Juni bei Custozza, einen Angriff der Italiener mit vollem Erfolge abgewehrt und sah sich daher in der günstigen Lage, mit Ehren auf Venetien verzichten zu können. Es trat nun aber dieses Land, um aus so großem Zugeständniß möglichst reichen Gewinn zu ziehen, nicht an Italien, sondern an Kaiser Napoleon ab und bat denselben zugleich um seine Vermittelung im Kriege mit Preußen und Italien. Die Einmischung Frankreichs in die Angelegenheiten der kämpfenden Parteien, die hierdurch herbeigeführt wurde, mußte von König Wilhelm um so ernstlicher beachtet werden, als sich des ganzen französischen Volkes inzwischen leidenschaftliche Eifersucht auf Preußen bemächtigt hatte. In Paris empfand man die österreichischen Niederlagen wie ein nationales Unglück. Die Abtretung Venetiens begrüßte man mit Illumination und Beflaggung der Häuser, weil man in ihr die Handhabe sah, deren Napoleon sich bedienen könne, um Preußen zum Einhalten in seiner Siegeslaufbahn zu zwingen und dem König Wilhelm gehorsame Unterwerfung unter das Machtgebot Frankreichs aufzuerlegen. Der Kaiser verlangte denn auch sogleich, daß Preußen sich zu einem Waffenstillstand herbeilasse; sonst werde es sich, wie zwar nicht gesagt, aber verständlich genug angedeutet wurde, der Feindschaft Frankreichs aussetzen. Im Hauptquartier König Wilhelms veranlaßte diese Forderung bei manchem stolzen Helden grimmige Empörung, und Graf Bismarck hatte genug zu thun, „um Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu machen, daß man nicht allein in Europa lebe, sondern mit mehreren Nachbarn, auf die man Rücksicht nehmen müsse.“ Der König stellte sich auf die Seite seines Ministerpräsidenten und antwortete deshalb dem Kaiser so entgegenkommend wie irgend möglich, „nur erlaube die militärische Situation nicht, einen Waffenstillstand ohne Bürgschaften für den eventuellen Inhalt eines künftigen Friedens zu schließen.“ Als solche Bürgschaften bezeichnete er den Austritt Oesterreichs aus dem deutschen Bunde, die Vereinigung der übrigen deutschen Staaten zu einem neuen Bunde unter Preußens Führung und territoriale Vergrößerung Preußens zum Zweck der Verbindung der bisher getrennten Theile der Monarchie. Für Napoleon war das Eingehen auf jeden dieser Punkte sehr unangenehm, nachdem er aber eine Reihe von Tagen in ergebnißlosen Berathungen mit seinen Ministern und den Botschaftern Preußens und Oesterreichs verloren hatte, glaubte er den Siegern von Königgrätz einige Zugeständnisse machen zu müssen, billigte deshalb den Austritt Oesterreichs aus dem deutschen Bund und den Anschluß der übrigen deutschen Staaten an Preußen mit der Einschränkung, daß den Süddeutschen gestattet sein solle, eine völkerrechtlich unabhängige Union zu bilden: von der Vergrößerung Preußens schwieg er. Im Hauptquartier König Wilhelms war man hiermit freilich nicht zufrieden, sah jedoch bald ein, daß man sich mit den Bedingungen des Kaisers recht wohl befreunden könne, wenn derselbe nur keinen Einspruch gegen eine angemessene Vergrößerung Preußens erhebe. Um den Ernst, mit welchem diese gefordert wurde, scharf zu kennzeichnen, schrieb Graf Bismarck dem preußischen Gesandten in Paris, der König sei sehr schwer und nur aus Rücksicht auf Napoleon auf dessen Bedingungen eingegangen, und zwar in der bestimmten Voraussetzung, daß für den

Beginn der Verfolgung bei Königgrätz.

Frieden ein bedeutender Territorialerwerb im Norden Deutschlands gesichert sei. Ja der König habe sogar geäußert, er werde lieber abdanken, als ohne einen ansehnlichen Ländererwerb für Preußen nach Berlin zurückkehren. Er habe deshalb auch so eben den Kronprinzen zu sich berufen. — Für den Kaiser lag hierin ein deutlicher Wink, den Bogen nicht zu überspannen. Wollte er nicht schließlich Krieg mit Preußen beginnen, so mußte er auch in der Frage des Ländererwerbs sich nachgiebig erzeigen.

Ueber diesen Verhandlungen waren aber ein paar Wochen vergangen, in denen die militärische Situation Oesterreichs und seiner Bundesgenossen sich noch sehr erheblich verschlechtert hatte. Die Italiener hatten sich durch die Abtretung Venetiens an Napoleon nicht verlocken lassen, den Krieg

Ueberreichung des Ordens pour le mérite an den Kronprinzen auf dem Schlachtfelde von Königgrätz.

zu beendigen, sondern waren, den Preußen Treue bewahrend, zu neuem Angriffe vorgegangen, der ihnen dadurch erleichtert wurde, daß Oesterreich die Mehrzahl der Sieger von Custozza, zur Verstärkung von Benedeks Heer, aus Venetien abberief. In Folge dessen drangen die Italiener nunmehr siegreich über den Po und durch Friaul gegen die Ostalpen vor. In Norddeutschland war inzwischen aus den preußischen Truppen, welche Hannover und Hessen besetzt hatten, die sogenannte Mainarmee unter dem betagten, aber noch feurigen und gewandten General Vogel von Falckenstein gebildet worden. Ihr gegenüber standen die Bayern und die südwestdeutschen Truppen des 8. Bundesarmeekorps, zusammen eine große Uebermacht bildend, aber ohne einheitliche Führung und für schneidigen Kampf schlecht vorbereitet. Falckenstein griff sie trotz seiner Minderzahl an und drängte in einer Reihe glänzender Gefechte erst die Bayern — bei Dermbach, Hünfeld und Kissingen —, dann das 8. Bundeskorps — bei Lauffach und Aschaffenburg — weit gen Süden zurück. Am 16. Juli besetzte er Frankfurt und meldete König Wilhelm, daß die feindseligen Bundestags-

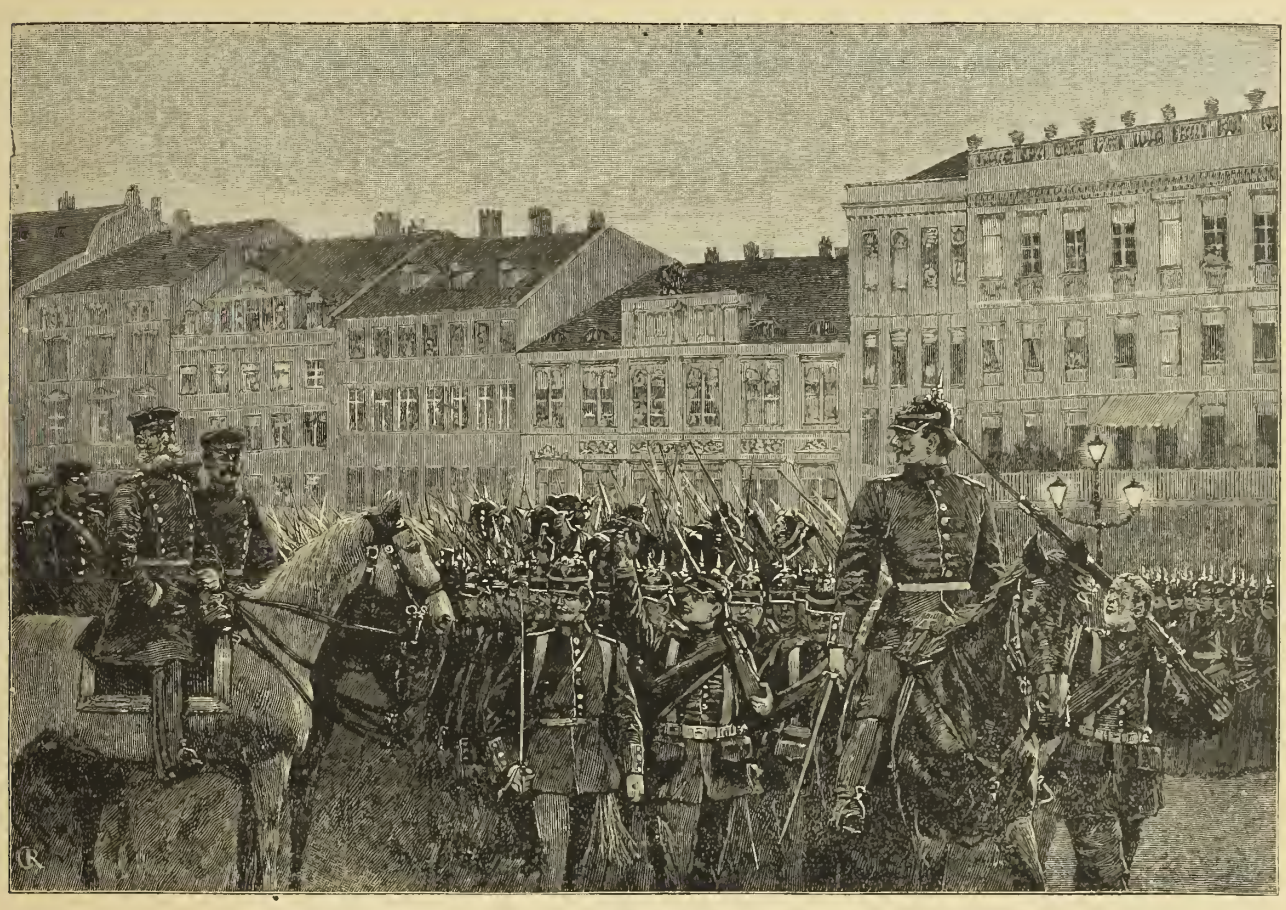
gesandten aus ihrer langjährigen Residenz verjagt und alle Länder nördlich des Mains in preußischer Gewalt seien.

Noch durchschlagender waren die Erfolge des preußischen Hauptheeres in Oesterreich. Benedeks Truppen zogen sich nach der Niederlage von Königgrätz theils auf Wien, theils auf Olmütz zurück. Von dem letzteren Orte suchten sie dann ebenfalls zur Deckung der Hauptstadt an die Donau zu eilen. Aber die Preußen zwangen sie durch überraschende Angriffe bei Tobitschau und bei Prerau zu einem weiten Umwege über die kleinen Karpathen, und als sie bei Preßburg auf das rechte Donauufer zu gelangen suchten, traten ihnen auch hier schon ihre schnellen Feinde entgegen und hätten selber den Paß von Preßburg gewonnen und die kaiserliche Armee von ihrer letzten Reserve, der Streitkraft Ungarns, getrennt, wenn nicht in diesem Augenblick — am 22. Juli Mittags — ein Waffenstillstand abgeschlossen worden wäre.

Diese Beendigung des Hauptkrieges wurde jedoch nicht eigentlich mehr durch Napoleons Einmischung herbeigeführt. Meisterhaft hatte Graf Bismarck Preußens Erfolge und Frankreichs Zugeständnisse benutzt, um die Oesterreicher zur Friedensverhandlung allein mit König Wilhelms Regierung, ohne weitere Vermittelung Napoleons, zu bewegen. Was hatten die Oesterreicher noch von Frankreich zu hoffen, wenn dieses sich mit ihrem Austritt aus dem deutschen Bunde einverstanden erklärte, und was hatten sie von Preußen zu fürchten, wenn dieses im Wesentlichen nichts Anderes von ihnen verlangte? — Am 22. Juli traten die österreichischen Diplomaten Graf Karolyi und Baron Brenner mit dem preußischen Ministerpräsidenten im Nikolsburger Schlosse, einem der ältesten mährischen Herrensitze, in den kurz vorher König Wilhelms Hauptquartier verlegt worden war, zur Berathung zusammen. Nach seiner geraden und kühnen Art machte Graf Bismarck den Vorschlag, man solle sich nicht mit irgend welchen provisorischen Abmachungen aufhalten, sondern sofort die Präliminarien des Definitivfriedens festzustellen suchen. In beispiellos kurzer Frist einigte man sich darüber, daß Oesterreich die Italiener durch Ueberlassung Venetiens befriedige, zu Gunsten Preußens auf Schleswig-Holstein verzichte (jedoch mit der Einschränkung, daß Nordschleswig, falls es in freier Abstimmung den Wunsch nach Vereinigung mit Dänemark zu erkennen gebe, an dieses abgetreten werden solle), an Preußen ferner 120 Millionen Mark Kriegskosten bezahle (wovon aber die Hälfte für den Verzicht auf das Miteigenthum an Schleswig-Holstein abgerechnet wurde), endlich aus dem deutschen Bunde austrete, die Gründung eines norddeutschen Bundes unter preußischer Führung genehmige und den süddeutschen Staaten den Zusammentritt zu einem selbständigen Bunde überlasse. Ernstere Schwierigkeiten rief nur die Frage des preußischen Ländererwerbs hervor. Der König, Graf Bismarck, die Generale wünschten alle vornehmlich die Einverleibung Sachsens als des für die Abrundung der Monarchie wichtigsten und unentbehrlichsten Gebietes. Aber gerade Sachsen hatte den Oesterreichern im Kriege die werthvollsten Dienste geleistet, und Kaiser Franz Joseph glaubte deshalb den treuen Verbündeten Ehren halber nicht opfern zu dürfen. König Wilhelm billigte schließlich diese Auffassung der Sachlage, forderte dann aber, auf andern Seiten um so entschiedener und vollständiger befriedigt zu werden. Freilich mußte er sein Auge hierbei in erster Linie auf Hannover richten, wobei ihm tief schmerzlich war, daß er den ihm nahe verwandten König Georg von Hannover, einen Schwestersohn der Königin Luise, hart treffen werde, indessen das Wohl und die Sicherheit Preußens drängten unerbittlich dahin, dieser Erwägung keinen Einfluß auf den Gang der Verhandlungen zu gestatten; und da auch die Oesterreicher in dieser Frage sich gefügig zeigten, so kam man überein, daß Preußen das Königreich Hannover und außerdem noch diejenigen norddeutschen Kleinstaaten, deren Regierungen die schärfste Feindschaft gegen das Berliner Kabinet bethätigt hatten — es waren Kurhessen, Nassau und Frankfurt — erhalten solle. Hiermit waren — am 26. Juli — die maßgebenden Nikolsburger Friedenspräliminarien allein zwischen Preußen und Oesterreich festgestellt. Der französische Diplomat Graf Benedetti, der Hauptträger

der napoleonischen Einmischungsversuche, erfuhr zu seiner peinlichen Ueberraschung erst nach der Unterzeichnung des denkwürdigen Aktenstückes aus dem Munde des Grafen Bismarck, daß seinem Vermittelungsgeschäft der Boden schon ganz und gar entzogen sei. Einige Wochen später — am 23. August wurden die Präliminarien durch den Prager Definitivfrieden bestätigt.

Aber während in Nikolsburg die Diplomaten tagten, standen in Süddeutschland die Heere noch in blutigem Kampf. Die Hauptursache dieser auf den ersten Blick befremdlichen Erscheinung ist darin zu suchen, daß es damals in Preußens dringendstem Interesse lag, die süddeutschen Regierungen noch handgreiflicher, als es bisher geschehen, über ihre Ohnmacht aufzuklären; denn in München und Stuttgart hielt man selbst nach dem Falle von Frankfurt die Hoffnung aufrecht, mit den zahlreichen Streitkräften, über die man verfügte, wenigstens die weit kleinere Mainarmee



Einzug der Preußen in Frankfurt a. M. unter General Vogel von Falckenstein.

erfolgreich bekämpfen, oder, wenn auch dies nicht glücke, von dem benachbarten Frankreich ausreichende Unterstützung erlangen zu können. Indessen in wenigen Tagen wurden diese Residenzen eines Besseren belehrt. General von Manteuffel, der an Stelle des zum Gouverneur von Böhmen ernannten Falckenstein den Oberbefehl erhalten hatte, überstieg mit der Mainarmee den Odenwald und zwang in zumeist sehr blutigen Gefechten — bei Hundheim und Tauberbischofsheim, bei Helmstadt und Roßbrunn — Badenser, Württemberger und Bayern zum Rückzug über die Tauber, nordostwärts, bis an den Main. Die Süddeutschen schlugen sich schließlich recht gut, aber ihre mangelhafte militärische Vorbereitung, das ganze Elend der bisherigen Kleinstaaterei wirkte in ihren Reihen noch immer unheilvoll nach. Als sie sich gar genöthigt sahen, vor den schnell folgenden Preußen bis auf das rechte Mainufer auszuweichen, und als gleichzeitig eine preußische Reservearmee das östliche Bayern bis nach Nürnberg hinauf besetzte, mußten sie jede Hoffnung auf glücklichen Widerstand aufgeben. Der Waffenstillstand, der ihnen am 2. August bewilligt wurde, behütete sie nur noch davor, von ihren Feinden gänzlich umzingelt und zur Kapitulation gezwungen zu werden.

An den Kampf schloß sich auch auf diesem Schauplatz eine ebenso kurze wie ergebnißreiche Verhandlung. Und zwar war es Kaiser Napoleon, der, obgleich sehr wider seinen Willen, auf die Neugestaltung der Beziehungen zwischen Nord- und Süddeutschland außerordentlich fördernd einwirkte. Der Kaiser und die meisten französischen Staatsmänner waren nämlich über die Erfolge, die Preußen in Nikolsburg erlangt hatte, so aufgebracht, daß sie dieselben nur dann ertragen zu können glaubten, wenn ihnen König Wilhelm zur Erwerbung von einem großen Stück des linken Rheinufers, namentlich der dortigen bayrischen und hessischen Gebiete, behülflich sei. Als Benedetti sich deshalb an Graf Bismarck wendete, wurde er von diesem, der ja gleich seinem königlichen Herrn „keinen Schornstein und kein Kleefeld Deutschlands“ den Franzosen überlassen wollte, kaltblütig darauf hingewiesen, daß das Beharren Napoleons auf solchem Begehren von Seiten Preußens nur mit einer Kriegserklärung beantwortet werden könne. Da endlich erwog der Kaiser, daß seiner ganzen anmaßlichen Politik die unentbehrliche Stütze eines schlagfertigen Heeres fehle, und Benedetti wurde demgemäß sofort beauftragt, unter einstweiligem Verzicht auf die Rheinlande den Versuch zu machen, ob er nicht die Freundschaft Preußens für andere, deutsche Interessen weniger berührende Ziele des französischen Ehrgeizes zu gewinnen vermöge. Der Friede blieb hiernach ungestört erhalten, die thörichte Forderung aber, die Napoleon erhoben hatte, gab der preußischen Regierung eine schneidige Waffe in die Hand, um die Süddeutschen zu dem für das ganze Vaterland heilsamsten Abkommen zu bewegen. Denn Graf Bismarck entwickelte denselben zuerst, daß einerseits König Wilhelm ein Stück von Süddeutschland zu erwerben wünsche — in der That hätte der Monarch die Gebiete von Ansbach und Baireuth, „die Wiege seines Geschlechtes,“ unendlich gern wiedergewonnen, — und daß andrerseits Kaiser Napoleon, da er nach Rheinbayern und Rheinhessen strebe, wahrlich nicht als ein Freund und Schutzherr der süddeutschen Staaten angesehen werden dürfe. Dann aber fuhr er fort, sein königlicher Herr sei bereit, großmüthig auf den alten Besitz der Hohenzollern zu verzichten, falls die Könige von Bayern und Württemberg nebst den Großherzögen von Baden und Hessen-Darmstadt sich mit ihm in einem festen Schutz- und Trutzbündniß vereinigen und für den Kriegsfall ihre Truppen seinem Oberbefehl unterstellen wollten. Dies wirkte so stark, daß der bayrische Minister von der Pfordten, entsetzt über die französischen Intriguen und gerührt durch Preußens Milde, in tiefer Bewegung dem Grafen Bismarck erwiderte, nun erst erkenne er, wie arg dessen deutsche Gesinnung verleumdet worden sei, und daß in dessen Brust ein so gutes deutsches Herz schlage wie nur in seiner eigenen. Angesichts solcher Stimmung kamen die Friedensschlüsse zwischen Preußen und den süddeutschen Staaten natürlich leicht zu Stande. Die Letzteren mußten sich nur geringe Grenzberichtigungen gefallen lassen und mäßige Geldsummen als Kriegskostenersatz zahlen. Auch der König von Sachsen, dessen Schicksal bisher noch in der Schwebe geblieben war, durfte endlich unter verhältnißmäßig geringen Opfern seinen Frieden mit König Wilhelm machen. Jene Schutz- und Trutzbündnisse blieben übrigens, um die Franzosen durch diesen neuen Erfolg Preußens nicht noch ärger zu reizen, einstweilen ein strenges Geheimniß unter den durch sie Vereinten.

Das ganze Friedenswerk des Jahres 1866 war das Ergebniß bewundernswerther staatsmännischer Kunst und Tugend. In weiser Mischung verwendet, feierten darin kluge Nachgiebigkeit und Beharrlichkeit, schonungsvolle Milde und unerbittliche strenge den höchsten Triumph. Um den Neid des Auslandes zu beschwichtigen, hatte König Wilhelm auf den Eintritt Süddeutschland in den neuen deutschen Bund verzichtet, schlimmen Wirkungen dieses Verzichts jedoch durch die Schutz- und Trutzbündnisse zum größten Theile vorgebeugt.

Aus gleichem Grunde hatte er der Bevölkerung Nordschleswigs die Aussicht eröffnet, über ihre Zugehörigkeit zu Deutschland oder Dänemark abstimmen zu dürfen, indessen nur Oesterreich war nach den Nikolsburger Abmachungen und dem Prager Friedensvertrag berechtigt, die Abstimmung

zu verlangen. Oesterreich aber hatte der König mit zartester Schonung behandelt, keine Landabtretung von ihm gefordert, nicht die geringste entehrende oder drückende Bedingung gestellt, so daß gleichsam schon der Grund für eine neue und dauerfähige Freundschaft zwischen den Regierungen von Wien und Berlin, für das heilvollste Bündniß aller deutschen Mächte gelegt war. Derselben Milde hatten sich Sachsen und die süddeutschen Staaten, die zu treuen Mitgliedern des künftigen Deutschen Reiches bestimmt waren, erfreuen dürfen, und die volle Wucht feindlichen Geschicks, die harte Hand des Siegers war mithin nur den Souveränen von Hannover, Hessen und Nassau sammt den Magistratspersonen von Frankfurt fühlbar geworden. Hier war durchgreifende Strenge nothwendig gewesen, hier war sie auch mit zum Ziele treffender Energie angewendet worden.

Wie weise berechnet die Milde neben der Strenge, wie dringend erforderlich das Maßhalten

Der Siegeseinzug in Berlin 1866.

in der Ausnutzung des Sieges war, das zeigte sich gleich nach dem Ende des Krieges. Der Neid des Auslandes beschränkte sich nicht auf den Ehrgeiz und die Gier der Franzosen, er ergriff ganz Europa, so daß selbst das altbefreundete Rußland gegen Preußen verstimmt zu werden begann. König Wilhelm wußte aber auch dem zu begegnen. Den seinem Herzen nahestehenden und deshalb auch dem Czaren Alexander aufs beste empfohlenen General Manteuffel, einen ebenso umsichtigen Diplomaten wie Feldherrn, schickte er schleunigst nach Petersburg, und als derselbe dort erörterte, daß Preußen für seine Vergrößerung mit Bescheidenheit gesorgt habe, einige Stärkung aber auch verdiene und nicht entbehren könne, weil es sonst die immer verdächtigeren Intriguen der Franzosen, die schließlich den Frieden der ganzen Welt bedrohen würden, nicht zurückzuweisen vermöge, da waren die guten Beziehungen zwischen den beiden, so vielfach auf einander angewiesenen Staaten vollkommen wiederhergestellt.

So mehrten und befestigten sich Preußens Erfolge von Tag zu Tag, und mit innigem

Entzücken durchlebte König Wilhelm diese wunderbare Zeit. Wie herrlich griff doch alles in einander ein: die kriegerische Leistung und die diplomatische Arbeit, das Glück Preußens und die Wohlfahrt Deutschlands, die schöne Gegenwart und der lockende Ausblick in eine schönere Zukunft! Aber was das Herz des Monarchen wohl am tiefsten erregte, was ihn am allerfreudigsten bewegte, das war, wie das Heer, oder noch genauer wie die Mannschaft, der Soldat sich bewährte. Die Tapferkeit, Ausdauer und Mannszucht der Truppen durfte er im letzten Grunde als die Frucht der Heeresreform, als das köstlichste Ergebniß seiner eigenen Arbeit ansehen. Dieser Arbeit aber hatte er sich gewidmet nicht bloß als Staatsoberhaupt, sondern ebenso als sachverständiger Techniker, als Meister des Faches. Und daß er der Meister war, daß er wie kein Anderer aus den Söhnen des Volkes Krieger und Helden zu bilden wußte, das war der staunenden Welt nunmehr unwiderleglich bewiesen. Die Grundsätze, die er befolgte, hatte er noch vor Kurzem in einer Denkschrift niedergelegt, welche die Angriffe der Fortschrittspartei auf die Reorganisation zurückzuweisen bestimmt war. In derselben finden sich die treffenden Worte:

„Muth, Tapferkeit sind Eigenschaften, die allen Menschen mehr oder weniger angeboren sind; sie aber unter allen Mühseligkeiten und Entbehrungen des Krieges aus Pflichtgefühl sich zu erhalten und sie im entscheidenden Augenblick in fester Form zur Ausübung zu bringen, sich zur Ertragung jener Mühseligkeiten und Entbehrungen vorzubereiten, dazu gehört eine längere Erziehung, und nur wenn dies Alles in gehörige Wechselwirkung gebracht ist, wird der Soldatengeist geschaffen. Diesen Geist, namentlich bei langem Frieden, von Geschlecht zu Geschlecht durch Tradition und Uebung zu erhalten, ist die Aufgabe jedes Kriegsherrn. Ja, es ist eine seiner höchsten Pflichten, weil von der Tüchtigkeit des Heeres und von dem Geist, der es belebt, oft die Existenz des Vaterlandes abhängen wird, so daß eine Vernachlässigung auf diesem Gebiete dem Kriegsherrn zum gerechten Vorwurf durch seine Nation gemacht werden müßte."

Indem der König nach diesen Grundsätzen gehandelt, hatte er einen Soldatengeist edelster Art geschaffen. „Unsere Leute sind zum Küssen," schrieb Graf Bismarck nach der Schlacht bei Königgrätz, „jeder so todesmuthig, ruhig, folgsam, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig Schlaf, abfallenden Stiefelsohlen, freundlich gegen alle, kein Plündern und Sengen, bezahlen, was sie können, und essen verschimmeltes Brot. Es muß doch ein tiefer Fonds von Gottesfurcht im gemeinen Mann bei uns sitzen; sonst könnte das alles nicht sein."

Diesen Soldatengeist dankbar anzuerkennen, ihn stark und rein für spätere Tage zu erhalten, das war denn auch eine der vornehmsten Sorgen König Wilhelms am Schlusse des Feldzugs. Am 30. Juli hielt er auf dem Marchfelde vor Wien eine glänzende Heerschau über seine dort versammelten Truppen ab. Den Generalen dankte er bei dieser Gelegenheit für ihre ausgezeichnete Führung, der „herrlichen Armee" für ihre unvergleichliche Bravour, ganz besonders aber den Divisionen Franseckv und Horn für ihre Heldenthaten bei Sadowa, „weil sie Stand gehalten haben, als es den höchsten Preis galt; ihre Verluste sind schwer und schmerzlich, aber sie waren nöthig und sind nicht vergeblich". Den Feldgeistlichen sagte er, daß der Feldzug kurz, glorreich, glücklicher verlaufen, als es Jemand zu hoffen gewagt, „war nicht unser Verdienst, sondern Gottes gnädiger Beistand. Ich weiß, es ist viel gebetet worden daheim und im Felde; wir ernten jetzt die Frucht dieser Gebete. Auf den Knieen haben wir Gott zu danken dafür. Darum aber auch keine Ueberhebung jetzt, nicht Uebermuth, sondern Demuth: das, meine Herren, predigen Sie."

In ähnlicher Weise drückte er seine Dankbarkeit und seine Mahnung, sich stets des gleichen Dankes würdig zu machen, bei zahllosen Gelegenheiten aus, noch im Felde wie nach der Rückkehr in Berlin, bei Paraden, in der Beantwortung von Ansprachen und Adressen, beim Siegeseinzug in die Residenz, bei der Anordnung des Dankgottesdienstes für Wiederherstellung des Friedens. Jedes Verdienst wußte er herauszufinden und durch Beförderung, Ordenertheilung, ehrende Worte

zu belohnen aber auch der Unglücklichen gedachte er, indem er durch eine „aus Anlaß des ruhmvoll wiederhergestellten Friedens“ gewährte Amnestie zahllose Thränen trocknete. Besondere Rührung erweckte sein Dank für die opferwillige Pflege, welche die Verwundeten im Vaterlande fanden. „Jeder Einzelne,“ so sagte er, „möge überzeugt sein, daß sein König die Thaten der Liebe, welche seinen tapfern Soldaten erwiesen werden, in seinem väterlichen Herzen vollkommen würdigt und die wohlthuende Erinnerung daran bewahren wird.“ Und mit höchster Begeisterung erfüllte er jedes Soldatenherz, als er bei einer Parade das Königsgrenadierregiment, welches sich unter Steinmetz und somit auch unter dem Kronprinzen besonders hervorgethan hatte, mit den Worten: „Ihr habt Euch und mir Ehre gemacht,“ begrüßte, dann mit gezogenem Degen sich an dessen Spitze stellte

„Der König seinen kommandirenden Generalen“. Aus der Parade des Königsgrenadierregiments nach dem Kriege.

und dasselbe im Parademarsch vor dem Kronprinzen und Steinmetz vorüberführte, indem er salutirend ausrief: „Der König seinen kommandirenden Generalen!“

Die schönsten Tage in dieser frohen Zeit waren der 4. August und der 20. September. An dem ersteren Tage, spät Abends, kehrte der König nach Berlin zurück. Geschmückt waren die Lokomotiven des königlichen Zuges, geschmückt der Bahnhof und die Straßen, durch die der König fahren mußte, ergreifend das Wiedersehen der königlichen Familie, brausend der Jubel der Volksmassen, strahlend die Illumination der Residenz bis in die fernste Gasse. Am 20. September aber fand der feierliche Einzug der Truppen statt. „Unter den Linden“ war eine Triumphstraße aus den Hunderten der eroberten Geschütze und überreichen Schmuckbauten gebildet worden. Freudeglühenden Antlitzes sprengte der König zum Thore hinaus, um seine Helden selber in die Stadt zu führen. Beim Einzug ritten vor ihm her Bismarck, Roon und Moltke, hinter ihm die prinzlichen Heerführer, dann folgten die blitzenden Kolonnen der Bataillone und Schwadronen. Innerhalb des Brandenburger Thores empfing ihn Oberbürgermeister Seydel mit einer schwungvollen Ansprache

die den hohen Sieger und sein tapferes Heer feierte. Nun aber zeigte der König erst recht, was er mit seinem Dank, seiner Anerkennung jeglichen Verdienstes meinte. In seinem bescheidenen Sinn wollte er nicht von sich geredet, nicht seine Leistung gepriesen wissen. Deshalb erwiderte er: „Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Ansprache. Ich sage der Stadt meinen Dank für die festliche Ausschmückung. Was ich gethan habe, ist nichts gegen das, was die vollbracht haben, welche mir folgen. Das sind die Thäter — ihnen gebührt Ihre schöne Ansprache. Sagen Sie also Ihren Dank allen denen, die hinter mir folgen."

Preußen und Deutschland werden aber trotzdem des Dankes, den sie König Wilhelm für den Tag von Königgrätz schulden, ewig eingedenk sein; und die Feder des Dichters hat diesen Dank, erinnernd daran, daß bei der Abreise des Monarchen zum Kriegsschauplatz das fromme Lied „Eine feste Burg ist unser Gott" erklungen war, in die schöne Strophe gekleidet:

„So sang dein Volk, o Herr, bei deinem Scheiden!
Du gingst für Preußens Recht in Schlacht und Tod,
Doch der dort oben wohnt, half treu uns Beiden:
Dir gab er Sieg und schmückt' das Silberhaar
Noch mit des Lorbeers jugendfrischer Blüthe,
Uns bracht' er dich zurück aus der Gefahr:
Lobpreisend danken wir des Ew'gen Güte!"

Der Friede brachte der preußischen Regierung Arbeit in Hülle und Fülle. Ihre Aufgabe beschränkte sich nicht auf die Erledigung der zahllosen kleineren Geschäfte, die nach jedem Kriege sich aufdrängen, vielmehr mußte sie auch die großen und schweren Fragen lösen, wie nun endlich die Versöhnung mit der Volksvertretung anzubahnen, sodann das eroberte Land mit dem alten Staatsgebiet zu verschmelzen und im norddeutschen Bunde ein Anfang für das so heiß ersehnte deutsche Reich zu machen sei. Vor Beginn des Krieges hatte der König Neuwahlen zum Landtage ausgeschrieben. In verheißungsvollster Stunde, am 3. Juli, während der Schlacht von Königgrätz waren die Wähler zu den Wahlurnen geeilt und hatten ein schönes Zeugniß für die patriotische Erhebung der Gemüther abgelegt. Die Fortschrittspartei sah sich in die Minderheit gedrängt. An ihrer Stelle übernahmen die Führung konservative und vor Allem gemäßigt liberale Männer, die auch bald zu einer neuen Partei, der nationalliberalen, zusammentraten. Mit inniger Freude nahm König Wilhelm diesen Umschwung wahr und erließ deshalb von Nikolsburg aus die Verordnung, daß die Eröffnung des Landtags, für die ursprünglich der 30. Juli in Aussicht genommen war, verschoben werden solle, bis er dieselbe in eigener Person werde vollziehen können. Der Geist der Versöhnung, in welchem er diesen Schritt thun wollte, hatte aber vorher noch manches Hinderniß zu besiegen. In der Umgebung des Königs eiferte der Trotz und Stolz der Sieger. dem schon der Friedensschluß mit Oesterreich und dessen Genossen viel zu milde erschienen war, gegen jede Nachgiebigkeit in Sachen der inneren preußischen Politik. Graf Bismarck seufzte deshalb: „Mit den Feinden wird man fertig, aber die Freunde! Sie tragen fast Alle Scheuklappen und sehen von der Welt nur einen Fleck." Indessen König Wilhelm ließ sich nicht verführen. Froh über die gute Gelegenheit, seinen Unterthanen die Hand zum Frieden bieten zu können, und nicht der Meinung, daß er dadurch der Würde der Majestät irgend etwas vergebe, beschloß er, der Volksvertretung zur Beseitigung des alten Haders selber ein großes Stück Weges entgegen zu kommen.

Am 5. August eröffnete der König den Landtag mit kurzem Hinweis auf den beispiellosen Erfolg, der, Sieg an Sieg reihend, soweit geführt hatte, „bis die preußischen Fahnen sich in einer Linie von den Karpathen zum Rheine entfalteten". Dann aber fuhr er fort: „Liebe Herren von beiden Häusern des Landtags! Die Staatsausgaben, welche in den letzten Jahren geleistet sind, entbehren der gesetzlichen Grundlage, welche der Staatshaushalt, wie ich wiederholt anerkenne, nur durch das alljährlich zwischen meiner Regierung und den beiden Häusern des Landtags zu vereinbarende

Gesetz erhält. Wenn meine Regierung gleichwohl den Staatshaushalt ohne diese gesetzliche Grundlage mehrere Jahre geführt hat, so ist dies nach gewissenhafter Prüfung in der pflichtmäßigen Ueberzeugung geschehen, daß die Fortführung einer geregelten Verwaltung eine Existenzfrage des Staates war, jenes Verfahren daher eine der unabweisbaren Nothwendigkeiten wurde, denen sich eine Regierung im Interesse des Landes nicht entziehen kann. Ich hege das Vertrauen, daß die jüngsten Ereignisse dazu beitragen werden, die unerläßliche Verständigung insoweit zu erzielen, daß meiner Regierung in Bezug auf die ohne Staatshaushaltsgesetz geführte Verwaltung die Indemnität, um welche die Landesvertretung angegangen werden soll, bereitwillig ertheilt und damit der bisherige Konflikt für alle Zeit sicher zum Abschluß gebracht werden wird."

Eröffnung des preußischen Landtags am 5. August 1866.

Der König erkannte also rückhaltslos an, daß er, wenn auch nothgedrungen, bisher in gesetzwidriger Weise regiert habe, ja er bat förmlich, dies zu entschuldigen, indem er das Gesuch um Indemnität, d. h. um Aufhebung jeder Verantwortung für die budgetlose Verwaltung, an den Landtag richtete. So sprach der Fürst, der als Triumphator, vergöttert von seinem Heere, gefürchtet von Europa, in die Mitte seiner Bürger zurückkehrte: so zeigte er sich — nicht rechthaberisch, nicht herrisch durchfahrend, sondern schlicht rechtlich gesinnt, nachgiebig und gütig, um Frieden und Freundschaft werbend. Die „lieben Herren" von beiden Häusern des Landtags hätten allesammt, um von solchem Entgegenkommen nicht gerührt zu werden, in herzloser Prinzipienreiterei verknöchert sein müssen.

Die Präsidenten sowohl des Herrenhauses wie des Abgeordnetenhauses schickten denn auch der Besprechung geschäftlicher Angelegenheiten einige Worte voraus, in denen sie ihrer Freude über die großen Errungenschaften, ihrer Dankbarkeit gegen Gott, ihrer Hingebung an den König tief empfundenen Ausdruck gaben, und das Abgeordnetenhaus überreichte durch eine Deputation dem Monarchen eine Adresse, die deutlich verrieth, welche Befriedigung die Volksvertreter über das Verlangen nach Indemnität empfanden, und die sogar für die Politik der Zukunft, für die Vollendung des bei Königgrätz begonnenen

Werkes durch Vereinigung der süddeutschen Staaten mit dem Nordbunde, die Mitwirkung des Hauses „aus vollem Herzen" anbot. Der König antwortete der Deputation, es sei Großes in so kurzer Zeit und mit solchem Glücke vollendet worden, wie wohl niemals im ganzen Lauf der Weltgeschichte. Erfreulich und erhebend sei es, daß gerade Preußen und er, der König selber, von der göttlichen Gnade ausersehen worden, solches Werk zu vollbringen, und so hoffe er auch die Schwierigkeiten, die dem gänzlichen Abschluß desselben noch entgegenständen, mit Gottes Hülfe zu überwinden. Was die Indemnität betreffe, so habe er diese stets im Auge gehabt. Nur weil kein Budget zu Stande gekommen, habe er handeln müssen, wie er gethan, und werde immer so handeln, wenn ähnliche Zustände wiederkehren sollten. „Aber, meine Herren," so schloß er seine Rede, „es wird nicht wieder vorkommen." In den kurzen Schlußworten lag der Schwerpunkt seiner Ausführungen. Mit der fast formlosen, zutraulichen und gerade deshalb doppelt überzeugenden Wendung „es wird nicht wieder vorkommen" legte der König Zeugniß davon ab, daß er von seinem Volke nie wieder so schlimm, wie in den letzten Jahren, mißverstanden zu werden fürchtete und mithin sicher erwartete, zum Wohl des Staates stets auf einfach gesetzlicher Bahn voranschreiten zu können.

Bei den eigentlichen Debatten über die Indemnität zeigte sich gleichwohl noch einiger Widerstand. Die Führer der Fortschrittspartei, selbst so geistvolle Männer wie der gelehrte Virchow, verharrten in ihrem unbelehrbaren Trotz. Um so mehr sprach Graf Bismarck den Nationalliberalen und Konservativen aus dem Herzen, als er erklärte: „Wir wünschen den Frieden, nicht weil wir kampfunfähig sind in diesem inneren Kampf; im Gegentheil, die Fluth fließt in diesem Augenblick mehr zu unseren Gunsten als vor Jahren; aber wir wünschen ihn und suchen ihn namentlich deshalb, weil Sie jetzt erkannt haben werden, daß die königliche Regierung den Aufgaben, welche auch Sie in Ihrer Mehrzahl erstreben, nicht so fern steht, wie sie vielleicht vor Jahren gedacht haben, und weil die Aufgaben der auswärtigen Politik in diesem Augenblick noch ungelöst sind. Die glänzenden Erfolge unserer Armee haben nur den auf dem Spiele stehenden Einsatz gewissermaßen erhöht, wir haben mehr zu verlieren, als vorher, aber gewonnen ist das Spiel noch nicht. Um es mit Sicherheit zu gewinnen, um das Widerstreben Europas gegen die Konstituirung des neuen deutschen Gesammtlebens zu überwinden, ist die Einigkeit des ganzen Landes der That nach und dem Eindruck nach erforderlich. — Wenn man oft gesagt hat: was das Schwert gewonnen hat, hat die Feder verdorben, so habe ich das volle Vertrauen, daß wir nicht hören werden: was Schwert und Feder gewonnen haben, ist von dieser Tribüne vernichtet worden."

Der beredte Appell an den Patriotismus der Abgeordneten fand diesmal geneigte Ohren. Karl Twesten, bisher einer der hervorragendsten Redner der Opposition, nun aber vom Fortschritt zu den Nationalliberalen übergegangen, mahnte das Haus mit hinreißender Gewalt zur Versöhnung: „Wir können den Frieden schließen," so rief er aus, „also müssen wir ihn schließen. Die öffentliche Meinung unseres Landes hat sich kundgegeben durch die Stimmung des Heeres, durch die Wahlen, durch das gehobene Gefühl, welches unser Volk erfüllt. Die Hunderttausende unserer Krieger, welche an den heimathlichen Heerd zurückkehren, die werden nicht von dem Budgetstreit sprechen, sondern von den Schlachten, die sie gewonnen, und von den Erfolgen, die sie errungen. Auf diese Stimmung und auf diese öffentliche Meinung haben wir Rücksicht zu nehmen. Oder sollen wir warten (so führte der Redner schließlich aus), bis die Regierung das Beispiel des großen Römers Scipio nachahmt, der, als er angeklagt wurde, statt jeder Vertheidigung das römische Volk aufforderte, ihm zu folgen, um den Göttern für seine Siege zu danken?"

Das wirkte durchschlagend. Der Fortschritt mochte grollen, wie er wollte: das Indemnitätsgesetz wurde schließlich vom Abgeordnetenhause mit 230 gegen 75 Stimmen, vom Herrenhause einstimmig angenommen. Ueberdies wurde die hiermit geschlossene Versöhnung in erfreulichster

Weise besiegelt durch die Vereinbarung über die sogenannten Dotationen. Die Regierung sprach nämlich den Wunsch aus, denjenigen Männern den bleibenden Dank des Vaterlandes darzubringen, welche durch ruhmvolle Thaten die Bahn zu höherer Entwickelung eröffnet hatten. Schon König Friedrich Wilhelm III. hatte den preußischen Heerführern, die sich im Befreiungskampfe von 1813 und 1814 hervorragend ausgezeichnet hatten, in Anerkennung ihrer Verdienste Dotationen verliehen, und da auch in dem so eben beendigten Kriege preußische Generale „in Hingebung und Ausdauer vorangeleuchtet und durch heldenmüthiges Ringen und Vollbringen sich ein unvergängliches Andenken gestiftet" hatten, so erschien es nur gerecht und billig, diesen Männern den Dank ihres königlichen Herrn und des Vaterlandes zu bethätigen. Der Landtag ging bereitwillig hierauf ein und übergab der Regierung zur Verleihung von Dotationen die Summe von vier und einer halben Million Mark. Die Vertheilung des Geldes überließen die Abgeordneten taktvoller Weise dem Könige unter der einzigen Bedingung, daß sie die Personen, denen eine Dotation zugedacht werde, auswählen dürften. Sie nannten in Folge dessen nicht bloß „die Generale von Roon, Freiherr von Moltke, Herwarth von Bittenfeld, von Steinmetz, Vogel von Falckenstein," sondern auch und zwar in erster Linie — welcher Umschwung der öffentlichen Meinung! — „den Ministerpräsidenten Grafen von Bismarck, in Anerkennung der von ihm so erfolgreich geleiteten äußeren preußischen Politik".

Ebenso schnell und vollständig wie die Herstellung des inneren Friedens in Preußen glückte die Vereinigung der eroberten Länder mit dem alten Staatsgebiete. Erhebliche Schwierigkeiten wären hierbei freilich, nachdem Krieg und Sieg eine unwiderrufliche Entscheidung herbeigeführt hatten, nicht mehr zu überwinden gewesen, wenn nicht der König und seine Minister die der „Annexion" abgeneigten Stimmungen, an denen es in jenen Ländern und auch in Preußen nicht fehlte, mit höchster Gewissenhaftigkeit zu berücksichtigen und bei dieser Gelegenheit die Nothwendigkeit des ernsten Schrittes aller Welt klar zu machen gewünscht hätten. König Wilhelm verbreitete sich deshalb in einer „allerhöchsten Botschaft," mit der er den Landtag um die zur Vereinigung der eroberten Länder mit Preußen erforderliche verfassungsmäßige Einwilligung ersuchte, eingehend über die Sachlage. Die Regierungen dieser Länder, so führte er aus, hätten allen Abmahnungen zum Trotz an dem Kriege Oesterreichs mit Preußen thätigen Antheil genommen und die Entscheidung des Krieges über sich und ihre Länder angerufen. „Diese Entscheidung ist nach Gottes Rathschluß gegen sie ausgefallen. Die politische Nothwendigkeit zwingt uns, ihnen die Regierungsgewalt, deren sie durch das siegreiche Vordringen unserer Heere entkleidet sind, nicht wieder zu übertragen."

„Die genannten Länder würden, falls sie ihre Selbständigkeit bewahrten, vermöge ihrer geographischen Lage bei einer feindseligen oder auch nur zweifelhaften Stellung ihrer Regierungen der preußischen Politik und militärischen Aktion Schwierigkeiten und Hemmnisse bereiten können, welche weit über das Maß der thatsächlichen Macht und Bedeutung hinausgingen. Nicht in dem Verlangen nach Ländererwerb, sondern in der Pflicht, unsere ererbten Staaten von wiederkehrender Gefahr zu schützen, der nationalen Neugestaltung Deutschlands eine breitere und festere Grundlage zu geben, liegt für uns die Nöthigung, diese Gebiete auf immer mit unserer Monarchie zu vereinigen."

„Wohl wissen wir, daß nur ein Theil der Bevölkerung jener Staaten mit uns die Ueberzeugung von dieser Nothwendigkeit theilt. Wir achten und ehren die Gefühle der Treue und Anhänglichkeit, welche die Bewohner derselben an ihre bisherigen Fürstenhäuser und an ihre selbständigen politischen Einrichtungen knüpfen. Allein wir vertrauen, daß die lebendige Betheiligung an der fortschreitenden Entwickelung des nationalen Gemeinwesens in Verbindung mit einer schonenden Behandlung berechtigter Eigenthümlichkeiten den unvermeidlichen Uebergang in die neue größere Gemeinschaft erleichtern werde."

Im preußischen Landtage gab es in begreiflicher Weise eine große, der Annexion gern zustimmende Mehrheit. Indessen auch eine Minderheit war vorhanden, welche die gänzliche Vernichtung der

Selbständigkeit jener Staaten als einen Akt brutaler Gewalt scharf verurtheilte und überdies Preußen nicht zu vergrößern wünschte, damit es in dem zu gründenden deutschen Bunde den Mittel- und Kleinstaaten nicht allzu übermächtig gegenüberstehe. Die Vertreter dieser Meinungen schwärmten, demokratischer Tradition folgend, für das Selbstbestimmungsrecht der deutschen Volksstämme und für die Verlegung des Schwerpunktes der Regierung Deutschlands in die Kraft und Gewalt der geplanten Bundeseinrichtungen, nicht in die Machtfülle der preußischen Krone. Um so entschiedener trat Graf Bismarck solchen Aeußerungen der Minderheit entgegen, indem er für Preußen nicht nur das Eroberungsrecht in vollster Wirkung in Anspruch nahm, sondern dem Vorwurf nackt gewalthätigen Handelns auch entgegensetzte, Preußen müsse, um seine deutsche Mission ganz und gar erfüllen zu können, seine Kräfte vermehren und seine Grenzen sichern; es handele mithin nur pflichtgemäß, wenn es der deutschen Nation die für ihr Dasein nöthige Basis liefere, und das Eroberungsrecht sei im vorliegenden Falle in dem Rechte der deutschen Nation, zu existiren, zu athmen und sich zu einigen, aufs beste begründet.

König Wilhelm im siebzigsten Lebensjahre.
Nach dem bei E. H. Schroeder in Berlin erschienenen Stich von H. Meyer. Mit Bewilligung des Verlegers.

Aber in der Bevölkerung der eroberten Länder fanden sich noch zahlreichere Gegner der Annexion als im preußischen Landtage. Die Frankfurter, die als Beherberger des Bundestages sich bisher als ganz auserwählte Deutsche, als Einwohner der Reichshauptstadt gefühlt hatten, erblickten in dem Uebergang in den preußischen Staatsverband eine unwürdige Demüthigung, und die Hannoveraner hielten, ihrer Vergangenheit entsprechend, halb aus rechter Treue, halb aus zähem preußenfeindlichen Partikularismus an ihrer Dynastie und der Selbständigkeit ihres Landes fest. Die Letzteren schickten schließlich eine Deputation von Notabeln unter Führung des einstigen Staatsministers von Münchhausen nach Berlin, um König Wilhem zu bitten, daß er den Staat Hannover, wenn derselbe auch in den norddeutschen Bund eintreten müsse, doch im Uebrigen ungeschmälert bestehen lasse. Der König nahm die Deputation ungemein freundlich auf und entwickelte ihr in langer, eindringlicher, herzgewinnender Rede, welche die Erörterungen seiner allerhöchsten Botschaft weiter ausführte, weshalb er ihren Wunsch nicht erfüllen könne.

„Ich sehe Sie gern hier, meine Herren," so begann er, „denn ich kann es nur achten und anerkennen, wenn deutsche Männer mit Treue festhalten an der Dynastie, deren Verbindung mit

ihnen Jahrhunderte lang bestanden und die Früchte der gegenseitigen Anhänglichkeit und Hingebung gereift hat. Ich würde die Hannoveraner minder schätzen, wenn sie keinen Schritt bei mir gethan hätten, welcher das innige Festhalten an ihrem angestammten, mir nahe verwandten Regentenhause bethätigte. Dadurch sehe ich mich veranlaßt, Ihnen ausführlich die Gründe darzulegen, welche wahrlich gegen meine ursprüngliche Absicht und nach wiederholten schweren Kämpfen mit meinem Wunsche, die Selbständigkeit meiner früheren Genossen im deutschen Bunde fortbestehen zu lassen, zu dem jetzt bereits in der Ausführung begriffenen und somit unwiderruflichen Beschlusse genöthigt haben: Annexion vorzunehmen."

„Bereits bei dem Eintritt in meine jetzige Stellung habe ich es ausgesprochen, daß meine zum Heile Preußens und Deutschlands gehegten Absichten dahin gerichtet seien, keine andern als moralische Eroberungen zur Ausführung zu bringen; es ist dieses Wort vielfach belächelt, bespöttelt, ja gehöhnt worden, und doch ertheile ich Ihnen noch heute die feste Versicherung, daß meine Pläne darüber nie hinausgegangen sind, und daß — wenn ich als siebzigjähriger Mann zu gewaltthätigen Eroberungen übergehe, ich dies nur thue, gezwungen durch die Macht der Verhältnisse und die Pflichten gegen das meiner Führung anvertraute Preußen."

Wie sehr er durch die Macht der Verhältnisse gezwungen sei, das wies der König hierauf durch treffende Zeichnung des feindseligen Geistes nach, in welchem Hannover sammt den meisten deutschen Staaten seit Jahrzehnten Preußens bestgemeinte Bundesreformversuche bekämpft, ja schließlich mit Oesterreich sich zur Vernichtung Preußens verbündet habe. Dann fuhr er fort:

„Auch nach den überraschend großen Erfolgen, welche mir freie Hand in den von mir zu treffenden Bestimmungen verschafft haben, würde es weder einer Adresse noch einer Deputation bedurft haben, um mir den Ernst des Schrittes klar zu machen, den Sie vermieden zu sehen wünschen. Dennoch wiederhole ich Ihnen meinen Dank, daß man sich freimüthig ausgesprochen hat, ja, es ist mir dies lieber, als das Gegentheil, weil es für die Zukunft reellere Verhältnisse prognostizirt. Und dennoch hat die reiflichste, wegen meiner verwandtschaftlichen Verhältnisse zum Hause Hannover schmerzlichste Prüfung mich zu dem Beschlusse der Annexion kommen lassen, als einer Pflicht, mein Preußen für die von ihm gebrachten schweren Opfer zu entschädigen und die wahrscheinliche Wiederkehr der durch die unfreundliche Stellung Hannovers auch in Zukunft zu besorgenden Gefahren zu beseitigen."

„Ich hoffe, daß gegenseitiges Vertrauen dereinst zur Zufriedenheit führen wird."

Die Hoffnung des Königs sollte nicht getäuscht werden. Das Abgeordnetenhaus des preußischen Landtags genehmigte schließlich die Annexion mit der sehr großen Mehrheit von 273 gegen 14 Stimmen, das Herrenhaus mit allen gegen eine Stimme. Aus den annektirten Ländern wurden drei große preußische Provinzen gebildet: Schleswig-Holstein (mit Lauenburg), Hannover, Hessen-Nassau (mit Frankfurt), und dem entsprechend wurde das preußische Heer durch drei Armeekorps verstärkt. In diesen Provinzen blieb mithin, Dank dem kühnen Geiste der preußischen Regierung, der sich vor etwaigen Wühlereien von Unzufriedenen nicht fürchtete, der bisherige Staatsverband der annektirten Länder möglichst erhalten, denen hierdurch nicht bloß ein großartiges Zeichen von Vertrauen dargebracht, sondern auch der Uebergang in die neuen Verhältnisse wesentlich erleichtert wurde. Die erwünschteste Wirkung ließ nicht lange auf sich warten. Glänzender materieller und geistiger Aufschwung legte bald unwidersprechliches Zeugniß von den Segnungen ab, welche die Vereinigung mit einem großen und mächtigen Staatsgebiete zu gewähren vermag. Namentlich für die Städte Hannover, Frankfurt und Kassel begann ein neues Zeitalter überraschenden Aufblühens, und die ungeheure Mehrzahl der Neupreußen versöhnte sich, mochten auch noch einzelne Gruppen von Beamten und Hoflieferanten der alten Dynastien, von Offizieren und Edelleuten in Abneigung

und Groll verharren, in kürzerer Frist, als selbst ein sanguinischer Sinn hatte erwarten dürfen, mit der zu Preußens und Deutschlands Heil durchgeführten Annexion.

Mit dem gleichen Glücke vollzog sich die Konstitnirung des norddeutschen Bundes. Ein gutes Omen für dieselbe war der Besuch, den König Johann von Sachsen und Kronprinz Albert am 16. Dezember 1866 in Berlin machten. Der sächsische Hof hatte sich redlichen Sinnes zum Frieden mit Preußen entschlossen und hatte deshalb auch den Ministerpräsidenten Freiherrn von Beust, der unter allen deutschen Staatsmännern am ärgsten zum Kriege gegen Preußen gehetzt hatte, aus seinem Dienste entlassen. Nun kamen der König und sein Sohn, um persönlich zu bezeugen, daß die alte Eifersuchtspolitik der Wettiner auf die Hohenzollern für immer beendigt und treue Bundesfreundschaft an ihre Stelle getreten sei. König Wilhelm nahm die hohen Reisenden mit herzlicher Freude auf und erwiderte den Besuch am Anfang des nächsten Jahres in Dresden.

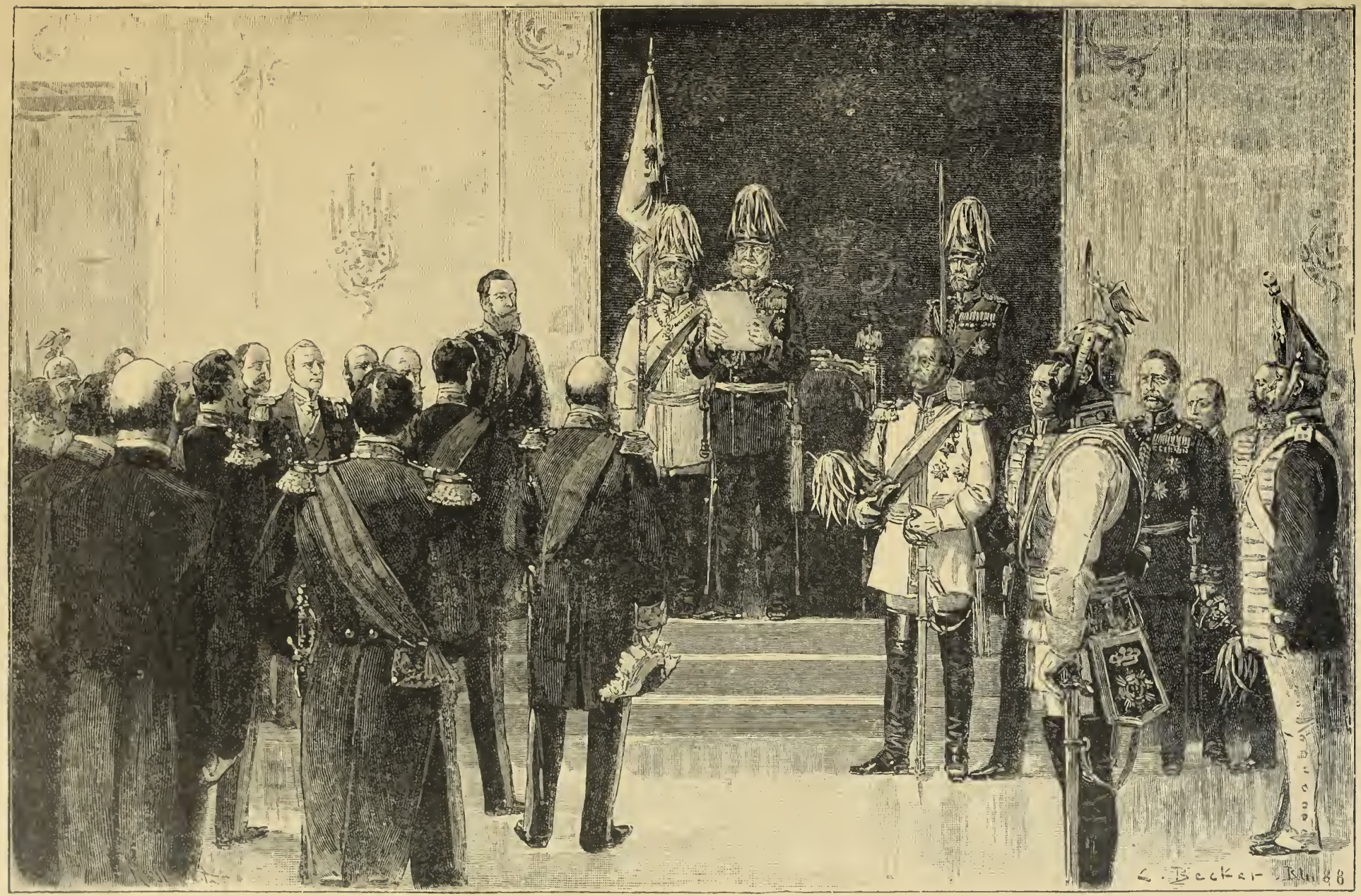
Inzwischen war schon eine Konferenz von Bevollmächtigten aller norddeutschen Staaten zur Berathung eines Entwurfs der Bundesverfassung in Berlin zusammengetreten. Graf Bismarck kennzeichnete die Aufgabe derselben mit den Worten: „Der frühere deutsche Bund erfülle in zwei Richtungen die Zwecke nicht, für welche er geschlossen war; er gewährte seinen Mitgliedern die versprochene Sicherheit nicht, und er befreite die Entwickelung der nationalen Wohlfahrt des deutschen Volkes nicht von den Fesseln, welche die historische Gestaltung der inneren Grenzen Deutschlands ihr anlegten. Soll die neue Verfassung diese Mängel und die Gefahren, welche sie mit sich bringen, vermeiden, so ist es nöthig, die verbündeten Staaten durch Herstellung einer einheitlichen Leitung ihres Kriegswesens und ihrer auswärtigen Politik fester zusammenzuschließen und gemeinsame Organe der Gesetzgebung auf dem Gebiete der gemeinsamen Interessen der Nation zu schaffen.“ Die Bevollmächtigten erklärten sich hiermit gern einverstanden und kamen in schnell geführten Verhandlungen dahin überein, erstens dem König Wilhelm die Vorstandschaft im Bunde, insbesondere die Leitung des Kriegswesens und der auswärtigen Politik zu übertragen, zweitens einen Bundesrath mit Sitz und Stimme für die Vertreter aller Bundesregierungen zu errichten und drittens dem Volke durch Begründung eines Reichstages die ausgiebigste Betheiligung an der Gesetzgebung zu gewährleisten. Für den Letzteren wurde nach Graf Bismarcks kühnem Vorschlage, der hierdurch die ganze Nation vollends für seine Pläne zu gewinnen hoffte, das allgemeine und direkte Wahlrecht in Aussicht genommen, und auf dessen Grundlage wurden auch, nachdem die Konferenz am 7. Februar 1867 ihr Werk beendigt hatte, die Wahlen zum konstituirenden Reichstage des norddeutschen Bundes ausgeschrieben.

Am 24. Februar wurde dieser denkwürdige Reichstag, „eine Versammlung, wie sie seit Jahrhunderten keinen deutschen Fürsten umgeben hatte,“ mit ergreifenden Worten vom König Wilhelm eröffnet.

„Einst mächtig, groß und geehrt, weil einig und von starken Händen geleitet, sank das deutsche Reich nicht ohne Mitschuld von Haupt und Gliedern in Zerrissenheit und Ohnmacht. Des Gewichtes im Rathe Europas, des Einflusses auf die eigenen Geschicke beraubt, ward Deutschland zur Wahlstatt der Kämpfe fremder Mächte, für welche es das Blut seiner Kinder, die Schlachtfelder und die Kampfpreise hergab.“

„Niemals aber hat die Sehnsucht des deutschen Volkes nach seinen verlorenen Gütern aufgehört, und die Geschichte unserer Zeit ist erfüllt von den Bestrebungen, Deutschland und dem deutschen Volke die Größe seiner Vergangenheit wieder zu erringen.“

„Wenn diese Bestrebungen bisher nicht zum Ziele geführt, wenn sie die Zerrissenheit, anstatt sie zu heilen, nur gesteigert haben, weil man sich durch Hoffnungen oder Erinnerungen über den Werth der Gegenwart, durch Ideale über die Bedeutung der Thatsachen täuschen ließ, so erkennen wir daraus die Nothwendigkeit, die Einigung des deutschen Volkes an der Hand der Thatsachen zu suchen und nicht wieder das Erreichbare dem Wünschenswerthen zu opfern.“



Die Eröffnung des ersten norddeutschen Reichstages am 24. Februar 1867.

„In diesem Sinne haben die verbündeten Regierungen sich über eine Anzahl bestimmter und begrenzter, aber praktisch bedeutsamer Einrichtungen verständigt, welche ebenso im Bereich der unmittelbaren Möglichkeit wie des zweifellosen Bedürfnisses liegen."

Den hiermit glücklich zu Stande gebrachten Entwurf einer heilsamen Bundesverfassung sollten die Volksvertreter, wie der König dringend mahnte, in geneigtem Sinne prüfen und „die schwer wiegende Verantwortung für die Gefahren im Auge behalten, welche für die friedliche und gesetzmäßige Durchführung des begonnenen Werkes entstehen könnten, wenn das für die jetzige Vorlage hergestellte Einverständniß der Regierungen für die vom Reichstag etwa begehrten Aenderungen nicht wieder gewonnen würde. Heute kommt es vor Allem darauf an, den günstigen Moment zur Errichtung des Gebäudes nicht zu versäumen; der vollendetere Ausbau desselben kann alsdann getrost dem ferneren vereinten Wirken der deutschen Fürsten und Volksstämme überlassen bleiben".

Zu dem vollendeteren Ausbau zählte König Wilhelm schon in diesem Augenblicke das von allen wahren Patrioten heiß ersehnte Uebereinkommen zwischen Nord- und Süddeutschen hinsichtlich der Ordnung ihrer nationalen Beziehungen. „Zur Herbeiführung dieses Einverständnisses wird unsere Hand den süddeutschen Brüdern offen und entgegenkommend dargereicht werden, sobald der norddeutsche Bund in Feststellung seiner Verfassung weit genug vorgeschritten sein wird, um zur Abschließung von Verträgen befähigt zu sein."

Empfang König Johanns von Sachsen in Berlin am 16. Dezember 1866.

Dem Auslande rief der Monarch zu, daß die Bundesgenossenschaft der deutschen Staaten wesentlich einen defensiven Charakter trage. „Nur zur Abwehr, nicht zum Angriff einigen sich die deutschen Stämme. Keine feindliche Tendenz gegen unsere Nachbarn, kein Streben nach Eroberung hat die deutsche Bewegung der letzten Jahrzehnte getragen, sondern lediglich das Bedürfniß, den weiten Gebieten von den Alpen bis zum Meere die Grundbedingungen des staatlichen Gedeihens zu gewähren, welche ihnen der Entwickelungsgang früherer Jahrhunderte verkümmert hat."

„Ich hege das Vertrauen zu Gott," so schloß der König seine Rede, „daß die Nachwelt im Rückblick auf unsere gemeinsamen Arbeiten nicht sagen werde, die Erfahrungen der früheren mißlungenen Versuche seien ohne Nutzen für das deutsche Volk geblieben, daß vielmehr unsere Kinder mit Dank auf diesen Reichstag als den Begründer der deutschen Einheit, Freiheit und Macht zurückblicken werden."

„Meine Herren! Ganz Deutschland, auch über die Grenzen unseres Bundes hinaus, harrt der Entscheidungen, die hier getroffen werden sollen."

„Möge durch unser gemeinsames Werk der Traum von Jahrhunderten, das Sehnen und Ringen der jüngsten Geschlechter der Erfüllung entgegengeführt werden."

„Im Namen aller verbündeten Regierungen, im Namen Deutschlands fordere ich Sie vertrauensvoll auf: helfen Sie uns die große nationale Aufgabe rasch und sicher durchführen."

„Der Segen Gottes aber, an welchem Alles gelegen ist, begleite und fördere das vaterländische Werk!"

Der König hatte Ursache, so warm und hoffnungsvoll, aber auch so ernstlich mahnend zu sprechen. Ein großer Theil der Reichsboten zeigte sich zwar von Herzen bereit, den Verfassungsentwurf der verbündeten Regierungen ohne tief greifende Aenderungen anzunehmen, indessen der Geist der Opposition, ja selbst des erbitterten Widerspruches regte sich auch diesmal. Es gab nationale Heißsporne, die, ohne irgend welche Rücksichtnahme auf die Gebote der hohen Politik, der preußischen Regierung zum Vorwurf machten, sie habe ihre kriegerischen Erfolge nicht kräftig genug ausgebeutet; denn sie hätte die Selbständigkeit der übrigen norddeutschen Staaten in noch engere Grenzen, als jetzt geplant, einschränken und trotz dem Unwillen, den alle deutschen Regierungen hierüber empfunden haben würden, den sofortigen Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddbund erzwingen sollen. Diese Gegner waren jedoch nicht die schlimmsten. Graf Bismarck konnte sie durch die Erörterung beruhigen, daß sowohl Recht und Billigkeit wie die Haltung der Großmächte Europas gebieterisch von Preußen verlangten, sich mit dem zur Begründung der deutschen Einheit Nothwendigsten, aber auch sicher Erreichbaren zu begnügen. Hierbei fand der Minister an dem hannöverschen Abgeordneten Miquel einen einsichtigen Bundesgenossen, der den Reichstag aufforderte, die Nord- und Süddeutschland trennende „Mainlinie" geduldig hinzunehmen, denn man sehe ja deutlich, daß sie kein dauerndes Hemmniß der Vereinigung bilde, vielmehr nur „eine Halteſtelle für uns, wo wir Wasser und Kohlen einnehmen, Athem schöpfen, um nächstens weiter zu gehen". Mit ernstem Zerwürfniß drohten dagegen die Anhänger der Fortschrittspartei, denen der Verfassungsentwurf zu wenig liberal erschien. Ihren Zorn erregte zumeist, daß König Wilhelm in richtiger Abschätzung der noch so unsicheren Zeitverhältnisse die Bewilligung einer ansehnlichen Heeresstärke gleich für eine längere Reihe von Jahren verlangte und daß er den Reichstag zwar auf das allgemeine Wahlrecht gründete, hiermit aber die dem höchsten volksthümlichen Ehrenamt entsprechende Diätenlosigkeit der Abgeordneten verband. In den hitzigen Debatten, welche diese Punkte erregten, vergaß sich die Opposition so weit, dem Reichstage anzukündigen, wenn auch er die auf solche Bedingungen zu Stande gekommene Verfassung gut heiße, so werde doch der preußische Landtag dieselbe verwerfen. Da erhob sich Graf Bismarck zu einer der gewaltigsten Reden, die er je gehalten: „Ich glaube, meine Herren, diejenigen, die jenes Wort aussprachen, unterschätzen denn doch den Ernst der Situation, in der wir uns befinden. Glauben Sie wirklich, daß die großartige Bewegung, die im vorigen Jahre die Völker vom Belt bis an die Meere Siciliens, vom Rhein bis an den Pruth und den Dnjestr zum Kampfe führte, zu dem eisernen Würfelspiele, in dem um Königs- und Kaiserthrone gespielt wurde; daß die Million deutscher Krieger, die gegen einander gekämpf und geblutet haben auf den Schlachtfeldern vom Rhein bis zu den Karpathen; daß die Tausende und aber Tausende von Gebliebenen, die durch ihren Tod diese nationale Entscheidung besiegelt haben, mit einer Landtagsresolution ad acta geschrieben werden können — o, meine Herren, dann stehen sie nicht auf der Höhe der Situation. Ich achte die Rechte des preußischen Landtags, aber ich habe die sichere Ueberzeugung: kein deutscher Landtag wird einen solchen Beschluß fassen, wenn wir uns hier einigen. Ich möchte die Herren, die sich diese Möglichkeit denken, wohl sehen, wie sie etwa einem Invaliden von Königgrätz antworten würden, wenn er nach dem Ergebniß dieser gewaltigen Anstrengung fragt. Sie würden ihm etwa sagen: ‚Ja freilich, mit der deutschen Einheit ist es wiederum nichts geworden, die wird sich wohl bei Gelegenheit finden; aber wir haben das Recht des preußischen Landtags gerettet, das Recht, jedes Jahr die Existenz der preußischen Armee in Frage zu stellen, ein Recht, von dem wir als gute Patrioten zwar niemals Gebrauch machen werden — aber es ist doch unser Recht; darum haben wir unter den Mauern von Preßburg mit dem Kaiser von Oesterreich gerungen!' Und damit soll der Invalide sich trösten über den Verlust seiner Glieder, damit die Wittwe, die ihren Mann begraben hat?"

Begütigend fügte Graf Bismarck noch hinzu, ob denn eine Regierung auf die Dauer denkbar sei, die es sich zur systematischen Aufgabe stelle, die Rechte der Bevölkerung auf die Theilnahme an ihren eigenen Geschäften zu unterdrücken und auf ein wildes Reaktionswesen sich einzulassen. Von den über Deutschland regierenden Dynastien habe man wahrlich nicht zu erwarten, daß sie an ein nationales Werk mit solcher Heuchelei — anders könne er es nicht nennen — herangingen. Diese Regierungen wollten nichts Anderes als „den mit der Sicherheit des Ganzen nur irgend verträglichen Grad von Freiheitsentwickelung". Deshalb sollte der Reichstag Hand in Hand mit denselben und schnell zum Ziel zu kommen suchen. „Meine Herren!" so schloß der Minister die denkwürdige Rede, „Arbeiten wir rasch! Setzen wir Deutschland, so zu sagen, in den Sattel! Reiten wird es schon können".

Das Präsidium des ersten norddeutschen Reichstags.
Eduard Simson, Präsident.
Hugo Herzog von Ujest, Erster Vicepräsident.
Rudolf von Bennigsen, Zweiter Vicepräsident.

Für die Mehrheit des Reichstags waren diese Worte nicht verloren. Sie kam den Wünschen der Regierungen freundlich entgegen, was von diesen durch soweit als irgend thunlich reichende Nachgiebigkeit, vornehmlich in der Militärfrage, erwidert wurde. Mochte daher auch der Fortschritt, wie immer, in starrem Doktrinarismus verneinen, so wurde die Bundesverfassung schließlich — am 16. April — dennoch mit 230 gegen 53 Stimmen angenommen. Am 19. April schloß König Wilhelm den Reichstag mit dem Ausdruck stolzer Befriedigung, daß die Hoffnung, die er vor dem Beginn der Verhandlungen ausgesprochen, in Erfüllung gegangen und somit die Zeit herbeigekommen sei, „wo unser deutsches Vaterland durch seine Gesammtkraft seinen Frieden, sein Recht und seine Würde zu vertreten im Stande ist". Die Landtage der Einzelstaaten genehmigten, wie Graf Bismarck vorausgesagt hatte, späterhin sämmtlich die Bundesverfassung.

Während der Reichstag noch inmitten seiner Berathungen gestanden hatte, waren aber sowohl er wie das ganze deutsche Volk durch eine plötzlich auftauchende peinliche Frage der auswärtigen Politik in tiefe Erregung versetzt worden. Kaiser Napoleon konnte die Niederlage, die er durch Preußens Vergrößerung ohne gleichzeitiges Wachsthum Frankreichs erlitten zu haben glaubte, nicht verwinden und versuchte deshalb im Frühling 1867 durch Aneignung des Großherzogthums Luxemburg einigen Schadenersatz zu finden. Dieses Ländchen, welches dem deutschen Bunde bis zu dessen Auflösung angehört hatte, war in den norddeutschen Bund nicht aufgenommen worden, weil es dem Eintritt in den Letzteren, zumeist aus Furcht vor der allgemeinen Wehrpflicht, widerstrebte

und überdies, mit dem Königreich der Niederlande durch Personalunion verbunden, unter der Regierung eines nichtdeutschen Fürsten stand. Indessen für die Niederlande hatte das entlegene Luxemburg geringen Werth, und so erschien dem Kaiser Napoleon die Gelegenheit ungemein günstig, das kleine Gebiet für sich zu erwerben. Mit dem König der Niederlande wurde er schnell handelseinig, indem er diesem, der tief in Schulden stak, für die Abtretung seiner Rechte auf das Großherzogthum eine ansehnliche Geldsumme bot. Sollte aber Preußen diesem Handel ruhig zusehen? Das Berliner Kabinet hatte den unpatriotisch gesinnten Luxemburgern die Erneuerung der Bundesgemeinschaft mit dem deutschen Volke in weiser Nachgiebigkeit erlassen dürfen; sie dagegen den Franzosen zu überlassen, schien unvereinbar mit König Wilhelms mannhaftem Wort, daß nach seinem Willen Frankreich sich auf Kosten Deutschlands niemals mehr vergrößern werde. Hierzu kam noch, daß nach dem ehemaligen Bundesrecht in der Festung Luxemburg eine preußische Besatzung lag, die allenfalls, wenn das Großherzogthum selbständig blieb, gutwillig den Platz räumen, ihn jedoch den Franzosen — aus Gründen der Ehre wie des Interesses — schlechterdings nicht übergeben durfte. Die Nachricht von den Verhandlungen zwischen Kaiser Napoleon und dem König der Niederlande machte deshalb in ganz Europa den Eindruck, daß der große Krieg zwischen Deutschland und Frankreich unmittelbar bevorstehe. Die preußische Regierung war auf den Kampf natürlich vollkommen vorbereitet und zeigte der staunenden Welt gerade in diesem Augenblick, welche über Erwarten große Macht in ihrer Hand vereinigt war. Denn am 19. März veröffentlichte sie plötzlich die bisher in undurchdringliches Geheimniß gehüllten Schutz- und Trutzbündnisse mit den süddeutschen Staaten, woraus Kaiser Napoleon mit tiefem Schrecken folgerte, daß er im Kriegsfalle ganz Deutschland von den Alpen bis zum Meer als Feind sich gegenüber sehen würde. Und am 1. April ließ sie sich im norddeutschen Reichstage nach vorausgegangener Verabredung, von einem tapfern Patrioten, dem Hannoveraner Rudolf von Bennigsen mit 70 Genossen, über die luxemburgische Frage interpelliren und von den Interpellanten die Versicherung geben, „daß alle Parteien des Reichstags in kräftigster Unterstützung der Abwehr jedes Versuchs, ein altes deutsches Land zu vergewaltigen, einig zusammenstehen würden".

In Wahrheit aber richtete die preußische Regierung ihr Augenmerk nicht auf den Krieg, sondern auf ehrenvolle Bewahrung des Friedens. In ihrem Schooße gab es freilich Männer, welche die gute Gelegenheit zu erfolgreichstem Kampfe schnell zu benutzen mahnten. Preußen sei vortrefflich, Frankreich schlecht gerüstet, der Sieg sei sicher und werde mit geringerem Blutvergießen errungen werden, als wenn man den Franzosen eine längere Vorbereitungszeit zu dem doch unvermeidlichen Kriege gewähre. Anders indessen dachten König Wilhelm und Graf Bismarck; und Kronprinz Friedrich Wilhelm sprach ihnen aus dem Munde, als er einigen Abgeordneten beruhigend bemerkte, wegen Luxemburg werde kein Krieg entbrennen. Der König und sein Minister erwogen hierbei nicht nur daß Deutschlands Heer durch Entwickelung der Wehrkraft der annektirten preußischen Provinzen und der Bundesstaaten in einigen Friedensjahren mindestens um ebenso viel zunehmen könne als Frankreichs Rüstung, sondern sie legten vor Allem den höchsten Werth darauf, daß Preußen die Stimmung Europas nicht sogleich wieder durch Krieg und Sieg gegen sich aufbringe. Noch gährten ringsum Neid und Eifersucht auf die unerhörten Erfolge des Hohenzollernstaates; selbst die Freunde desselben verbargen kaum ihre Beunruhigung; und so war es ein Gebot staatsmännischer Weisheit, den Frieden, selbst um den Preis eines Zugeständnisses, wenn irgend möglich zu erhalten und ruhig abzuwarten, bis Hoffahrt und Ländergier der Franzosen dieselben noch ärger als bisher ins Unrecht versetzt haben würden.

Rußland bot der preußischen Regierung durch den Vorschlag, die luxemburgische Frage durch eine Konferenz von Gesandten aller bei derselben interessirten Mächte entscheiden zu lassen, eine gute Gelegenheit, um durch geringe Nachgiebigkeit dem Ausbruch des Krieges vorzubeugen. Die Konferenz trat am 7. Mai in London zusammen und kam schon am 11. Mai zu dem Beschluß,

daß die preußische Besatzung Luxemburg räumen müsse, wogegen diese Stadt entfestigt und das ganze Großherzogthum nicht nur als ein mit den Niederlanden durch Personalunion vereinigt bleibendes, sondern außerdem noch neutrales Land von allen jenen Mächten anerkannt werden solle. Preußen verzichtete hiermit, wie vorher schon auf Luxemburgs Zugehörigkeit zum norddeutschen Bunde, so auch auf sein Besatzungsrecht in dem altberühmten Vorwerk seiner Rheinlande. Frankreich aber gab, da es Angesichts der Europa wohlgefälligen preußischen Nachgiebigkeit am wenigsten loszuschlagen wagte, seine Vergrößerungspläne wiederum für eine kurze Weile auf.

In Süd- wie Norddeutschland redeten nationale Heißsporne mit thörichter Erbitterung von dem „feigen" Zurückweichen Preußens vor Frankreich, sahen sich jedoch durch die Urtheile der

König Wilhelms Besuch in Paris 1867.

Franzosen sehr bald eines Besseren belehrt. Die Pariser hatten den Kaiser Napoleon schon in den Tagen, als es sich um den Ankauf von Luxemburg handelte, bitter gehöhnt: mit seinen unaufhörlichen und stets mißglückten Bemühungen um Grenzerweiterung gleiche er einem ungeschickten Jäger, der den ganzen Tag fehlgeschossen habe und auf dem Weg nach Hause beim Wildprethändler einen Hasen kaufe, um ihn als vorgebliche Jagdbeute heimbringen zu können. Und nun war nicht einmal der Kauf des Hasen gelungen! Des Spottes war kein Ende, und mochte der Kaiser noch so laut seine Genugthuung bezeugen, daß Preußen durch Zurückziehung der luxemburgischen Besatzung das Uebergewicht Frankreichs anerkannt habe, im tiefsten Herzen fühlte er sich zu seiner Verzweiflung besiegt, geschlagen, schmählich überlistet. Er hatte so sicher darauf gerechnet, daß die preußische Regierung oder, wie er das ausdrückte, Graf Bismarck zur Annexion des zwar eigentlich deutschen, aber so kleinen, so unbedeutenden Luxemburg freundlich ein Auge zudrücken werde. Statt dessen hatte die

weitschauende Staatskunst des Berliner Kabinets ihm im selben Augenblicke, in dem er die Beute schon ergreifen zu können gemeint, den Arm völlig gelähmt, und leidenschaftlich, wie er sich selten gezeigt hat, rief er mit blitzenden Augen aus: „Herr von Bismarck hat mich dupirt, ein Kaiser der Franzosen darf sich nicht dupiren lassen".

Seine Erbitterung sog aus den Ereignissen der nächstfolgenden Zeit immer reichlichere Nahrung. Für den Sommer 1867 hatte er eine Weltausstellung in Paris vorbereitet, deren Eröffnung durch den Luxemburger Handel schwer beeinträchtigt worden war. Nach dessen Beilegung lud er, um den Schaden gut zu machen, die Souveräne Europas, unter ihnen sogar den Sultan der Türkei, zum Besuch des glänzenden Industriefestes ein. In der ersten Hälfte des Juni verweilten Czar Alexander II., König Wilhelm und der Kronprinz in Paris; im Gefolge des Königs befanden sich Graf Bismarck und General Moltke. Der Kaiser nahm seine Gäste mit ausgesuchter Höflichkeit auf, aber voll tiefen Mißbehagens nahm er wahr, mit welcher Aufmerksamkeit, ja welchem Staunen die Pariser Bevölkerung die preußischen Heldengestalten musterte. Den Czaren, den er von Preußen ab und auf seine Seite zu ziehen versuchte, sah er trotzdem Tag um Tag in innigem Verkehr mit König Wilhelm, wobei dem russischen Herrscher sogar ein Attentat, mit dem ihn ein polnischer Emigrant bedrohte, erneute Abneigung gegen die Franzosen, die Beschützer Polens einflößte. Nachdem die Souveräne Paris verlassen hatten, kehrte König Wilhelm außerdem über Brüssel nach Berlin zurück. In der ersteren Stadt wechselte derselbe zu schwerem Aerger Kaiser Napoleons, der nach den vergeblichen Bemühungen um das linke Rheinufer und um Luxemburg die Annexion Belgiens plante, verbindliche Worte mit dem König dieses Landes; und in Berlin legte Czar Alexander, indem er König Wilhelm dort herzlich begrüßte, ein aller Welt verständliches Zeugniß von dem unerschütterten Bestande der preußisch-russischen Freundschaft ab.

Noch schlimmer war die Niederlage, die sich gleich darauf die französische Diplomatie durch unbesonnene Einmischung in einen dänisch-deutschen Handel holte. Die Dänen verlangten stürmisch nach der im Prager Frieden ihnen in Aussicht gestellten Wiedergabe von Nordschleswig. Graf Bismarck erklärte die Bereitwilligkeit seines königlichen Herrn, ihnen zu willfahren, wenn das Kopenhagener Kabinet vor jeder Verhandlung über den Theil von Schleswig, der etwa abgetreten werden könne, Bürgschaften für den Schutz der in dem betreffenden Gebiete wohnenden Deutschen gebe. Auf Frankreichs Hülfe hoffend erwiderte jedoch die dänische Regierung, daß sie solche Bürgschaften für überflüssig, ja bedenklich halte; und in der That donnerten nicht bloß Pariser Publizisten gegen die Anmaßung Preußens, sondern sogar das französische Ministerium eignete sich in einer an das Berliner Kabinet gerichteten Depesche die Trotz und Hohn athmende Behauptung der Dänen an, daß Bürgschaften für die deutschen Nordschleswiger unnöthig und schädlich seien. Nachdem aber Graf Bismarck hierauf kühl und bestimmt geantwortet hatte, nur Oesterreich habe ein Recht, sich um die Ausführung des Prager Friedens zu bekümmern, und jede Einmischung eines Dritten sei deshalb zurückzuweisen, sah sich Kaiser Napoleon, falls er seinen Räthen auf dem betretenen Wege weiter folgte, abermals vor die Kriegsfrage gestellt. Um den furchtbaren Krieg mit Deutschland zu beginnen, schien ihm nun doch die kleine schleswigsche Frage ungeeignet, auch seine eigne europäische Stellung nicht hinreichend gesichert, so daß er die Dänen mit einer kläglichen halben Verschleierung und halben Ableugnung des mißglückten Einmischungsversuches in Stich ließ.

Für alle diese Fehlschläge suchte er schließlich Trost und Ersatz in einem höchst seltsamen Unternehmen. Das thörichte mexikanische Abenteuer, in welchem er seit Jahren nichts als Schimpf und Schande geerntet, hatte vor Kurzem den traurigsten Abschluß dadurch gefunden, daß sein Schützling Erzherzog Maximilian, Kaiser von Mexiko, von den siegreichen Republikanern des Tropenlandes gefangen und erschossen worden war. Hieran anknüpfend, sprach Napoleon III. den Wunsch aus, dem Kaiser Franz Joseph, dem Bruder des Todten, einen Kondolenzbesuch zu machen, einen

Besuch also, der ausschließlich von den zartesten Regungen veranlaßt erscheinen sollte, der aber selbstverständlich im Wesentlichen bezweckte, Frankreich und Oesterreich einander zu nähern und dem ersteren hierdurch eine aktivere Politik gegen Deutschland zu erleichtern. Die Zusammenkunft fand im August 1867 in Salzburg statt. Alle Welt erwartete von ihr in der That nichts Geringeres als ein Bündniß der beiden Kaisermächte zur Bekämpfung Preußens, „zur Rache für Sadowa". In Franz Josephs Gefolge ragten hervor Freiherr von Beust, der hitzige Preußenfeind, der nach seinem Austritt aus dem sächsischen Staatsdienst zum Reichskanzler von Oesterreich-Ungarn ernannt worden war, und der ungarische Ministerpräsident Graf Andrassy. Wenigstens einer von diesen beiden Männern, der Reichskanzler von Beust, wäre gern bereit gewesen, für die Erfüllung der geheimsten napoleonischen Wünsche thatkräftig einzutreten, aber die bedenkliche innere wie auswärtige

Parade der großherzoglich badischen Division vor König Wilhelm bei Karlsruhe am 20. September 1867.

Lage Oesterreichs mahnte ernstlich zur Vorsicht, so daß das Ergebniß der Zusammenkunft geringfügig war, und das Pariser Kabinet gleich nach Beendigung derselben für gut fand, zur Beruhigung der öffentlichen Meinung ringsum mitzutheilen, die hohen Souveräne hätten keineswegs Kombinationen über schwebende Fragen der europäischen Politik festgestellt, vielmehr nur „friedliche Gefühle" ausgetauscht.

Die preußische Regierung zog aus diesem Trugspiele neuen Gewinn. Am 7. September erließ Graf Bismarck ein Rundschreiben, in welchem er zwar die Miene annahm, als ob er den Pariser Friedensversicherungen vollen Glauben schenke, gleichzeitig jedoch das Ausland mit den wuchtigsten Worten warnte, das deutsche Nationalgefühl durch Einmischung in innere deutsche Angelegenheiten zu reizen. „Wir haben es uns," so rief er aus, „von Anfang an zur Aufgabe gemacht, den Strom der nationalen Entwickelung Deutschlands in ein Bett zu leiten, in welchem er nicht zerstörend, sondern befruchtend wirke. Wir haben Alles vermieden, was die nationale Bewegung überstürzen könnte, und haben nicht aufzuregen, sondern zu beruhigen versucht. Dieses

Bestreben wird uns, wie wir hoffen dürfen, gelingen, wenn auch von auswärtigen Mächten mit gleicher Sorgfalt Alles vermieden wird, was bei dem deutschen Volke eine Beunruhigung hinsichtlich fremder Pläne, deren Gegenstand es sein könnte, und in Folge dessen eine gerechte Erregung des Gefühls nationaler Würde und Unabhängigkeit hervorrufen könnte."

Drei Tage darauf — am 10. September — trat der erste ordentliche Reichstag des norddeutschen Bundes in Berlin zusammen. Er fand nicht bloß völlig gefestigte, sondern auch den erfreulichsten Ausblick auf weiteren nationalen Fortschritt gewährende Verhältnisse vor. Die Bundesverfassung war allseitig anerkannt, Graf Bismarck war zum Bundeskanzler ernannt, der einsichtige und unermüdliche Geheimrath Delbrück ihm als Präsident des Bundeskanzleramts an die Seite gestellt. Ueberdies war mit den süddeutschen Staaten, die den deutschen Zollverein nicht aufgeben wollten, dann aber mit dem Nordbunde in nähere Beziehungen treten mußten, ein Zollvereinsvertrag abgeschlossen worden, wonach sie für alle Angelegenheiten, die den Verein berührten, eigene Vertreter ihrer Souveräne und Abgeordnete ihres Volkes zum Bundesrath und Reichstag abzusenden und diese Organe der Gesetzgebung mithin zu einem Zollbundesrath und Zollparlament zu erweitern hatten. König Wilhelm wies in der Thronrede, durch die er den Reichstag eröffnete, hierauf mit den Worten hin: „Für die Ordnung der nationalen Beziehungen des Bundes zu den süddeutschen Staaten ist unmittelbar nach Verkündigung der Bundesverfassung ein wichtiger Schritt geschehen. Die deutsche Gesinnung der verbündeten Regierungen hat für den Zollverein eine neue, den veränderten Verhältnissen entsprechende Grundlage geschaffen und dessen Fortdauer gesichert." Der Bedeutung, welche der König der neuen Verbindung mit den süddeutschen Staaten beilegte, entsprach in diesem Augenblick die Stimmung aller Patrioten, weil das Zollparlament wie eine Vorstufe zum „Vollparlament", zum heißersehnten gesammtdeutschen Reichstag angesehen wurde.

Die nationalgesinnte Mehrheit des norddeutschen Reichstags beantwortete deshalb auch die Thronrede mit einer das Verlangen nach voller Einigung mit dem Süden sehr stark betonenden Adresse. „Wir sind uns," hieß es in derselben, „der Pflicht bewußt, jedem Wunsch und Bedürfniß der süddeutschen Staaten nach Herbeiführung der den Süden und Norden umfassenden nationalen Verbindung entgegenzukommen. Wir unsererseits dürfen das große Werk erst dann als vollendet erachten, wenn der Eintritt der süddeutschen Staaten in den Bund erfolgt sein wird. Mit Freude begrüßen wir jede Maßregel Eurer Majestät, welche, wie die Vorlage wegen der Wiederherstellung des Zollvereins, uns diesem ersehnten Ziel in freier Vereinbarung aller Theile näher führt." Der König war aber, als die Uebergabe dieser Adresse beschlossen wurde, auf einer Reise durch Süddeutschland begriffen. An manchem Orte wurde er von der Bevölkerung mit Begeisterung begrüßt, wie namentlich auf dem Bahnhof des Städtchens Geißlingen, wo ein ansehnlicher Bürger, aus der Mitte der zahlreich versammelten Ortseinwohner hervortretend, „dem Kriegsherrn des norddeutschen Bundes und dem von der Vorsehung berufenen deutschen Kaiser" ein weithin hallendes Hoch ausbrachte. Der König nahm die Adresse auf der kurz vorher in ihrer heutigen baulichen Ausstattung vollendeten prächtigen Burg Hohenzollern aus den Händen des Reichstagspräsidenten Simson, der schon dereinst dem Frankfurter Parlament präsidirt hatte, in Empfang. Simson wies bei der Ueberreichung auf die wundersame Schicksalsverknüpfung hin, daß von der Felsenhöhe des Hohenzollern ein Geschlecht großer Fürsten die Segnungen seiner Regierung nordwärts bis an die beiden Meere getragen habe, während nun die Stimme der Vertretung von dreißig Millionen Deutschen zu seiner königlichen Majestät in diese edlen Räume dringe. Auch der König nahm auf den Ort Bezug, an dem er die patriotische Adresse annahm; denn sie liefere ihm den Beweis, daß die Saat des vorigen Jahres glücklich aufgegangen sei, und „daß die hergestellte Stammburg der Hohenzollern am Tage ihrer Einweihung Zeuge des Ausspruchs des norddeutschen Reichstages gegen mich ist, beweiset, daß die Vorsehung mit dem Geschlechte, das hier entsprossen, — daß sie mit Preußen war und ist".

Die hoffnungsfrohen Stimmungen dieser Tage fanden warmen und treffenden Ausdruck in Emanuel Geibels schönen Versen:

Nun steht das Haus gegründet
Und prangt im Frührothschein,
Nun ist das Wort verkündet:
Kommt her und tretet ein!
Kein Fremdling soll Euch hindern,
Kein Machtspruch fern und nah,
Nach allen ihren Kindern
Verlangt Germania.

Ihr sollt nicht länger tragen
Der Waisen schwarz Gewand,
Ihr sollt nicht länger fragen:
Wo ist das Vaterland?
Den Hort Euch zu gewinnen,
Der jüngst ein Traum noch war,
Reicht nur in treuen Sinnen
Die Hand den Brüdern dar!

Begrüßung König Wilhelms auf dem Bahnhof zu Grißlingen im September 1867.

Am 27. April 1868 trat das erste Zollparlament in Berlin zusammen. König Wilhelm eröffnete es mit den Worten: „Vierzig Jahre sind verflossen seit der Begründung des Vereins, welcher heute in eine bedeutungsvolle Epoche seiner Entwickelung eintritt. Von kleinen Anfängen ausgehend, aber getragen von dem Bedürfnisse des deutschen Volkes nach der Freiheit innern Verkehrs hat der Zollverein sich allmählich durch die Macht des nationalen Gedankens, welchem er Ausdruck gab, über den größten Theil Deutschlands ausgedehnt. Er hat zwischen seinen Gliedern eine Gemeinsamkeit der Interessen geschaffen, welche ihn schwere Proben siegreich hat bestehen lassen, und im Weltverkehr nimmt er eine Stellung ein, auf welche jeder Deutsche mit Befriedigung blickt. Die Veränderungen, welche das wirthschaftliche und politische Leben Deutschlands erfahren hat, erheischten aber die Fortbildung der dem Zollverein bei seiner Gründung gegebenen Organe, so daß heute Sie, geehrte Herren, als Vertreter der ganzen Nation zur Berathung der gemeinsamen

wirthschaftlichen Interessen Deutschlands vereinigt sind. Ich bin gewiß, daß Sie an die Lösung Ihrer wichtigen Aufgabe mit demselben Geiste herantreten werden, welcher die Regierungen beseelte, als sie sich über den Vertrag vereinigten, auf Grund dessen Ihre Berufung erfolgt ist. Halten Sie das gemeinsame deutsche Interesse fest im Auge, vermitteln Sie von diesem Gesichtspunkte aus die Einzel-Interessen, und ein Erfolg, der Ihnen den Dank der Nation gewinnt, wird Ihre Anstrengungen krönen."

Das herzliche Vertrauen des Königs; daß auch das Zollparlament der Macht des nationalen Gedankens Ausdruck, neuen und immer nachhaltigeren Ausdruck geben werde, war leider nicht ganz begründet. Die Wahlen waren wenigstens in einem großen Theile Süddeutschlands partikularistisch ausgefallen und in Bayern hierbei stark ultramontan, in Württemberg radikal demokratisch gefärbt. Im Parlamente saß daher eine Anzahl von Männern, die der festeren Vereinigung des Südens mit dem Norden entschieden widerstrebten. Mit Eifersucht wurden alle Versuche zur Ausdehnung der Kompetenz der Versammlung auf politische Fragen abgewehrt und selbst die rein wirthschaftlichen Vorlagen der Regierungen zumeist mit offener Mißgunst behandelt. Trotzdem aber kam wenigstens ein neuer Zoll- und Handelsvertrag mit Oesterreich zu Stande, und ein paarmal brach der nationale Gedanke mit Siegesgewalt durch alle hemmenden Schranken. Als der württembergische Abgeordnete Probst in erregtem Tone davor warnte, die großen politischen Gegensätze im Zollparlamente zur Sprache zu bringen, weil man Frankreich nicht reizen dürfe oder weil, wie er das ausdrückte, eine geringe Erschütterung die Lawine, die am Berge hänge, in den Abgrund stürzen könne, da vernichtete Graf Bismarck die klägliche Schlußfolgerung des Redners mit dem kurzen stolzen Wort: die Herren, die solche Gesinnung hegten, möchten doch bedenken, daß ein Appell an die Furcht in deutschen Herzen niemals ein Echo findet. Und der bayrische Schwabe Völk rief den Partikularisten fröhlichen Muthes zu: „Ich bin der Ueberzeugung, daß die deutsche Nation, und zwar in allen ihren Bestandtheilen, eine so entwickelungsfähige, so große, so edle, so zukunftsreiche ist, daß gar kein Zweifel darüber besteht, daß sie ihrer Größe und vollen Einigung entgegengeht, und es hat mich deshalb das Wort eines geistreichen Mitgliedes dieses Hauses, was es letzthin zu mir sprach, außerordentlich gefreut: Jetzt ist Frühling geworden in Deutschland, und wenn auch noch einzelne sich mit Schneebällen werfen, das wird nicht mehr lange dauern, der fortschreitende Frühling wird dafür sorgen, daß zum Schneeballen bald das Material ausgeht. Auch ich will schließen, meine Herren, mit den Worten: Jetzt ist Frühling geworden in Deutschland."

Joseph Völk, Mitglied des Zollparlaments.

König Wilhelm suchte den Kampf der Geister, der im Zollparlament entbrannt war, dadurch zum Guten zu wenden, daß er in der Thronrede des 23. Mai, welche den Schluß der Sitzung bildete, mit dem Ausdruck patriotischer Hoffnungen die Versicherung vereinigte, die Partikularisten

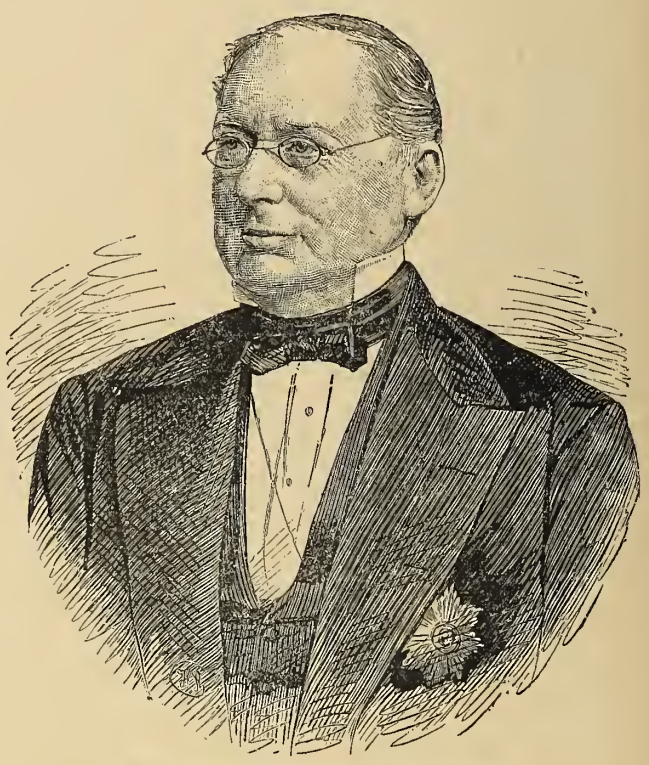
niemals mit Gewalt zum Opfer ihrer Ueberzeugungen drängen zu wollen. Die Rechte, die seine hervorragende Stellung ihm gewährte, werde er stets als ein heiliges, von der deutschen Nation und ihren Fürsten ihm anvertrautes Gut gewissenhaft handhaben und verwerthen. Nicht seine Macht, sondern der Wortlaut der Verträge, die er mit seinen Bundesgenossen und den verfassungsmäßigen Vertretungen ihrer Unterthanen geschlossen, werde deshalb immerdar die Richtschnur seiner Politik bilden. Zuversichtlich aber rechne er darauf, daß die Arbeit des Zollparlaments dazu gedient habe, das gegenseitige Vertrauen der deutschen Stämme und ihrer Regierungen zu kräftigen und manche Vorurtheile zu zerstören oder doch zu mindern, die der einmüthigen Bethätigung der Liebe zu dem gemeinsamen Vaterlande, welche das gleiche Erbtheil aller deutschen Stämme sei, im Wege gestanden haben könnten. Die Abgeordneten würden die Ueberzeugung in die Heimath mitnehmen, daß in der Gesammtheit des deutschen Volkes ein brüderliches Gefühl der Zusammengehörigkeit lebe, welches von der Form, die ihm zum Ausdruck diene, nicht abhängig sei, und welches gewiß in stetigem Fortschreiten an Kraft zunehmen werde, „wenn wir allseitig bestrebt bleiben, in den Vordergrund zu stellen, was uns eint, und zurücktreten zu lassen, was trennen könnte".

Karl Mathy, badischer Ministerpräsident.

Die guten Worte des Königs fanden jedoch nicht den Weg zum Herzen der Gegner. In den weiteren Sitzungen des Zollparlaments, die in den Jahren 1869 und 1870 stattfanden, blieben Partikularisten, Ultramontane und Demokraten so einflußreich, daß man Anlaß hatte, eher von einem Rückgang als von einem Fortschritt der Einigungsbewegung zu sprechen. Die letzte und maßgebende Ursache dieser betrübenden Erscheinung lag in dem Verhältniß Frankreichs zu Preußen. Um Frankreichs Empfindlichkeit zu schonen, hatte König Wilhelm sich im Jahre 1866 mit der Gründung des Norddeutschen Bundes begnügt; um Frankreichs wüster Streitlust jeden Vorwand zum Losschlagen zu rauben, wurde auch nicht der geringste Versuch gemacht, die Süddeutschen zum Eintritt in die nationale Gemeinschaft zu drängen. Diese zurückhaltende Politik war insofern vollauf gerechtfertigt, als sie den Großmächten Europas Preußens Friedensliebe in stärkster Weise bezeugte und außerdem der Hoffnung Raum ließ, daß Frankreichs gehässige Gesinnung sich allmählich beruhigen und der letzte Schritt zu Deutschlands Einigung alsdann ohne Blutvergießen möglich sein werde. Natürlich aber war mit solchem Verhalten untrennbar verbunden, daß alle deutschen Gegner Preußens sich zum Widerstand ermuthigt fühlten. Die Ultramontanen hetzten immer wilder gegen die evangelische Vormacht des Norddeutschen Bundes, die Demokraten schmähten den „verknechtenden Militarismus" der Hohenzollern und sahen das einzige Heil Süddeutschlands in allgemeiner Volksbewaffnung, die allein freiheitliche, das heißt nach den geheimsten Wünschen dieser Politiker, republikanische Einrichtungen zu schützen vermöge.

Diesem verderblichen Treiben freien Lauf zu lassen, kostete den König und seinen kühnen Minister viele Selbstüberwindung, doch waren sie fest und weise genug, auf der von den höchsten Rücksichten vorgeschriebenen Bahn ihrer Politik unentwegt fortzuschreiten. Sie ließen sich sogar dadurch nicht beirren, daß das Großherzogthum Baden für sich allein die Aufnahme in den Nordbund begehrte. Die Bevölkerung dieses Landes hatte von den Wühlereien der Preußenfeinde am wenigsten gelitten, an der Spitze des Ministeriums stand ein freudiger und entschlossener Patriot, Karl Mathy, und der regierende Großherzog Friedrich war ja Schwiegersohn König Wilhelms. Gleichwohl erklärte Graf Bismarck, dem Wunsch der Badenser entgegentreten zu müssen, denn der Gewinn, den der Nordbund und Baden aus ihrer Vereinigung ziehen könnten, wiege den Schaden, den ganz Deutschland dabei leiden werde, nicht auf. Das Ausland würde durch den Eintritt Badens in den Bund nicht minder beunruhigt werden, als wenn gleichzeitig Württemberg und Bayern denselben Schritt thäten. An diesen Staaten aber würden, sobald das patriotische

Otto Camphausen, preußischer Finanzminister.



Dr. Leonhardt, preußischer Justizminister.

Baden aus ihrer Mitte geschieden sei, jene undeutschen Parteien um so leichter und vollends zur Herrschaft gelangen. Karl Mathy wurde durch Graf Bismarcks abschlägigen Bescheid schwer betroffen. An den Großherzog richtete er zwar noch das muthige Wort: „Wir thuen doch unsere Pflicht," aber nach aufreibender Arbeit in seiner liebsten Hoffnung sich so hart getäuscht zu sehen, war zu viel für seine Lebenskraft. Fieberanfälle ergriffen ihn und rafften ihn fort am 3. Februar 1868.

Die Stockung, die mit Alledem in die deutsche Einheitsbewegung kam, wirkte auch auf den preußischen Staat übel ein. Nicht bloß die Fortschrittspartei konnte ihrem alten Groll gegen die Regierung mehr Luft machen, als es ihr bei einem frischeren Zuge der nationalen Politik möglich gewesen wäre, sondern auch die Konservativen, wenigstens einzelne Heißsporne unter denselben, fanden Gelegenheit mit dem Ministerium zu hadern. Graf Bismarck stützte sich seit Königgrätz nicht mehr ausschließlich, wie er in den Jahren des Militärkonflikts nothgedrungen gethan hatte, auf die Partei der Konservativen. Mit Freude suchte und fand er seine Anhänger vornehmlich in den Männern mittlerer Richtung, den Nationalliberalen und den von der äußersten Rechten sich absondernden Freikonservativen. Dem entsprechend gestaltete auch König Wilhelm das Ministerium

allmählich um, indem er an Stelle des hochkonservativen Justizministers Grafen zur Lippe dem trefflichen hannöverschen Juristen Dr. Leonhardt die Leitung des Justizwesens übertrug und, nach Entlassung von der Heydts, Camphausen in das Finanzministerium berief. Die schroffsten Konservativen klagten nun aber, daß die Regierung sich voll Undank von ihnen abgewendet habe, und in wunderlichem Gemisch stritten bei manchem Anlaß Ultramontane und Männer der äußersten Rechten wie der äußersten Linken Arm an Arm gegen die Verwaltung Bismarcks.

Indessen alle diese Nöthe waren eine Zeit lang leicht zu ertragen, und zwar um so leichter, als, wenn auch nicht Süddeutschland, so doch wenigstens Preußen und der Nordbund in den wichtigsten Fragen ihrer inneren Entwickelung von Erfolg zu Erfolg schritten. Camphausen stellte mit geschickter Hand das Gleichgewicht von Einnahme und Ausgabe in den preußischen Finanzen, welches seit dem Kriegsjahr 1866 in Schwanken gerathen war, wieder her. Leonhardt schuf im Verein mit mehreren hervorragenden Juristen ein für den ganzen Nordbund gültiges Strafgesetzbuch. Der geistvolle

Generalpostmeister Stephan.

Staatsminister von Delbrück.

Generalpostmeister Stephan begründete, nachdem die in vielen Kleinstaaten bisher bestehende Thurn- und Taxis'sche Post durch Kauf an Preußen übergegangen war, unter dem Namen „Norddeutscher Postverein" eine einheitliche Verkehrsanstalt für alles Post- und Telegraphenwesen. Roon, der Waffenschmied des werdenden deutschen Reichs, sorgte in rastloser Arbeit dafür, daß die Truppen der neuen preußischen Provinzen und der Bundesstaaten den Siegern von Königgrätz ebenbürtig wurden, daß außerdem gewaltige Panzerschiffe die junge deutsche Flotte sehr schnell zu einer Achtung gebietenden Stärke erhoben und in Kiel und Wilhelmshaven geräumige, von fast uneinnehmbaren Festungswerken gedeckte Kriegshäfen entstanden. Altpreußen und Neupreußen lebten sich hierbei immer vollständiger in ihre Zusammengehörigkeit ein, und ebenso erfreulich wuchs im Herzen sämmtlicher Norddeutschen das Gefühl, einer starken, untrennbaren und zukunftsreichen Staatsgemeinschaft anzugehören. Niemand aber förderte diesen guten Gang der Dinge entschiedener als König Wilhelm. Er bereiste in den letzten sechziger Jahren wiederholt die neuen preußischen Provinzen und die Bundesgebiete. Er inspizirte die Truppen und hielt Ansprachen an Bürger, Geistliche und gelehrte Korporationen. Die unvergleichliche Mischung von Milde und Gerechtigkeit, von Würde und Strenge, die in seinen Reden zum Ausdruck kam, erfüllte auch die Gemüther alter Gegner mit Liebe und Ehrfurcht.

In Hessen, Hannover und Schleswig-Holstein jauchzten ihm die Volksmassen freudig zu, so daß er gelegentlich sagte, solch herzlicher Empfang lasse ihn beinahe vergessen, daß die annektirten Länder, nach dem großen Schicksalswechsel des Jahres 1866, sich noch in einer schwierigen Uebergangszeit befänden. In Hannover, vornehmlich der Hauptstadt des Landes, gab es freilich noch immer Kreise von Unzufriedenen, welche im Grunde ihres Herzens die Wiederherstellung des selbständigen Königreichs unter der Welfendynastie ersehnten. König Wilhelm nahm hiervon jedoch nur Anlaß, wie schon früher, so auch jetzt zu erklären, daß er Empfindungen, die man persönlich für frühere Verhältnisse bewahre, keineswegs mißbillige oder tadle, vielmehr gern anerkenne und nur darauf aufmerksam machen wolle, daß dasjenige, was Herz und Haus ehre, auch im Herzen und im Hause bleiben müsse, wenn es nicht seine Rechte verlieren solle. Dränge es sich auf irgend eine Art in die Oeffentlichkeit, so trete es ihm und seiner Regierung gegenüber und zwinge ihn, demgemäß zu handeln. Es stehe also ganz in der Hand der Einwohner, durch ihre Haltung das Vertrauen zu erwidern, mit welchem er ihnen entgegenkomme. Die geistlichen Behörden wies er nachdrücklich darauf hin, daß er an der evangelischen Union, dem theuren Erbtheil seines Vaters und Bruders, unverrückt festhalte; denn er sehe in ihr die beste Bürgschaft für den Frieden unter den evangelischen Konfessionen, und er hoffe, daß sich die Ueberzeugung von ihrer segen- und fruchtbringenden Kraft immer mehr Bahn brechen werde. Aber Niemand möge glauben, daß er je einen Zwang oder Druck ausüben werde, um der Union Eingang zu verschaffen, weil jedes Drängen auf kirchlichem Gebiete seinem ganzen Denken und Fühlen widerstrebe. Bei der Besichtigung der neuen Anlagen in Kiel und Wilhelmshaven rühmte er mit Stolz und Dankbarkeit den Heldensinn der Land- und Seewehr, dem für das Vaterland kein Opfer zu groß sei; zugleich gedachte er jedoch voll wehmüthiger Rührung des verstorbenen Bruders, „der zuerst den Gedanken gefaßt hatte, aber durch die damaligen Verhältnisse verhindert wurde, einen Kriegshafen auf deutschem Boden zu erbauen".

Nirgendwo wurde er mit brausenderem Jubel begrüßt, als in einigen Bundesstaaten, in Sachsen, Mecklenburg, den Hansastädten, die immer freudenvoller auf ihn, den Hort ihrer Sicherheit und ihres Wohlstands, blickten. Der Empfang in Bremen gestaltete sich zu einer so überschwänglichen Huldigung, daß er, trotz herzlichstem Danke für so viele Liebe, dennoch Lob und Preis, die ihm geworden, von sich abwälzen zu müssen meinte. Wieder erinnerte er an seinen Bruder, der dieselben Ideen, wie er, gehegt, und dem nur nicht das Glück beschieden gewesen, sie durchführen zu können. Sei ihm dies gelungen, so verdanke er das allen seinen tapfern Bundesgenossen und Mitstreitern, vornehmlich seinen ausgezeichneten Räthen und Dienern, wobei er auf den anwesenden Grafen Bismarck deutete. In Lübeck aber gab dem Aufenthalt des Monarchen wiederum Emanuel Geibel durch unvergängliche Dichterworte die edelste Weihe.

Mit festlich tiefem Frühgeläute
Begrüßt Dich bei des Morgens Strahl,
Begrüßt, o Herr, in Ehrfurcht heute
Dich unsre Stadt zum erstenmal;
Dem hohen Schirmvogt ihr Willkommen
Neidlosen Jubels bringt sie dar,
Die selbst in Zeiten, längst verglommen,
Des alten Nordbunds Fürstin war.

Das Banner, das in jenen Tagen
Den Schwestern all am Ostseestrand
Sie kühngemuth vorangetragen,
Hoch flattert's nun in Deiner Hand,
In Deiner Hand, die auserkoren
Vom Herrn der Herrn, dem sie vertraut,
Das Heiligthum, das wir verloren,
Das Deutsche Reich uns wieder baut.

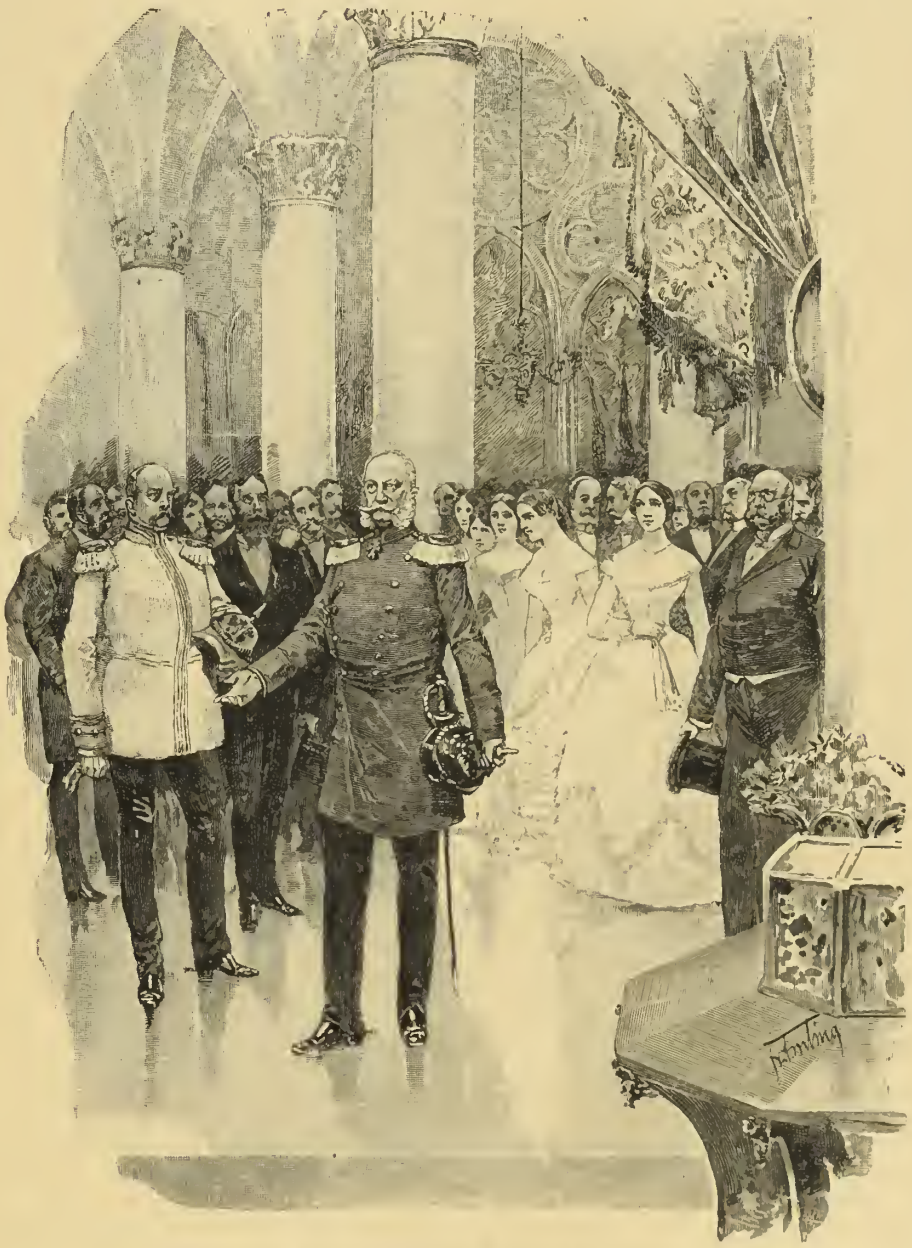
Schon ragt bis zu des Maines Borden
Das Werk, darob Dein Adler wacht,
Versammelnd alle Stämm' im Norden,
Die Riesenveste deutscher Macht;
Und wie auch wir das Banner pflanzen,
Das dreifach prangt in Farbengluth,
Durchströmt uns im Gefühl des Ganzen
Verjüngte Kraft, erneuter Muth.

Im engen Bett schlich unser Leben
Vereinzelt wie der Bach im Sand;
Da hast Du uns was noth gegeben,
Den Glauben an ein Vaterland.
Das schöne Recht, uns selbst zu achten,
Das uns des Auslands Hohn verschlang,
Hast Du im Donner Deiner Schlachten
Uns heimgekauft, o habe Dank!

Nun weht von Thürmen, flaggt von Masten
Das deutsche Zeichen allgeehrt;
Von ihm geschirmt nun bringt die Lasten
Der Schiffer froh zum Heimathsheerd.
Nun mag am harmlos rüst'gen Werke
Der Kunstfleiß schaffen unverzagt,
Denn Friedensbürgschaft ist die Stärke,
Daran kein Feind zu rühren wagt.

Drum Heil mit Dir und Deinem Throne!
Und flicht als grünes Eichenblatt
In Deine Gold- und Lorbeerkrone
Den Segensgruß der alten Stadt.
Und sei's als letzter Wunsch gesprochen,
Daß noch dereinst Dein Aug' es sieht,
Wie übers Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer Dein Adler zieht.

Mit der Sehnsucht nach dem Reich, dem ganzen, von König Wilhelm geleiteten Reich, der Geibel so innigen Ausdruck verlieh, klang harmonisch zusammen der begeisterte Zuruf, der in Worms erscholl, als der König mit dem Kronprinzen und vielen deutschen Fürsten am 25. Juni 1868 in dieser süddeutschen Stadt zur Enthüllung des dortigen herrlichen Lutherdenkmals eintraf. Als der höchste Schirmherr der evangelischen Kirche in ganz Deutschland, ja auch außerhalb Deutschlands wurde er vor allen anderen Souveränen gefeiert. Im nächsten Jahre unternahm der Kronprinz eine Orientreise, vornehmlich um an der Seite des Kaisers von Oesterreich und der Kaiserin von Frankreich der Eröffnung des Suezkanals beizuwohnen. Auf der Fahrt durch Italien begrüßte ihn in Ankona eine Gesellschaft dort lebender Deutschen. Der Sprecher derselben äußerte den Wunsch und die Hoffnung, den hohen Herrn, falls er demselben nochmals zu begegnen die Ehre haben sollte, als deutschen Kaiser wieder zu sehen. Der Kronprinz gab die feine Antwort: „Es liegt nicht in den Intentionen unserer Familie, die Kaiserwürde zu erringen. Sollte das aber je der Fall sein, so wünsche ich von Herzen, daß Sie meinen Vater, Seine Majestät den König von Preußen, als deutschen Kaiser begrüßen können".



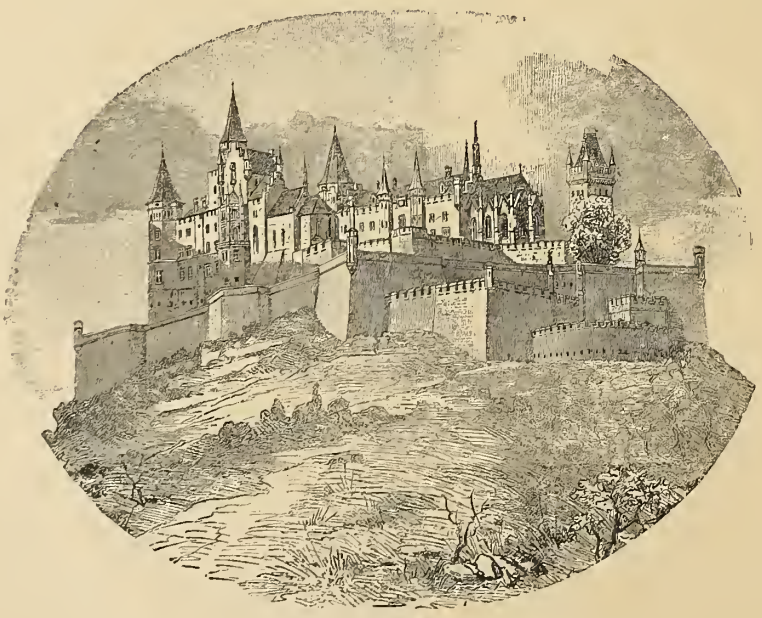
Bei dem Fest in der Börse zu Bremen.

Unaufhörig also und bei den verschiedensten Gelegenheiten brach sich die Ueberzeugung Bahn, daß die deutschen Zustände unfertig seien, und daß die Uebergangszeit so lange dauern werde, bis der Süden des Vaterlandes mit dem Norden zum wahren Reiche vereinigt sei. König Wilhelm aber vermied des Friedens halber Jahr um Jahr mit peinlicher Sorgfalt, durch drängende Initiative

die nationale Bewegung zu fördern. In der Hoffnung, Frankreichs Groll und Haß doch noch ganz dämpfen zu können, sprach er bei allen Haupt- und Staatsaktionen, bei Eröffnung und Schließung der Reichstagssitzungen, von den friedlichen Gesinnungen, die zu seiner Freude Regierungen wie Völker Europas mehr und mehr bethätigten, und zeigte sich hinsichtlich der deutschen Angelegenheiten ausschließlich beschäftigt mit der reiferen Durchbildung des Bestehenden. Als er am 26. Mai 1870 die gesammte Sitzungsperiode des ersten ordentlichen Reichstags schloß, zählte er, Punkt für Punkt, die lange Reihe trefflicher Gesetze auf, durch welche Recht und Gericht, Handel und Verkehr, Finanzen und Kriegswesen des Nordbundes geordnet waren, und beendigte seine Rede mit den, tiefe Befriedigung über die inneren wie auswärtigen Zustände athmenden Worten: „Die großen Erfolge, welche im Wege freier Verständigung der Regierungen und der Volksvertreter, unter sich und mit einander, in verhältnißmäßig kurzer Zeit gewonnen wurden, geben dem deutschen Volke die Bürgschaft der Erfüllung der Hoffnungen, welche sich an die Schöpfung des Bundes knüpfen; denn sie beweisen, daß der deutsche Geist, ohne auf die freie Entwickelung zu verzichten, in der seine Kraft beruht, die Einheit in der gemeinsamen Liebe Aller zum Vaterlande zu finden weiß. Dieselben Erfolge, gewonnen durch treue und angestrengte Arbeit auf dem Gebiete der Wohlfahrt und der Bildung, der Freiheit und der Ordnung im eigenen Lande, gewähren auch dem Auslande die Gewißheit, daß der norddeutsche Bund in der Entwickelung seiner inneren Einrichtungen und seiner vertragsmäßigen nationalen Verbindung mit Süddeutschland die deutsche Volkskraft nicht zur Gefährdung, sondern zu einer starken Stütze des allgemeinen Friedens ausbildet, welcher die Achtung und das Vertrauen der Völker wie der Regierungen des Auslandes zur Seite stehen".

Mit welchem Vertrauen der König in diesem Augenblick auf die Erhaltung des Friedens wenigstens für die nächste Zukunft, rechnete, das bezeugt auch sein Erlaß vom 25. Mai 1870, in welchem er verkündigte, daß das Reiterstandbild König Friedrich Wilhelms III. im Lustgarten zu Berlin am 3. August des Jahres, dem hundertsten Gedächtnißtage der Geburt des hohen Verstorbenen, feierlich enthüllt werden sollte.

Als dieser Tag herannahte, hatte der Frevelmuth der Franzosen den Deutschen längst den Krieg erklärt. Anstatt ein friedliches Erinnerungsfest feiern zu können, stand König Wilhelm an der Spitze der vereinigten Nation im Felde, bereit, ein Gottesgericht ohne Gleichen zu vollenden.



Burg Hohenzollern.

Auszug des deutschen Volkes zum Kriege im Jahre 1870

Fünftes Buch.

Der deutsch-französische Krieg.

Frankreichs Versuche, sich auf Kosten Deutschlands zu vergrößern, hatten mit dem kläglichen Luxemburger Handel im Frühling 1867 ihr Ende erreicht. Seitdem war Kaiser Napoleons vornehmstes Streben, in Belgien Einfluß zu gewinnen, um dieses Land bei günstiger Gelegenheit annektiren und sich hierdurch für die Enttäuschungen, die er auf deutschem Boden erlebt, reichlich entschädigen zu können. Denn immer ausschließlicher beherrschte ihn der Gedanke, daß er einen großen Gewinn an Land und Leuten machen müsse, theils weil er selber meinte, daß Frankreich sonst nicht mehr die alte Herrscherrolle neben dem erstarkten Preußen spielen könne, theils und weit mehr noch, weil das französische Volk, von der gleichen Anschauung erfüllt, in steigender Leidenschaft nach ausgiebiger Erweiterung der Grenzen des Kaiserreichs verlangte. Nicht bloß die ungebildete Masse der heißblütigen Pariser Bevölkerung forderte als geringste „Rache für Sadowa" eine glänzende und erfolgreiche Aktion Frankreichs, sondern selbst der Stimmführer der Vornehmen und Gebildeten, kein Geringerer als Adolf Thiers, sprach das „entsetzliche" Wort, das Kaiserreich sei seit 1866 auf die dritte Stufe unter den Staaten Europas hinabgesunken und könne nur durch eine große That aus seiner schmutzigen Erniedrigung wieder emporgehoben werden. Wenn die Hoffahrt und der Ehrgeiz der Franzosen nicht bald und gründlich befriedigt wurden, besorgte der Kaiser deshalb, seine Herrschaft nicht behaupten, oder wenigstens nicht mit Sicherheit seinem Sohne hinterlassen zu können.

Eine kühne, selbständige Politik zu beginnen, d. h. etwa Belgien auf jede Kriegsgefahr hin sich einfach anzueignen, wagte er aber trotzdem nicht. Er fürchtete den Widerspruch Europas und glaubte, nicht eher handeln zu dürfen, als bis er unter großen und kleinen Mächten eine hinreichende Anzahl von Freunden erworben habe. An der Spitze der Feinde, die er dann zur Unterwerfung unter seinen Willen zwingen zu können hoffte, stand nach seiner Meinung Preußen, und so führte auch die belgische Frage nur dahin, daß der schon so lange drohende deutsch-französische Krieg, allen Friedensbemühungen König Wilhelms zum Trotz, Tag um Tag näher rückte.

Die Verbündeten, auf welche der Kaiser für diesen Krieg vornehmlich rechnete, waren Oesterreich und Italien. Das Erstere meinte er, weil es zur Demüthigung des Siegers von Königgrätz gern beitragen werde, leicht gewinnen zu können, und in der That fand er beim Wiener Hofe wie beim Reichskanzler von Beust volle Bereitwilligkeit, auf seine Pläne einzugehen. Mit Gewißheit durfte er jedoch auf Oesterreich nicht zählen; denn sowohl dessen innere Lage, besonders die Unlust der Ungarn, dem Hause Habsburg zur Wiedererringung seiner alten Weltstellung behülflich zu sein, als auch die auswärtige Gefährdung, welche dem Donaustaate von Seiten des mit Preußen so eng befreundeten Rußland drohte, nöthigten in Wien zur höchsten Vorsicht und legten selbst der Kriegslust des hitzigen Herrn von Beust einen starken Zügel an. In Italien war die Neigung, sich auf Frankreichs Seite zu stellen, ebenfalls weit verbreitet, aber zumeist nur deshalb, weil die Italiener hofften, daß die Franzosen alsdann Rom, welches sie mit starker Macht besetzt hielten, freiwillig räumen und somit der Vollendung des jungen Königreichs Italien nichts mehr im Wege stehen würden. Indessen Kaiser Napoleon konnte Rom nur auf die Gefahr hin den Italienern überlassen, daß ihn dafür die Todfeindschaft seines Schützlings, des Pabstes Pius IX., traf. Dem sich aussetzen zu wollen, war der Kaiser weit entfernt, und sein einziger Versuch, sich aus der peinlichen Klemme zwischen den Wünschen des Papstes und der Italiener herauszuziehen, schlug überdies in peinlichster Weise fehl. Er soll nämlich mit der Königin Isabella von Spanien, einer glühenden Verehrerin des Papstes, verabredet haben, daß die französische Schutztruppe in Rom durch eine spanische abgelöst werde. Aber kaum war dieser Handel, wie es heißt, zu hoher Befriedigung beider abgeschlossen, als — im September 1868 — die Revolution in Spanien ausbrach, welche den Thron Isabellas in Trümer warf. Die französische Garnison blieb darnach in Rom; die Italiener grollten hierüber, und die Aussicht auf ein festes Bündniß mit ihnen schwand für Napoleon in ungewisse Ferne.

Neben den Oesterreichern und Italienern richtete er aber seine Hoffnungen auch auf die deutschen Gegner Preußens. Von den Partikularisten, Ultramontanen und Demokraten erwartete er zuversichtlich, das sie sich, sobald er ihnen zu Hülfe komme, erheben, die süddeutschen Regierungen mit sich fortreisen und sogar in den Nordbund Bresche legen würden. Die abgesetzten Fürsten von Hannover und Hessen waren, obwohl ihnen König Wilhelm für den Verlust ihrer Kronen in edler Liberalität sehr große Summen als Schmerzensgeld angeboten hatte, noch immer unversöhnt und jeden Augenblick bereit, mit dem Erbfeinde Deutschlands gemeine Sache zu machen. Beide intriguirten rastlos, um die Bevölkerung ihrer ehemaligen Staaten gegen Preußen aufzuhetzen, und der verblendete König Georg unterhielt sogar eine „Welfenlegion," die nach vergeblichen Versuchen, sie in Holland oder der Schweiz unterzubringen, endlich auf französischem Boden eine Zuflucht gefunden hatte. In Paris wurde sie wie die Avantgarde zur Revolutionirung Deutschlands, zur Befreiung desselben vom preußischen Joche, betrachtet.

Aber die traurige Verbindung mit deutschen Landesverräthern sowie jede Zettelung mit befreundeten österreichischen und italienischen Staatsmännern hatte nur dann Werth, wenn Frankreich selber, mit überwältigender Macht in die Schranken tretend, die Hauptlast des Kampfes auf sich nahm. Kaiser Napoleon erkannte dies sehr wohl und suchte und fand im Marschall Niel einen

trefflichen Organisator der französischen Wehrkraft. Die klaffenden Lücken, welche das mexikanische Abenteuer in den Mannschaftsstand und das Waffenmaterial des Heeres gerissen, wurden endlich ausgefüllt und vor Allem die glänzenden Fortschritte der preußischen Waffentechnik, die man in früheren Jahren hochmüthig mißachten zu dürfen geglaubt hatte, nicht bloß eifrig verwerthet, sondern noch zu übertreffen gesucht. In erster Linie handelte es sich hierbei um das Zündnadelgewehr, welches den Preußen schon im dänischen Kriege gute Dienste geleistet, aber erst durch den ungeheuren Erfolg von Königgrätz aller Welt die volle Ueberzeugung von der Uebermacht der Hinterlader über die alten Vorderladegewehre beigebracht hatte. Nun erhielten die französischen Bataillone das Chassepotgewehr, einen ausgezeichneten Hinterlader, der in der That eine noch etwas bessere Armeewaffe war als das Zündnadelgewehr. Und um ähnliches beim schweren Geschütz, so zu sagen der Haupt- und Hauswaffe der napoleonischen Dynastie, zu erreichen, wurden auf eigenes Betreiben des Kaisers die Mitrailleusen eingeführt, die jedoch ihren Zweck nicht erfüllten, vielmehr nur als ein wenig brauchbares Mittelding zwischen Kanone und Gewehr sich darstellten. Schließlich kam die ganze gewaltige Rüstung sogar wieder in arges Stocken, weil an Stelle Niels, der am 13. August 1869 starb, der von höfischen Einflüssen begünstigte, im Uebrigen aber ebenso prahlerisch zuversichtliche wie unfähige Marschall Leboeuf die Leitung des Kriegswesens erhielt.

Herzog von Gramont.

Im Frühling 1870 mehrten sich die Anzeichen, daß der Friede nicht mehr lange erhalten bleiben werde. In Rom tagte das vatikanische Konzil, welches den Pabst für unfehlbar erklären, dem Ultramontanismus ungetheilte Herrschaft über die römische Kirche verschaffen und die katholischen Regierungen zum Kampfe gegen Liberale und Protestanten anregen sollte. An der Spitze der französischen Ultramontanen stand Kaiserin Eugenie, die sich den von Rom her wirkenden Antrieben mit solchem Feuereifer ergab, daß sie nach dem Kriege mit der evangelischen Vormacht Deutschlands wie nach der Erfüllung ihrer intimsten Wünsche verlangte und rastlos ihren Gemahl bedrängte, für ihren Krieg, für ihre petite guerre mit den Preußen endlich das Losungswort zu sprechen. Von Seiten der Radikalen und der Chauvinisten stürmte dieselbe Forderung auf den Kaiser ein: das französische Volk, ja sogar das französische Heer werde täglich unzufriedener; nur wenn Frankreich wieder die erste Macht Europas werde, nur wenn die große Nation dem gedemüthigten Preußenvolke den Fuß auf den Nacken setze, dürfe der Kaiser hoffen, von den schrecklichsten Ausbrüchen revolutionären Grolles verschont zu bleiben.

Der arme Napoleon wurde durch diese Zumuthungen und Drohungen hart betroffen. Wohl erstrebte er im letzten Grunde dasselbe wie die Chauvinisten und Ultramontanen. Aber in ruhigen Augenblicken erkannte er klar genug, daß seine eigenen diplomatisch-militärischen Vorbereitungen höchst unfertig und die preußischen Streitkräfte fast unbesiegbar stark seien. Die Unschlüssigkeit, die ihn deshalb ergriff, wurde noch durch Krankheitsanfälle gesteigert. Seine Willenskraft erlahmte so

gründlich, daß er geraume Zeit weder den Krieg zu beginnen, noch den Hetzern und Treibern entschlossenen Widerstand zu leisten wagte. Endlich gewannen die Letzteren, wie in solcher Lage nicht anders sein konnte, vollständig die Oberhand und führten den unseligen Mann raschen Schrittes in sein und ihr Verderben.

Die Katastrophe begann am 15. Mai mit der Berufung des Herzogs von Gramont in das Pariser Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Seit neun Jahren war Gramont Botschafter am Wiener Hofe gewesen. Seine Preußenfeindschaft war bekannt: in der letzten Zeit hatte er mit dem Herrn von Beust das Mögliche gethan, um die österreichisch-französische Allianz dem Abschlusse näher zu führen. Als er die Leitung der auswärtigen Politik Frankreichs erhielt, wußten König Wilhelm und seine Räthe, daß am Pariser Hofe die entscheidende Wendung eingetreten war.

Im Juni „studirte" Gramont die Frage der Gotthardbahn. Denn weil Italien und die Schweiz sich mit Deutschland zur Erbauung der kostspieligen Gotthardeisenbahn vereinigt hatten, so hielt der tolldreiste Staatsmann eine kurze Zeit lang für angezeigt, aus dieser unschuldigen Angelegenheit einen Kriegsvorwand herauszuschälen und durch wilde Deklamationen über Preußens Herrschsucht, welches nun auch die Schweiz und Italien in seine Machtsphäre hineinzuzwingen versuche, alle französische Herzen mit heißer Streitbegier zu erfüllen. Schließlich erschien ihm dieses Unternehmen jedoch gar zu abenteuerlich, und nicht am wenigsten mag hierzu der Rath des Herrn von Beust beigetragen haben, Frankreich möge den Anlaß zum Bruch mit Preußen einer nicht das ganze deutsche Volk, sondern nur das preußische Königshaus interessirenden Frage entnehmen.

Inzwischen war aber die Freundschaft König Wilhelms und Czar Alexanders, wenn auch nicht inniger — das war kaum möglich —, so doch in ihrer Bedeutung für die augenblickliche Lage noch bestimmter erkennbar und daher für die Feinde Preußens noch bedrohlicher als bisher geworden. Mitte Mai hatte der Czar einen mehrtägigen Besuch in Berlin gemacht, der den hohen Gast, seinen königlichen Wirth und die theilnehmende Bevölkerung der preußischen Hauptstadt in froher Vereinigung gezeigt hatte. Im Juni erwiderte König Wilhelm den Besuch in Ems, wohin der Czar zur Badekur gegangen war. Im Gefolge des Königs befanden sich Graf Bismarck und der russische Botschafter am preußischen Hofe, Herr von Oubril, zu deutlichem Zeichen, daß die Souveräne den Gefahren der nächsten Zukunft gegenüber in treuer Gemeinschaft Stellung zu nehmen wünschten. Was da in Ems beschlossen wurde, blieb natürlich strenges Geheimniß der Betheiligten; soviel aber lag auf flacher Hand, daß Rußland, wenn Preußens Feinde sich irgend eine Blöße geben sollten, dies unverzüglich zu seinen eigenen Gunsten verwerthen und mit seinem Vorgehen besonders Oesterreich bedrohen werde. Bestenfalls durften die Gegner erwarten, daß der Czar, wie späterhin eingetreten ist, neutral bleiben werde, so lange nur Frankreich mit Deutschland schlage; für jede Betheiligung eines Dritten werde er dagegen auch seinen Eintritt in den Kampf ankündigen. Die Vereinigung Oesterreichs mit Frankreich wurde hierdurch immer fraglicher, die vollständige Isolirung der Franzosen im Kriegsfalle immer wahrscheinlicher.

Für den Herzog von Gramont war diese ernste Mahnung gänzlich verloren. Unmittelbar nachdem er die Gotthardbahnfrage hatte fallen lassen, begann er spanische Händel nach einem brauchbaren Kriegsvorwand zu durchforschen. Hier schwebte schon seit Jahr und Tag eine Verhandlung darüber, ob nicht Prinz Leopold von Hohenzollern den spanischen Thron besteigen könne. Den Spaniern wäre er als König deshalb willkommen gewesen, weil er katholisch, der Sohn des sehr reichen Fürsten Karl Anton von Hohenzollern und, wenn auch nicht mit einer spanischen, so doch wenigstens mit einer portugiesischen Prinzessin vermählt war. Den Großmächten schien seine Kandidatur keinen Anstoß bieten zu können, da eifersüchtige Regungen nur dann als begründet angesehen werden durften, wenn ein Mitglied der Herrscherfamilien einer dieser Mächte auf den spanischen Thron erhoben werden sollte. Prinz Leopold war freilich ein Hohenzoller, indessen mit

dem preußischen Königshause war er, wie alle schwäbischen Hohenzollern, nur sehr entfernt verwandt, so entfernt, daß man auf die verwandtschaftlichen Beziehungen, die ihn durch seine Großmutter, die Prinzessin Antoinette Murat, mit Kaiser Napoleon verbanden, mindestens ebensoviel Gewicht hätte legen können. Trotzdem war die französische Regierung gleich beim ersten Auftauchen seiner Kandidatur unruhig geworden und hatte — im Frühling 1869 — den Grafen Benedetti angewiesen, das Berliner Kabinet auf den ernsten Charakter dieser Frage aufmerksam zu machen. Graf Bismarck aber hatte dem Botschafter erwidert, durch Annahme der spanischen Krone würde der Prinz sich den größten Gefahren und Enttäuschungen aussetzen, seine Regierung würde ohne Zweifel nur eine flüchtige Dauer haben, und sowohl der König als Fürst Karl Anton würden ihm daher gewiß nicht zur Annahme rathen. Dem entsprechend lehnte der Prinz auch im Herbst 1869, nachdem ihm ein offizieller Antrag gemacht worden war, die Kandidatur auf König Wilhelms Anrathen ab. Die Spanier wendeten sich jedoch, aus großer Verlegenheit um einen für ihr Land geeigneten Herrscher, im Frühling 1870 zum zweitenmal an ihn, und diesmal zeigte der thatenfrohe junge Prinz, uneingedenk jener Warnungen vor Gefahr und Enttäuschung, größere Geneigtheit zur Annahme der kaum haltbaren Stellung. Wäre er hierauf wirklich nach Spanien gegangen, so hätte ihn König Wilhelm nur mit lebhaftem Bedauern ziehen lassen können, und die Franzosen hätten den Verlauf seines gewagten Experiments, ohne sich über dasselbe irgendwie aufzuregen, mit ruhigem Gleichmuth, ja vielleicht mit Hohn und Spott beobachten dürfen.

Prinz Leopold von Hohenzollern.

Anders dachte der Herzog von Gramont. Daß noch ein zweiter Hohenzoller, neben König Wilhelm, einen großen Thron besteigen solle, schien ihm den erwünschtesten Kriegsvorwand zu bieten, zumal derselbe, wie er meinte, und wie ihm Herr von Beust gerathen, keine deutsch-nationale, sondern eine lediglich dynastische Frage betreffe. Diese müsse benutzt werden, und über diese müsse es nun, weil man einen bessern Anlaß nicht finden werde, zum Kriege kommen. Unfertigkeiten der eigenen Vorbereitung zum Kampfe dürften unter so günstigen Umständen nicht mehr in Betracht gezogen werden.

In solcher Weise, leichtfertig und ruchlos mit dem Frieden Europas, mit dem Glück von Millionen spielend, drängten und hetzten Gramont und dessen Gesinnungsgenossen im Pariser Kabinet den schwachen Kaiser zum frevelhaftesten Wagniß. Schon am 4. Juli, nur einen Tag nachdem amtliche Kunde von den Verhandlungen zwischen den Spaniern und dem Prinzen Leopold eingetroffen war, mußte der französische Geschäftsträger in Berlin „der peinlichen Empfindung" Ausdruck geben, welche die Annahme der spanischen Thronkandidatur durch den Prinzen in Paris hervorgerufen habe. Auf den Vorwurf, der in diesen Worten lag, antwortete für den abwesenden Grafen Bismarck der Staatssekretär von Thile achselzuckend, diese Angelegenheit gehe, da der Prinz

freier Herr seiner Entschlüsse sei, Preußen lediglich nichts an, und er sei deshalb auch nicht in der Lage, darüber Auskunft zu geben; wolle die französische Regierung Bescheid haben, so müsse sie sich an den Prinzen selber wenden. An demselben Tage eröffneten außerdem in Paris die Minister Gramont und Emile Ollivier dem preußischen Gesandten von Werther, er möge dem König Wilhelm mittheilen, wie peinlich überrascht der Kaiser und dessen Regierung durch die Annahme der spanischen Krone von Seiten des Prinzen seien. Man gebe sich zwar noch der Hoffnung hin, der König werde den Prinzen veranlassen, die ihm angebotene Krone auszuschlagen. Sollte jedoch König Wilhelm anders beschließen, so könne die Gefahr einer Katastrophe nicht verhehlt werden. Auf die Frage des Gesandten, ob das Wort Katastrophe eine Kriegsdrohung in sich berge, erwiderte Ollivier: „Im Namen des Kaisers und seiner Regierung muß ich diese Frage bejahen; ja, es ist eine Kriegsdrohung."

Zwei Tage darauf unterrichtete Gramont sogar ganz Frankreich in ostensibelster Weise von den „peinlichen Empfindungen" seiner Regierung, indem er auf eine Interpellation im gesetzgebenden Körper antwortete: „Wir haben nicht aufgehört, der spanischen Nation unsere Sympathie zu bezeugen und Alles zu vermeiden, was den Schein haben könnte, als wollten wir uns irgendwie in die inneren Angelegenheiten einer edlen und großen Nation einmischen, die in voller Ausübung ihrer Souveränetät ist. Wir werden diese Haltung auch ferner beobachten, aber wir glauben nicht, daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolks uns verpflichtet, zu dulden, daß eine fremde Macht, indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setzt, dadurch zu ihrem Vortheil das gegenwärtige Gleichgewicht der Mächte Europas derangiren und so die Interessen und die Ehre Frankreichs gefährden könnte. Wir hoffen, daß diese Eventualität sich nicht verwirklichen wird. Wenn es jedoch anders kommen sollte, so würden wir, stark durch Ihre Unterstützung, meine Herren, und durch die der Nation, unsere Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwäche zu erfüllen haben."

Dieser aufreizenden Erörterung mit ihrer pompösen Phrase über den Thron Karls V. fügte Gramont bald darauf noch weitere Stachelreden hinzu. Wie viele Demüthigungen habe Frankreich seit 1866 geduldig von Preußen hingenommen, den Sieg von Königgrätz, die Gründung des norddeutschen Bundes, die Schutz- und Trutzbündnisse mit Süddeutschland, den Luxemburger Handel, die Schöpfung der Gotthardbahn! Aber der preußische Prinz auf dem spanischen Throne mache das Maß voll und bringe den Kelch zum Ueberlaufen. Frankreich werde dies nun und nimmermehr dulden, und Preußen müsse außerdem Garantien für sein künftiges Wohlverhalten geben. Spanien wegen der Wahl Leopolds den Krieg zu erklären, komme der französischen Regierung natürlich nicht in den Sinn; sie halte sich einfach an diejenige Macht, von der die im Dunkeln betriebene Kabale ausgehe.

Ultramontane und Chauvinisten jubelten auf, als die Regierung sich in solcher Weise vernehmen ließ, und jede Spalte der Zeitungen trug den Kriegslärm bis in die stillsten Winkel des Landes. „Frankreich," so hieß es, „erhebt sich — glühend und bereit, zu marschiren." — „Preußen muß für sein Auftreten gegen Dänemark und Oesterreich gezüchtigt und für alle Zeit unschädlich gemacht, es muß ihm der Rhein weggenommen werden." — „Für die Preußen ist ‚das Caudinische Joch' bereit. Sie werden sich darunter beugen, und zwar ohne Kampf besiegt und entwaffnet, wenn sie es nicht wagen, einen Kampf aufzunehmen, dessen Ausfall nicht zweifelhaft ist. Unser Kriegsgeschrei ist bis jetzt ohne Antwort geblieben. Die Echos des deutschen Rheines sind noch stumm. Hätte zu uns Preußen die Sprache gesprochen, die Frankreich spricht, wir wären schon längst unterwegs."

Die Echos des deutschen Rheines waren in der That merkwürdig stumm. König Wilhelm verlebte diese Tage in scheinbar sorgloser Ruhe im Bad zu Ems; Bismarck, Roon und Moltke

verweilten auf ihren Landgütern. Die Herren der deutschen Staatsleitung wollten und konnten der Welt ein sprechendes Zeugniß ihrer friedlichen Stimmung geben. Der König und Bismarck wußten ja recht gut, daß die internationalen Beziehungen der europäischen Mächte nicht zu Frankreichs, sondern zu Deutschlands Gunsten sprachen; und Moltke hatte dem König schon vor geraumer Zeit den allergenauesten Plan unterbreitet, wie die deutsche Wehrkraft im Kriege mit Frankreich zu mobilisiren und wie der Feldzug zu beginnen sei. Wozu also sich beunruhigen? Mochten die Franzosen weiter toben und wüthen, bis sie sich vollends ins Unrecht gesetzt hatten.

General Moltke auf seinem Landgut im Juli 1870.

Hieran ließen sie es denn auch nicht fehlen, und häuften Fehler auf Fehler, Schmach für sich selber auf Schmach. In der Angst, den schönen, endlich ergatterten Kriegsvorwand nur ja nicht zu verlieren, beschloß Gramont, die spanische Frage nicht auf amtlichem Wege, von Ministerium zu Ministerium, zu behandeln, sondern ihre Lösung direkt von König Wilhelm und in der denkbar brutalsten Weise zu fordern. Am 9. Juli erbat Graf Benedetti, der vom Wildbad, wo er sich einer Kur halber aufgehalten hatte, auf Gramonts Befehl schleunigst nach Ems gereist war, eine Audienz beim Könige und begann hiermit den berüchtigten diplomatischen Feldzug, durch den er ein wahres Unwetter von Zorn, Haß und Hohn gegen sich entfesselt hat. Der arme Mann ist dadurch härter bestraft worden, als er verdient. Er war ein aalglatter, äußerst zungenfertiger Korse, als Diplomat vollendet höflich und formgewandt, in den vornehmen Kreisen Berlins persönlich wohlgelitten, vom Könige sogar mit dem Orden des schwarzen Adlers geehrt. Sein Fehler war nur, daß er, der allerdings schon seit Jahren die klägliche napoleonische Politik bei der preußischen Regierung gehorsam vertreten hatte, nun auch ohne Weigern sich zum Sprachrohr hergab für die pöbelhaften Zumuthungen, durch die Gramont den König Wilhelm zum Bruch mit

Frankreich zu nöthigen entschlossen war. Als er am 9. Juli vor dem König erschien, begrüßte ihn dieser sehr freundlich mit den beschwichtigenden Worten: „Ich weiß, weshalb Sie kommen; aber über die hohenzollernsche Kandidatur wollen wir uns nicht entzweien.“ Der Botschafter erhob jedoch dem kategorischen Befehle nach, den er erhalten, sogleich die schwer wiegende Forderung, daß der König die Kandidatur des Prinzen Leopold mißbillige und demselben befehle, von ihr zurückzutreten. König Wilhelm hatte hierauf die große Güte, in langer Erörterung auszuführen, die preußische Regierung sei der ganzen Angelegenheit vollständig fremd geblieben, ja sie habe sogar nichts davon gewußt; er selber habe, als ihm der Prinz vor Kurzem seinen Entschluß mitgetheilt, denselben keineswegs ermuntert, er habe ihm nur nicht untersagt, seinen Wünschen zu folgen; anders zu handeln sei ihm unmöglich gewesen, und auch jetzt noch müsse er daran festhalten, weil der Prinz vollständige Freiheit für seine Entschlüsse besitze. Ein Verzicht auf die Kandidatur könne daher nur von dem Prinzen oder von den Spaniern ausgehen, und bei diesen möge die französische Regierung jede zur Erreichung ihres Wunsches geeignet erscheinende Anstrengung machen. Diese Antwort, so treffend sie auch den Sachverhalt darlegte, genügte natürlich dem französischen Ministerium ganz und gar nicht, und dessen immer hitzigerem Drängen Folge leistend, erbat und erhielt Benedetti am 11. Juli eine zweite Audienz, in der er die gleiche Forderung wie vorher dem Könige „mit allen erdenklichen Gründen“ annehmbar zu machen suchte. Nach dem Bericht, den er hierüber nach Paris schickte, bewahrte er zwar in Wort und Haltung immer das nöthige Maß, steigerte jedoch den Ton seiner Rede so hoch, wie er, ohne seiner Aufgabe zu schaden, nur irgend wagen zu dürfen glaubte. König Wilhelm hörte ihn auch diesmal mit ungemeiner Geduld und Nachsicht an, blieb jedoch im Uebrigen fest auf dem einmal eingenommenen Standpunkte, daß ihn die Sache nichts angehe, und verwies den Botschafter wiederholt an den Prinzen und die Spanier.

Kronprinz Friedrich Wilhelm auf der Terrasse des Neuen Palais am 9. Juli 1870.

Inzwischen hatte er aber selbstverständlich seine schwäbischen Stammesvettern von dem Gebaren der Franzosen unterrichtet. Eine schnelle Verbindung mit Prinz Leopold, der sich gerade auf einer Alpenreise befand, war nicht leicht herzustellen. Dafür trat dessen Vater, Fürst Karl Anton, mit dem Versuch ins Mittel, die Intrigue des Herzogs von Gramont rechtzeitig zu durchkreuzen. Es war ja nicht denkbar, daß Prinz Leopold sich auf das ohnehin schon so mißliche spanische Abenteuer auch dann einlasse, wenn er dadurch sein Vaterland in den blutigsten Krieg stürze, und deshalb brachte Fürst Karl Anton am 12. Juli im Namen seines Sohnes das patriotische Opfer, auf dessen Kandidatur um die spanische Krone feierlich Verzicht zu leisten.

Sofort aber wurden die wahren Absichten offenbar, welche das französische Ministerium beim Aufwerfen der spanischen Frage von Anfang an gehegt, und die Gramont schon mit jenen Worten, daß Preußen diesmal nicht bloß nachgeben, sondern außerdem für sein künftiges Wohlverhalten Garantien liefern müsse, verständlich genug angedeutet hatte. Noch am 12. Juli erklärten Gramont und Ollivier dem Herrn von Werther, der Verzicht des Prinzen sei in ihren Augen Nebensache, denn Frankreich würde doch dessen Thronbesteigung nie geduldet haben. Die Hauptsache sei die Beseitigung der durch das Verfahren der preußischen Regierung bei dieser Angelegenheit im französischen Volke entstandenen Verstimmung. Um hierzu zu gelangen, sei am geeignetsten, daß König Wilhelm einen Brief folgenden Inhalts an den Kaiser richte: „Indem er den Prinzen ermächtigt habe, die spanische Krone anzunehmen, habe er nicht gemeint, den Interessen oder der Würde des französischen Volkes zu nahe zu treten. Er schließe sich jetzt dem Verzicht des Prinzen an und spreche den Wunsch aus, daß damit jede Ursache eines Mißverständnisses zwischen seiner Regierung und der des Kaisers beseitigt sein möge."

Auf der Promenade zu Ems am 13. Juli 1870.

Unerhörte, freche Zumuthung! Der König sollte einen Entschuldigungsbrief schreiben, sollte sich entschuldigen wegen eines erdichteten Fehltritts, und sollte seine Entschuldigung womöglich genau in die Worte kleiden, welche die Minister seinem Gesandten angaben.

Aber noch nicht genug! Gramont fürchtete augenscheinlich, daß deutsche Langmuth auch hierüber noch friedlich verhandeln werde — hatte doch Herr von Werther die Schwäche, die beleidigenden Eröffnungen der Minister geduldig anzuhören und zur Berichterstattung anzunehmen —, und beauftragte deshalb den Grafen Benedetti, unumwunden vom Könige zu verlangen, daß derselbe sich der Verzichtleistung des Prinzen Leopold anschließe und dem Kaiser Napoleon die Versicherung gebe, die Kandidatur niemals wieder zu genehmigen.

In der Morgenfrühe des 13. Juli erbat Benedetti die dritte Audienz. Der König gewährte sie sofort, indem er den ihm auf der öffentlichen Brunnenpromenade begegnenden Botschafter freundlich begrüßte und ihm hier gestattete, sein Anliegen vorzubringen. Benedetti äußerte zunächst

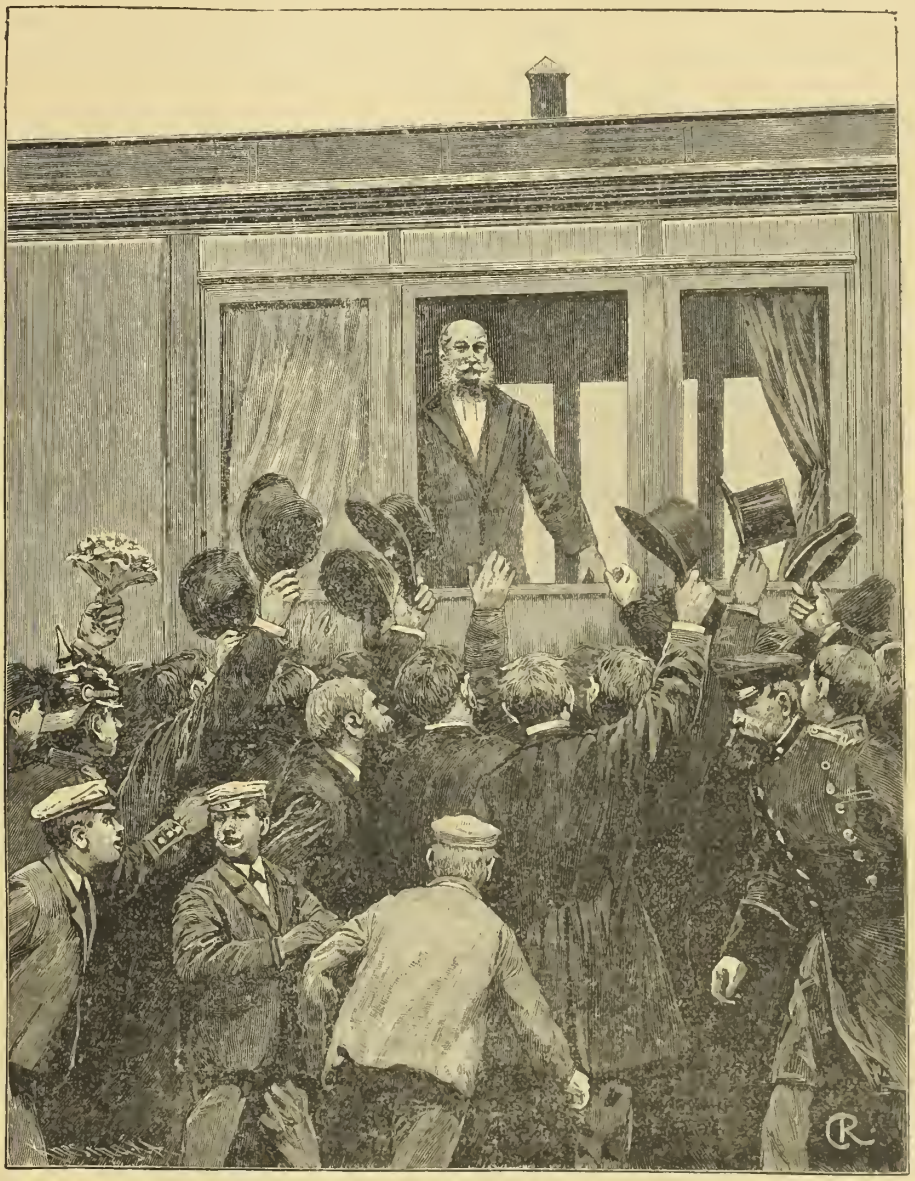
seine Befriedigung, daß man zur Beseitigung der Differenzen einen Schritt näher gekommen sei. König Wilhelm, der erst seit Kurzem Prinz Leopolds Verzicht, nicht aber Gramonts weitergehende Pläne kannte, rief hierauf verwundert aus: „Einen Schritt näher? Ich denke, die Sache ist erledigt". Nun begann Benedetti sich seines neuen Auftrages zu entledigen, indessen er war doch soweit ein Ehrenmann, daß er die ungeheuerliche Zumuthung, der König solle der hohenzollernschen Kandidatur auch für alle Zukunft seine Genehmigung versagen und dies dem Kaiser schriftlich mittheilen, trotz seiner höfischen Gewandtheit nur stotternd vorbrachte. König Wilhelm war auch in diesem Falle gütig genug, in ruhiger Erklärung zu erwidern, er könne die Verzichtleistung des Prinzen Leopold, die den preußischen Staat nicht berühre, höchstens als Privatmann, nicht aber als König von Preußen billigen, könne daher auch keine Garantie gegen ein Wiederaufleben der Kandidatur geben und müsse überhaupt jede Verbindlichkeit für die Zukunft in dieser wie in jeder andern Sache zurückweisen. Wenn die französische Regierung an dieser Erklärung kein Genüge habe, so möge sie sich an seine Minister wenden. Benedetti wagte trotzdem, auf seiner Forderung zu beharren: „Von der Regierung des Kaisers beauftragt, kann ich leider nicht anders als Eurer Majestät selbst —". Der König unterbrach ihn: „Jedenfalls ist dies nicht der Ort zu Verhandlungen solcher Art". Aber Benedetti fuhr fort: „Die Regierung des Kaisers hat mir die schleunige Erledigung der Sache zur Pflicht gemacht. Und auf die Gefahr hin —". Das war zu viel! Der König mußte ein Ende machen, und er, der selbst abweisende Bescheide sonst stets in milde Form kleidete, wendete sich mit dem Ausdruck eisiger Höflichkeit in Haltung und Gebärde von dem Botschafter ab und zu dem ihn begleitenden Adjutanten Grafen von Lehndorff. Dem redefertigen Korsen erstarrte das Wort im Munde, während der König zum Adjutanten sprach: „Sagen Sie doch diesem Herrn, daß ich ihm nichts weiter mitzutheilen habe".

An der Stelle der Emser Brunnenpromenade, wo der König dem bonapartistischen Frevelmuth diese Abfertigung zu Theil werden ließ, ist ein Stein eingelassen mit der Inschrift:

13. Juli
1870
9 Uhr 10 Min.
Morgens.

Die Abfertigung war gründlich und verdient; gleichwohl beendigte sie den Verkehr des Königs mit dem Botschafter noch nicht. Denn König Wilhelm wollte sich durch die Aufdringlichkeit, deren er sich hatte erwehren müssen, nicht beleidigt zeigen. Es genügte ihm, ein Gespräch, welches er Ehren halber nicht fortsetzen lassen durfte, einfach abgeschnitten zu haben; und deshalb ließ er dem Grafen Benedetti einige Stunden später durch seinen Generaladjutanten, den Fürsten Radziwill, sagen, er habe soeben die schriftliche Mittheilung des Fürsten Karl Anton, die bisher noch gefehlt hatte, von der Verzichtleistung des Prinzen Leopold auf die spanische Kandidatur erhalten, und er billige den Verzicht nicht bloß, sondern ermächtige auch den Grafen, die Regierung des Kaisers hiervon zu benachrichtigen. Benedetti, über die Wiederanknüpfung des Verkehrs sehr erfreut und weit davon entfernt, etwa seinerseits sich beleidigt zu fühlen, benutzte diese Aeußerung, um seinen Dank für dieselbe mit der Bitte um eine vierte Audienz zu verknüpfen. Weil er aber hierbei nicht verschwieg, daß er wiederum nur Bürgschaften gegen die Erneuerung der hohenzollernschen Kandidatur erstreben werde und müsse, so lehnte der König entschieden ab, sich auf weitere Diskussionen einzulassen, gestattete jedoch dem Botschafter, der sich endlich zur Abreise rüstete, sich persönlich zu verabschieden. Im königlichen Salon des Emser Bahnhofs empfing König Wilhelm, als er einen Ausflug nach Koblenz zu machen im Begriff stand, den Grafen für einen Augenblick und entließ ihn mit kurzem freundlichen Worte.

Mit diesen Ereignissen hatte die Pariser Kriegspartei natürlich gewonnenes Spiel. Sie konnte, weil der König keine „Garantien für die Zukunft" gegeben hatte, Frankreich und Europa durch pathetische Deklamationen über preußische Heimtücke und Hinterlist irre zu führen versuchen, und sie konnte mit gleicher Wahrheitsliebe sogar die Nothwehr, durch welche König Wilhelm sich die ehrenrührigen Erörterungen Benedettis am 13. Juli Morgens vom Leibe gehalten hatte, zu einer Beleidigung des Botschafters, zu einer tödtlichen Verletzung der kaiserlichen Würde selber aufbauschen. Dies haben Gramont und Genossen auch nach Kräften gethan. Straßen und Gassen von Paris haben bald von wildem Kriegsgeschrei, von dem Ruf „Nach Berlin, nach Berlin!" widergehallt. Dem preußischen Gesandtschaftshotel wurden die Fenster eingeworfen, und wo die Aufregung noch nicht lebhaft genug zu sein schien, halfen wüste, von der Regierung gedungene Schaaren, dieselbe zu schüren. Von dem allgemeinen Taumel ließ sich der Kaiser freilich nicht fortreißen. Körperlich leidend und von Sorgen zerquält, weil er wenigstens eine Ahnung von Deutschlands Stärke und Frankreichs Schwäche hatte, schwankte er unschlüssig hin und her, ob er wirklich den letzten Schritt thun, das Signal zum Beginn des schrecklichsten Kampfes geben sollte. Aber die Hetzer an seiner Seite, Minister und Höflinge, Bonapartisten und Klerikale, vor Allen die leidenschaftliche Kaiserin, die von leichtem Sieg und reichen Lorbeeren in „ihrem kleinen Kriege" träumte, entrissen ihm endlich die Erlaubniß Deutschland den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Am 15. Juli erklärte Gramont im gesetzgebenden Körper zu Paris, man müsse schnell handeln, um Preußen keine Zeit zu lassen, den Franzosen mit Rüstungen zuvor zu kommen. „Das Verfahren Preußens ist eine Beleidigung für den Kaiser und für ganz Frankreich, und wenn sich, was ich für unmöglich halte, in meinem Vaterlande eine Kammer fände, solches zu ertragen, so würde ich nicht fünf Minuten mehr Minister bleiben. Der Krieg ist besser als der bewaffnete Friede."



König Wilhelms Fahrt von Ems nach Berlin.

Sollte hiernach der Kampf noch unterbleiben, so war dies nur möglich, wenn sich neutrale

Mächte mit voller Wucht zwischen die Streitenden warfen, oder richtiger auf Preußens Seite stellten und das Gewebe von List und Lüge, mit dem Frankreich sich einen Kriegsvorwand zurecht gemacht hatte, rückhaltslos brandmarkten. Von zwei Seiten wurde ein Vermittelungsversuch gemacht, aber beide Male in sehr verkehrter Weise. In England war lautes Zähneklappern wegen der Störungen, die der englische Handel durch einen unabsehbaren Krieg erleiden konnte. Das englische Ministerium wagte jedoch nicht, die Franzosen als die alleinigen Friedensstörer mit seinem Unwillen zu bedrohen, sondern machte in kaum glaublicher Verblendung einen Versuch, den König Wilhelm zum Verbot auch jeder künftigen Kandidatur des Prinzen Leopold um den spanischen Thron zu bewegen, und wendete sich, nachdem derselbe erfolglos geblieben, mit dem Anerbieten seiner guten Dienste zur Friedensstiftung gleichmäßig an beide Theile, ein Verfahren, welches den Hochmuth der Bonapartisten, anstatt ihn zu dämpfen, nur noch steigerte. Etwas später, nachdem der Krieg von Seiten der Franzosen schon amtlich erklärt war, that Papst Pius IX. denselben Schritt. Er mag ihn in guter Meinung unternommen, er mag, „als Stellvertreter des Gottes des Friedens auf Erden" nur die Erhaltung des Friedens erstrebt haben, als er dem Kaiser Napoleon und dem König Wilhelm brieflich seine Vermittelung anbot; aber seine Rathgeber beabsichtigten ohne Zweifel, den König scheinbar in tiefes Unrecht zu versetzen, da sie wissen mußten, daß derselbe Angesichts der Thaten und Worte Frankreichs auf Verhandlungen nicht mehr eingehen konnte. König Wilhelm vernichtete auch diese Intrigue durch die ebenso schöne wie sachlich treffende Antwort, die er Pius IX. ertheilte:

„Sehr erhabener Papst! Ich war tief bewegt, als ich die von Ihrer Hand aufgezeichneten, rührenden Worte las, um mich die Stimme des Gottes des Friedens hören zu lassen. Wie könnte mein Herz einen so mächtigen Ruf nicht hören! Gott ist mein Zeuge, daß weder ich noch mein Volk den Krieg gewünscht oder hervorgerufen haben. Indem wir den geheiligten Pflichten, welche Gott den Souveränen und den Nationen auflegt, gehorchen, ergreifen wir das Schwert, um die Unabhängigkeit und die Ehre des Vaterlandes zu vertheidigen, und wir werden immer bereit sein, es niederzulegen, sobald diese Güter bewahrt sein können. Wenn Eure Heiligkeit mir von Seiten dessen, welcher den Krieg so unvermuthet erklärt hat, die Versicherung aufrichtig friedlicher Gesinnungen und Bürgschaften gegen die Rückkehr eines ähnlichen Angriffs auf den Frieden Europas geben könnten, so würde ich sicher mich nicht weigern, sie aus den verehrungswürdigen Händen Eurer Heiligkeit zu empfangen, mit der ich durch die Bande der christlichen Liebe und einer aufrichtigen Freundschaft verbunden bin."

Inzwischen hatte König Wilhelm Ems verlassen. Am 15. Juli reiste er über Kassel, Göttingen, Magdeburg und Brandenburg nach Berlin. Die Fahrt ging also durch neu- wie altpreußische Lande, überall aber wurde der König mit der gleichen Begeisterung begrüßt. In den Bahnhöfen drängten sich Kopf an Kopf Beamte, Offiziere, Geistliche, Bürger und Bauern, und auf jeder Station wurde der königliche Zug mit donnerndem Jubelruf empfangen. Die Allgemeinheit dieser Begeisterung lieferte einen schlagenden Beweis, daß den Franzosen gründlich mißlungen war, durch ihren nichtsnutzigen Kriegsvorwand die Dynastie der Hohenzollern von dem deutschen Volke zu trennen, oder wenigstens das Letztere in Parteien zu spalten. Die wahre Bedeutung der spanischen Frage war in allen Schichten der Bevölkerung klar erkannt worden: auch der schlichteste Mann hatte bald gefühlt, daß es sich um einen Angriff nicht auf den König, sondern auf Deutschland handele. Und daß die Franzosen den diplomatischen Feldzug mit einem Akt schnödester Brutalität begonnen, daß sie den greisen König Wilhelm bei der Erholung, die er im Bade gesucht, hinterlistig überfallen hatten, das machte die Herzen vollends erbeben, das ließ den alten Todhaß gegen den bösen Erbfeind doppelt furchtbar in ihnen auflodern und erfüllte sie

mit schwärmerischer Verehrung für den edeln Monarchen. So empfanden, gleich den Bewohnern der preußischen Stammlande, Hessen und Hannoveraner; und zuversichtlich durfte darauf gerechnet werden, daß die Brüder im Süden des Mains den Männern des deutschen Nordens in treuem Patriotismus nicht nachstehen würden.

Bis Brandenburg waren dem Könige der Kronprinz, Bismarck, Roon und Moltke entgegengefahren. Der Rest der Reise verlief schnell im Gespräch über die drangvolle Lage. Berlin wurde gegen 9 Uhr Abends erreicht. Auf dem dortigen Potsdamer Bahnhofe empfingen den König ganze Schaaren von Prinzen und Generälen, Ministern und Hofbeamten. Im Wartezimmer des Bahnhofs wurde dem Könige eine Depesche übergeben, welche jene, am selben Tage von Gramont im gesetzgebenden Körper zu Paris gesprochenen und einer Kriegserklärung gleichkommenden Worte enthielt. Kalter Ernst überzog beim Lesen derselben das Antlitz König Wilhelms, und, zu Moltke gewendet, fragte er: „Bis wann kann die Mobilisirungsordre für die ganze Armee unterzeichnet sein?“ — „Bis Abends 10 Uhr, Majestät.“ — „Gut, ich werde sie unterzeichnen.“

„Nu jetzt det olle Biesen wieder an.“

Vom Bahnhofe fuhr der König mit dem Kronprinzen nach seinem Palais. Auf dem ganzen Wege waren Bürgersteig und Fahrdamm der Straßen von Menschenmassen, die entblößten Hauptes dem Herrscher zujauchzten, so dicht erfüllt, daß der königliche Wagen mehrfach anhalten mußte: alle Fenster der Häuser waren bis unter die Dächer in gleicher Weise besetzt; überall wehten Tücher, Schleier und Fahnen. Tief ergriffen rief der König aus: „Das ist gerade wie 1813“. Und als er den Wagen verließ, sagte er zu seiner Umgebung: „Bei einer solchen Begeisterung meines Volkes ist uns der Sieg sicher. Wir können der Zukunft ohne Furcht entgegensehen“. Nachdem er sein Palais betreten und Bismarck und Moltke zur Erledigung der dringendsten Geschäfte zu sich entboten hatte, wurde er durch tausendstimmigen Zuruf und den Jubelgesang des „Heil Dir im Siegerkranz“ noch wiederholt genöthigt,

sich am Fenster zu zeigen, bis er endlich die froh erregte Menge „bitten ließ, nach Hause zu gehen; er habe noch viel und Schweres zu arbeiten diese Nacht". Sofort verbreitete sich der Ruf: „Nach Hause, der König will Ruhe!" und in wenigen Minuten war der weite Platz geleert.

König Wilhelm hatte Recht, sich an den wundervollen Frühling 1813 erinnert zu fühlen. Der Mobilisirungsordre für den norddeutschen Bund folgte am nächsten Tage die gleiche Ordre in den süddeutschen Staaten. Die Führer der württembergischen Demokratie und des bayrischen Ultramontanismus machten freilich noch ein paar schwache Versuche, ihren Preußenhaß durch Fernhaltung der süddeutschen Streitkräfte vom nationalen Kriege zu bethätigen, doch mußten sie vor dem Sturm des opferfreudigsten Patriotismus, der sie rings umbrauste, sehr schnell die Segel streichen. In wüthendem Aerger über die Vereinigung der Südstaaten mit dem Nordbunde stießen die Franzosen ruchlose Drohungen gegen die Ersteren, vornehmlich gegen das ihnen benachbarte Baden, aus: zur Strafe werde dieses schöne Land noch ärger verwüstet werden als die Rheinpfalz in den Tagen Ludwigs XIV., man werde Städte und Dörfer vollständig ausplündern, man werde die Männer erschlagen und selbst die Frauen nicht verschonen — schmähliche Worte, die aber nur dazu dienten, dem Thatendurst und Kampfeszorn der Süddeutschen die letzte Weihe zu geben. So verschwand im deutschen Leben alles Trennende, so erhob sich das ganze Volk vom Hochgebirge des Südens bis zu den Meeren des Nordens einmüthig gegen die Frevler, die Alles, was ihm heilig war, frech antasteten. Eine ungeheure Erregung ergriff die Männerkraft der Nation. Freudig eilte der Landwehrmann zu den alten Fahnen, begeisterungsvoll bat der unbärtige Jüngling, zur Führung der Waffe, die seinem Arme fast zu schwer war, hinzugelassen zu werden. Die tiefe Bewegung des deutschen Gemüthes fand ihren Ausdruck in Lied und Gesang. In mächtigen Akkorden erscholl „die Wacht am Rhein" und, furchtbare Erinnerungen weckend, schlug die ewig junge Kriegspoesie von 1813 dröhnend an Frankreichs Ohr. Aber neben den erhabensten Tönen wagten sich, in felsenfestem Vertrauen auf Deutschlands Macht und Sieg, auch derber Spott und Hohn über den jämmerlichen Napoleon und die ganze kaiserliche Bande dreist heraus. Am 13. Juli Morgens in Ems

— sah unser Wilhelm Rexe
Sich das klägliche Gewächse (Benedetti)
Mit den Königsaugen an,
Sagte gar nichts, sundern
Wandte sich, so daß bewundern
Jener seinen Rücken kann.

Füsilier Kutschke spürte dem „im Busch herumkrauchenden Napoleon" lustig und eifrig nach, und ein brandenburgischer Landwehrmann sprach beim Empfang des Befehls zum Einrücken, halb ärgerlich, daß er seine bürgerliche Beschäftigung unterbrechen mußte, die denkwürdige Prophezeihung: „Nu jeht det olle Siejen wieder an".

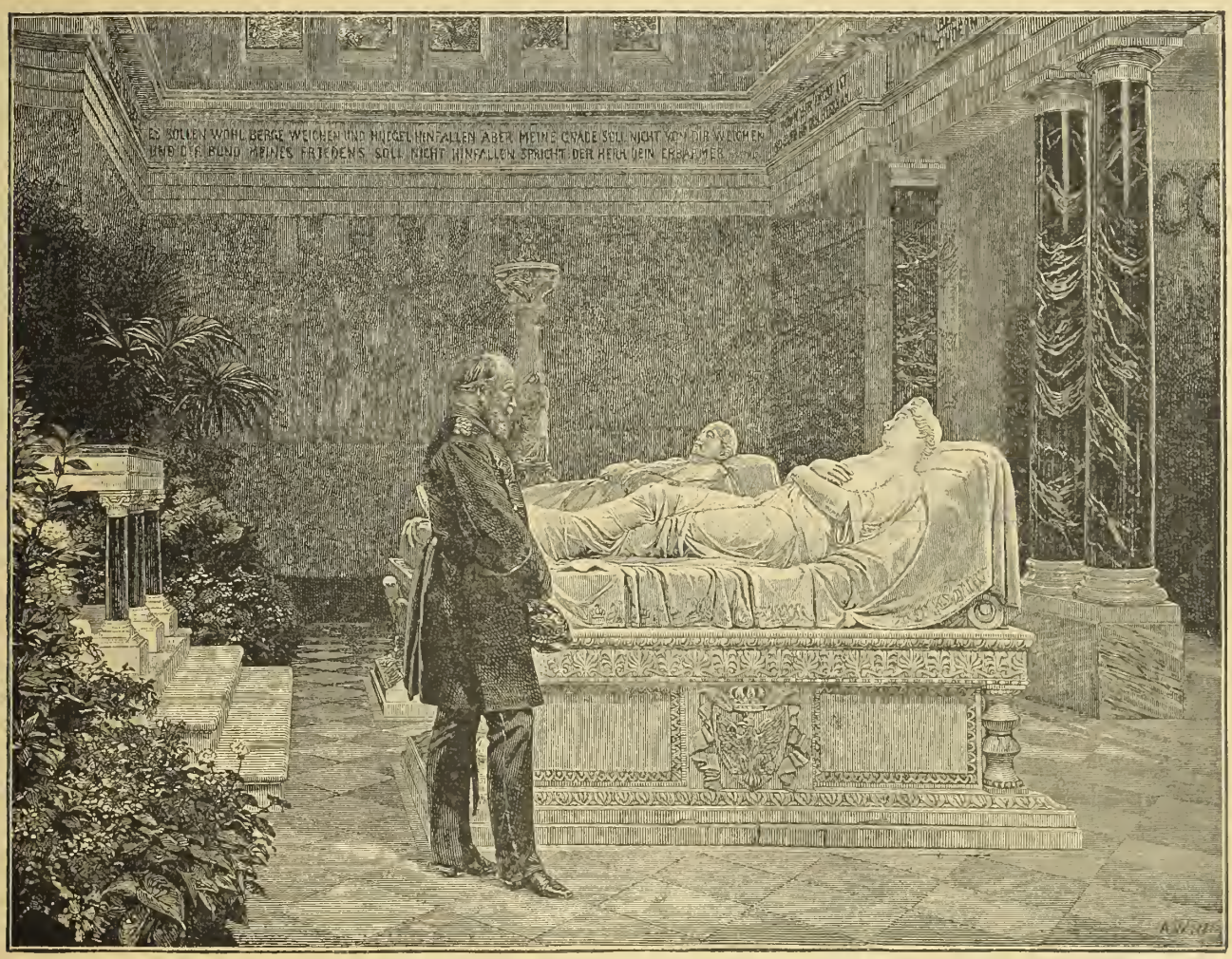
Am 19. Juli eröffnete König Wilhelm den Reichstag des norddeutschen Bundes, den er sogleich bei seiner Rückkehr nach Berlin zu einer außerordentlichen Sitzung einberufen hatte. Die Thronrede enthielt hohe Worte, die Frankreich moralisch vernichteten, jedes deutsche Herz mit stolzer Freude füllten.

„Die spanische Thronkandidatur eines deutschen Prinzen hat dem Gouvernement des Kaisers der Franzosen den Vorwand geboten, in einer dem diplomatischen Verkehr seit langer Zeit unbekannten Weise den Kriegsfall zu stellen und denselben, auch nach Beseitigung jenes Vorwandes, mit jener Geringschätzung des Anrechts der Völker auf die Segnungen des Friedens festzuhalten, von welcher die Geschichte früherer Beherrscher Frankreichs analoge Beispiele bietet."

„Hat Deutschland derartige Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte,

wie stark es war. Heut, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu knüpfen begannen, die deutschen Stämme je länger, desto inniger verbindet; heut, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Oeffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewaltthat."

„Es ist keine Ueberhebung, welche mir diese Worte in den Mund legt. Die verbündeten Regierungen, wie ich selbst, wir handeln in dem vollen Bewußtsein, daß Sieg und Niederlage in der Hand des Lenkers der Schlachten ruhen. Wir haben mit klarem Blicke die Verantwortlichkeit ermessen, welche vor den Gerichten Gottes und der Menschen den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europas zu verheerenden Kriegen treibt."



König Wilhelm im Mausoleum zu Charlottenburg im Juli 1870.

„Das deutsche und das französische Volk, Beide die Segnungen christlicher Gesittung und steigenden Wohlstandes gleichmäßig genießend und begehrend, sind zu einem heilsameren Wettkampfe berufen als zu dem blutigen der Waffen."

„Doch die Machthaber Frankreichs haben es verstanden, das wohlberechtigte, aber reizbare Selbstgefühl unseres großen Nachbarvolkes durch berechnete Mißleitung für persönliche Interessen und Leidenschaften auszubeuten."

„Je mehr die verbündeten Regierungen sich bewußt sind, Alles, was Ehre und Würde gestatten, gethan zu haben, um Europa die Segnungen des Friedens zu bewahren, und je unzweideutiger es vor Aller Augen liegt, daß man uns das Schwert in die Hand gezwungen hat, mit um so größerer Zuversicht wenden wir uns, gestützt auf den einmüthigen Willen der deutschen Regierungen des Südens wie des Nordens, an die Vaterlandsliebe und Opfer-

freudigkeit des deutschen Volkes mit dem Aufrufe zur Vertheidigung seiner Ehre und seiner Unabhängigkeit."

„Wir werden nach dem Beispiele unserer Väter für unsere Freiheit und für unser Recht gegen die Gewaltthat fremder Eroberer kämpfen, und in diesem Kampf, in dem wir kein andres Ziel verfolgen, als den Frieden Europas dauernd zu sichern, wird Gott mit uns sein, wie er mit unsern Vätern war." —

Nachdem er mit diesen Worten die Sitzung des Reichstages eröffnet, begab der König sich nach Charlottenburg, um im dortigen Mausoleum in stiller Betrachtung am Grab seiner Eltern zu weilen. War es doch der 19. Juli, der Todestag der Königin Luise, der die schmerzlichsten wie die erhebendsten Erinnerungen weckte. Ueberwältigende Gefühle erschütterten den greisen Monarchen, als er sein Auge auf die hehren Bildnisse der Eltern richtete. Da lag sie vor ihm, die edle Dulderin, die vor 60 Jahren an gebrochenem Herzen, erdrückt von der Tyrannei Napoleons I. gestorben war. Aber neben ihr ruhte ihr Gatte, der Preußen und Deutschland an den Franzosen gerächt, der zum Andenken an die Dahingeschiedene an ihrem Geburtstage das Ehrenzeichen des heiligen Krieges, das eiserne Kreuz, geschaffen hatte. Erhoben die wälschen Nachbarn nun abermals ihr wüstes Kriegsgeschrei, erzwangen sie es, daß die gesegnetsten Länder Europas mit Blut und Flammen sich bedeckten, daß Tausende deutscher Männer dem Tod, der Verstümmelung, elendem Siechthum verfielen, bedrohten sie ihn, den Sohn Luisens, mit derselben Demüthigung, der die Mutter erlegen, so sollten sie erfahren, daß er dem Vater an zähem Muth nichts nachgebe, daß er glücklicher als dieser, gestützt auf die geeinigte Kraft der Nation, ihnen ein furchtbarer Feind sein, Frankreichs Uebermacht zu Deutschlands Heil für immer brechen werde. Aus diesem Gedankenkreise stammt das Schreiben, welches der König gleich nach seiner Rückkehr von Charlottenburg an das Staatsministerium richtete.

„Angesichts der ernsten Lage des Vaterlands und in dankbarer Erinnerung an die Heldenthaten unserer Vorfahren in den großen Jahren der Befreiungskriege will ich das von meinem in Gott ruhenden Vater gestiftete Ordenszeichen des eisernen Kreuzes in seiner ganzen Bedeutung wieder aufleben lassen. Das eiserne Kreuz soll, ohne Unterschied des Ranges oder Standes, verliehen werden als eine Belohnung für das Verdienst, welches entweder in wirklichem Kampfe mit dem Feinde, oder daheim, in Beziehung auf diesen Kampf für die Ehre und Selbständigkeit des theuren Vaterlandes, erworben wird. Das Staatsministerium hat mir den Entwurf einer Urkunde über die Stiftung des eisernen Kreuzes unverzüglich vorzulegen."

Inzwischen hatte der französische Geschäftsträger Le Sourd dem Grafen Bismarck die amtliche Kriegserklärung Frankreichs überreicht. Unverzüglich begab sich der Letztere in den Reichstag, der gerade seine Arbeiten zu beginnen im Begriffe war. Leuchtenden Auges, mit fast jugendlicher Raschheit und Entschlossenheit der Bewegungen trat der Kanzler in den Sitzungssaal und setzte die Abgeordneten mit einem kurzen, stolzen Wort von der Kriegserklärung in Kenntniß. Der Sturm patriotischer Begeisterung, den seine Mittheilung entfesselte, fand den schönsten Ausdruck in der sofort beschlossenen Adresse des Reichstags an den König.

„Das deutsche Volk weiß, daß ihm ein schwerer und gewaltiger Kampf bevorsteht."

„Wir vertrauen auf die Vaterlandsliebe und Tapferkeit unserer bewaffneten Brüder, auf den unerschütterlichen Entschluß eines einigen Volkes, alle Güter dieser Erde daran zu setzen und nicht zu dulden, daß der fremde Eroberer dem deutschen Mann den Nacken beugt."

„Wir vertrauen der erfahrenen Führung des greisen Heldenkönigs, des deutschen Feldherrn, dem die Vorsehung beschieden hat, den großen Kampf, den der Jüngling vor mehr als einem halben Jahrhundert kämpfte, am Abend seines Lebens zum entscheidenden Ende zu führen."

„Wir vertrauen auf Gott, dessen Gericht den blutigen Frevel straft."

„Die öffentliche Stimme der civilisirten Welt erkennt die Gerechtigkeit unserer Sache."

„Befreundete Nationen sehen in unserm Siege die Befreiung von dem auch auf ihnen lastenden Drucke bonapartistischer Herrschsucht und die Sühne des auch an ihnen verübten Unrechts."

„Das deutsche Volk aber wird endlich auf der behaupteten Wahlstatt den von allen Völkern geachteten Boden friedlicher und freier Einigung finden."

Als diese Adresse dem Könige am 20. Juli überreicht wurde, erkannte derselbe den patriotischen Geist des Reichstags mit freudigem Danke an; er sehe in ihm ein Pfand für glückliche Lösung

Das Eiserne Kreuz für 1870.

1. Blüchers Kreuz.) 2. Kreuz zweiter Klasse. 3. Kreuz für Civilpersonen. 4. Kreuz erster Klasse. 5. Kriegsdenkmünze für Krieger. 6. Kriegsdenkmünze für Nichtkrieger.

der vorliegenden Aufgaben; hiernach mit unermüdlicher Ausdauer zu streben, werde die Nation ja nimmer ablassen. Am nächsten Tage erklärten die Abgeordneten noch ihr volles Einverständniß mit den finanziellen Maßregeln, welche die Regierung für die Kriegszeit zu treffen wünschte. Dann schloß Graf Bismarck den Reichstag, indem er die Schnelligkeit und Einmüthigkeit, mit welcher derselbe den Bedürfnissen des Vaterlandes entgegengekommen war, im Auftrag des Königs rühmend hervorhob. Der Präsident Dr. Simson fügte einen Segenswunsch für den heiligen Krieg und ein Lebehoch für den Feldherrn der Deutschen, den König von Preußen, hinzu.

Den guten Geist, der allenthalben sich kund that, zu pflegen und zu stärken, war des Königs

und auch seiner hochherzigen Gemahlin eifrigstes Bemühen. Königin Augusta faßte das Loos der Unglücklichen ins Auge, die, krank oder verwundet, werkthätiger Liebe zumeist bedürfen würden. Daß die Lazaretheinrichtungen der deutschen Heere, so vortrefflich sie waren, bei dem bevorstehenden Riesenkampfe nicht allen Bedürfnissen genügen könnten, war nur allzu gewiß. Ebenso gewiß war freilich auch die freudige Bereitwilligkeit aller Volksschichten, besonders der Frauenwelt, zur Linderung jedes Leidens keine Mühe und kein Opfer zu scheuen. Aber „die freiwillige Krankenpflege" mußte organisirt werden, wenn sie rechte Wirkungskraft erlangen sollte. Schon am 17. Juli erließ deshalb Königin Augusta den zündenden Aufruf: „Das Vaterland erwartet, daß alle Frauen bereit sind, ihre Pflicht zu thun. Hülfe zunächst an den Rhein zu senden". In der Folge trat sie an die Spitze zahlloser Vereine, die Arzneien, Lebensmittel, Kleidungsstücke, Krankenwärter und Wärterinnen mit ganzen Sanitätszügen auf den Kriegsschauplatz schickten.

Prinz Friedrich Karl von Preußen, der Führer der zweiten Armee.
Nach einem bei E. H. Schroeder in Berlin erschienenen Stich von A. Teichel.
Mit Bewilligung des Verlegers.

König Wilhelm erließ „im Hinblick auf die einmüthige Erhebung seines Volkes" eine Amnestie für politische Vergehen und Verbrechen und benutzte jede Gelegenheit, die ihm der Empfang von Deputationen die Anordnung eines außerordentlichen Bettages auf den 27. Juli und, bevor er zu den Truppen an der Westgrenze des Reiches abreiste, die letzte Ansprache an Beamte und Bürger gewährte, um Hoch und Nieder mit dem rechten Sinn für die große Prüfungszeit zu erfüllen. Mit tiefer Rührung erfüllte es die Gemüther, wie der edle Monarch hierbei einmal ums andre versicherte, es sei ihm eine große Beruhigung vor Gott und den Menschen, daß er in keiner Weise Anlaß zum Streit gegeben habe. „Ich bin reinen Gewissens über den Ursprung dieses Krieges und der Gerechtigkeit unserer Sache vor Gott gewiß." Ebenso ergreifend, aber auch die besten Entschlüsse festigend, klang der wiederholte Hinweis, daß man sich trotz aller Siegeshoffnung in Demuth auf widrige Zwischenfälle vorbereiten und im Unglück erst recht standhaft ausharren müsse. „Preußens Volk und Heer seien durch den beispiellos glücklichen Verlauf der Kriege von 1864 und 1866 einigermaßen verwöhnt; man dürfe nicht annehmen, daß es auch in diesem Kriege ohne unglückliche Tage abgehen werde. Wenn solche einträten, dann werde sich der Ernst und die Kraft der jetzigen begeisterten Stimmung zu bewähren haben, um den im Felde Kämpfenden und denen, welche sie führen, eine rechte Stütze zu sein."

Die Mobilisirung der deutschen Wehrkraft war inzwischen schon vollendet, die Vereinigung gewaltiger Heere am Rhein in schnellstem Zuge begriffen. Im Innern Deutschlands blieben zwar fürs Erste noch starke Truppenmassen zurück, weil sich bei den Besiegten von 1864 und 1866, den Dänen und Oesterreichern, nun doch viele Kampflust regte und außerdem die übermächtige französische Flotte die Nordseeküste ernstlich zu bedrohen schien. Trotzdem wurde es möglich, sofort drei große Heere, fast eine halbe Million Streiter zählend, an die Westgrenze des Reiches zu

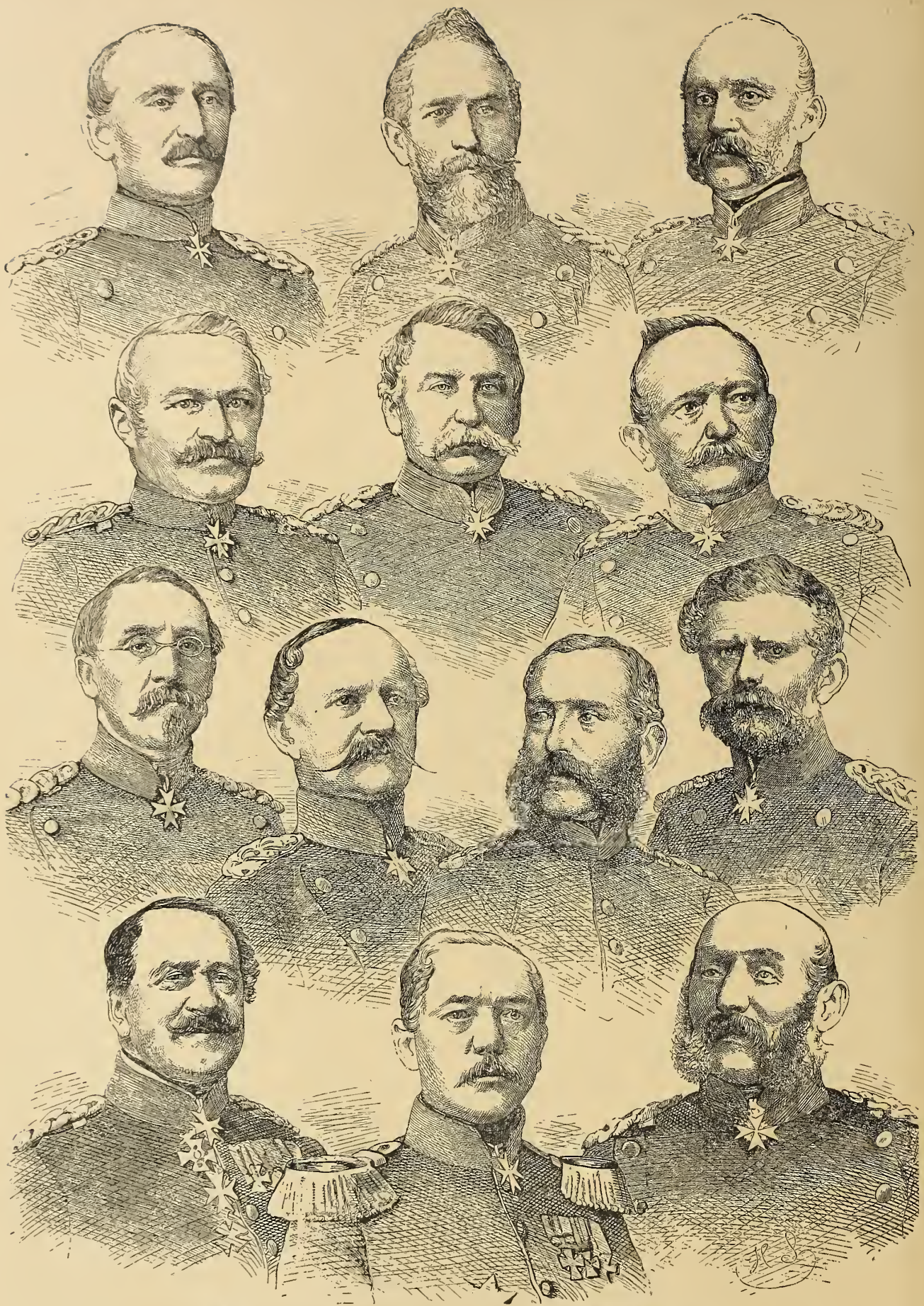
Abreise König Wilhelms von Berlin am 31. Juli 1870.

entsenden. Die erste Armee unter General von Steinmetz sammelte sich südlich von Trier, die zweite unter Prinz Friedrich Karl in der westlichen Pfalz, die dritte unter dem Kronprinzen in der Ostpfalz und dem benachbarten Baden. Die Letztgenannte umfaßte außer drei preußischen Armeekorps die Streitkräfte der Süddeutschen, Bayern, Württemberger und Badenser. Ihr war der vornehmste Anführer deshalb gegeben, weil diesem untergeordnet zu sein keinen der süddeutschen Generale verletzen konnte. In der That empfanden die Süddeutschen, von den regierenden Fürsten bis hinab zum einfachen Soldaten, die Ernennung des Kronprinzen wie eine ihnen erwiesene Ehre, und auf die Ankündigung derselben antwortete König Ludwig II. von Bayern dem König Wilhelm: „Mit Begeisterung werden meine Truppen an der Seite ihrer ruhmgekrönten Waffengenossen für deutsches Recht und deutsche Ehre den Kampf aufnehmen. Möge er zum Wohle Deutschlands und zum Heile Bayerns dienen.“ Am 26. Juli verließ der Kronprinz Berlin und begab sich über München, Stuttgart und Karlsruhe auf den Sammelplatz seines Heeres. Seine Reise glich einem Triumphzuge. Mit Tücherwehen und Blumenwerfen empfingen ihn die Einwohner jeglicher Stadt; seine ritterliche Erscheinung, seine herzgewinnende Art bezauberte vollends die bürgerliche Bevölkerung wie die Truppen. Am 30. Juli erließ er einen Armeebefehl, in dem er vornehmlich betonte, daß es ihn mit Stolz und Freude erfülle, an der Spitze der aus allen Gauen des Vaterlandes vereinten Söhne in den großen Kampf für Deutschlands Ruhm und Frieden gehen zu dürfen.

Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen. Der Führer der dritten Armee.
Nach einem bei E. H. Schroeder in Berlin erschienenen Stich von H. Meyer.
Mit Bewilligung des Verlegers.

Am 31. Juli verließ auch König Wilhelm Berlin. In den Straßen, durch die er von seinem Palais zum Bahnhofe fuhr, war wieder unzähliges Volk versammelt. Ernster als sonst blickte des Königs Auge, während er Zurufe und Grüße gütig erwiderte. Auf seinem Antlitz war die feste und feierliche Stimmung, in der er der schrecklichen Blutarbeit entgegen ging, deutlich zu lesen. Die Reise ging über Hannover und Köln nach Mainz — auch sie ein Triumphzug: besonders in den Städten des Rheinlandes gerieth die Bevölkerung, von den Sorgen wie den Hoffnungen der großen Zeit in allen Tiefen erregt, beim Anblick des heldenhaften Greises in einen wahren Taumel des Entzückens. Am 2. August verkündigte der König den Kriegern des Nordbundes wie der süddeutschen Staaten:

„Ganz Deutschland steht einmüthig in den Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes, unserer Ehre, des eigenen Heerdes. Ich übernehme heute das Kommando über die gesammten Armeen und ziehe getrost in einen Kampf, den unsere Väter in gleicher Lage einst ruhmvoll bestanden. Mit mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf Euch. Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein.“



Die Korpsbefehlshaber der norddeutschen Bundesarmee.

Konstantin v. Alvensleben, III. Korps. Julius v. Bose, XI. Korps. August v. Goeben, VIII. Korps. Heinrich Adolf v. Zastrow, VII. Korps. Wilhelm v. Tümpling, VI. Korps. Gustav v. Alvensleben, IV. Korps. Prinz August von Württemberg, Gardekorps. Albert, Kronprinz von Sachsen, XII. Korps. Konstantin Bernhard v. Voigts-Rhetz, X. Korps. Hugo Ewald v. Kirchbach, V. Korps. Eduard Friedrich v. Fransecky, II. Korps. Edwin, Freiherr v. Manteuffel, I. Korps. Gustav v. Manstein, IX. Korps.

Der trefflichen deutschen Rüstung entsprach die französische Kriegsvorbereitung ganz und gar nicht. Auf deutscher Seite schnelle Mobilisirung und schnelle Vereinigung der Heere, jedoch ohne irgend welche Ueberstürzung, in strenger Ordnung, Punkt für Punkt genau nach dem im großen Generalstab ausgearbeiteten Plane. Auf französischer Seite sinnlose Hast im Zusammenballen scheinbar schlagfertiger Massen des stehenden Heeres an der Grenze, darnach erst Ansammlung von Reserven und Kriegsvorräthen und stoßweise Nachsendung derselben — in Folge davon arge Verwirrung bei den Transporten und beim Aufmarsch der Truppen in den ihnen für den Kriegsbeginn angewiesenen Stellungen. Auf deutscher Seite frohe Siegeshoffnung, gepaart mit ernstester Sammlung der Gemüther. Auf französischer Seite jähe Entfesselung jeglicher schlechten Leidenschaft: alle Zeitungen, alle Redner in eklem Chore nur damit beschäftigt, aberwitzigen Hochmuth und wüste Rachsucht, Blutdurst und Beutegier zu nähren. An der Spitze der deutschen Streitmacht ein kriegerischer Monarch, umgeben von ganzen Schaaren der bewährtesten Feldherren und Generale. In den wichtigsten Stellen der französischen Armada, neben einzelnen Talenten, viel abenteuerliches Volk, Leute von mäßigen Fähigkeiten und unzuverlässigem Charakter, durch Hofgunst und Intrigue auf ihre hohen Posten erhoben. In ihrer Mitte der unglückliche kranke Kaiser, den die immer klarer aufdämmernde Erkenntniß der überlegenen Kraft Deutschlands in dumpfe Schwermuth stürzte, der seine Umgebung, als er am 28. Juli von Saint Cloud nach Metz abreiste, durch sein müdes, fast kummervolles Antlitz erschreckte. In Metz richtete Napoleon eine Proklamation an seine Truppen, die zwar wohl erwogene und treffende, aber wie eine schrille Dissonanz in den ringsum tobenden Frevelmuth hineintönende Worte enthielt. „Ihr werdet," sagte er, „gegen eines der besten Heere Europas zu kämpfen haben. Der Krieg, welcher beginnt, wird lang und schwierig sein." Aus der petite guerre der Kaiserin Eugenie war schon vor dem Dröhnen des ersten Kanonenschusses une guerre longue et pénible geworden!

Jenes hastige Zusammenballen noch nicht eigentlich schlagfertiger Heeresmassen an der Grenze hatte den Zweck gehabt, den Franzosen die Möglichkeit eines sehr frühzeitigen Einbruchs in Deutschland, Störung der deutschen Rüstungen und der Besetzung ganzer deutscher Provinzen zu gewähren. In Berlin hegte man hiervor keine große Sorge und ließ sich nicht im geringsten zu übertriebener Beschleunigung der eigenen Maßregeln hinreißen. Die Gefahr, in welcher die Grenzlande, besonders die süddeutschen, während einer Reihe von Tagen schwebten, mußte eben zum Wohl des ganzen Vaterlandes ertragen werden und erwies sich auch in kurzer Frist als sehr geringfügig, weil die Feinde, sobald sie gegen die Pfalz oder Baden vorbrechen wollten, sich durch ihre Nichtschlagfertigkeit gründlich gehemmt sahen. Endlich aber wurde den Franzosen der lächerliche Kontrast zwischen der langsamen Vervollständigung ihrer Rüstungen und der ursprünglichen Absicht stürmischsten Drauflosgehens schlechtweg unerträglich. Namentlich seitdem der Kaiser im Hauptquartier zu Metz eingetroffen, schien irgend etwas geschehen zu müssen. Am 2. August wagte Napoleon mit dem Armeekorps Frossard die Grenze (nicht die pfälzische, sondern die nähere preußische) in der Richtung auf Saarbrücken zu überschreiten. Hier standen unter dem tapfern Oberstlieutenant von Pestel nur wenige Kompagnien und Schwadronen, beauftragt, die Feinde so lange als möglich aufzuhalten, beim Kampf mit zu großer Uebermacht dagegen nordwärts abzuziehen und auf Verstärkungen, die bald eintreffen würden, geduldig zu warten. Das kleine Häuflein leistete den Zehntausenden Frossard's mehrere Stunden lang zähen Widerstand und räumte schließlich ungebrochenen Muthes und unverfolgt den Kampfplatz. Der Sieg, der den Franzosen erlaubte, Saarbrücken zu betreten, war also ein äußerst fragwürdiger. Trotzdem hatten der Kaiser und die Berichterstatter seines Hauptquartiers die Schwäche, in langathmigen Depeschen von erstaunlichen und glückverheißenden Erfolgen zu reden und die ergreifende Haltung, die bewundernswerthe Kaltblütigkeit des kaiserlichen Prinzen Lulu, der in „der ernsten Affaire" seine

Feuertaufe erhalten, bis in den Himmel zu erheben. Frossard wurde sogar zum Marschall und Herzog von Saarbrücken ernannt. Fürwahr, es mußte schlimm um die Sache der Franzosen stehen, wenn sie zu solchen Mitteln ihre Zuflucht zu nehmen für nöthig hielten!

Wie schlimm, das sollten schon die nächsten Tage offenbaren. Die deutschen Armeen waren jetzt sämmtlich kampfbereit. Die dritte Armee, welche zu der schon damals geplanten Vereinigung mit den anderen Armeen im Innern Frankreichs den weitesten Marsch zurückzulegen hatte, sollte den Angriff beginnen. Ihr gegenüber, im nördlichen Elsaß stand das Heer des Marschalls Mac Mahon, d. h. die sehr ansehnliche, wenn auch kleinere Hälfte der französischen Streitmacht, deren größere Hälfte jenseit der Vogesen bis nach Metz hin gelagert war. Aber Mac Mahon's Truppen waren, als der Kronprinz am 4. August mit seinen Preußen und

Angriff der Division Tavaucourt gegen die 7. Kompagnie des 40. Regiments am Exercierplatz bei Saarbrücken am 2. August 1870.

Süddeutschen zur Schlacht heranrückte, noch lange nicht zur Gegenwehr vereinigt, vielmehr in einzelnen Divisionen von der Nordgrenze des Elsasses bis nach Straßburg hin verstreut: die Grenze selber wurde nur von der Division des Generals Abel Douay gedeckt, so daß sich hier den Deutschen die Gelegenheit zu einem vielleicht blutigen, sonst aber sicheren Siege darbot. Sie fanden die Franzosen in einer sehr starken Stellung, theils in der befestigten Stadt Weißenburg, theils auf der sturmfreien Höhe des dahinterliegenden Gaisbergs. Die Eroberung der Stadt und des Berges zeigte sich um so schwieriger, als die Feinde sich vortrefflich schlugen. Indessen der stürmische Muth und Wetteifer der Preußen und Bayern, ihre große Ueberzahl und die geistvolle Führung, für die General von Blumenthal, der Generalstabschef des Kronprinzen, den Plan entworfen hatte, Alles zusammen führte zu entscheidendem Erfolge. General Douay fiel im Kampfe, seine Division verlor außer zahlreichen Todten und Verwundeten 1000 Gefangene, der Rest floh in wilder Verwirrung gen Süden, und König Wilhelm konnte seiner Gemahlin die Freudenbotschaft senden,

daß „mit Gottes Hülfe unter Fritzens Augen ein glänzender, aber blutiger Sieg erfochten," die erste Waffenthat in diesem Kriege glorreich vollendet sei.

Marschall Mac Mahon versuchte, sobald er von der Niederlage der Douay'schen Truppen benachrichtigt war, seine Divisionen enger zusammenzuziehen. Es glückte ihm auch, die Hauptmasse derselben in einer sehr gut gewählten Stellung, auf dem Höhenzuge, der sich im Westen des Städtchens Wörth erhebt, schnell zu vereinigen. Trafen hier noch die letzten, seinem Befehl untergebenen Abtheilungen rechtzeitig ein, so durfte er den Unfall von Weißenburg allenfalls wieder gut zu machen hoffen. Indessen schon am 5. August durchschritt die Armee des Kronprinzen den Raum zwischen Weißenburg und Wörth und schon in der Morgenfrühe des 6. August, lange bevor jene Abtheilungen die Gegend von Wörth erreichen konnten, begannen die Avantgarden eines preußischen und eines bayrischen Korps den Angriff auf das Heer des Marschalls. Die Deutschen wagten hierbei sehr viel, weil auch sie an diesem Tage noch nicht ihre ganze Macht auf das Schlachtfeld bringen konnten, so daß der Kronprinz Anfangs wünschte, den Kampf auf den 7. August zu vertagen. Zu mächtig verlockend aber wirkte der Anblick der französischen Linien auf die deutschen Generale. Sie eröffneten den Kampf, sie verbissen sich in ihn, sie konnten nicht mehr zurück, und auch der Kronprinz billigte gern, sobald er nur einen ungefähren Ueberblick über das gegenseitige Kräfteverhältniß zu erlangen vermochte, daß nunmehr Alles an Alles gesetzt und der letzte Hauch von Roß und Mann zur Vernichtung des feindlichen Heeres aufgeboten werde. Die Erstürmung der Wörther Höhen stellte die Kühnheit und Ausdauer der Truppen auf die härteste Probe. Ihre Verluste zählten bald nach Tausenden, und selbst nachdem die Hauptstellungen der Franzosen genommen waren, wogte das Handgemenge noch lange Zeit in gräßlicher Weise fort, weil Mac Mahon das Schlachtfeld mit zähester Tapferkeit zu behaupten suchte. Einmal ums andere warf er seine glänzenden Reiterschaaren den vordringenden Deutschen entgegen, seine letzten Reserven zog er ins Gefecht. Er erreichte damit nichts weiter, als daß seine Niederlage

Die Erstürmung des Geisbergschlößchens bei Weißenburg.

um so vollständiger wurde. Sein Heer verlor schließlich jeden Halt, brach gänzlich auseinander und eilte, angstgepeitscht, in aufgelösten Schwärmen gen Süden und Südwesten, um in Straßburg oder jenseit der Vogesen Schutz zu suchen. Einige 30 Geschütze und 9000 Gefangene ließ er in den Händen der Sieger.

Der Kronprinz meldete dem Vaterlande das große Ereigniß mit den schlichten Worten: „Siegreiche Schlacht bei Wörth. Mac Mahon mit dem größten Theile meiner Armee vollständig geschlagen.“ König Wilhelm aber depeschirte seiner Gemahlin voll Vaterstolz und Herrscherfreude: „Welches Glück dieser neue große Sieg durch Fritz! Preise Gott für seine Gnade. Es soll Viktoria geschossen werden.“

Die Siege von Weißenburg und Wörth hatten für Deutschland einen ganz außerordentlichen, noch über ihre hohe militärische Bedeutung hinausgehenden Werth. Sie waren nicht bloß durch die altbewährten Truppen Preußens erfochten worden, sondern guten Theils auch durch Süddeutsche. Die Bayern und die bei Wörth schließlich ebenfalls ins Feuer gekommenen Württemberger hatten sich ihren Waffengefährten ebenbürtig gezeigt. Die Gemeinschaft des Kampfes und des Sieges schlang ein unlösbar festes Bruderband um die deutschen Stämme, begründete sofort in den Gemüthern das künftige deutsche Reich. Ueberdies befreite die Niederlage Mac Mahons den deutschen Süden von jeder Sorge vor einem Einfall der Franzosen, und so ist kein Wunder, daß die Freudennachricht von Wörth, die der Telegraph noch am Abend des 6. August im ganzen Vaterlande verbreitete, schrankenlosen Jubel hervorrief. In Karlsruhe, Stuttgart und München schwärmte froh erregtes Volk während der warmen Sommernacht durch die Straßen, bald die tapfern Söhne der eigenen Heimath, bald die preußischen Brüder, bald den gemeinsamen Feldherrn, „unsern Fritz,“ mit begeisterungsvollen Worten preisend. Von Dresden aus schickten „treue deutsche Söhne“ das Jubeltelegramm an die Königin Augusta: „Der Mutter des königlichen Heldensohnes ein donnerndes Hoch! Heil der Mutter, die Deutschland einen solchen Sohn gebar!“

General von Blumenthal.

Derselbe Tag, der dem Kronprinzen den reichsten Ruhmeskranz auf die Stirn drückte, schenkte auch mehreren Generalen der ersten und zweiten Armee neue Lorbeeren. Die Spitzen dieser Heere hatten sich am 5. August der Saar genähert, überschritten den Fluß am 6. August und fanden zwar Saarbrücken wieder vom Feinde verlassen, erblickten dagegen das Frossardsche Korps eine Stunde südwestwärts auf den Spicherer Höhen, in einer die ganze Landschaft beherrschenden, schier unangreifbaren Stellung. Aber wie bei Wörth veranlaßte die Erkenntniß, daß man den Feind dicht vor sich habe, auch hier den entschlossensten Angriff. Während die französischen Offiziere noch für unmöglich erklärten, daß ihnen irgend eine Gefahr drohen könne, begann schon eine westfälische Division unter General von Kameke mit todverachtender Kühnheit den Abhang der Anhöhen

Die Vernichtung der französischen Kavallerie bei Wörth.

zu erklimmen. Hunderte und aber Hunderte der tapfern Schaar fielen zwar in wenigen Minuten, ihre Aufopferung war jedoch nicht vergebens, da es den Ueberlebenden gelang, allmählich Terrain zu gewinnen. Bald schlossen sich den Westfalen rheinische Regimenter unter Barnekow, brandenburgische unter Stülpnagel an. General von Goeben, der ebenso umsichtige wie energische Kommandeur des rheinischen Armeekorps übernahm den Oberbefehl und führte die Sturmkolonnen glücklich bis auf den Rand der Anhöhen zum Nahkampfe mit den Franzosen und zum strahlendsten Siege über Frossards Korps, welches beim Einbruch der Nacht unter Hinterlassung von 2000 Gefangenen und überreichen Kriegsvorräthen in wilder Verwirrung das Weite suchte.

Erstürmung der Spicherer Anhöhen.

Dieser Erfolg hatte, so erfreulich er auch jedem Patrioten erscheinen mußte, dennoch für das Auge des Laien nicht die gleiche Bedeutung wie die Niederlage Mac Mahons; für den Kriegsverständigen dagegen war er mindestens vom selben Werth. Bei Wörth war eine größere Zahl von Franzosen, die jedoch nur eine Nebenarmee bildeten, geschlagen worden; bei Spicheren war ein Korps der Hauptarmee erlegen, und diese selber fühlte sich hierdurch so schwer bedroht, daß alle ihre Abtheilungen mit dem Verzicht auf jegliche Offensive sofort in eiligem und ängstlichem Rückzuge den schützenden Mauern von Metz zustrebten. Beide Schlachten glichen sich überdies darin, daß sie ohne volle strategische Vorbereitung vom Marsche aus improvisirt waren. Denn beidemal hatte das Hauptquartier den Angriff nicht so frühzeitig beabsichtigt; nur die Heerführer, die zuerst auf den Feind gestoßen, hatten die blutige Entscheidung, fortgerissen vom Geist der kühnsten Initiative,

unbedenklich herbeigeführt. Das aber war derselbe Geist, der schon vor vier Jahren, bei Königgrätz, so überraschende Erfolge errungen hatte, der auch jetzt Hoch und Nieder mit gleichem Kriegsfeuer erfüllte und den Franzosen nur noch den düstersten Ausblick in die Zukunft übrig ließ.

Dem abziehenden Feinde folgten sämmtliche deutschen Heere auf dem Fuße. Auf dem rechten Flügel marschirte in kurzen Tagemärschen die erste Armee gen Metz. Im Centrum rückte die zweite Armee gegen die etwas ferner liegenden Moselübergänge südlich von Metz vor, und auf dem linken Flügel überstieg die dritte Armee die Vogesen und näherte sich, so schnell sie vermochte, der obern Mosel. Der General von Steinmetz und Prinz Friedrich Karl hingen sich dabei fortdauernd an die Fersen der französischen Hauptarmee, während der Kronprinz mit seinen sämmtlichen Streitkräften, nachdem er nur die badische Division zur Belagerung von Straßburg entsendet hatte, den in der Richtung auf die Champagne fliehenden Schaaren Mac Mahons nacheilte. Vor dem Gros jedes dieser Heere schwärmten die flinken deutschen Reiter, vor Allem die gefürchteten Ulanen weit voraus, umgaben Bewegung und Absicht der ihnen folgenden Truppenmassen mit einem undurchdringlichen Schleier und verbreiteten den Schrecken ihrer Waffen bis in die abgelegensten Orte.

Beim Uebergang über die Grenze erließ König Wilhelm einen Armeebefehl und eine Proklamation an das französische Volk. Ernst und Güte, humaner Sinn und unbeugsame Festigkeit machten sich nach der edeln Weise des Königs in diesen Ansprachen gleichmäßig geltend. Seinen Soldaten sagte er: „Ich erwarte, daß die Mannszucht, durch welche Ihr Euch bisher ausgezeichnet habt, sich auch besonders auf feindlichem Gebiete bewähren werde. Wir führen keinen Krieg gegen die friedlichen Bewohner des Landes; es ist vielmehr die Pflicht jedes ehrliebenden Soldaten, das Privateigenthum zu schützen und nicht zu dulden, daß der gute Ruf unseres Heeres auch nur durch einzelne Beispiele von Zuchtlosigkeit angetastet werde. Ich baue auf den guten Geist, der die Armee beseelt, zugleich aber auch auf die Strenge und Umsicht aller Führer.“ Dem französischen Volke legte er mahnend ans Herz: „Ich führe Krieg mit den französischen Soldaten und nicht mit den Bürgern Frankreichs. Diese werden demnach fortfahren, einer vollkommenen Sicherheit ihrer Person und ihres Eigenthums zu genießen, so lange sie mich nicht selbst durch feindliche Unternehmungen gegen die deutschen Truppen des Rechts berauben, ihnen meinen Schutz angedeihen zu lassen. Die Generale, welche die einzelnen Korps kommandiren, werden die Maßregeln festsetzen, welche gegen Gemeinden oder einzelne Personen, die den Kriegsgebräuchen zuwider handeln, ergriffen werden müssen.“

Während der König so würdevoll redete, jeder Offizier, jeder Soldat in Treue und Tapferkeit nach seinem Gebot sich richtete, verfiel Frankreich und besonders Paris immer trostloseren Zuständen. Die Kriegsraserei und Gloiresucht, die allmählich das ganze Volk ergriffen, hatten Anfangs phantastische Gerüchte von ungeheuren Niederlagen der Deutschen erzeugt. Die dritte Armee sei vernichtet, der Kronprinz mit 250,000 Mann gefangen, Landau erobert, und was der Unmöglichkeiten noch mehr war. Als dann endlich wenigstens halbwahre Kunde von Wörth und Spicheren sich verbreitete, entstand wüthende Verzweiflung, welche Kaiser und Kaiserin, Minister und Generale mit der Rache des Volkes bedrohte. Das Ministerium Gramont-Ollivier ging in diesem Sturme zu Grunde. Graf Palikao, ein strammer Bonapartist, brachte zwar noch einmal ein leidlich fest gefügtes Kabinet zusammen, schlug aber dabei der Ehre Frankreichs und dem Ansehen des Kaiserthums unheilbare Wunden. Denn durch die Ausweisung aller in Frankreich wohnenden Deutschen und durch die hieran sich anschließende abscheuliche Deutschenhetze suchte er den Grimm des Volkes zu beschwichtigen — er gab damit „dem aufgeregten Walfisch eine Tonne zum Spielen“, — und den schwachen, kranken Kaiser nöthigte er nicht bloß, den unfähigen Leboeuf zu entlassen, sondern auch für sich selber auf jede Theilnahme an der Heeresleitung zu verzichten. Den Oberbefehl über die französische Hauptarmee erhielt Marschall Bazaine, der als der erprobteste und

fähigste der kaiserlichen Generale galt. Charakteristisch für diesen letzten Versuch des napoleonischen Frankreich, sich gegen die Deutschen wie gegen seine Feinde im Innern zu behaupten, ist der moralische Ruf, dessen sich Palikao und Bazaine erfreuten. Der Eine hatte sich auf einem Feldzuge in China nichtswürdige Plünderungen erlaubt, der Andere ähnliche Handlungen in Mexiko begangen, und Beide galten als „die schlechtesten Kerle" in ganz Frankreich.

Die neuen Machthaber hatten kein besseres Geschick als ihre Vorgänger. Auch auf Bazaine lag, obwohl es ihm sonst an Thatkraft nicht fehlte, wie ein lähmender Druck die Einsicht, daß die deutsche Rüstung der französischen unendlich überlegen sei. Unschlüssig schwankte er hin und her, wie weit er mit dem Hauptheer zurückgehen und wo er von Neuem sich zur Schlacht zu stellen wagen sollte. Endlich aber entschied er sich, Metz nur durch eine starke Besatzung zu halten und mit allen verfügbaren Truppen nach der Champagne abzurücken, um dort, vereint mit den Divisionen Mac Mahons und den zahlreichen Reserven Frankreichs, dem deutschen Heere in etwa gleicher Stärke entgegen treten zu können.

Rekognoscirende Ulanen der verfolgenden deutschen Heere.

Diesen Plan nicht zur Ausführung kommen zu lassen, war natürlich König Wilhelms nächste Sorge. Die erste und zweite Armee erhielten den Auftrag, unabläßig und aller Orten den Feind zu beunruhigen, seinen Marsch zu verlangsamen, ihn möglichst bald zu entscheidender Schlacht zu zwingen. Daraus entwickelten sich die gewaltigen Kämpfe um Metz, die, der Leipziger Völkerschlacht vergleichbar, in langem und entsetzlich blutigem Ringen die Wehrkraft des zweiten Kaiserreichs in ihrem Kerne vernichteten.

Am 14. August versuchte Bazaine's Heer, dessen Hauptmasse bisher noch östlich von Metz gestanden, durch diese Stadt und an ihr vorüber gen Westen zu entkommen. Sowie die Generale der ersten Armee dessen inne wurden, warfen sie sich (bei Conreelles) auf diejenigen Abtheilungen der Franzosen, welche den Abmarsch noch nicht begonnen hatten. Ein wüthendes Gefecht entspann sich, in welchem die Feinde in starker Ueberzahl waren, bis endlich die erste Armee von den nächsten Regimentern der zweiten Unterstützung erhielt. Am Abend des heißen Tages waren die Franzosen bis auf die Forts der Festung Metz zurückgedrängt und, was das Wichtigste war, in ihrem Abzug für diesen und, wegen nothwendiger Erholung, auch für den nächsten Tag gründlich gehemmt.

König Wilhelm meldete seiner Gemahlin, nachdem er sich in schnellem Ritte auf das Schlachtfeld begeben hatte: „Die Truppen sollen sich alle mit unglaublicher und bewunderungswürdiger Energie und mit Lust geschlagen haben. Ich habe Viele gesehen und ihnen von Herzen gedankt. Der Jubel war ergreifend.“ Und General Manteuffel, der Kommandeur der Ostpreußen, telegraphirte nach Königsberg: „Die Truppen haben mit einer Bravour gefochten und die feindlichen Positionen mit einem Elan erstiegen, daß York wieder (wie nach dem Gefecht bei Wartenburg, am 3. Oktober 1813) die Mütze abgenommen haben würde.“

Die zweite Armee benutzte die Frist, welche ihr das Gefecht vom 14. August verschafft hatte, um in Eilmärschen südlich von Metz die Mosel zu überschreiten und dann auf das wellige Plateau, welches sich von Metz weithin nach Westen erstreckt, vorzudringen. Ihre Avantgarde erreichte in der Morgenfrühe des 16. August die große, von Metz nach Verdun führende Straße in demselben Augenblick, als dort in der Absicht, nach Verdun zurückzugehen, die Spitzen des Bazaine'schen Heeres eintrafen. Sofort legten sich die Deutschen wie ein eiserner Riegel über jene Straße und begannen die späterhin nach den Dörfern Mars-la-Tour und Vionville genannte Schlacht. Der Kampf, der hier entbrannte, gehört zu den schrecklichsten des ganzen Krieges. Auf deutscher Seite fochten den halben Tag lang allein die Brandenburger, auf französischer Seite mehrere Armeekorps. Auch nachdem die Hannoveraner nebst einigen hessischen und rheinländischen Regimentern zur Hülfe herbeigekommen waren, befanden die Deutschen sich noch immer in beängstigender Minderzahl. Es bedurfte des höchsten Heldenmuthes, der rücksichtslosesten Aufopferung, um die einmal eingenommenen Stellungen zu behaupten und die Franzosen an weiterem Vormarsch zu verhindern. In wundervollem Wetteifer drängten sich die Regimenter, Blut und Leben der großen Sache darzubringen. Ewig wird in Erzählung und Lied der Todesritt der Halberstädter Kürassire und der Gardedragoner gefeiert werden, welche, um den Andrang der Franzosen nur für eine kurze Weile zum Stehen zu bringen, geraden Weges auf deren Feuer speiende Batterien und Bataillone einstürmten und Tausende von Infanteristen wie Artilleristen niederwarfen, niederhieben, in die Flucht jagten, bis von ihnen selber nur noch ein kleines Häuflein übrig war. Das grausige Gemetzel dauerte, so lange das Tageslicht den Kampfplatz erhellte. Endlich, mit sinkender Nacht verzweifelten die Franzosen, den eisernen Riegel der Deutschen durchbrechen zu können, und wichen auf der Straße, auf der sie gekommen, eine Strecke Weges gen Metz zurück.

Den rechten Lohn für diese Opfer brachte jedoch erst der 18. August. König Wilhelm vereinigte beinahe sämmtliche Korps der ersten und der zweiten Armee im Westen von Metz und entwarf den Plan zu einer Schlacht, die Bazaine's Heer für ferneren Kampf im freien Felde ganz unfähig machen sollte. Die Franzosen standen auf einem Höhenzuge, der sich von Ars an der Mosel am Dorf Gravelotte vorüber nordwärts nach den Ortschaften Saint-Privat und Roncourt erstreckt. Im Rücken waren sie durch die Forts von Metz gedeckt; ihre Front sicherten theils tiefe Thaleinschnitte, theils weitgedehnte, sturmfreie Abdachungen des Höhenzugs; auf den Flügeln wie im Innern ihrer Stellung bildeten zahlreiche kleine, aber massiv gebaute Dörfer und Höfe unvergleichliche Stützpunkte der Vertheidigung, so daß Bazaine, alles dieses zusammenfassend, von der gänzlich „uneinnehmbaren Position“ seines Heeres sprach. Im deutschen Lager wußte man recht gut, mit welchen Hindernissen die Angreifer zu kämpfen haben würden, aber man kannte auch den hohen Siegespreis, den es jetzt zu erringen galt, und König Wilhelm vertraute felsenfest darauf, daß die Einsicht seiner Generale, der Muth und die Ausdauer seiner Truppen zur Vollendung des schweren Werkes vollauf genügen würden. Während seine Regimenter in den Vormittagsstunden des 18. August die zum Theil weiten Strecken, die sie noch vom Feinde trennten, in Eilmärschen durchmaßen, begab er selber sich mit dem Generalstab auf die Höhe von Flavigny, südwestlich von Gravelotte, von der er ein großes Stück des Schlachtfeldes überschauen und, wie dereinst bei

Das 1. Garde-Dragoner-Regiment bei Mars-la-Tour.

Königgrätz, den Kampf leiten konnte. Um Mittag begann die Schlacht mit dem Zusammenstoß der Centren beider Armeen. Die Deutschen versuchten jene Dörfer und Anhöhen zu erstürmen, setzten sich auch hier und dort in den Stellungen des Feindes fest, erlitten jedoch fürchterliche Verluste und sahen sich, sobald sie erschöpft in ihrem Sturmlauf innehielten, durch den Uebergang der Franzosen zur Offensive schwer bedroht. Allmählich verbreitete sich das wilde Ringen von den Centren auf die Flügel bis zu den äußersten Enden der „uneinnehmbaren" französischen Position. Ueberall wagten die Deutschen den fast unmöglich erscheinenden Angriff mit kalter Todesverachtung auszuführen, überall gewannen sie Terrain, aber nach vielstündigem grauenvollen Blutvergießen hatten sie den Sieg noch nirgends sicher in Händen und mußten noch immer einen Umschlag des Glückes besorgen. Endlich, gegen Abend, fiel auf den Flügeln die Entscheidung, jedoch auf jedem Flügel in besonderer Weise. Im äußersten Norden hatte sich die preußische Garde bei dem allzu verwegenen Vordringen gegen das sturmfreie Saint-Privat beinahe verblutet. Sie behauptete sich zwar auf dem Theil der Anhöhe, den sie erstiegen hatte, aber ganz hinauf zu gelangen vermochte sie nicht mehr. Da griffen die Sachsen, die nach einem beschwerlichen Vogenmarsch den Franzosen in die Flanke gekommen waren, helfend ein. Sobald sie, ebenfalls gegen Saint-Privat vorrückend, die Aufmerksamkeit der Vertheidiger des Ortes auf sich zogen, erhoben sich die Garden zur Vollendung ihres Sturmlaufes. Wetteifernd drängten Preußen und Sachsen nach Saint-Privat hinein, eroberten in wüthendem Kampfe Straße um Straße, Haus um Haus und zwangen die Feinde, trotz deren verzweifelter Gegenwehr, von dem Schlachtfeld bis unter die Kanonen der Forts von Metz zu weichen. Zur selben Stunde versuchten die Franzosen im äußersten Süden, ihr Schicksal dadurch zu wenden, daß sie ihre letzten Kräfte zu einem hitzigen Angriff auf die ihnen dort gegenüberstehenden, bisher siegreichen, aber tief ermüdeten Rheinländer und Westfalen vereinigten. Indessen auf deutscher Seite war hier für eine treffliche Reserve gesorgt worden. Die Pommern, noch völlig kampfesfrisch, traten sofort in die erste Linie der Streitenden, wiesen den Angriff zurück, stürmten

Der Todesritt der Brigade Bredow bei Mars-la-Tour.

den wiederum weichenden Feinden nach, nahmen ihre festesten Stellungen mit dem Bajonette und ließen ihnen nichts Anderes übrig, als im Dunkel der Nacht, die inzwischen schon begonnen hatte, Rettung in der nahen Festung zu suchen.

König Wilhelm war dem siegreichen Vordringen seiner Truppen von der Höhe von Flavigny bis Gravelotte und noch über dieses Dorf hinaus gefolgt. Dabei hatte er sich, wie bei Königgrätz großer Gefahr ausgesetzt. Die „historischen Granaten" umschwirrten ihn dicht und dichter; schon wurde ein Offizier seines Gefolges getroffen. Er aber beachtete weder das Sausen noch das Einschlagen der Kugeln, bis ihn der Kriegsminister von Roon dringend bat und dazu bewog, eine Strecke Weges, bis jenseit Gravelotte, zurückzugehen.

Gegen Abend saß der König, wie ein Berichterstatter meldet, neben einer Gartenmauer des Dorfes Rezonville. Unmittelbar an seiner Seite brannte eine große Wollspinnerei, die nächste Umgebung mit ihrem unheimlichen Lichte erhellend. Man hatte eine Leiter von einem Bauernwagen als Sitz für ihn eingerichtet, und zwar so, daß das eine Ende auf eine Decimalwaage, das andere Ende auf einen krepirten französischen Grauschimmel gelegt war; an seiner Seite befanden sich Prinz Karl, der Großherzog von Weimar, der Erbgroßherzog von Mecklenburg, die Minister Bismarck und Roon. Hier erreichten ihn die Nachrichten von dem entscheidenden Erfolg seiner Truppen auf beiden Flügeln. Die Meldung von dem letzten, den Kampf beendenden Vorstoß der Pommern brachte ihm General von Moltke, der die avancirenden Regimenter begleitet und so lange beobachtet hatte, bis an dem gänzlichen Siege zu zweifeln nicht mehr möglich war. Darnach wendete sich der König an Graf Bismarck und diktirte demselben das Siegestelegramm, welches Berlin und Deutschland von Neuem in Entzücken versetzen sollte. In die Brieftasche eines gerade angekommenen Beamten der Feldtelegraphie schrieb der Ministerpräsident:

An Ihre Majestät die Königin!

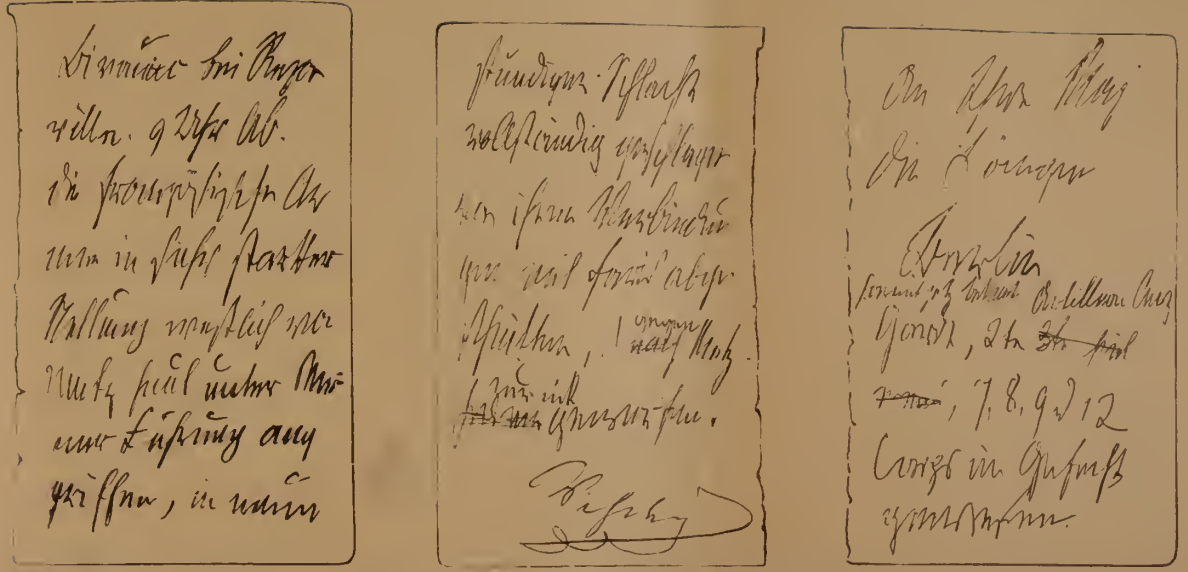
Bivouak bei Rezonville, den 18. August, 9 Uhr Abends.

Die französische Armee in sehr starker Stellung westlich von Metz heute unter meiner Führung angegriffen, in neunstündiger Schlacht vollständig geschlagen, von Paris mit ihren Verbindungen abgeschnitten und nach Metz zurückgeworfen.

Wilhelm.

In der Nacht fand der greise Monarch geringe Erholung. Die Lebensmittel waren sehr knapp. Manch vornehmer Herr mußte sich mit einem Stück Kommisbrod begnügen, Bismarck war so glücklich, ein paar rohe Eier zu erlangen, für den König wurden mit Mühe ein paar als Kotelettes zubereitete Fleischstücke aufgebracht. Nach langem Suchen wurde in dem von Verwundeten überfüllten Rezonville ein Haus gefunden, wo der König sich in einen Raum zurückziehen konnte, dem er die Benennung einer „Stube" beilegte. Aus dem königlichen Krankentransportwagen wurde ein Gestell genommen und durch ein paar darauf gelegte Sitzkissen des königlichen Wagens in ein Feldbett verwandelt. Auf demselben brachte der König, nur mit einem Mantel zugedeckt, die Nacht nach der Schlacht zu.

Am andern Morgen trat erst völlig klar ans Licht, was mit dem blutigen Ringen des 18. August, oder richtiger mit sämmtlichen Kämpfen seit dem 14. August erreicht war. Der Verlust der Deutschen stellte sich freilich als überaus hoch heraus, so daß bitterer Schmerz den Siegesjubel dämpfte, aber die geniale Kriegsführung durfte dennoch mit Stolz auf das Ergebniß der Metzer Völkerschlacht hinweisen. Bazaine's großes Heer, mehr als die Hälfte aller Streitkräfte des kaiserlichen Frankreich, war nicht bloß gründlich geschlagen, sondern darauf beschränkt, eine überreichliche Besatzung der Stadt und der Außenwerke von Metz zu bilden. Als Feldarmee kam es, wie man schon damals annehmen durfte, kaum mehr in Betracht, und so lag in dem Erfolge des 18. August beinahe die wichtigste Entscheidung des ganzen Feldzuges.



Die Siegesdepesche von Gravelotte an J. M. die Königin, von König Wilhelm dem Grafen Bismarck diktirt, von diesem mit Bleistift niedergeschrieben und vom König eigenhändig unterzeichnet.
Genaues Faksimile des Originals. (Bemerkenswerth die Sorgfalt in der Redaktion der Depesche, deren erster Wortlaut „nach Metz hineingeworfen" durch „gegen Metz zurückgeworfen" berichtigt ist.)

König Wilhelm griff, nachdem er dies alles erkannt hatte, zur Feder, um seiner Gemahlin den Gang der Schlacht bei Gravelotte zu schildern. In kurzen Sätzen beschrieb er Aufstellung, Vormarsch und Erfolg der Deutschen bis zur Eroberung der „uneinnehmbaren Position" Bazaine's. Dann aber fügte er nicht etwa hinzu, daß man die Franzosen nicht mehr aus Metz hinauslassen, sie vielmehr dort eng umlagern werde, sondern bescheiden wie immer begnügte er sich mit der Andeutung: „Was nun das Schicksal des Feindes sein wird, der in dem verschanzten, sehr festen Lager der Festung Metz zusammengedrängt steht, ist noch nicht zu berechnen".

Sein Heer rühmte er mit den treffenden Worten: „Die Truppen thaten Wunder der

Erstürmung von Saint-Privat durch die preußische Garde.

Tapferkeit gegen einen gleich braven Feind, der jeden Schritt vertheidigte und oft Offensivstöße unternahm, die jedesmal zurückgeschlagen wurden."

Von seinem eigenen Verdienst, davon, daß er die Schlacht geleitet, unter seiner Führung der glorreiche Sieg errungen worden, kein Wort. Ueber sich machte er nur die familiäre Mittheilung: „Ich wollte bivouakiren, fand aber nach einigen Stunden eine Stube, wo ich auf dem mitgeführten königlichen Krankenwagen ruhte und, da ich nicht ein Stück Equipage bei mir habe, völlig angezogen seit dreißig Stunden bin."

Und zum Schluß das nie vergessene Wort: „Ich danke Gott, daß er uns den Sieg verlieh."

Die Metzer Völkerschlacht hatte aber nicht bloß für die streitenden Mächte, für Deutschland und Frankreich, sondern für ganz Europa hohe Bedeutung. Sie vervollständigte aufs Ausgiebigste die Wirkung, die schon die Tage von Weißenburg, Wörth und Spicheren gehabt, und überzeugte selbst die verblendetsten Gegner Deutschlands, daß dessen Wehrkraft der französischen weit überlegen sei. Bei den Oesterreichern und Italienern verschwand jede Lust, mit dem unglücklichen Napoleon

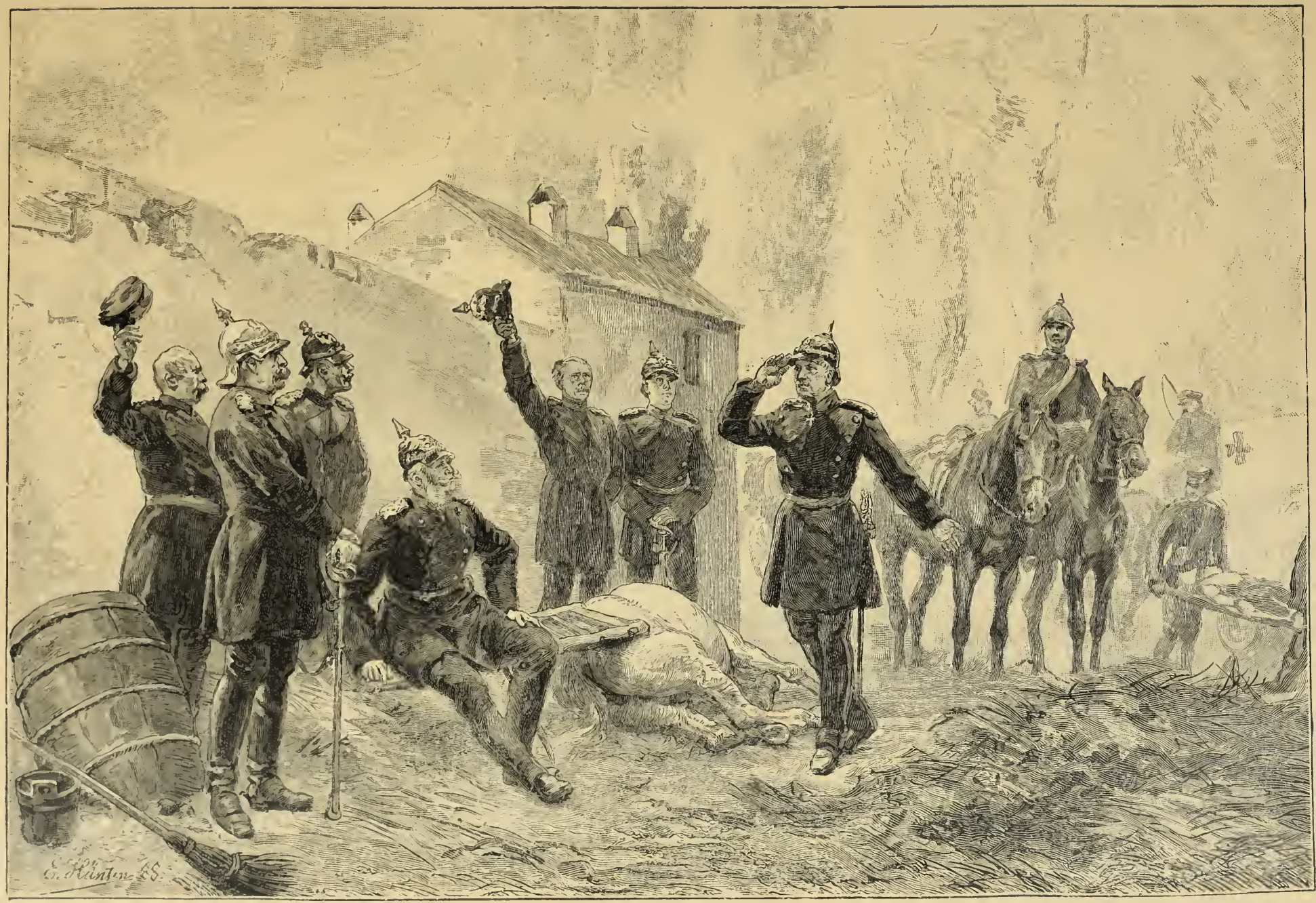
gemeine Sache zu machen; und da die französische Flotte, welche zur Bedrohung der norddeutschen Küsten in See gegangen war, durch die Niederlage des kaiserlichen Landheers tief erschreckt, nichts Ernstliches zu unternehmen wagte, so konnte auch von einer Erhebung Dänemarcks gegen Preußen keine Rede mehr sein. Der ungeheure Krieg beschränkte sich also durchaus auf das unvermeidliche Duell zwischen Deutschen und Franzosen.

Dieses aber gestaltete sich immer großartiger. Die bisherige Gliederung der deutschen Streitmacht wurde aufgehoben. Die erste Armee und die Hälfte der zweiten Armee wurden zu einem Heere unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl verschmolzen. Dasselbe erhielt den Auftrag, Bazaine's Truppen nicht aus Metz entkommen zu lassen und die große Festung mit all ihren Außenwerken nach und nach vollständig einzuschließen. Aus dem Rest der zweiten Armee wurde eine neue, die sogenannte vierte oder Maasarmee gebildet und zum Dank für die rechtzeitige Hülfe, welche die Sachsen den preußischen Garden bei Saint-Privat geleistet hatten, dem Kronprinzen Albert von Sachsen unterstellt. Ihre Aufgabe, sowie die der dritten Armee, sollte sein, unverzüglich den Marsch gen Paris anzutreten und unterwegs das letzte Feldheer des kaiserlichen Frankreich, welches sich inzwischen bei Chalons gesammelt hatte, auseinander zu werfen.

Albert Kronprinz von Sachsen, der Führer der vierten Armee.

Die Zahl der deutschen Truppen hätte freilich kaum genügt, gleichzeitig Metz zu blokiren und den Krieg ins Innere Frankreichs zu tragen, wenn es König Wilhelm nicht sehr schnell geglückt wäre, für die schweren Verluste, welche sämmtliche Armeen in den Kämpfen mit Mac Mahon und Bazaine erlitten hatten, überreichlichen Ersatz aus der Heimath heranzuziehen. Die Lokalisirung des Krieges, an der er nicht mehr zu zweifeln brauchte, erlaubte ihm, Deutschland von Vertheidigern beinahe gänzlich zu entblößen und die Welt durch den unabsehbaren Strom von Reserven, der sich allmählich über halb Frankreich ergoß, in das höchste Erstaunen zu versetzen. Wie freudig und zuversichtlich er aber auch deshalb auf den Fortgang des großen Streites blickte, sein weiches Herz litt doch aufs Schwerste unter den Schrecken dieses fürchterlichen Krieges. Die Opfer des 18. August überschritten noch, wie sich nach und nach herausstellte, die ursprünglichen Schätzungen. Am Grauenvollsten hatte die Garde gelitten, und immer von Neuem mußte der König Berichte über den Tod von Offizieren hören, die er persönlich gekannt, die er besonders hochgeschätzt hatte. Oft sah man in den ersten Tagen nach der Schlacht bei Gravelotte seine Augen voll Thränen, und des Abends zog er sich stets frühzeitig zu einsamer Arbeit in sein Zimmer zurück.

Indessen das Leben forderte seine Rechte. Am 20. August traf der Kronprinz Friedrich Wilhelm im königlichen Hauptquartier ein, um über die neuen Aufgaben, die den deutschen Heeren



König Wilhelm empfängt durch Moltke am Abend der Schlacht von Gravelotte die Nachricht vom endgiltigen Siege.

nunmehr gestellt wurden, persönlich sich zu unterrichten. Vater und Sohn hatten seit dem 26. Juli, seit der Abreise des Letzteren von Berlin zur Uebernahme des Oberbefehls über die süddeutschen Truppen, einander nicht gesehen. Das Wiedersehen nach so erschütternden, so freuden- wie schmerzenreichen Ereignissen, war ein tief bewegtes. Der König überreichte dem Kronprinzen, nachdem er ihm schon für das Gefecht bei Weißenburg das eiserne Kreuz zweiter Klasse verliehen hatte, nun auch als Dankeszeichen für die Schlacht bei Wörth das eiserne Kreuz erster Klasse, welches bis zu diesem Augenblick noch Niemandem ertheilt worden war. Der Prinz verband mit seinem innigen Dank für diese hohe Auszeichnung die feine Bemerkung, er könne das Kreuz nicht wohl tragen, wenn nicht auch sein Generalstabschef, General von Blumenthal, dasselbe erhalte. Gern gewährte der König die von edelstem Gefühle eingegebene Bitte des Kronprinzen.

General von Podbielski.

Von dieser Zusammenkunft zurückgekehrt, führte Friedrich Wilhelm seine Truppen durch die Waldgebirge des westlichen Lothringen in die Thäler der Champagne hinab. In seiner rechten Flanke marschirte in gleicher Richtung Kronprinz Albert mit der Maasarmee. Beider nächstes Angriffsziel waren „die Neuformationen von Chalons," von denen man wußte, daß sie aus einer beträchtlichen Anzahl französischer Reservekorps und aus den Trümmern der Armee des Marschalls Mac Mahon bestanden. Den Oberbefehl über dieselben führte Mac Mahon; auch war Kaiser Napoleon, der Bazaine's Heer am 16. August verlassen hatte, in Chalons anwesend.

Die Kronprinzen hatten jedoch erst wenige Märsche zurückgelegt, als die kecken Reiter ihrer Avantgarden Nachrichten einbrachten, aus denen hervorzugehen schien, daß man den Feind nicht mehr bei Chalons finden werde, weil derselbe die Straße nach Paris freizugeben und nach Norden auszuweichen im Begriffe sei, offenbar um irgend eine Verbindung mit Bazaine zu suchen. Aus militärischen Rücksichten ließ sich dies kaum erklären, denn Mac Mahon lief hierbei Gefahr, mitten unter sämmtliche deutschen Armeen zu gerathen und mit seinem ganzen Heer in der allerkläglichsten Weise zu Grunde zu gehen. Sollte er aber nicht durch politische Erwägungen zu einem Verzweiflungsstreich genöthigt worden sein? Die Lage in Paris hatte sich in den letzten Tagen reißend verschlimmert. Die Bevölkerung der Hauptstadt war durch die fortgesetzten Niederlagen zu einer wahren Raserei des Schmerzes und der Wuth gebracht worden und warf in ihrer argen Verblendung alle Schuld des Unheils allein auf den Kaiser und seine Rathgeber. Mit äußerster Mühe verhinderte das Ministerium Palikao, daß die leidenschaftlichen Wünsche der großen Masse nach dem Sturze des Kaiserthums und der Einsetzung der Republik sich schon in diesem Augenblicke laut hervorwagten. Wenn nun Mac Mahon sich auf die Vertheidigung von Chalons oder, falls er sich dort nicht behaupten zu können vermeinte, gar nur auf die Deckung von Paris beschränkte und deshalb etwa mit dem Kaiser in die Hauptstadt zurückkehrte,

so befürchteten die Kaiserin sammt allen Ministern den unmittelbaren Ausbruch der Revolution. Wagte der Marschall dagegen, von der Vertheidigung zum Angriff überzugehen, reichte er dem Heere Bazaine's zu irgend welchen kühnen Thaten die Hand, dann hofften die Pariser Machthaber, von dem Grimm ihrer radikalen Landsleute einstweilen noch verschont zu bleiben.

Mac Mahon und Napoleon erkannten sehr deutlich, von welchen Gefahren sie umringt waren, und schwankten daher Tage lang in grausamen Zweifeln, ob sie ihr Verderben unter den Schwertern der Deutschen oder vor den Barrikaden der Pariser suchen sollten. Einmal ums andre erklärten sie der Kaiserin und den Ministern, sie müßten sich, weil die Uebermacht der Deutschen zu überwältigend sei, auf die Hauptstadt zurückziehen; aber jedesmal und immer angstvoller tönte ihnen der Ruf entgegen, dann sei Alles verloren, dann seien die Erhebung des Volkes und die Verjagung der napoleonischen Dynastie keine Stunde mehr aufzuhalten. Endlich entschlossen sich der Marschall und der Kaiser, wie verzweifelte Spieler auf irgend ein Zufallsglück rechnend, zu dem Abmarsch gen Norden, der allmählich nach Osten umbiegen und sich somit auf Metz, zur Vereinigung mit Bazaine richten sollte.

Auf deutscher Seite begriff zuerst General von Podbielski die wahre Sachlage, so daß er schon am 24. August den Versuch Mac Mahon's, Bazaine zu entsetzen, obgleich militärische Bedenken ihn kaum glaublich erscheinen ließen, dennoch aus politischen Gründen für nicht unwahrscheinlich erklärte. Aber erst am Abend des 25. August lagen genügend gesicherte Meldungen über die Marschrichtung der Franzosen vor, um den vorsichtigen Moltke zur gleichen Ansicht zu bringen. Hierauf wurde sofort beschlossen, die Armeen beider Kronprinzen, die bisher in breiter Front westwärts vorgedrungen waren, eine vollkommene Rechtsschwenkung nach Norden machen zu lassen und ihnen die lockende Aufgabe der Verfolgung und Erjagung Mac Mahon's und des Kaisers zu stellen. Der eilige Marsch der Deutschen, der zumeist über die felsigen Höhen und durch die tiefen Thäler des Argonnerwaldes führte, war mühselig genug, indessen mit Freuden ertrugen Offiziere wie Soldaten jegliche Beschwerde; denn mit jedem Schritte näherte man sich dem stolzesten Siegespreise, der in diesem Kriege, ja in allen Kriegen der Welt nur irgend zu erringen war. Nach wenigen Tagen war man dem Feinde auf den Fersen, warf die Reiterabtheilungen, die das Gros seines Heeres in Flanke und Rücken deckten, in siegreichen Gefechten auseinander und gewann hierbei die Gewißheit, die gewünschte entscheidende Schlacht unverzüglich liefern zu können. Am 28. August begegnete König Wilhelm zufällig dem 6. bayrischen Infanterieregiment, dessen Inhaber er war. Den Offizieren desselben sprach er seine Freude aus, sie kennen zu lernen, nebst seinem Dank für ihre bisherigen Leistungen im Felde und fügte dann hinzu: „Jetzt aber, meine Herren, hoffe ich, Sie einmal kämpfen zu sehen und mit eigenen Augen Ihren Muth und Ihre Bravour bewundern zu können. Die Gelegenheit dazu wird, so glaube ich, sehr bald da sein."

Die Katastrophe der Franzosen begann am 30. August. Ein Theil ihrer Armeekorps hatte die Maas in der Richtung auf Carignan soeben überschritten, ein Theil befand sich noch auf dem linken Ufer dieses Stromes in der Gegend von Beaumont. Der Letztere wurde in der Lagerruhe, der er sich allzu sorglos hingegeben, von den jubelnd vorstürmenden Deutschen plötzlich überfallen und unter schweren Verlusten gezwungen, Hals über Kopf den vorausgezogenen Genossen über die Maas nachzufolgen. Mac Mahon entnahm aus dieser Niederlage die schmerzliche Gewißheit, daß er die Freiheit der Bewegung schon verloren habe und den Marsch gen Osten nur unter unaufhörlichem Kampf mit dem mächtigen Gegner fortsetzen könne, wobei er nichts Anderes als gänzliche Vernichtung seines Heeres erwarten durfte. Um dem Aeußersten vorzubeugen, um noch irgend einen Rettungsweg zu suchen, wich er deshalb auf dem rechten Ufer der Maas nordwestlich bis nach Sedan zurück, wo ihm die Gestaltung des Terrains überdies eine günstige Vertheidigungsstellung bot. Aber auch hier ereilten und umringten ihn überraschend schnell die unermüdlichen Regimenter

der beiden Kronprinzen. Sie überschritten oberhalb wie unterhalb Sedans die Maas, umschlossen das Gebiet dieser Stadt von Süden, Osten, Westen, endlich auch von Norden und ließen dem Marschall und seinem Kaiser keine Möglichkeit des Entrinnens mehr übrig.

In der Morgenfrühe des ersten September gingen die Deutschen von allen Seiten zum Angriffe vor. Einige Stunden lang leisteten die Franzosen tapfern Widerstand, so daß namentlich die Bayern bei der Erstürmung der Dörfer Bazeilles und Balan, im Südosten von Sedan, in einem schrecklichen, für beide Theile sehr verlustreichen Kampfe nur ganz allmählich den Sieg zu erringen vermochten. Um Mittag aber begann die Kraft der Feinde überall zu erlahmen. Von Stellung zu Stellung weichend ließen sie nicht bloß ihre Todten und Verwundeten, die haufenweise den blutgetränkten Boden bedeckten, im Stiche, vielmehr ergaben sie sich, an jeder Hoffnung verzweifelnd,

Zusammentreffen König Wilhelms mit seinem bayrischen Regiment.

in großen Schaaren den Preußen, Bayern und Sachsen, so daß diese am Ende der Schlacht einige 20,000 unverwundete Gefangene in Händen hatten.

König Wilhelm stand seit dem Anfange des Kampfes auf einer, den freiesten Einblick in alle Theile des Schlachtfeldes gewährenden Anhöhe beim Dorfe Frénois, südwestlich von Sedan. Als er die Franzosen im engsten Raum um diese Stadt zusammengedrängt und die langen Züge der Gefangenen hinter der Front seiner Truppen zu immer dichteren Massen aufschwellen sah, schickte er die erste Siegesdepesche an seine Gemahlin. Sie lautete noch äußerst vorsichtig und bescheiden: „Nachmittags 3¼ Uhr. Seit halb acht Uhr siegreich fortschreitende Schlacht rund um Sedan. Feind fast ganz in die Stadt zurückgeworfen.“ Gleich darauf aber vervollständigte er durch den Befehl, Sedan zu beschießen, seinen Erfolg in einen der kühnsten Erwartungen überflügelnden Weise. Die Granaten seiner weittragenden schweren Geschütze setzten die Stadt in kurzer Frist an mehreren Stellen in Brand und lieferten den Franzosen den unwiderleglichen Beweis, daß sie nirgendwo mehr eine Zuflucht besäßen und nur noch nutzlos sich opfern könnten, wenn sie

nicht sämmtlich und schleunigst die Waffen streckten. Das milde Herz des Königs ließ deshalb, sobald er den Feinden zu dieser Erkenntniß verholfen zu haben glaubte, die Beschießung wieder aufhören, und schickte den Oberstlieutenant Bronsart von Schellendorf, um die Armee zur Kapitulation aufzufordern, mit einer weißen Fahne nach Sedan. Bronsart erhielt Einlaß in die Stadt und Zutritt zum Kaiser. Napoleon lehnte zwar ab, über die Kapitulation zu verhandeln, weil dies Sache des Armeekommandanten sei, nämlich des Generals Wimpffen, der an Stelle des im Anfang der Schlacht schwerverwundeten Mac Mahon den Oberbefehl übernommen hatte; und auch Wimpffen bequemte sich nicht sogleich dazu, die Waffenstreckung als nothwendig anzuerkennen; dafür aber erklärte der Kaiser, daß er unverzüglich seinen Generaladjutanten Reille mit einem Briefe an den König senden werde. Bronsart eilte zurück und erregte durch seine Meldung die freudigste Ueberraschung, weil

Zurückweisung des französischen Kavallerie-Angriffs bei Sedan.

man bis zu diesem Augenblick von dem Aufenthaltsorte des Kaisers keine sichere Kunde gehabt und sich mehr der Vermuthung zugeneigt hatte, daß Napoleon, noch ehe der eiserne Ring der Deutschen um Sedan sich völlig geschlossen, die Armee verlassen habe. „Du kannst Dir den Eindruck denken," schrieb der König späterhin an Königin Augusta, „den es auf mich vor Allem und auf Alle machte." Tief ergriffen wendete sich der König zu seiner Umgebung und schüttelte dem Kronprinzen, dem General Moltke, dem Grafen Bismarck, dem Kriegsminister Roon, dem General Podbielski die Hand.

Nicht lange nach Bronsart, gegen 7 Uhr Abends, traf auch General Reille ein. Als derselbe jene Anhöhe bei Frénois heraufschritt, trat der König etwas vor. Hinter ihm standen der Kronprinz, Bismarck, Moltke und Roon, in weitem Halbkreise umher viele andere Fürsten und Generale, hinter diesen die gesammte Stabswache des Hauptquartiers. Reille nahte entblößten Hauptes und übergab Napoleon's Schreiben mit den Worten: „Dies ist der einzige Auftrag, den mir mein Kaiser anvertraut hat". Der König antwortete, das Schreiben annehmend: „Aber ich verlange als

König Wilhelm empfängt auf der Höhe von Frénois den Brief Napoleons, am 1. September 1870.

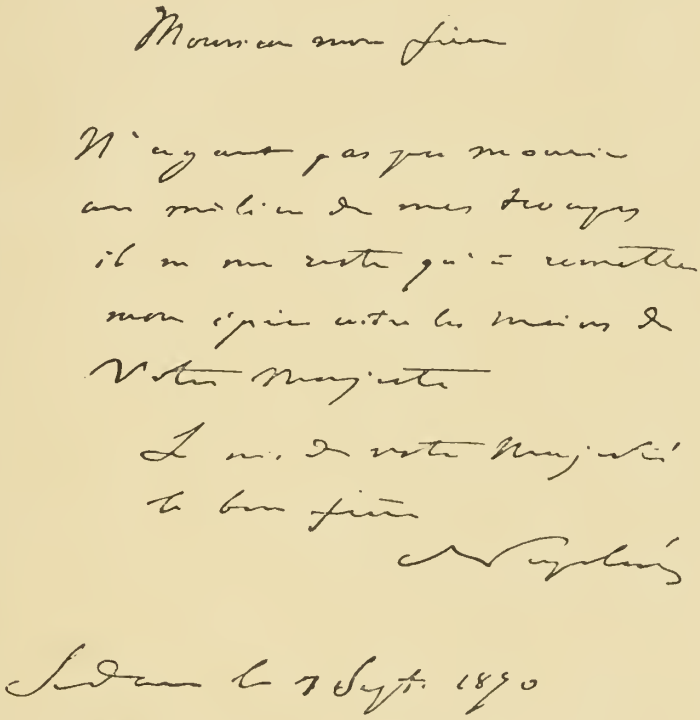
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

erste Bedingung, daß die Armee die Waffen niederlege." Dann öffnete er das Kouvert, las das Schreiben, richtete an den ihm seit Langem wohlbekannten General einige freundliche Worte und trat endlich mehrere Schritte zurück, bis er vom Kronprinzen, dem Prinzen Karl, dem Großherzog von Weimar, dem Herzog von Koburg, Moltke und Bismarck umgeben war, denen er den Brief Napoleons vorlas. Der Wortlaut desselben durfte einige Verwunderung erregen. Der Kaiser hatte sich allerdings während der Schlacht, vielleicht aus Verzweiflung, mehrfach dem Granatenfeuer der deutschen Batterien ausgesetzt, aber die Phrase, zu der er sich deshalb verstieg, klang doch gar zu abenteuerlich, gar zu — napoleonisch:

Monsieur mon frère! N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes, il ne me reste qu'à remettre mon épée aux mains de Votre Majesté. Je suis de Votre Majesté le bon frère. — Sedan, le 1 Septembre.

Napoléon.

Indessen wie abenteuerlich auch immer, es galt die Gelegenheit zu benutzen und durch den freiwillig die Waffe streckenden Kaiser, wenn irgend möglich, die Kapitulation der Armee zu erwirken. Nachdem der König sich mit seinen Paladinen hierüber verständigt, trat er noch weiter in den Hintergrund und setzte sich dort auf einen Stuhl, während Major von Alten einen zweiten Stuhl als Schreibtisch vor ihm in die Höhe hielt. So schrieb der König die Antwort auf den Brief des Kaisers Napoleon:



Faksimile-Nachbildung des Briefes des Kaisers Napoleon an König Wilhelm vom 1. Sept. 1870.
(Uebersetzung siehe unten.*)

Monsieur mon frère! En regrettant les circonstances, dans lesquelles nous nous rencontrons, j'accepte l'épée de Votre Majesté et je vous prie de bien vouloir nommer un de Vos officiers muni de Vos plains pouvoirs, pour traiter de la capitulation de l'armée qui s'est si bravement battue sous Vos ordres. De mon côté j'ai désigné le général de Moltke à cet effet. Je suis de Votre Majesté le bon frère. Devant Sedan le 1 Septembre 1870. Guillaume.**)

Diesen Brief nahm General Reille wiederum entblößten Hauptes entgegen und eilte damit nach Sedan zurück. Der König aber beauftragte in der festen Zuversicht, daß die Kapitulationsverhandlung nunmehr in Gang gebracht sei, den General Moltke und, weil auch politische Angelegenheiten zur Sprache kommen könnten, den Grafen Bismarck, in der Nähe des Schlachtfeldes zu bleiben, während er selber zu Pferde stieg, nach seinem unfern haltenden Wagen ritt und in diesem nach dem Hauptquartier fuhr, welches in Vendresse, einige Stunden südlich von Sedan, eingerichtet war. Die Nachricht von dem, was sich auf der Höhe von Frénois begeben, hatte sich inzwischen wie ein Lauffeuer nach allen Seiten verbreitet. „Sieg, Sieg, Sieg!" erscholl es überall,

*) Mein Herr Bruder! Da ich nicht inmitten meiner Truppen sterben konnte, so bleibt mir nur übrig, meinen Degen in Eurer Majestät Hände zu legen. Ich bin Eurer Majestät guter Bruder. — Sedan, 1. September. Napoleon.

**) Mein Herr Bruder! Indem ich die Umstände bedaure, unter denen wir uns begegnen, nehme ich Eurer Majestät Degen an und bitte Sie, einen Ihrer Offiziere zur Verhandlung über die Kapitulation der Armee, die sich unter Ihrer Führung so tapfer geschlagen hat, zu bevollmächtigen. Ich habe General von Moltke hierzu bestimmt. Ich bin Eurer Majestät guter Bruder. Vor Sedan, 1. September 1870. Wilhelm.

„der Kaiser ist da, der Kaiser gefangen!“ Tausende von Helmen, Tschakos und Feldmützen, Tausende von Bajonetten und Säbeln wurden gen Himmel erhoben, und selbst die Verwundeten und Verstümmelten mischten ihre schwache Stimme in den Jubelruf des Siegers. Der König aber wurde bei seiner Heimfahrt, wie er hernach seiner Gemahlin schrieb, „von stürmischen Hurrahs der heranziehenden Trains begrüßt, die überall die Volkshymne anstimmten. Es war ergreifend! Alles hatte Lichter angezündet, so daß man zeitweise in einer improvisirten Illumination fuhr. Um 11 Uhr war ich hier und trank mit meiner Umgebung auf das Wohl der Armee, die solches Ereigniß erkämpfte.“

Der König hatte richtig gerechnet, daß schon die nächsten Stunden zur eigentlichen Kapitulationsverhandlung führen müßten. Moltke, Bismarck und Podbielski begaben sich zu dem für die Zusammenkunft mit den französischen Unterhändlern ausgewählten Schlößchen Donchery, westlich von Sedan, und fanden, als sie um 10 Uhr Abends eintrafen, hier schon General Wimpffen nebst zwei anderen Generalen vor. Moltke und Bismarck hatten sich unterwegs verständigt, daß es bei den unsichern innern Zuständen Frankreichs unmöglich sei, die französische Armee auf ihr Ehrenwort, in diesem Kriege nicht wieder zu dienen, frei abziehen zu lassen, und daß deshalb nichts übrig bleibe, als die Kriegsgefangenschaft der ganzen Armee sammt ihren Offizieren zu fordern. Nachdem die Herren sich zur Berathung niedergesetzt, trat tiefe Stille ein. Wimpffen hätte gern dem General Moltke das erste Wort gelassen; dieser aber schwieg mit unbeweglicher Miene, bis der Franzose demüthig um Eröffnung der Kapitulationsbedingungen bat. Der nothwendige harte Spruch „Kriegsgefangenschaft“ erregte ihn dann freilich dermaßen, daß er in pathetischen Wendungen bald ritterliche Milde gegen die unglücklichen Besiegten anrief, bald drohte, nur ein edelmüthiges Verhalten werde Frankreich zur Wiederherstellung freundlicher Beziehungen zu Deutschland bewegen können. Moltke und Bismarck wiesen diese Erörterungen kühl und fest zurück und beharrten auf ihrer Forderung, gewährten aber schließlich dem schier verzweifelnden General einen Waffenstillstand bis zum andern Vormittag um 9 Uhr, damit er inzwischen einen Kriegsrath einberufen und diesen nöthigen könne, die Last der Verantwortung für solche Kapitulation gemeinsam mit ihm zu tragen.

In der Morgenfrühe des 2. September versammelte Wimpffen den Kriegsrath und überzeugte denselben mit leichter Mühe, daß die Waffenstreckung nicht zu umgehen sei; nur das ganze Heer in Kriegsgefangenschaft zu geben, schien den Herren immer noch zu hart. Ihre Meinung, mildere Bedingungen erlangen zu können, stützte sich freilich nur darauf, daß Kaiser Napoleon bei Tagesanbruch, ehe sie zur Berathung zusammengetreten waren, Sedan verlassen hatte, um König Wilhelm aufzusuchen und an dessen Güte zu Gunsten der Besiegten zu appelliren. Dem Kaiser war es aber höchst willkommen gewesen, mit guter Manier von seinen Truppen sich trennen zu können, weil er von der Zuchtlosigkeit, die in deren Reihen nach der Niederlage sich ausgebreitet hatte, sein Leben bedroht glaubte. Er suchte also bei den Deutschen Schutz unter Umständen, die wahrlich nicht für eine besonders zarte Behandlung des französischen Heeres sprachen. Ueberdies konnte er nicht so schnell, wie er erwartet hatte, zum Könige gelangen. Denn nachdem er die Fahrt von Sedan in der Richtung nach Donchery angetreten und den General Reille dorthin vorausgeschickt hatte, zeigte sich, daß in diesem Orte nur Bismarck und Moltke, nicht aber der König und sein Gefolge die Nacht verbracht hatten. Graf Bismarck, zuerst von der Nähe des Kaisers unterrichtet, ritt demselben schleunigst entgegen, traf ihn noch mittenwegs zwischen Sedan und Donchery, begrüßte ihn sehr höflich und führte mit ihm theils in, theils vor einem kleinen Arbeiterhäuschen hart an der Landstraße ein langes Gespräch, an dem schließlich auch General Moltke theilnahm. Beide Herren erklärten sich gegen den Wunsch des Kaisers hinsichtlich milderer Kapitulationsbedingungen; doch übernahm es Moltke, den König von demselben in Kenntniß zu

setzen, während Bismarck den Kaiser nach dem unfern gelegenen kleinen Schloß Bellevue, welches zu dessen Aufnahme für die nächsten Stunden oder Tage gut geeignet erschien, ritterlich geleitete. Auch General Wimpffen fand sich dort ein und verzichtete, da die Zeit des Waffenstillstandes abgelaufen und vom Könige noch kein Bescheid angelangt war, im Stillen schon auf jede Nachgiebigkeit von Seiten der Sieger.

Inzwischen hatte aber auch König Wilhelm Vendresse verlassen und einen großen Theil des Weges nach Douchery zurückgelegt, als ihm Moltke entgegenkam. Der General schlug dem Könige nun doch vor, zwar auf der Kriegsgefangenschaft der gesammten Mannschaft der Armee zu beharren, den Offizieren dagegen die Wahl zu lassen, ob sie in die Gefangenschaft gehen oder unter der Bedingung frei von dannen ziehen wollten, daß sie mit ihrem Ehrenwort verbürgten, in diesem Kriege nicht mehr gegen Deutschland zu dienen. Der König billigte dies, fügte aber hinzu, daß er den Kaiser erst nach der Unterzeichnung der Kapitulation zu sehen wünsche, und begab sich dann mit seinem ganzen Gefolge abermals auf die Anhöhe bei Frénois. Moltke eilte nach Bellevue. Die Verhandlung kam sofort zum Abschluß, und Wimpffen dankte schließlich mit herzlichen Worten für die hohe Gunst, die in letzter Stunde den Offizieren seiner unglücklichen Armee erwiesen worden war. Ein Theil derselben hat freilich nachmals das Vertrauen des Königs und seines Rathgebers arg getäuscht und mit frevlem Wortbruch sich von Neuem an der Bekämpfung der deutschen Heere betheiligt. Die Gesammtzahl der Franzosen, die am 2. September die Waffen streckten, belief sich, nachdem in der Schlacht bei Sedan ein volles Drittel der Wimpffen'schen Armee theils gefallen, theils in die Hände der Deutschen gerathen, theils in kleinen Schaaren entflohen war, auf mehr als 83,000 — eine ungeheure Zahl, die noch bei keinem ähnlichen Ereigniß der ganzen Weltgeschichte, von keinem noch so stolzen Sieger, mochte er auch ganze Heere von Gefangenen zu seinen Füßen gesehen haben, erreicht worden war.

Bismarck vor Sedan.

Sobald die Kapitulationsurkunde unterzeichnet war, brachten Moltke und Bismarck dieselbe zum König auf die Höhe von Frénois. Freudig empfing der Monarch seine Getreuen. Ihn umgaben dort zahlreiche Prinzen und Generale, unter denen sich außer dem Kronprinzen und vielen norddeutschen Fürsten auch zwei erlauchte Vertreter der bedeutendsten süddeutschen Staaten, Prinz Luitpold von Bayern und Prinz Wilhelm von Württemberg, befanden. Mit dem wundervollen Takte, welcher den König in Stunden weder der Ruhe noch der Erregung je verließ, benutzte derselbe den großen Augenblick zu einer meisterhaften Ansprache, um seine vornehmen Zuhörer, neben warmem Dank für Alles bisher Geleistete, auf ihre ferneren Pflichten für die gänzliche Besiegung Frankreichs und für die Sicherung und künftige Neugestaltung Deutschlands nachdrücklich hinzuweisen. „Sie wissen nun, meine Herren," so sagte er, „welch großes geschichtliches

Ereigniß sich zugetragen hat. Ich verdanke dies den ausgezeichneten Thaten der vereinigten Armeen, denen ich mich gerade bei dieser Gelegenheit gedrungen fühle, meinen königlichen Dank auszusprechen, um so mehr, als diese großen Erfolge wohl geeignet sind, den Kitt noch fester zu gestalten, der die Fürsten des norddeutschen Bundes und meine anderen Verbündeten — deren fürstliche Mitglieder ich in diesem großen Momente zahlreich um mich versammelt sehe — mit uns verbindet, so daß wir hoffen dürfen, einer glücklichen Zukunft entgegen zu gehen. Allerdings ist unsere Aufgabe mit dem, was sich unter unseren Augen vollzieht, noch nicht vollendet: denn wir wissen nicht, wie das übrige Frankreich es aufnehmen und beurtheilen wird! Darum müssen wir schlagfertig bleiben; aber schon jetzt meinen Dank jedem, der ein Blatt zum Lorbeer- und Ruhmeskranze unseres Vaterlandes hinzugefügt." Bei der Erwähnung der „anderen Verbündeten" richtete der König seine

Graf Bismarck begleitet den Kaiser Napoleon nach Schloß Bellevue.

Augen besonders auf die Prinzen von Bayern und Württemberg, und nachdem er geendigt, schüttelte er ihnen herzlich die Hand.

Ueber Alledem war der Vormittag vergangen, und gegen 1 Uhr stiegen der König und der Kronprinz zu Pferde, um, geleitet von der Stabswache, nach Schloß Bellevue zu reiten. Das heißt: König Wilhelm, der große Sieger, unterzog sich der Mühewaltung, dem geschlagenen und gefangenen Kaiser einen Besuch zu machen, anstatt diesen zu sich zu befehlen. Es war wohl die Rede davon gewesen, daß das Letztere geschehen solle, aber der edle Sinn König Wilhelms fand keine Selbsterniedrigung darin, dem vom Schicksal so furchtbar niedergeworfenen Mann mit der größten Güte zu nahen. Der Kaiser ging in einem Glassalon des Schlosses Bellevue unruhig auf und ab, neugierig beobachtet von den deutschen Soldaten, die draußen Wache hielten. Da erhob sich in der Ferne brausendes Hurrah. Immer stärker schwoll es an und verkündigte dem Gefangenen, daß der hohe Besuch sogleich eintreffen werde. Er verließ den Salon und kam dem König auf der Schloßtreppe entgegen. Der König gab ihm die Hand. Beide zogen sich in den Salon zurück und unterhielten sich dort eine Viertelstunde lang. „Welch ein ergreifender Augenblick, der der Begegnung mit Napoleon!" meldete der König Wilhelm seiner Gemahlin. „Er war gebeugt,

Kapitulationsverhandlungen vor Sedan am Abend des 1. September 1870.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

aber würdig in seiner Haltung und ergeben. Wir waren beide sehr bewegt über dieses Wiedersehen. Was ich Alles empfand, nachdem ich noch vor drei Jahren Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht gesehen hatte, kann ich nicht beschreiben. Ich habe ihm Wilhelmshöhe bei Kassel zum Aufenthalt gegeben." Nach Beendigung der Unterredung trat auch der Kronprinz, auf die Aufforderung des Königs, in den Salon und richtete einige freundliche Worte an den Kaiser.

Den Rest des Tages benutzte der König zu einem eigenthümlichen Unternehmen, welches ihn aber ebenso liebenswürdig erscheinen läßt, wie sein Besuch bei dem gefangenen Gegner. „Er beritt," wie er es selber kurzweg ausdrückte, „die Armee um Sedan". Fünf Stunden lang, von halb drei Nachmittags bis halb acht Uhr Abends, ritt er durch die Thäler und über die Höhen die weite Kreislinie entlang, auf der seine braven Truppen rund um Sedan lagerten. Er wollte

Kapitulationsverhandlungen vor dem Thore von Sedan am Morgen des 2. September.

die Krieger begrüßen, er wollte ihnen die Freude seines Anblicks gewähren, er wollte sich an ihrer Freude erfreuen. Der Jubel der Truppen erschütterte ihn im innersten Herzen. Wie Donner rollte ihr Hurrahruf von Bivouak zu Bivouak, und „nach Paris! nach Paris!" erscholl es aus den Reihen der kampfdürstenden Jugend, als ob sie nicht schon genug Beschwerden erduldet, nicht schon genug des edelsten Blutes verloren hätte. Noch ganz erfüllt von dem hinreißenden Eindrucke fand der König kaum Worte, seinem Gefühle gegen seine Gemahlin Luft zu machen. „Der Empfang der Truppen, das Wiedersehen des dezimirten Gardekorps, das Alles kann ich Dir heute nicht beschreiben; ich war tief ergriffen von so vielen Beweisen der Liebe und Hingebung."

War es aber bei dem Ritt um Sedan des Königs vornehmste Absicht gewesen, dem ganzen Heere, bis zum geringsten Troßknecht hinab, eine Freude zu bereiten, so fühlte der edle Monarch auch das Bedürfniß, den großen Männern, die seit Jahren ihn in Frieden und Krieg, in der Vorbereitung und der Erkämpfung der Siege vor allen Andern unterstützt hatten, einen besonderen Beweis seiner Dankbarkeit darzubringen. Am 3. September lud er deshalb alle in der Nähe des Hauptquartiers befindlichen höheren Offiziere zur Mittagstafel, befahl, gegen seine sonstigen einfachen Gewohnheiten, Champagner zu bringen, und erhob sich zu dem Trinkspruch: „Wir müssen heut aus

Dankbarkeit auf das Wohl der Armee trinken. Sie, Kriegsminister von Roon, haben unser Schwert geschärft; Sie, General von Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf von Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht. Lassen Sie uns also auf das Wohl der Armee, der drei von mir Genannten und jedes einzelnen unter den Anwesenden trinken, der nach seinen Kräften zu den bisherigen Erfolgen beigetragen hat."

Und an demselben Tage saß der greise Monarch lange Zeit einsam in seinem Arbeitszimmer, schilderte seiner Gemahlin in einem ausführlichen Schreiben die beiden großen Tage, den Schlachttag von Sedan und den Kapitulationstag, und fügte die tief empfundenen Worte hinzu: „Wenn ich mir denke, daß nach einem großen glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhmreicheres mehr erwarten konnte und ich nun diesen weltgeschichtlichen Akt erfolgt sehe, so beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten ausersehen hat, das Geschehene zu vollbringen, und uns zu Werkzeugen seines Willens bestellt hat. Nur in diesem Sinne vermag ich das Werk aufzufassen und in Demuth Gottes Führung und seine Gnade zu preisen."

Im deutschen Vaterlande erregten die Nachrichten vom Kriegsschauplatz, wie sie Stunde um Stunde und vornehmlich mit des Königs eigenen Worten eintrafen, überschwänglichen Jubel, der den Freudenrausch vom Abend des 6. August noch übertraf und die schmerzliche Erinnerung an die furchtbaren Opfer der Metzer Völkerschlacht zu stiller Wehmuth dämpfte. In Städten und Dörfern wurden die Häuser beflaggt. Schulen und Fabriken feierten. Auf den Märkten, vor den Rathhäusern drängten sich begeisterte Massen. Mit zitternden Lippen theilte jeder das Neueste, was er erkundet, den Nachbarn mit, wie der Kaiser gefangen worden, wie ein gewaltiges Heer, dergleichen sich sonst noch nie auf einmal ergeben, vor dem deutschen Schwert kapitulirt hatte, und wie groß und edel, wie herzgewinnend der König von Preußen, aller Deutschen Feldherr und Abgott, bei jedem Anlaß zu reden, zu handeln wußte. Hier entlud sich die patriotische Schwärmerei in den trotzigen Weisen der „Wacht am Rhein", dort erhoben sich die mächtigen Akkorde des deutschen Tedeum „Nun danket Alle Gott" inbrünstig zum Himmel. Und über das Entzücken des Augenblicks hinaus reichte bei Hoch und Nieder die Erkenntniß, daß solche Erfolge dauernden Gewinn für das ganze Vaterland bringen müßten. Nun dürfe von einem norddeutschen Bund und nothdürftig mit demselben vereinigten süddeutschen Genossen nicht mehr die Rede sein, nun müsse ein festeres Band alle Deutschen umschließen, nun müßten Kaiser und Reich in alter Herrlichkeit wieder erstehen. Als schönste Morgengabe aber werde das tapfere deutsche Heer dem neuen Reich das „verlorene Gut am Rhein," das so viel betrauerte Elsaß darbringen, dessen Abtretung das besiegte Frankreich nicht werde verweigern können.

Anders war die Wirkung der ungeheuern Katastrophe in Frankreich, in Paris. Das Ministerium Palikao versuchte noch eine kurze Weile die Niederlage zu verheimlichen oder wenigstens zu beschönigen. Als aber die ganze grausame Wahrheit bekannt wurde, brach ein furchtbarer Sturm los, der dann freilich nicht die Schuldigen in den verschiedenen Schichten des Volkes, die wüsten Kriegshetzer in der Presse und im Parlamente, traf, vielmehr nur die bonapartistischen Machthaber für das nationale Unglück verantwortlich machte. Vor der immer hitziger wiederholten Forderung, der Kaiser müsse abdanken, das Kaiserthum müsse verschwinden, eine provisorische Regierung eingesetzt, die Republik ausgerufen werden, brach die Widerstandskraft der Regentschaft, die für den gefangenen Napoleon die Verwaltung führen sollte, schnell und kläglich zusammen. Kaiserin Eugenie entfloh in Noth und Kummer nach England. Das Parlament und das Ministerium lösten sich auf. Am 4. September, demselben Tage, an welchem Napoleon von Bellevue durch Belgien seiner Haft in Deutschland entgegenreiste, wurde die Republik ausgerufen. Im Hotel de Ville bildeten nach alter Revolutionspraxis die Abgeordneten von Paris, geführt von Leon Gambetta und Jules

Favre, eine provisorische Regierung, die sogenannte „Regierung der nationalen Vertheidigung“. Den Vorsitz in derselben übernahm der wegen mehrfacher Opposition gegen das kaiserliche Kriegswesen vom Volke gefeierte General Trochu.

Diese Umgestaltung des französischen Staates war aber fern davon, eine baldige Beendigung des Krieges, auf die man in Deutschland nach der Schlacht von Sedan schon zu hoffen begonnen hatte, in Aussicht zu stellen, und König Wilhelm hatte mithin ganz richtig geurtheilt, als er in jener Ansprache am Mittag des zweiten September seinen fürstlichen Genossen erklärt hatte, man müsse schlagfertig bleiben. Denn die französischen Republikaner nahmen jetzt die Miene an, als ob sie Deutschland gegenüber niemals das Wasser getrübt hätten und deshalb von diesem, nachdem der gemeinsame Feind, Kaiser Napoleon, besiegt war, nur als Freunde behandelt werden dürften. Jules Favre, der sich zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten gemacht hatte, erließ ein

König Wilhelms Ritt durch die Bivouaks um Sedan am 2. September.

Rundschreiben an die Mächte Europas, in welchem er mit Pathos für die Unschuld der Republikaner an dem entbrannten Kriege eintrat und für die Sache Frankreichs den Ruhm in Anspruch nahm, die des Rechtes und der Gerechtigkeit zu sein. König Wilhelm, der ja verkündigt habe, nur gegen den Kaiser, nicht gegen Frankreich Krieg zu führen, werde jetzt gewiß zum Frieden bereit sein, und zwar zu einem Frieden, den die Republik mit Ehren schließen könne; denn niemals werde diese einen Zoll breit ihres Landes oder einen Stein ihrer Festungen abtreten. Diese hohlen und unwahren Redensarten machten selbstverständlich ringsum den schlechtesten Eindruck. Trotzdem aber versuchte Favre wiederholt die neutralen Großmächte zur Friedensvermittelung zwischen den Streitenden oder gar zu Feindseligkeiten gegen Deutschland anzuregen, und selbst der besonnenere Staatsmann Adolf Thiers gab sich dazu her, im Auftrag der republikanischen Regierung bei den Höfen von London und Petersburg, Wien und Florenz Hülfe für Frankreich zu erbitten. Der Letztere wurde freilich aller Orten sehr höflich empfangen; England zeigte auch Lust zur Vermittelung und Oester-

reich wenigstens noch immer fortdauernde starke Verstimmung gegen Deutschland; für sich allein nachdrücklich zu handeln, wagten jedoch diese beiden Mächte um so weniger, als Rußland sich in seiner preußenfreundlichen Gesinnung nicht beirren ließ und die italienische Regierung unverhohlen aussprach, daß sie die günstige Gelegenheit, welche ihr die französischen Niederlagen boten, zur Besetzung Roms benutzen werde. Nur die republikanischen Parteien, vornehmlich in den romanischen Staaten Europas, begeisterten sich wegen der Solidarität der republikanischen Interessen für einen gemeinsamen Kampf mit den Franzosen gegen das monarchische Deutschland, aber auch dies führte nur dazu, daß der edle Phantast Giuseppe Garibaldi mit einer Schaar seiner fanatischsten Anhänger seinen Degen den neuen Machthabern Frankreichs zur Verfügung stellte.

In Deutschland rief die ferne Möglichkeit, daß fremde Mächte sich in das Duell mit den Franzosen einmischen und das Vaterland um den Lohn seiner Siege betrügen könnten, gleichwohl Besorgniß und Erbitterung hervor. Die Zeitungen und die patriotischen Vereine forderten laut, daß man nicht ruhen und rasten solle, bis Frankreich gezwungen sei, die zu Deutschlands künftiger Sicherheit unentbehrlichen Landabtretungen zu machen, und bis das neue, einige deutsche Reich fest gegründet sei. Eine Adresse an König Wilhelm wurde entworfen und, mit Massenunterschriften aus ganz Deutschland versehen, ins Hauptquartier geschickt. In derselben hieß es nach der Erinnerung an den Opfermuth, mit dem das Volk sich erhoben habe und von dem es fort und fort beseelt sei: „Mitten in der ernsten und gehobenen Stimmung werden wir beunruhigt durch die immer wiederkehrenden Berichte, daß fremde Einmischung, die doch die Schrecken des Krieges nicht abzuwenden wußte, jetzt bemüht sei, den Preis unserer Kämpfe nach ihrem Ermessen zu begrenzen. Das Andenken an die Vorgänge nach der glorreichen Erhebung unserer Väter lebt frisch in unserem Gedächtniß und mahnt Deutschland, daß es die Forderungen seiner Wohlfahrt allein berathe. Darum nahen Eurer Majestät wir abermals mit dem Gelöbniß, treu auszuharren, bis es der Weisheit Eurer Majestät gelingt, unter Ausschluß jeder fremden Einmischung Zustände zu schaffen, welche das friedliche Verhalten des Nachbarvolkes besser als bisher verbürgen, die Einheit des gesammten deutschen Reiches begründen und gegen jede Anfechtung sicher stellen."

Der preußischen Regierung war die tiefe Erregung des deutschen Volkes sehr erwünscht. Sie erleichterte ihr, der ganzen Welt zu verkündigen, was die deutschen Fürsten und Volksstämme von Frankreich verlangen müßten und worin sich auch die neutralen Mächte, wollten sie es nicht auf einen ernsten Zusammenstoß mit Deutschland ankommen lassen, zu fügen haben würden. Graf Bismarck erließ ein Rundschreiben, in welchem er zunächst hervorhob, es sei für die Friedensbedingungen völlig gleichgültig, ob Frankreich ein Kaiserthum oder eine Republik bilde; denn „die einmüthige Stimme der deutschen Regierungen und des deutschen Volkes verlangt, daß Deutschland gegen die Bedrohungen und Vergewaltigungen, welche von allen französischen Regierungen seit Jahrhunderten gegen uns geübt wurden, durch bessere Grenzen als bisher geschützt werde. So lange Frankreich im Besitz von Straßburg und Metz bleibt, ist seine Offensive strategisch stärker als unsere Defensive bezüglich des ganzen Südens und des linksrheinischen Nordens von Deutschland. Straßburg ist, im Besitze von Frankreich, eine stets offene Ausfallpforte gegen Süddeutschland. In deutschem Besitz gewinnen Straßburg und Metz dagegen einen defensiven Charakter. Von Deutschland ist keine Störung europäischen Friedens zu befürchten. Wir wollen nur zukünftige Sicherheit als den Preis der gewaltigen Anstrengungen fordern, die wir zu unserer Vertheidigung jetzt haben machen müssen. Niemand wird uns Mangel an Mäßigkeit vorwerfen können, wenn wir diese gerechte und billige Forderung festhalten."

Daß Frankreich sich zur Abtretung von Straßburg und Metz und, was hierbei einbegriffen war, des Elsasses und Deutsch-Lothringens schon in der nächsten Zeit bequemen werde, daran war freilich Dank der Verblendung der republikanischen Machthaber nicht zu denken. Jules Favre kam

zwar selber ins deutsche Hauptquartier; bei den Unterredungen, die ihm Graf Bismarck gewährte, zeigte er aber eine so verkehrte Beurtheilung der wahren Machtverhältnisse und so unbelehrbaren Abscheu gegen die „Vernichtung" Frankreichs, wie er die Abtretung jener Festungen nannte, daß er die Aussichten auf die ersehnte Verständigung eher noch verschlechterte als verbesserte. Für die Deutschen blieb also nichts übrig, als den Krieg mit aller Energie fortzusetzen, und so viele Kraft entwickelte allerdings die „Regierung der nationalen Vertheidigung", daß sie ihren Gegnern noch Monate lang bitterlich zu schaffen machte. Sie theilte sich zunächst in zwei Kollegien, deren eines in Paris, das andere in Tours seinen Sitz aufschlug und hier für die Bewaffnung der Provinzen, dort für die Sicherung der Hauptstadt zu sorgen suchte. Bald aber zeigte sich, daß das Kollegium von Tours nicht im Stande war, das Land mit dem rücksichtslosen Opfermuth zu erfüllen, ohne den

Die ersten deutschen Truppen vor Paris.

weiteren Niederlagen nicht vorgebeugt, geschweige denn irgend eine Aussicht auf Sieg eröffnet werden könnte. Da verließ der leidenschaftlichste Rufer zum Streit, Leon Gambetta, zu einer Zeit, als die Deutschen Paris schon umschlossen hielten, auf einem Luftballon die Hauptstadt, entkam glücklich nach Tours, trat an die Spitze der dortigen Regierung und erzwang mit Befehlen, Schmeicheln und Drohen, daß die Hülfsquellen des reichen Landes ihm zur Verfügung gestellt, daß Gelder gesammelt, Waffen geschmiedet und wehrfähige Männer wie Jünglinge in schier unzählbaren Massen zum Kriegsdienste aufgeboten wurden.

König Wilhelm hatte dies Alles insoweit klar vorausgesehen, als ihm die Katastrophe von Sedan wie eine vernichtende Niederlage nur für das Kaiserthum, aber noch lange nicht für das französische Volk erschienen war. Schon am 3. September hatte er deshalb angeordnet, daß die Armeen der beiden Kronprinzen den Marsch nach Paris beginnen sollten, und seitdem ergossen sich die frohen Schaaren der deutschen Krieger wie ein unaufhaltsamer Strom über die schönen Gaue der Champagne und der Isle de France. In leichten Gefechten trieben sie die wenigen Feinde, die ihnen hier oder dort in den Weg zu treten wagten, vor sich her und begrüßten am 19.

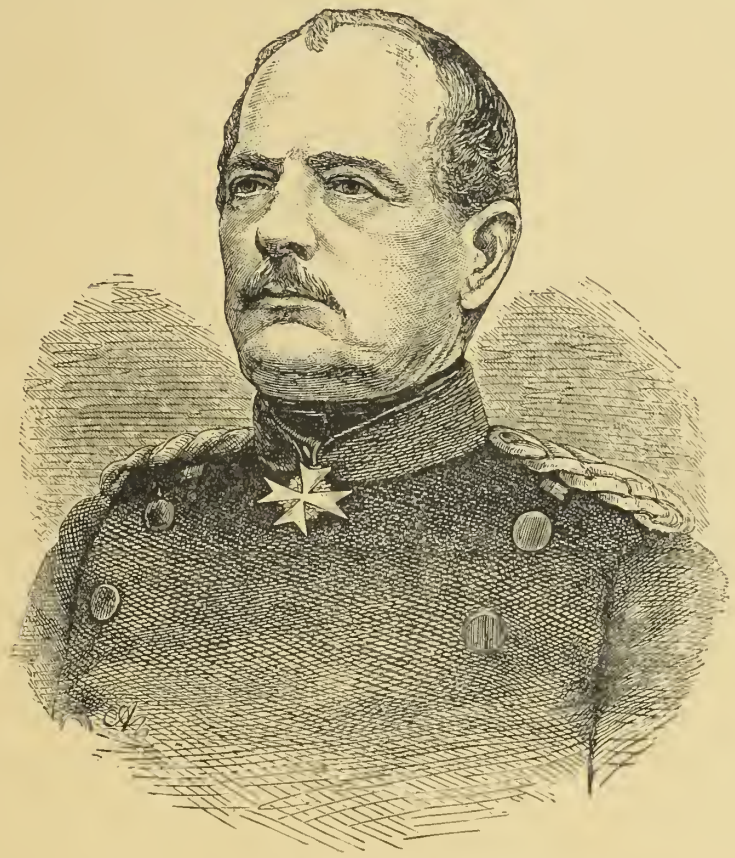
September von den Randhöhen des Seinethales mit stolzem Jubelruf die endlos zu ihren Füßen sich hindehnende Hauptstadt.

Hier aber wartete ihrer eine schwere Aufgabe. Ihre Zahl betrug zunächst nur etwa 150,000 und vermehrte sich ziemlich langsam im Laufe einiger Wochen auf 200,000 und allmählich bis auf 240,000. Die Besatzung von Paris war mehr als doppelt so stark, weil sich zu den noch immer beträchtlichen Ueberresten des kaiserlichen Heeres, die von beiden Seiten herbeigeeilt waren, die schleunigst mit Waffen versehene und in Mobil- und Nationalgarden gegliederte männliche Bevölkerung der Hauptstadt und einiger ländlichen Distrikte gesellt hatte. Diese gewaltige Uebermacht stützte sich überdies auf die Umwallung und die Außenwerke von Paris, die in ihrer Gesammtheit das größte feste Lager nicht bloß von Frankreich, sondern der ganzen Welt bildeten.

Indessen den Deutschen schuf alles dieses kein Grauen. Sie wußten ja, daß sie in ihrer Kriegsübung schon den alten Soldaten Frankreichs überlegen waren und daher die überhasteten republikanischen Neuformationen wenig zu fürchten hatten. An demselben 19. September, der ihnen den ersten Blick auf Paris gestattete, errangen sie auch den ersten Sieg über diese Gegner. Die besten Truppen der Besatzung traten ihnen im freien Felde entgegen, um sie von weiterem Vormarsch abzuhalten. Sie aber warfen dieselben auf ihre Forts zurück, erbeuteten eine Anzahl von Kanonen und breiteten sich rings um die große Stadt aus. Die Nordseite umlagerte Kronprinz Albert mit der Maasarmee. Auf der Ost-, Süd- und Westseite nahm die dritte Armee unter Kronprinz Friedrich Wilhelm Stellung. Die kreisförmige Linie, welche die Deutschen hierbei besetzten, hatte freilich eine ungeheure Ausdehnung, eine Länge von einigen zwanzig Wegstunden, so daß für jeden Abschnitt derselben nur ein schwaches Häuflein bestimmt werden konnte. Aber auch in dieser gewagten Weise glückte es sehr bald, Paris vollständig einzuschließen und den Verkehr zwischen der Hauptstadt und den Provinzen auf die Entsendung von Brieftauben und Luftballons zu beschränken. Auf den wichtigsten Strecken der Blockadelinie hoben die Deutschen Schützengräben aus oder errichteten Feldschanzen, damit sie bei Ausfällen der Besatzung in gedeckter Stellung auch mit geringen Streitkräften der Ueberzahl sicher Widerstand leisten könnten. In den dazwischen liegenden Abschnitten streifte und patrouillirte rastlos ihre wachsame Kavallerie.

Für einen guten Fortgang der Blockade und für die gänzliche Bewältigung von Paris war nun aber vor Allem nöthig, daß die im Rücken der kronprinzlichen Heere befindlichen Festungen, die den Verkehr mit der Heimath hemmten und die halbe Wehrkraft Deutschlands vor ihren Wällen festhielten, endlich erobert oder zur Kapitulation gezwungen wurden. Von den kleineren Festungen ergab sich die wichtigste, das die Eisenbahn von Nancy nach Paris beherrschende Toul, nach einer scharfen Beschießung schon am 23. September dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin. Straßburg war schon im August von den badischen Truppen und einigen preußischen Abtheilungen eng umschlossen worden. Der Anführer derselben, General von Werder, machte zuerst den Versuch, durch ein furchtbares Bombardement die Stadt zu schneller Kapitulation zu nöthigen, vermochte aber hierdurch den Muth des tapfern Vertheidigers, des Generals Uhrich, nicht zu beugen und begann deshalb eine regelrechte Belagerung. Unter heißen Kämpfen, jedoch in verhältnißmäßig kurzer Zeit wurden Parallelen gegraben, Breschen geschossen und die Feinde vor die Wahl gestellt, unter dem Schwert der stürmenden Sieger zu fallen oder die weiße Fahne aufzuziehen. Sie wählten das Letztere. Am 27. September, fast auf den Tag genau 189 Jahre, seitdem „Straßburg, die wunderschöne Stadt“ dereinst von den Franzosen dem deutschen Reiche geraubt worden, kapitulirte General Uhrich. Die Besatzung zog in Kriegsgefangenschaft. Aus den Belagerungstruppen wurde ein neues Armeekorps und zugleich eine selbständige Armee gebildet, mit der General Werder sofort nach dem oberen Elsaß abging, um dieses Gebiet zu unterwerfen und jede Kriegsrüstung in den benachbarten Departements zu unterdrücken.

Noch aber behauptete sich Metz, obwohl von Tag zu Tag in immer drangvollerer Lage. Prinz Friedrich Karl hatte schon in den ersten Tagen nach der Schlacht von Gravelotte dafür gesorgt, daß seine Truppen die große Festung und Bazaine's Heer durch engste Blockade vollständig von der Außenwelt abschlossen. Damit der Feind nicht die weitgedehnten und dabei verhältnißmäßig dünnen Linien der Deutschen durchbreche, wurde auch hier jede bedroht erscheinende Strecke des Blockaderings durch Feldverschanzungen gesichert. Bazaine machte jedoch nur ein einziges Mal — in jenen Tagen, als ihm Mac Mahon und Napoleon die Hand reichen wollten — einen ernsthaften Versuch, sein Heer aus dem Bereich der Festung ins freie Feld zurückzuführen. Am 21. August vereinigte er den größten Theil seiner Streitkräfte auf dem rechten Moselufer, um durch einen überraschenden und gewaltigen Stoß gen Nordosten die Kette der Deutschen zu zersprengen. In der Gegend von Noisseville drängte er dieselben in der That eine Strecke Wegs zurück, indessen am folgenden Tage büßte er die errungenen Vortheile vollständig ein und verbarg sich bald wieder hinter den Mauern der Metzer Forts. Späterhin unternahm er zwar noch einige Ausfälle, aber mehr nur um die militärische Ehre zu retten, als in der Erwartung eines ernstlichen Erfolges. Für die Kapitulation, die hiernach auch er allmählich ins Auge fassen mußte, kam jedoch eine eigenthümliche politische Erwägung in Betracht. Er war ja kaiserlicher Feldherr an der Spitze eines großen kaiserlichen Heeres, eines so großen Heeres, daß es fraglich erscheinen durfte, ob er nicht mit demselben das kaiserliche Banner gegenüber der Pariser Republik aufrecht zu halten versuchen solle, zumal König Wilhelm nicht abgeneigt war, zur Wiederherstellung des Friedens sich mit besonnenen Staatsmännern des Kaiserthums gegen die fanatischen Machthaber der Republik zu vereinigen. Diese Erwägung führte zu Verhandlungen zwischen Bazaine, dem deutschen Hauptquartier und der ihren Gemahl vertretenden Kaiserin Eugenie. Aber gerade hierbei trat klar hervor, daß Eugenie und Bazaine auf die Armee von Metz nicht sicher rechnen, geschweige denn eine die volksthümliche Macht von Leon Gambetta und Jules Favre bewältigende Gegenregierung gründen konnten. Die Kaiserin glaubte, nur dann einen Versuch zum Wiedergewinn der Herrschaft machen zu dürfen, wenn König Wilhelm ihr durch gänzlichen Verzicht auf jede Schmälerung des französischen Länderbestandes neue Gunst bei Heer und Volk zu erwerben ermögliche; und der König schrieb ihr deshalb, daß er zwar von ganzem Herzen wünsche, beiden Nationen den Frieden wiedergeben zu können; dazu müßte aber vor Allem wenigstens die Wahrscheinlichkeit vorhanden sein, daß es uns gelingen würde, das Ergebniß unserer Verhandlungen Frankreich gegenüber zur Anerkennung zu bringen, ohne genöthigt zu sein, den Krieg gegen die Gesammtheit der französischen Streitkräfte weiter zu führen. Zur Zeit muß ich bedauern, daß die Ungewißheit, in welcher wir uns in Betreff der politischen Ansichten der Armee von Metz,



General von Werder.

sowie der französischen Nation befinden, uns nicht gestattet, den von Eurer Majestät vorgeschlagenen Verhandlungen Folge zu geben."

Hiernach blieb für Bazaine nichts übrig als die Kapitulation. Die Lebensmittel waren erschöpft, ein Theil der Pferde geschlachtet, der Rest durch Futtermangel ermattet, so daß selbst die Reiterei, die sich sonst vielleicht mit Zurücklassung der Genossen noch hätte durchschlagen können, jeden Gedanken an Kampf aufgeben mußte. Am 27. Oktober öffnete Metz die Thore. Die Deutschen besetzten die gewaltigen Festungswerke und entwaffneten zu ihrem Staunen, weil sie die Stärke des Feindes nicht so hoch geschätzt hatten, nicht weniger als 173,000 Mann, die dann als Kriegsgefangene nach Deutschland gebracht wurden.

König Wilhelm bezeichnete diesen glänzenden Erfolg in seiner telegraphischen Meldung an

Prinz Friedrich Karl vor Metz.

Königin Augusta treffend als „eines der wichtigsten Ereignisse in diesem Moment". Er befahl auch sofort, in Berlin Viktoria zu schießen. Vor Allem aber fühlte er sich von Neuem aufgefordert, Dankbarkeit zu üben, und zwar erwog er, daß, wie dereinst der Kronprinz durch die Siege von Weißenburg und Wörth den Grund zur vollen Vernichtung der Armee Mac Mahon's gelegt, so nun auch Prinz Friedrich Karl Bazaine's Armee unschädlich gemacht habe. Diesen beiden Prinzen gebühre der erste Dank; und mit freudeerfülltem Herzen gewährte der König denselben, indem er den Sohn und den Neffen, einen jeden zum Generalfeldmarschall ernannte, eine Rangerhöhung, die bisher noch keinem Prinzen des hohenzollernschen Königshauses zu Theil geworden war. Dem Prinzen Friedrich Karl meldete er die Ernennung telegraphisch zugleich mit „seinem herzlichen Glückwunsch und seiner Anerkennung für die bewährte Umsicht und Ausdauer". Dem Kronprinzen, der in seiner Nähe verweilte und daher auch brieflich leicht zu erreichen war, schrieb er, indem er

die Verdienste, die derselbe sich seit dem Anfang des Krieges erworben, einzeln aufzählte: „Das Alles zusammengenommen bezeichnet den großen, den glücklichen Feldherrn. Dir gebührt daher die höchste Stufe des militärischen Ranges, und somit ernenne ich Dich zum Generalfeldmarschall. Was mein Vaterherz dabei empfindet, daß ich Dir auf eine solche Art meinen und des Vaterlandes Dank aussprechen kann und muß, bedarf keiner Worte. Dein Dich herzlich liebender, dankbarer Vater Wilhelm." Außerdem aber erhob der König den General von Moltke in den Grafenstand, verlieh dem Kriegsminister den Orden pour le mérite und erließ einen Armeebefehl, der in ungemein schwungvollen Worten alle Truppen seiner dankbaren Gesinnung versicherte und hierdurch der Begeisterung für den königlichen Kriegsherrn in der Brust jedes deutschen Kriegers neue Nahrung gab.

„Soldaten der verbündeten deutschen Armeen! Als wir vor drei Monaten ins Feld rückten, gegen einen Feind, der uns zum Kampfe herausgefordert hatte, sprach ich Euch die Zuversicht aus, daß Gott mit unserer gerechten Sache sein würde."

„Diese Zuversicht hat sich erfüllt."

„Seit dem Tage von Weißenburg, wo Ihr zum ersten Male dem Feind entgegentratet, bis heute, wo ich die Meldung der Kapitulation von Metz erhalte, sind zahlreiche Namen von Schlachten und Gefechten in die Kriegsgeschichte unvergänglich eingetragen worden. Ich erinnere an die Tage von Wörth und Saarbrücken, an die blutigen Schlachten um Metz, an die Kämpfe bei Beaumont, Sedan, bei Straßburg und Paris — jeder ist für uns ein Sieg gewesen."

„Wir dürfen mit dem stolzen Bewußtsein auf diese Zeit zurückblicken, daß noch nie ein ruhmreicherer Krieg geführt worden ist, und ich spreche es Euch gern aus, daß Ihr Eures Ruhmes würdig seid. Ihr habt alle die Tugenden bewährt, die den Soldaten besonders zieren: den höchsten Muth im Gefecht, Gehorsam, Ausdauer, Selbstverleugnung bei Krankheit und Entbehrung."

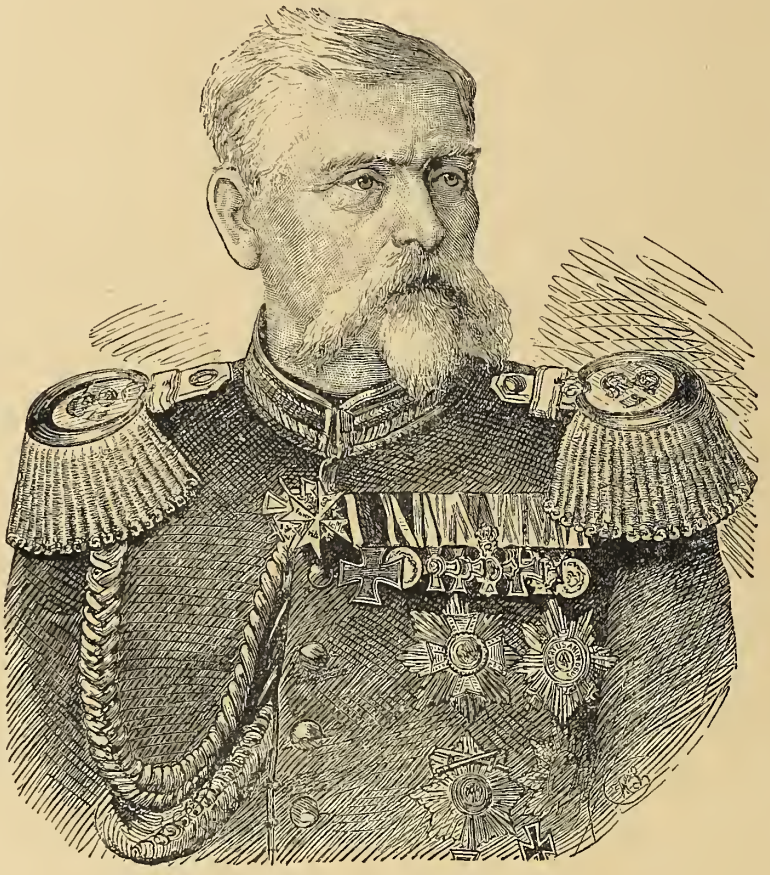
„Mit der Kapitulation von Metz ist nunmehr die letzte der feindlichen Armeen, welche uns beim Beginn des Feldzuges entgegentraten, vernichtet worden. Diesen Augenblick benutze ich, um Euch Allen und jedem Einzelnen, vom General bis zum Soldaten, meinen Dank und meine Anerkennung auszusprechen. Ich wünsche Euch alle auszuzeichnen und zu ehren, indem ich heute meinen Sohn, den Kronprinzen von Preußen, und den General der Kavallerie, Prinzen Friedrich Karl von Preußen, die in dieser Zeit Euch wiederholt zum Siege geführt haben, zu Generalfeldmarschällen befördere."

„Was auch die Zukunft bringen möge, ich sehe dem ruhig entgegen; denn ich weiß, daß mit solchen Truppen der Sieg nicht fehlen kann und daß wir unsere bisher so ruhmreich geführte Sache auch ebenso zu Ende führen werden." —

Sein eigenes Verdienst an der ganzen Kriegsleitung, von dem er wiederum kein Wort redete, wurde dafür in diesem großen Augenblick von dem mächtigsten seiner Verbündeten, dem König Ludwig von Bayern, sehr schön in dem Glückwunschtelegramm zusammengefaßt: „Wenn einst die Nachwelt die glänzenden Erfolge überblickt, welche die deutschen Heere unter Ihrer Führung unaufhaltsam erfochten, so wird sie mit Recht Ihnen den Namen ‚Wilhelm der Siegreiche' beilegen".

Die Kapitulation von Metz war sehr zur rechten Zeit erfolgt, weil das deutsche Hauptquartier die großen Truppenmassen, von denen Bazaine's Armee so lange blockirt worden war, auf anderen Schauplätzen dringend brauchte. Die kronprinzlichen Heere, welche Paris umschlossen hielten, standen dort auf sehr ausgesetztem Posten. Die Besatzung der Hauptstadt war ihnen ja an Zahl unendlich überlegen, und rings um sie her dröhnte jede Scholle französischen Bodens von den ungeheueren Rüstungen, die Gambetta's heißer Eifer ins Leben gerufen hatte. Das offen verkündigte Ziel der deutschen Aktion blieb trotzdem, wie Metz so auch Paris zur Kapitulation zu zwingen, und schon am 5. Oktober wagte König Wilhelm, das im Osten von Paris gelegene, prachtvolle Rothschild'sche Schloß Ferrières, in welchem er während der letzten Wochen gewohnt hatte, zu

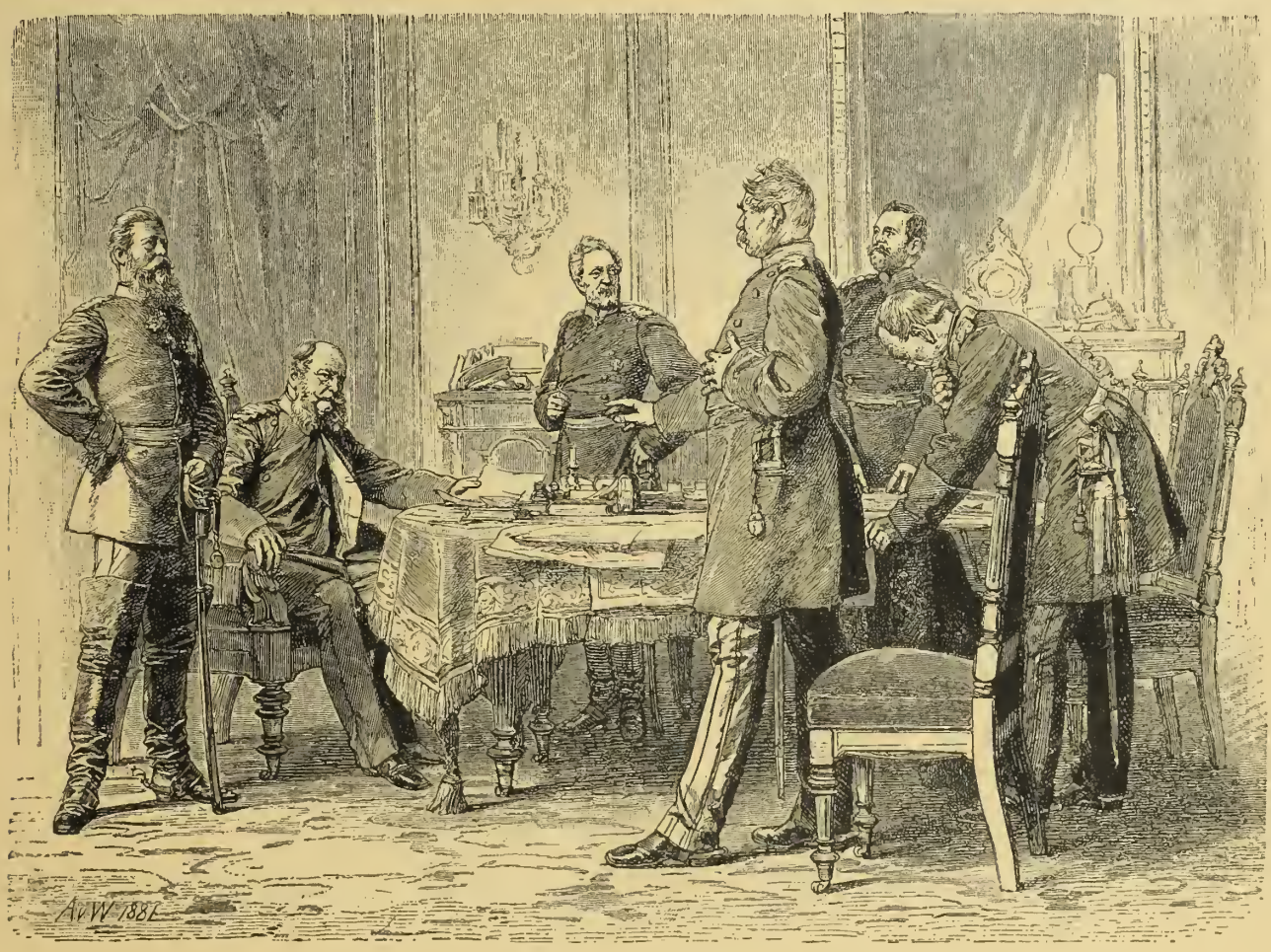
verlassen und sein Quartier mitten unter den die Hauptstadt umlagernden Truppen aufzuschlagen. Er ging nach Versailles, richtete sich in dem dortigen Präfekturgebäude zu längerem Aufenthalte ein und leitete von demselben aus den Kampf mit Paris wie mit den Provinzen Frankreichs. Anfangs ging Alles gut. Die Besatzung der Hauptstadt machte zwar zahlreiche Ausfälle, um die eigene Gefechtstüchtigkeit zu erproben, oder gar hier und da eine Bresche in den Blockadering zu sprengen. Die Deutschen wiesen aber fast jeden dieser Angriffe mit leichter Mühe zurück. Nur im Norden von Paris glückte es den Franzosen am 28. Oktober, sich des im Gebiete der Belagerer gelegenen großen Dorfes Le Bourget durch Ueberfall zu bemächtigen; doch wurden sie schon am 30. Oktober von einer preußischen Gardedivision genöthigt, dasselbe unter Zurücklassung vieler Todten, Verwundeten und Gefangenen wieder zu räumen; der Führer der siegreichen Division, General von Budritzki, überstieg als Erster, eine Fahne in der Hand, die Barrikade, welche den Hauptzugang zu dem Dorfe versperrt hatte. Auch den Provinzialtruppen gegenüber, von denen zunächst die „Loirearmee" am Kriege sich betheiligte, wurden schöne Erfolge erreicht. General von der Tann zog diesen Feinden mit einem bayrischen Korps und einer hessischen Division entgegen, schlug sie am 10. und 11. Oktober in dem Waldgebiete nördlich von Orleans vollständig aufs Haupt, warf sie über die Loire, nahm ihnen einige Tausend Gefangene ab und besetzte Orleans. Auf dem freien Platz dieser Stadt, auf dem das Standbild der Jungfrau von Orleans sich erhebt, sangen die siegesfrohen Deutschen bei lodernden Wachtfeuern die „Wacht am Rhein."



General von der Tann.

Indessen die Rüstungen der Provinzen nahmen immer kolossaleren Umfang an, so daß die bisher zu ihrer Bekämpfung in der Mitte Frankreichs befindlichen deutschen Truppen nicht mehr lange hinreichen konnten. Deshalb bestimmte König Wilhelm schon ein paar Tage vor der Kapitulation von Metz genau, wohin die Schaaren des Prinzen Friedrich Karl nach der Gefangennahme der Bazaine'schen Armee sich wenden sollten. Es wurden aus ihnen wieder, wie im Anfang des Krieges, zwei große Massen gebildet: die erste Armee, welche die Aufgabe erhielt, französische Neuformationen in den nördlichen Departements von der Annäherung an die Hauptstadt abzuhalten, und die zweite Armee, mit welcher Prinz Friedrich Karl gegen die inzwischen gewaltig verstärkte Loirearmee südwestwärts vorrückte. Der Kriegsschauplatz dehnte sich mithin ungemein weit aus, und auf demselben kämpften, abgesehen von den Etappentruppen, welche die Verbindung mit der Heimath zu unterhalten und theilweise einen sehr ermüdenden Kleinkrieg mit der aufgeregten Bevölkerung zu führen hatten, nicht weniger als fünf deutsche Armeen: die erste in den Norddepartements, die zweite an der Loire, die dritte und vierte bei Paris, und als fünfte im Osten Frankreichs die Korps des Generals Werder. Jede dieser Armeen unterhielt telegraphische Verbindung mit dem Hauptquartier in

Versailles und empfing von demselben die bestdurchdachten Vorschriften, die bei aller Freiheit, welche dem einzelnen Feldherrn gelassen wurde, die klarste und genaueste Bezeichnung der im Interesse der Gesammtheit zu lösenden Aufgaben enthielten. Fast täglich, Vormittags zwischen 9 und 10 Uhr, erschien General Graf Moltke zum Vortrag beim Könige im Präfekturgebäude. In der Regel waren der Kronprinz und General Podbielski ebendort anwesend, manchmal auch noch andere hohe Generale. Moltke trug die eingegangenen Nachrichten vor und entwickelte, was er im Anschluß an dieselben zu thun für nöthig halte. Wenn nöthig, erörterte der Kriegsrath eingehend die Sachlage; der König aber entschied, und Moltke entwarf darnach die den Kommandeuren zu schickenden Befehle. Veranlaßte die Pariser Besatzung durch einen Ausfall einen größeren Kampf



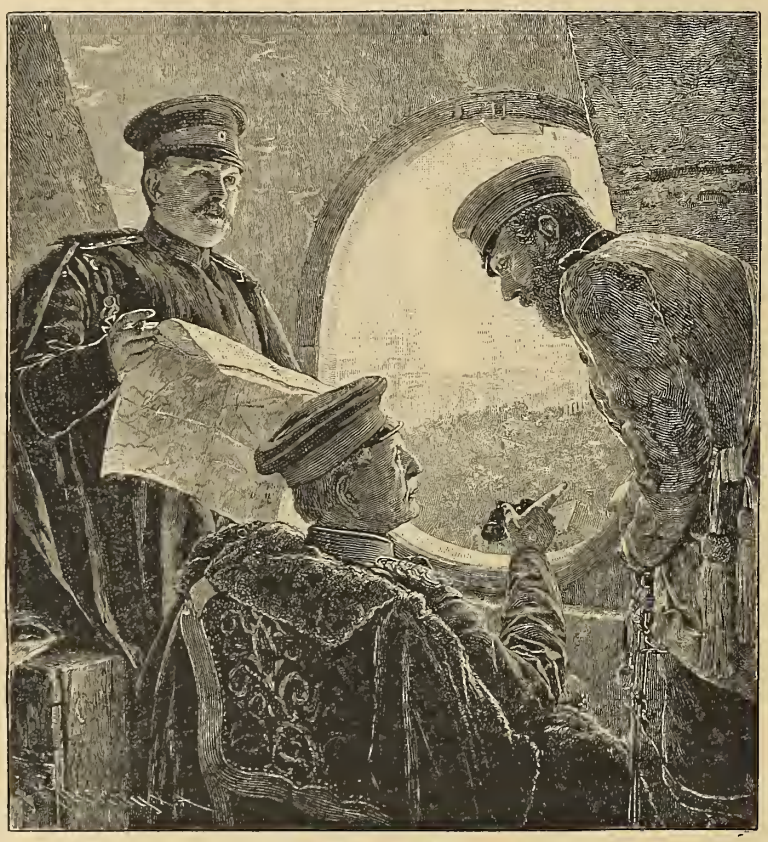
Kriegsrath in Versailles.

in der Nähe von Versailles, so eilte der König hinaus, um ein Augenzeuge der Ereignisse zu sein. Mehrfach bestieg er bei solchen Gelegenheiten den hochgelegenen Aquädukt von Marly, von dem sich fast das ganze Gefilde vor der West- und der Südfront von Paris überschauen läßt. In Stunden der Muße besuchte er wohl ein Regiment, welches sich besonders gut gehalten hatte, um herzlichen Dank und eiserne Kreuze zu spenden; oder er durchschritt mit gütigen und tröstenden Worten die Spitäler, oder er ritt den Ersatztruppen entgegen, die den Blockadering um die feindliche Hauptstadt zu verstärken herankamen und die, bei sofort vorgenommener Inspektion von dem Blick seines Herrscherauges erregt, mit verdoppeltem Feuereifer der Erfüllung ihrer Pflicht sich hingaben.

Dieses vielgestaltige Wirken des Königs war um so heilvoller, als der Fortgang des Krieges den Deutschen schwere Opfer an Geduld auferlegte. In der Heimath überließ man sich schon allzu dreist der Meinung, den gänzlichen Sieg sicher in Händen zu haben. Der Widerstand sowohl des Phrasenmachers Favre in Paris wie des Fanatikers Gambetta in Tours sei sehr übel erwogen,

im letzten Grunde unvernünftig, und werde bald in sich zusammenbrechen. Wenn auch das deutsche Heer zur Beendigung des Krieges noch in Frankreich bleiben müsse, so möge wenigstens der König zurückkehren. Er solle doch den Franzosen die Ehre nicht gönnen, fortdauernd in ihrer Mitte zu verweilen und an der Blockade von Paris so lange sich zu betheiligen, bis die leichtfertige Regierung und das leichtfertige Volk endlich zur Besinnung gekommen sei.

Solcher Unterschätzung des Feindes begegnete ein im Hauptquartier zu Versailles verweilender Berichterstatter mit den feinen und treffenden Bemerkungen: „Alles, was hier gelingt, ist nur möglich, weil den gewaltigen Schwierigkeiten dieses Krieges gegenüber mit staunenswerther Ruhe, Sicherheit und scheinbar leidenschaftslos unsere oberste Heerführung fortwirkt und fortwaltet. Alles kulminirt im Hauptquartier des Königs. Von dort kommen die Befehle aus einem Guß; für jede Lage sind sofort die leitenden Grundzüge sowohl in strategischer als in organisatorischer Hinsicht gegeben — und so Mancher merkt den vielleicht knapp gemessenen Worten nicht an, wie sorgfältig sie erwogen sind, was sie aber auch in weiterer Anspannung der Kräfte zu leisten aufgeben. Wer aber wollte es leugnen, daß trotz Alledem vielleicht doch eine Ermattung nach unten eintreten würde, wenn nicht der greise Monarch so persönlich auf den Geist der so viele Anstrengungen erdulden Armee einzuwirken verstände. Kein gewöhnlicher Kommandeur könnte sich im Verhältniß mehr persönlich dem Auge des Soldaten widmen, als König Wilhelm dies thut. Bei der beschwerlichen Reise von Sedan nach Versailles sorgte der König wieder dafür, daß alle Truppen ihn sahen und nun wieder wissen, daß er selbst geschaut, wie es ihnen geht. Wie der gemeine Soldat sich freut, wenn er dem Könige Wilhelm ins Auge sehen kann, so hängen Fürsten und Generale von seinem Blicke ab, und daß er sicher mit dem zufrieden sei, was geschehen ist. Hierin liegt vom militärischen Standpunkte aus eine wesentliche Garantie, daß die große Idee der Einnahme von Paris, wenn auch nicht auf die Woche berechnet, so doch in dem Momente zur Vollendung geführt werden wird, den unsere, auch so scharf mit der Zeit rechnende Kriegskunst nach vollem Erkennen aller Schwierigkeiten herausgerechnet hat. Daß König Wilhelm vor Paris bleibt, ist nach unserer Ansicht viel wesentlicher, als die größere oder geringere Stärke dieses oder jenes Forts. Dann kann die militärische Kunst ruhig weiter schaffen. Paris muß und wird in nicht zu langer Frist fallen!“



Moltke vor Paris.
Mit freundlicher Bewilligung des Herrn Alex. Duncker in Berlin.

Wie dringend nothwendig auf deutscher Seite die schärfste Zusammenfassung aller Kräfte war und mit welcher Sorgfalt jeder „Ermattung nach unten“ vorgebeugt werden mußte, das zeigte sich gerade in jenen Tagen, als nach der Kapitulation von Metz die erste Armee in den Norden und die zweite Armee in den Süden von Paris abrückten. Denn mit ungeheurer Uebermacht gingen die französischen Provinzialarmeen Anfang November zum Angriff vor und brachten die

Deutschen ein paar Tage lang, besonders an der Loire, in ernste Noth. General von der Tann konnte mit seinem schwachen Häuflein Orleans nicht behaupten, und als er am 9. November einige Stunden nordwestlich von dieser Stadt, bei Coulmiers, eine förmliche Schlacht zu liefern wagte, flößte er zwar den Feinden durch seine zähe Tapferkeit gewaltigen Respekt ein, sah sich aber trotzdem nach schwerem Verluste gezwungen, seinen Rückzug weiter fortzusetzen. Indessen das Versailler Hauptquartier schickte ihm mehrere Abtheilungen, die auf andern Schauplätzen, namentlich in der Cernirungslinie von Paris, allenfalls entbehrt werden konnten, unverzüglich zu Hülfe und beauftragte den Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg, Neffen des Königs Wilhelm, den Oberbefehl über dieselben und über die Bayern von der Tann's zu übernehmen. Das kleine Heer, welches sich hierdurch bildete, war wenigstens stark genug, dem Vormarsch der Loirearmee auf Paris eine unübersteigliche Schranke entgegen zu stellen, und als bald darauf gar Prinz

Einzug der deutschen Truppen unter Prinz Friedrich Karl in Orleans.

Friedrich Karl mit der zweiten Armee anlangte, fühlten die Deutschen sich, so sehr ihnen auch die Franzosen an Zahl überlegen blieben, dennoch im Stande, zur Offensive überzugehen. Auf dem Plateau von Orleans dehnten sie sich in weitem Bogen von Loigny im äußersten Westen über Tourry nach Pithiviers und Beaune-la-Rolande im fernen Südosten aus. Auf dem rechten Flügel standen die Truppen des Großherzogs, auf dem linken die Schaaren Prinz Friedrich Karls. Vom 28. November bis zum 4. Dezember wurde fast ununterbrochen gekämpft. Während der ersten Tage wagten die Franzosen noch, heftige Angriffsstöße zu unternehmen, die ihnen jedoch sehr übel bekamen. Schließlich brachen die Deutschen sich unaufhaltsam freie Bahn, durchschritten siegreich den Wald von Orleans, erstürmten die Verschanzungen, welche die Feinde vor der Stadt aufgeworfen hatten, und besetzten am Abend des 4. Dezember Bahnhof und Vorstädte von Orleans. Der schönste Erfolg des glänzenden Sieges bestand darin, daß die Franzosen Orleans ohne weiteren Kampf in angstvoller Hast räumten und die umliegenden Lande, namentlich an der Loire hinab, den verfolgenden Deutschen überließen. Gambetta sah sich sogar genöthigt, die Regierung von Tours eiligst in den äußersten Südwesten Frankreichs, nach Bordeaux zu verlegen.

König Wilhelm unterrichtete die Heimath über diese Ereignisse wiederum durch Telegramme, die er zumeist der Königin Augusta schickte. Er verschwieg in denselben nicht die Sorgen, die das übermächtige Vordringen der Franzosen Anfangs November hervorgerufen hatte, und er schilderte die späteren Erfolge mit seiner gewohnten peinlichen Wahrhaftigkeit, die, um nur nicht zu überschwängliche Hoffnungen zu wecken, lieber zu wenig als zu viel sagte. Von der Zerrüttung des feindlichen Heeres nach der Niederlage desselben erzählte er: „Sehr viele Ueberläufer melden sich. Die Mobilgarden werfen vielfach Waffen und Ausrüstungsgegenstände fort und gehen nach Hause, aber es bleiben immer noch genug übrig.“ Nur in einer Beziehung schlug er einen wärmeren Ton an. Er hörte nämlich mit besonderer Genugthuung, daß sein Neffe, der mecklenburgische Großherzog „Fritz“, der Sohn seiner lieben Schwester Alexandrine, als Heerführer, wozu derselbe vorher noch keine Gelegenheit gehabt, sich vortrefflich bewährt hatte. Das mußte er seiner Schwester mittheilen, und so telegraphirte er der Großherzogin-Mutter noch besonders: „Dein Sohn hat in drei Tagen nördlich und westlich von Orleans drei Siege erfochten. Wie freue ich mich für Fritz! (Der Wiedergewinn von Orleans ist) ein sehr wichtiges und glorreiches Ereigniß.“

Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg.

In denselben Tagen war auch in Nordfrankreich und vor Paris heiß gestritten worden. Die Departements zwischen Mosel und Somme hatte General Manteuffel mit der ersten Armee in den mittleren Novemberwochen unter kleinen Gefechten siegreich durchzogen. Südlich von Amiens trat ihm jedoch eine bedeutende Feindesmacht in den Weg. Am 27. November schlug er sie vollständig aufs Haupt, besetzte Amiens, marschirte dann weiter gen Westen, nahm Rouen und schob einige Truppenabtheilungen bis an die Meeresküste vor. Gegen Ende November rüstete sich die Besatzung von Paris in der trügerischen Hoffnung, daß die Loirearmee den Prinzen Friedrich Karl und den Großherzog von Mecklenburg aus dem Felde schlagen und zum Entsatz der Hauptstadt heranrücken werde, zu einem großen Ausfall. Am 29. November überschritt ihre Hauptmasse die Marne, um nach Osten hin durchzubrechen, während kleinere Abtheilungen auf den andern Seiten der Cernirungslinie nur Scheinangriffe machten. Mit furchtbarer Gewalt traf ihr Stoß auf die Sachsen, Württemberger und Pommern. Die Württemberger, die mit zehnfacher Uebermacht ringen mußten, verloren an diesem Tage die bisher von ihnen besetzten Dörfer Brie und Champigny, behaupteten sich aber trotzdem unerschütterlich in etwas weiter zurückliegenden Stellungen, so daß die Feinde nur einen gänzlich unfruchtbaren Erfolg erreichten. Auch sammelten sie ihre Kräfte bald zum entschlossensten Angriff, erstürmten am 2. Dezember in heldenmüthigem Kampfe jene Dörfer und zwangen die Franzosen zu einem verlustreichen Rückzuge nach Paris. König Wilhelm ehrte ihren

Erfolg, indem er dem telegraphischen Bericht über die Aufrechterhaltung der Cernirungslinie in den Stellungen bei Brie und Champigny die Worte hinzufügte: „Das Alles höchst wichtig".

Die Schlachten bei Orleans, Amiens und Paris in den letzten November- und ersten Dezembertagen bildeten den Kern und Abschluß der sogenannten ersten republikanischen Campagne. Die Feinde, tief erschöpft, brauchten eine Zeit der Ruhe, um sich zu neuen Kämpfen vorzubereiten; aber auch die Deutschen durften Dank ihrer Minderzahl und den ungeheuren Anstrengungen, die sie ertragen hatten, ihre Siege nicht allzu lebhaft verfolgen. Auf den meisten Kriegsschauplätzen schwieg daher für eine, obschon nur kurze Frist der Waffenlärm, und König Wilhelm benutzte die Friedensstille dieser Tage, um in einem Armeebefehl abermals eine erhebende Ansprache an die Truppen zu richten.

„Soldaten der verbündeten deutschen Armeen! Wir stehen abermals an einem Abschnitt des Krieges."

„Als ich zuletzt zu Euch sprach, war mit der Kapitulation von Metz die letzte der feindlichen

Die Württemberger bei Champigny vor Paris.

Armeen vernichtet worden, welche uns bei Beginn des Krieges gegenüber standen."

„Seitdem hat der Feind durch die außerordentlichsten Anstrengungen uns neu gebildete Truppen entgegengestellt, ein großer Theil der Bewohner Frankreichs hat seine friedlichen, von uns nicht gehinderten Gewerbe verlassen, um die Waffen in die Hand zu nehmen."

„Der Feind war uns an Zahl oft überlegen, aber dennoch habt Ihr ihn wiederum geschlagen; denn Tapferkeit und Manneszucht und das Vertrauen auf eine gerechte Sache sind mehr werth als die Ueberzahl."

„Alle Versuche des Feindes, die Cernirungslinie von Paris zu durchbrechen, sind mit Entschiedenheit zurückgewiesen worden, oft zwar mit vielen blutigen Opfern — wie bei Champigny und bei Le Bourget — aber auch mit einem Heldenmuth, wie Ihr ihn überall beweiset."

„Die Armeen von Paris, welche zum Entsatz von Paris von allen Seiten heranrückten, sind sämmtlich geschlagen."

„Unsere Truppen, die zum Theil noch vor wenigen Wochen vor Metz und Straßburg standen, sind heute schon über Rouen, Orleans und Dijon hinaus, und neben vielen kleinen siegreichen

Gefechten sind zwei neue große Ehrentage — Amiens und die mehrtägige Schlacht von Orleans — den früheren hinzugetreten. Mehrere Festungen sind erobert und vieles Kriegsmaterial ist genommen worden; somit habe ich nur Anlaß zur größten Zufriedenheit, und es ist mir eine Freude und ein Bedürfniß, Euch dies auszusprechen."

„Ich danke Euch Allen, vom General bis zum gemeinen Soldaten."

„Beharrt der Feind bei einer weiteren Fortsetzung des Krieges, so weiß ich, daß Ihr fortfahren werdet, dieselbe Anspannung der Kräfte zu bethätigen, welcher wir unsere bisherigen großen Erfolge verdanken, bis wir einen ehrenvollen Frieden erringen, der würdig der großen Opfer ist, die an Blut und Leben gebracht worden."

Dem General von der Tann und seinen Bayern, die „fast drei Monate lang unmittelbar am Feinde" gestanden, dankte der König noch besonders für die Ausdauer und Tapferkeit, die sie und schwierigen Verhältnissen bewiesen hatten. Dem General verlieh er den Orden pour le mérite, den Truppen 80 eiserne Kreuze.

In den friedlicheren Tagen, mit denen die zweite Hälfte des Dezember begann, rüsteten sich die Deutschen, im fremden Lande das Weihnachtsfest nach heimischer Weise fröhlich zu begehen. Tannenbäume wurden aus den Wäldern geholt, Aepfel, Nüsse und Lebkuchen gekauft. Als Geschenke trafen in reichen Massen für Generale, Offiziere und Soldaten „Liebesgaben" aus Deutschland ein. Wo es doch an Geschenken fehlte, veranstalteten wohl die Offiziere für ihre Mannschaft oder die Aerzte für die Kranken in ihrem Lazareth unter sich eine Sammlung. Am heiligen Abend erhellte heiterer Lichterglanz die Quartiere in Städten und Dörfern bis nahe an die feindlichen Stellungen. Am Festlichsten ging es in Versailles zu. Dort vereinigte Graf Bismarck in heiterster Laune die Räthe und Sekretäre des auswärtigen Amtes, selbst die erstaunt dreinsehenden französischen Diener des von ihm bewohnten Hauses um den Christbaum, einen Jeden mit einem kleinen Geschenke erfreuend. Aehnlich verfuhren die Generale mit ihren Stäben, und vor Allem König Wilhelm ließ im großen Empfangssaale des Präfekturgebäudes zwei mächtige Tannenbäume aufpflanzen, unter denen er allen Personen seines Hausstandes, vom Flügeladjutanten bis zum Kammerdiener bescheerte. Hier lagen neben Aepfeln, Kuchen und den im Felde besonders willkommenen Cigarren Geschenke, die der König in den Versailler Geschäften persönlich eingekauft hatte. Dafür empfing aber auch der König manche Gabe, manches Zeichen der Hingebung, die ihn von Herzen erfreuten. Der Kronprinz schenkte ihm das Porträt des Sergeanten Förster von den Königsgrenadieren, der in der Schlacht bei Wörth die zerschossene Fahne des Regiments in bitterster Kampfesnoth treu bewahrt und gerettet hatte. Und wenn der König aus dem Fenster auf das gegenüberliegende Wachtlokal der Infanterie-Stabswache, die er ebenfalls durch eine reiche Spende erfreut hatte, das Auge richtete, traf sein Blick auf ein von den Soldaten angefertigtes Transparent mit der Inschrift:

„Es lebe der König!
Weihnachten 1870."

Indessen nicht überall bot das Weihnachtsfest Gelegenheit zu so lieblicher Idylle. Die französische Nordarmee, die sich von den bei Amiens erhaltenen Schlägen ziemlich schnell erholt hatte, bereitete schon seit Mitte Dezember einen neuen Angriff vor. In Paris hatte man hiervon Kunde erhalten und machte, um der Nordarmee entgegen zu kommen, am 21. Dezember einen heftigen Ausfall auf Le Bourget. Die preußische Garde wies denselben zwar siegreich zurück, aber bis über das Weihnachtsfest verharrte die Besatzung der Hauptstadt in drohender Haltung vor der Nord- und Ostfront der Cernirungslinie. Gleichzeitig kam es auch zum Zusammentreffen zwischen der Nordarmee und den Truppen des Generals Manteuffel. Die Franzosen waren mit großer Macht bis unfern Amiens vorgerückt und hatten an der Hallue, nördlich von der Stadt, eine sehr starke Stellung eingenommen. Am 23. Dezember wurden sie hier durch die Offensive der Deutschen

Das Präfekturgebäude in Versailles, König Wilhelms Residenz.

überrascht und wenn auch ihre große Ueberzahl und die Gunst des Terrains sie vor einer gänzlichen Niederlage behütete, so erlitten sie doch so schwere Verluste, daß sie am ersten Weihnachtsfeiertage wieder in weite Ferne zurückwichen. Ihr unternehmender Führer, General Faidherbe, gab aber das Spiel hiermit noch nicht verloren. Er verließ nur die Gegend von Amiens, in der die Hauptkraft der ersten deutschen Armee stand, und versuchte durch einen ostwärts gerichteten Marsch zum Entsatz von Paris zu gelangen. Seine Gegner waren jedoch wachsam und traten ihm am 3. Januar 1871 bei Bapaume, am 19. Januar bei Saint Quentin entgegen. Nach dem ersten dieser beiden Kämpfe vermochten die Franzosen, wie nach dem Treffen an der Hallue, sich noch in leidlicher Ordnung zurückzuziehen. In der Schlacht von Saint Quentin brach dagegen ihr Heer vollständig auseinander. 10,000 Gefangene ließen sie in den Händen der Deutschen zurück. Der Rest ihrer Bataillone und Schwadronen hastete, zu wüsten Klumpen geballt, angstvoll von dannen; von dieser Nordarmee hatte König Wilhelm fortan keine Störung der Blockade von Paris zu befürchten. Der Feldherr aber, der diese glänzenden Erfolge errungen, war nicht mehr General Manteuffel, da dieser Anfang Januar auf einen andern Schauplatz berufen war. Sein Nachfolger im Kommando der ersten Armee war General von Goeben, ein genialer, so umsichtiger wie kühner Strateg, dem zu besonderem Ruhm gereicht, daß er die Siege von Bapaume und Saint Quentin, Abwehr und Vernichtung der französischen Nordarmee mit seinen, bis auf ein kleines Häuflein zusammengeschmolzenen Streitkräften zu erkämpfen wußte.

Seit Anfang Januar rührte sich auch die Loirearmee wieder. General Chanzy, der sie befehligte, gleich dem General Faidherbe ein thätiger und kecker Mann, hatte sehr große Massen von Linientruppen und Mobilgarden in den Departements nördlich von der unteren Loire versammelt und beabsichtigte, mit denselben gegen die Linie Orleans-Paris zu operiren. Aber Prinz Friedrich Karl mit der zweiten Armee und der Großherzog von Mecklenburg mit seiner Armeeabtheilung kamen ihm zuvor, besetzten die Ortschaften, welche die Franzosen zu erreichen suchten, und zwangen diese in scharfen Gefechten zum Rückzug. Ja, die Sieger folgten den Weichenden auf dem Fuße, brachten ihnen in zahllosen kleinen Treffen immer steigende Verluste bei und nöthigten sie bei Le Mans am 12. Januar zu einer großen, ihr Verderben vollendenden Schlacht. Am Abend dieses blutigen Tages hörte jeder Zusammenhalt in der moralisch wie physisch total erschöpften Loirearmee auf. Ihre Trümmer flohen theils gen Norden, theils gen Westen, theils streckten sie, an Rettung verzweifelnd und durch die strenge Kälte, die in dieser Zeit über Frankreich lag, bis

zu stumpfsinniger Ergebung in ihr Schicksal herabgedrückt, haufenweise die Waffen. Das Heer von Gefangenen, zusammen einige 20,000 Mann, lieferte den deutschen Heerführern den unwiderleglichsten Beweis, daß die Loirearmee gleich der Nordarmee nunmehr an das Ende ihrer Leistungsfähigkeit angekommen war und vom Versailler Hauptquartier für den Rest des Feldzuges kaum mehr in Betracht gezogen zu werden brauchte.

Aber der schwungvolle Patriotismus der Franzosen hatte noch auf einem dritten Kriegsschauplatz zu gewaltigem Angriff gerüstet. Algier und die Departements des Südens hatten an Truppen, Geld und Waffen hergeben müssen, was zu liefern ihnen nur irgend möglich gewesen war. Eine sehr große Armee sammelte sich unter dem Oberbefehl des Generals Bourbaki in den Thälern der Rhone und der Saone und setzte sich Anfang Januar nordwärts in Marsch. Ihre Absicht war, zunächst das Korps des Generals Werder sammt den in Burgund und Lothringen stationirten deutschen Etappentruppen zu vernichten, um dadurch die Verbindung zwischen Deutschland und den deutschen Hauptheeren zu zerreißen, sodann aber den Rhein zu überschreiten und Deutschland mit grimmer Vergeltung für Frankreichs Leiden heimzusuchen. Schon wurden bluttriefende Schilderungen von der Züchtigung welche über Baden und andere deutsche Grenzlande kommen werde, ringsum verbreitet.

General von Gorben.

Die Versailler Heeresleitung erkannte die ernste Gefahr, die von Seiten Bourbakis drohte, sehr wohl. Im Osten Frankreichs konnte den Angreifern fürs Erste nur Werder's kleine Schaar, oder richtiger nur ein Theil derselben entgegengestellt werden. Denn Werder belagerte seit geraumer Zeit das starke Belfort und durfte von der Festung nicht ablassen, so daß er bestenfalls mit der Mehrzahl seiner Streitkräfte dem neuen Feinde die Stirn zu bieten vermochte. Sollte er aber in der schwierigsten aller Stellungen, mit einer belagerten Stadt im Rücken, vielfacher Uebermacht glücklichen Widerstand leisten können? In Versailles glaubte man doch, ihm dies zumuthen zu dürfen. König Wilhelm und Graf Moltke rechneten fest darauf, daß Werder's Feldherrngenie und die Trefflichkeit seiner Truppen hinreichen würden, dem Gegner den Weg nach dem Elsaß und nach Baden zu versperren; denn wie viele Bewunderung die Franzosen auch wegen der schnellen Aufbringung immer neuer riesenhaften Armeen verdienten, die Schlagfertigkeit dieser eilig zusammengerafften Massen war und blieb ja stets eine äußerst problematische. Ueberdies that das deutsche Hauptquartier das Mögliche, um Werder die Last des Kampfes nicht allzu lange allein tragen zu lassen. Aus einigen Abtheilungen, die vor Paris und an anderen Orten allenfalls entbehrlich schienen, wurde eine neue, die sogenannte Südarmee gebildet und an ihre Spitze General Manteuffel berufen. Sie erhielt den Auftrag, aus den mittleren Departements Frankreichs in Eilmärschen südostwärts vorzudringen und Bourbaki's Heer, sei's in der Flanke sei's gar im Rücken zu fassen.

Werder erwartete den Feind an der Lisaine bei Mömpelgard. Seine Stellung war sorgfältig ausgesucht. Ihre Festigkeit ruhte jedoch größtentheils auf den Flußläufen vor der Front der deutschen Truppen, und hier nützte das Frostwetter jener Tage den Franzosen außerordentlich, indem es jede Wasserfläche durch eine starke Eisdecke passirbar machte. Aber unter den Deutschen wußte Jedermann, worauf es ankam. Offiziere wie Soldaten waren einig darin, unter allen Umständen den Feinden den Weg nach Belfort und dem Rheine zu versperren. Wie eine Parole ging es von Mund zu Mund: „Wir dürfen sie nicht durchlassen, nicht um die Welt“. Am 15. Januar griff Bourbaki an, nöthigte nach hartem Kampfe, der ihm schwere Verluste zufügte, Werder's Vortruppen zum Rückzug und gelangte mit seinen Sturmkolonnen bis dicht vor die Hauptstellungen der Deutschen, vermochte diese aber an keinem Punkte irgendwie zu erschüttern. Am 16. Januar wiederholte er den Angriff und drückte nun auch, Dank seiner ungeheuren Uebermacht, Werder's besonders schwachen rechten Flügel, übrigens ohne dadurch einen weiteren Vortheil zu erringen, ein wenig zurück. Am 17. Januar ging jedoch dieser Flügel, durch Reservetruppen unterstützt, von Neuem siegreich vor, und da gleichzeitig die ganze übrige Linie der Deutschen jeden Fuß breit der Hauptstellungen, wie in den Vortagen, unerschüttert behauptete, verzweifelte Bourbaki endlich, sein Ziel erreichen zu können. In tiefer Erschöpfung, nicht einmal seine Verwundeten mit sich führend, wich er eilends gen Süden zurück. Unendlicher Jubel auf deutscher Seite begleitete seinen Abzug, vornehmlich bei Badens tapferen Söhnen, welche die Hälfte des Werder'schen Heeres bildeten und die sich nun der Doppelfreude überlassen durften, herrlich gesiegt und zugleich die Heimath vor den Rachethaten des ergrimmten Feindes gesichert zu haben. König Wilhelm aber meldete nicht nur seiner Gemahlin den glänzenden Erfolg mit Worten der höchsten Anerkennung für die Helden von Mömpelgard, sondern er telegraphierte überdies dem General Werder selber: „Ihre heldenmüthige, dreitägige, siegreiche Vertheidigung Ihrer Position, eine belagerte Festung im Rücken, ist eine der größten Waffenthaten aller Zeiten. Ich spreche Ihnen für Ihre Führung, den tapferen Truppen für ihre Hingebung und Ausdauer meinen königlichen Dank, meine höchste Anerkennung aus und verleihe Ihnen das Großkreuz des rothen Adlerordens mit Schwertern als Beweis dieser Anerkennung. Ihr dankbarer König Wilhelm“.

Prinz Friedrich Karl von Preußen.

Während der Schlacht bei Mömpelgard rückte General Manteuffel mit der Südarmee in

Eilmärschen von Westen heran. Die Richtung seines Zuges zwang ihn dazu, wenig betretene und tiefverschneite Nebenwege zu benutzen, auf denen die Truppen nur mit äußerster Mühe vorwärts kamen. Auch standen in dem weiten Raum zwischen der Loire und der Saône, den er in seinem nördlichsten Theile durchmaß, mehrere feindliche Abtheilungen, vornehmlich bei Dijon unter Garibaldi's Führung große Haufen von Freischaaren, die ihn in der Flanke fassen, sein Vordringen verlangsamen und ihn, wenn etwa Bourbaki sich gegen ihn wendete, in ein sehr peinliches Gedränge bringen konnten. Manteuffel achtete aber Mühe und Gefahren gering. Damit seine Soldaten die unvermeidlichen Anstrengungen ungeschwächt ertrügen, befahl er, ihnen an Speise und Trank „doppelte Portionen" zu reichen. Gen Dijon entsendete er eine pommersche Brigade mit dem Auftrage, die Garibaldiner durch kecke Angriffe in Schach zu halten, was derselben denn auch trotz der fünf- bis sechsmal größeren Zahl der Feinde vollkommen glückte. Nach solchen Anordnungen hoffte er mit frischer Kraft und rechtzeitig zur gänzlichen Vernichtung der Bourbaki'schen Armee in den äußersten Osten Frankreichs gelangen zu können. Ja er wagte schließlich, seine Truppen nicht in die Gegend von Mömpelgard, sondern über Besançon und Dôle in der Richtung auf die Südwestschweiz zu führen, um dem von Mömpelgard zurückweichenden Bourbaki in den Weg zu treten und ihn rings zu umstellen. Hierbei gewann er freilich mit Werder, der inzwischen die Verfolgung der Franzosen von Norden her begonnen hatte, nur schwache Fühlung, und sein eigenes Heer verzettelte er in kleinen Schaaren über ein großes Gebiet, so daß ihm die Feinde leicht genug hätten übel mitspielen können. Aber er hoffte zuversichtlich, daß selbst eine sehr geringe Zahl von Deutschen überall hinreichen werde, die entmuthigten und wirren Massen der französischen Armee völlig in die Enge zu treiben. Im Versailler Hauptquartier billigte man, von gleicher Hoffnung erfüllt, mit lebhaftem Beifall sein Verfahren; nur fühlte General Moltke sich bewogen, König Wilhelm darauf aufmerksam zu machen, die Operation des Generals Manteuffel sei eine äußerst kühne und gewagte, welche jedoch zu den größten Resultaten führen könne; falls er einen Unfall erleiden sollte, dürfe man ihn nicht tadeln; denn um große Erfolge zu erreichen, müsse etwas gewagt werden.

Die großen Erfolge blieben nicht aus. Das Kesseltreiben, zu dem Werder und Manteuffel sich die Hand reichten, nöthigte Bourbaki, von den nach Süden führenden Hauptstraßen des offneren Landes in die Thäler des Juragebirges bis hart an die Schweizer Grenze auszuweichen. Aber auch dort wurde er bald umzingelt und endlich fest eingeschnürt. Von seinem ganzen Heere entkamen nur etwa 20,000 Mann, zumeist die vordersten Abtheilungen, die beim Beginn der Katastrophe noch in der Richtung nach Lyon hatten fliehen oder sich durchschlagen können. Dagegen machten die Deutschen nach und nach über 15,000 Gefangene und gewannen aus dieser hohen Zahl die Ueberzeugung, daß die eingeschlossenen Feinde nicht einmal mehr im Stande seien, ihre Freiheit und ihr Leben theuer zu verkaufen. In der That sah auch Bourbaki jeden Rettungsweg verschlossen und machte deshalb, von Schmerz und Verzweiflung übermannt, einen Selbstmordversuch. Während er schwer verwundet darniederlag, verhandelte sein Nachfolger im Oberbefehl, General Clinchant, mit den Schweizern um den Uebertritt in ihr Gebiet, führte das Heer, welches noch mehr als 80,000 Mann zählte, am 1. Februar bei Pontarlier über die Grenze und streckte vor dem schweizerischen General Herzog und dessen Truppen die Waffen.

So verschwanden die ernsten Gefahren, die von den ausgedehnten Rüstungen der französischen Süddepartements gedroht hatten, vollständiger, als man selbst in dem siegverwöhnten Deutschland zu erwarten gewagt hatte. Den Tagen von Mömpelgard und Pontarlier war sogar wenig Gleiches an die Seite zu setzen. In ihnen zeigte sich noch einmal jener Zug von Größe, jener Schwung der Ereignisse, unter dem vor Monaten das französische Kaiserreich zusammengebrochen war. Wie einst bei Mars-la-Tour und Vionville ein kleines deutsches Heer der Armada Bazaine's mit unzähmbaren Muthe getrotzt, ihr den Weg zu Rettung abgeschnitten hatte, so hatte auch Werder, der

Leonidas dieses Krieges, mit seinen wenigen Divisionen im Paß von Mömpelgard, den Thermopylen Deutschlands, Wunder der Tapferkeit verrichtet; und der Uebertritt Clinchant's in die Schweiz war ein ähnlicher blendender Erfolg der deutschen Strategie wie die Kapitulation Wimpffen's bei Sedan.

Aber schon einige Zeit vor der Katastrophe von Pontarlier war die Entscheidung auf dem allerwichtigsten Kriegsschauplatze, vor den Thoren von Paris, eingetreten. Seit dem Anfang des Jahres 1871 hatten die Deutschen die Blockade der französischen Hauptstadt in eine wirkliche Belagerung verwandelt: von den furchtbaren Geschossen ihrer schweren Geschütze wurden sehr bald nicht bloß die Forts, sondern auch die Umwallung der Stadt, ja diese selber erreicht. Das hatten die Pariser nicht erwartet. Wie oft und wie zuversichtlich hatten sie Viktor Hugo's pathetische Worte wiederholt, daß ihre heilige Stadt uneinnehmbar sei und daß schon in der Vermessenheit der Deutschen,

Aus den Kämpfen an der Lisaine.

diese Hauptstadt des Weltalls, diese Sonne des Menschengeschlechts, diesen Brennpunkt der Civilisation mit den Waffen zu bedrohen, nichts Geringeres liege als eine Sünde wider den heiligen Geist der Menschheit. „Glaubt es nicht," so hatte ihnen der wunderliche Prophet zugerufen, „daß diese Stadt, ein solcher Herd des Lichts, ein solcher Mittelpunkt der Geister, Herzen und Seelen, ein solches Gehirn des allgemeinen Gedankens entweiht, zerschmettert, gestürmt werden könnte, und durch wen? — durch einen Haufen von Wilden!" Vor dem schmetternden Anprall der Granaten verstummten nun freilich die Phrasen, doch blieb der Muth der Belagerten noch einige Wochen lang ungebeugt und trieb sie zu einer Reihe von Ausfällen, am 10., 13. und mit aller nur verfügbaren Macht am 19. Januar, sei's um die deutschen Batterien zu zerstören, sei's um noch in zwölfter Stunde den Weg in die Freiheit, zu den Landsleuten in der Provinz zu öffnen. Aber ihr verzweifeltes Anstürmen gegen die festen Stellungen der Belagerer wurde von diesen mit

leichter Mühe zurückgewiesen und kostete nur sie selber ungeheure Opfer an Todten und Todwunden. Zu dieser Kampfesnoth gesellte sich allmählich auch bitterer Mangel an gesunder Nahrung, und Hunger und Sorge machten verheerenden Krankheiten freie Bahn: der Würgengel des Todes räumte in jeder Gestalt immer gräßlicher unter der unglücklichen Bevölkerung auf. Da erkannten die Verständigeren, selbst Jules Favre und Genossen, daß die letzte Stunde des Widerstandes gekommen war. Nur war es schwer, auch die Unverständigen zu solcher Ueberzeugung, zur Ergebung in das Unvermeidliche zu bringen. Denn schon seit geraumer Zeit genügte den radikalsten Politikern, den wildesten Führern der Klub- und Straßendemagogie, die „altmodische" Republik, die das Kaiserthum abgelöst hatte, nicht mehr. Sie verlangten nach socialistischer Ausgestaltung des Staates und nach weitgehender Selbständigkeit der Gemeinden, d. h. vor Allem nach der „Commune" von Paris. Ihre Forderungen, die einmal ums andere in revolutionärer Erhebung mit dem Degen in der Faust vorgetragen wurden, drohten fast täglich, den Sturz der bestehenden Regierung herbeizuführen, und legten der Auseinandersetzung mit den siegreichen Deutschen kaum überwindliche Hindernisse in den Weg. Indessen die grimme Noth pochte immer lauter an alle Thüren. Die Regierung brauchte ihr Ansehn, so gut es ging; die Radikalen beugten sich einstweilen, und so konnte sich endlich Jules Favre nach Versailles begeben, um mit Graf Bismarck über die Kapitulation zu verhandeln. Da in dieser Zeit die Deutschen die Siege von Saint Quentin, Le Mans und, wenn auch nicht von Pontarlier, so doch von Mömpelgard schon erfochten, d. h. sämmtliche Feldarmeen der französischen Republik nahezu vernichtend geschlagen hatten, so führte die Berathung über die Uebergabe von Paris selbstverständlich auch zur Vorbereitung des Friedens mit Frankreich. Der ganze Kranz der Forts von Paris, so bestimmten die Unterhändler, solle den Deutschen eingeräumt werden, und die Besatzung der Stadt, wenigstens der zum eigentlichen Kriegsheer, mit Ausschluß der Nationalgarde, gehörige Theil derselben, solle die Waffen strecken, wogegen das deutsche Hauptquartier die Verproviantirung von Paris gestatten und nach Kräften erleichtern werde. Außerdem wurde ein dreiwöchiger Waffenstillstand für die Departements verabredet, damit allgemeine Wahlen zu einer Nationalversammlung stattfinden könnten, mit welcher die deutsche Regierung den Friedensschluß zu verhandeln wünschte. Auf diese Bedingungen einigten sich Bismarck und Favre am 26. Januar. In der folgenden Nacht verstummte beiderseits das Feuer der Geschütze. Am 28. Januar wurde die Waffenstillstandskonvention in Versailles unterzeichnet, und, innigst erfreut, telegraphirte König Wilhelm seiner Gemahlin: „Dies ist der erste segensvolle Lohn für den Patriotismus, den Heldenmuth und die schweren Opfer. Ich danke Gott für diese neue Gnade; möge der Friede bald folgen."

In Deutschland erregte die Nachricht von der Kapitulation von Paris unermeßlichen Jubel. Wieder wogte frohes Volk trotz Schnee und Kälte durch die Straßen der Ortschaften, wieder wehten die Fahnen über den Häusern, wieder glänzten des Abends die Fenster von festlicher Beleuchtung. Es galt dem dritten und letzten der Kriegsereignisse, die das Gemüth der Deutschen am tiefsten ergriffen. Wie dereinst der Sieg bei Wörth, der erste große Kriegserfolg, Hoch und Nieder in einen Taumel des Entzückens versetzt, wie dann Napoleon's Waffenstreckung bei Sedan die Begeisterung neu geweckt hatte, ebenso zündend wirkte jetzt die Nachricht von dem Fall der mächtigsten stolzen Stadt, von der endlichen Demüthigung des Ortes, dessen zäher Widerstand die lange Dauer des Krieges zumeist verschuldet hatte. Mit der Kapitulation von Paris war nun auch, wenigstens nach der festen Meinung des deutschen Volkes, ganz Frankreich bezwungen. Die Zahl der entwaffneten und gefangenen französischen Soldaten stieg ja schon weit über eine halbe Million, und noch viel höher stellte sich die Summe der deutschen Streitkräfte, die halb Frankreich besetzt hielten: wie sollte der schwache Rest der französischen Heere, der, erschöpft und zersplittert, in den abgelegensten Departements sich verbarg, den Krieg weiterführen?

Indessen nicht alle Franzosen dachten wie die Deutschen. Mochte auch die große Mehrzahl

Kaiser Wilhelm und seine Paladine.

der Politiker wie der schlichten Bürger den Frieden heiß ersehnen und fest entschlossen sein, den Deutschen jedes billige Verlangen zu befriedigen, so glaubte das Oberhaupt der Provinzialregierung in Bordeaux, der fanatische Leon Gambetta, sammt seinem Anhang dennoch den Waffenstillstand tadeln und die Rüstungen zu immer wilderem Kampfe fortsetzen zu dürfen. In einem Athem redete er von der sträflichen Leichtfertigkeit seiner Pariser Kollegen und von den deutschen Barbarenhorden, gegen welche der Volkskrieg, der Krieg bis aufs Aeußerste, entfesselt werden müsse. Um solche Stimmungen nicht auf weitere Kreise wirken zu lassen, machte sich in diesem Augenblick die Katastrophe von Pontarlier als ein sehr willkommener Dämpfer geltend. Von dem Waffenstillstande, der im Uebrigen ganz Frankreich umfaßte, waren nämlich auf Favre's eigenen Wunsch jene östlichen

Kronprinz Friedrich Wilhelm mit dem Generalstab vor seinem Hauptquartier in Versailles.

Departements, in denen Bourbaki, Werder und Manteuffel kämpften, ausgenommen worden. Der französische Minister hatte dies in der Hoffnung verlangt, daß Bourbaki bei der etwa dreifachen Zahl von Mannschaften, die er jedem einzelnen der beiden deutschen Feldherrn entgegenstellen konnte, noch irgend einen Vortheil erringen werde. Der Selbstmordversuch Bourbaki's und der Uebertritt Clinchant's in die Schweiz zeigten dagegen in grellster Beleuchtung, was Frankreich von dem Krieg aufs Aeußerste zu erwarten habe. Gambetta freilich versuchte, auch nach dieser eindringlichen Belehrung seinen Trotz aufrecht zu halten, aber die Pariser Regierung trat ihm jetzt mit ernstem Befehle entgegen, seine Anhänger verließen ihn, er sah sich genöthigt, seinen Abschied zu nehmen und in das Privatleben zurückzukehren.

Die Wahlen zur Nationalversammlung fanden am 8. Februar statt. Sie ergaben eine große Mehrheit besonnener, dem Friedensschluß ernstlich zugeneigter Männer. Weitaus die meisten Stimmen erhielt Adolf Thiers, der schon seit Monaten die unnütze Vergeudung der letzten Kräfte

für den aussichtslos gewordenen Krieg getadelt und einem verständigen Abkommen mit Deutschland das Wort geredet hatte. An die Spitze der Regierung berufen, empfing er auch die Macht, seiner Ansicht zum Siege zu verhelfen, das Wiederaufflammen des Kampfes zu verhindern und den Waffenstillstand in den Frieden zu verwandeln. Im Auftrag der in Bordeaux tagenden Nationalversammlung begab er sich nach Versailles und vereinbarte mit Graf Bismarck, nachdem der Waffenstillstand um eine Woche verlängert worden, bis zum 26. Februar die Friedenspräliminarien. Deutschland erhielt nach denselben das Elsaß außer Belfort, Deutsch-Lothringen einschließlich Metz und eine Kriegskontribution von fünf Milliarden Francs. Das abgetretene Land war an Umfang drei Departements gleich, also im Verhältniß zur Größe Frankreichs wie Deutschlands von mäßiger Ausdehnung. Für Deutschland bildete es aber den herrlichsten Gewinn, einen vollwichtigen Lohn für die großen Opfer an Gut und Blut, theils weil es der Mehrzahl nach von Deutschen bewohnt war, theils weil von nun an der Vogesenwall und die Festungswerke von Metz eine starke Grenze und einen sichern Schutz vor dem unruhigen Frankreich bildeten. Thiers und seine Landsleute trugen freilich an dieser Abtretung, obwohl sie nach ihrer ungeheuren Niederlage auf härtere Bedingungen hätten gefaßt sein dürfen, sehr schwer, so schwer, daß die Verhandlung noch bis zur letzten Stunde zu scheitern in Gefahr war. Indessen söhnte sie Graf Bismarck schließlich durch ein kleines Zugeständniß mit dem Unvermeidlichen aus. Denn nachdem er Anfangs das ganze Elsaß mit Belfort gefordert hatte, verzichtete er im Einverständniß mit Graf Moltke, der Belfort aus militärischen Rücksichten für allenfalls entbehrlich erklärte, auf diese Festung. König Wilhelm, der ebenfalls den Franzosen nur das für Deutschlands künftige Sicherheit unbedingt Nothwendige zu nehmen wünschte, willigte gern in dieses Zugeständniß, und so konnte Thiers bei seiner Rückkehr nach Bordeaux der Nationalversammlung die tröstliche und dem Friedensschluß förderliche Mittheilung machen, daß er durch seine Vorstellungen und Bitten den Deutschen doch etwas Großes abgerungen und so milde Bedingungen, als nur möglich, erhalten habe. Die Friedenspräliminarien unterzeichnete Graf Bismarck mit der goldenen Feder, die er einige Zeit vorher für diesen Zweck von einem Pforzheimer Fabrikanten zum Geschenk erhalten hatte. „Ich darf unter Gottes Beistand versprechen, daß sie in meiner Hand nichts unterzeichnen soll, was deutscher Gesinnung und des deutschen Schwertes nicht würdig wäre“ — so hatte er damals dem patriotischen Geber geschrieben, und vollwichtig löste er nunmehr sein mannhaftes Wort ein.

Noch an demselben 26. Februar telegraphirte König Wilhelm seiner Gemahlin: „Mit tief bewegtem Herzen, mit Dankbarkeit gegen Gottes Gnade zeige ich Dir an, daß soeben die Friedenspräliminarien unterzeichnet sind. Nun ist noch die Einwilligung der Nationalversammlung in Bordeaux abzuwarten.“ Außerdem theilte der König seinen deutschen Bundesgenossen, in erster Linie dem König von Bayern, den Inhalt der Friedenspräliminarien mit und fügte hinzu: „Wenn die Ratifikation in Bordeaux erfolgt, so stehen wir am Ende dieses glorreichen, aber auch blutigen Krieges, der uns mit Frivolität ohne Gleichen aufgezwungen wurde und an dem Ihre Truppen so ehrenvollen Antheil nahmen. Möge Deutschlands Größe sich nur in Frieden konsolidiren.“ Schwungvoll wie immer erwiderte hierauf König Ludwig II.: „Innigst bewegt von der erhebenden Friedenskunde bringe ich Ihnen meinen tiefempfundenen Dank für eine Nachricht, welche von mir und meinem treuen Volke aufs Wärmste begrüßt wird. Deutschland ist nach schweren Kämpfen zu ungeahnter Größe emporgestiegen, und mit Recht werden Mit- und Nachwelt Eure Majestät als den glorreichen Gründer dieser neuen Aera preisen.“ Aber auch dem Kaiser von Rußland, der in drangvoller Zeit so treu zu Deutschland gehalten, berichtete König Wilhelm, wie der Krieg zu Ende gegangen und der Friede angebahnt worden, und schloß mit den warmen Worten: „Preußen wird niemals vergessen, daß es Ihnen zu verdanken ist, wenn der Krieg nicht die äußersten Dimensionen angenommen hat. Möge Gott Sie dafür segnen. Für immer Ihr

dankbarer Freund Wilhelm." Mit gleicher Herzlichkeit erwiderte Alexander II.: Ich bin glücklich, im Stande gewesen zu sein, Ihnen als ergebener Freund meine Sympathien zu beweisen. Möge die Freundschaft, welche uns verbindet, das Glück und den Ruhm beider Länder sichern."

Die Friedenspräliminarien enthielten noch die Bestimmung, daß bis zu ihrer Ratifikation durch die Nationalversammlung die Deutschen in Paris einrücken und die westlichen Distrikte der großen Stadt besetzt halten dürften. Am 1. März marschirten demgemäß 30,000 Mann, Preußen und Bayern, frohen Muthes von Bois de Boulogne aus durch die herrlichen Avenuen des Westens in das Gebiet der Tuilerien, der Ministerien und der palastähnlichen Privathäuser, die jene Distrikte füllen. Im Tuileriengarten ihre Helme mit grünen Zweigen schmückend, an der Pracht und

Friedensverhandlungen zwischen Bismarck, Thiers und Favre in Paris.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft zu Berlin.

Schönheit der stolzen Stadt ihr Auge weidend, wurden die tapferen Krieger vollends inne, welchen Sieg sie errungen hatten. Lange aber dauerte die Freude nicht, denn die Nationalversammlung beeilte sich, um „den großen Schmerz des heiligen Paris" zu enden, mit der Ratifikation der Präliminarien aufs Aeußerste. Am 2. März beurlaubte die deutsche Heeresleitung noch möglichst viele Soldaten der vor den Thoren liegenden Abtheilungen für einige Stunden, damit sie sich als Spaziergänger „Paris auch ein bischen ansehen" könnten; dann aber befahl sie für den 3. März ihre Pflicht gewissenhaft erfüllend, die unverzügliche Räumung der Stadt. König Wilhelm nahm von dem schnellen Abschluß des Friedens Anlaß, seiner Gemahlin die, hohe Befriedigung athmenden Worte zu telegraphiren: „Soweit ist also das große Werk vollendet, welches durch siebenmonatige siegreiche Kämpfe errungen wurde, Dank der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer des unvergleichlichen Heeres in allen seinen Theilen und der Opferfreudigkeit des Vaterlandes. Der Herr

der Heerschaaren hat überall unsere Unternehmungen sichtlich gesegnet und daher diesen ehrenvollen Frieden in seiner Gnade gelingen lassen. Ihm sei die Ehre! Der Armee und dem Vaterlande mit tief erregtem Herzen meinen Dank!"

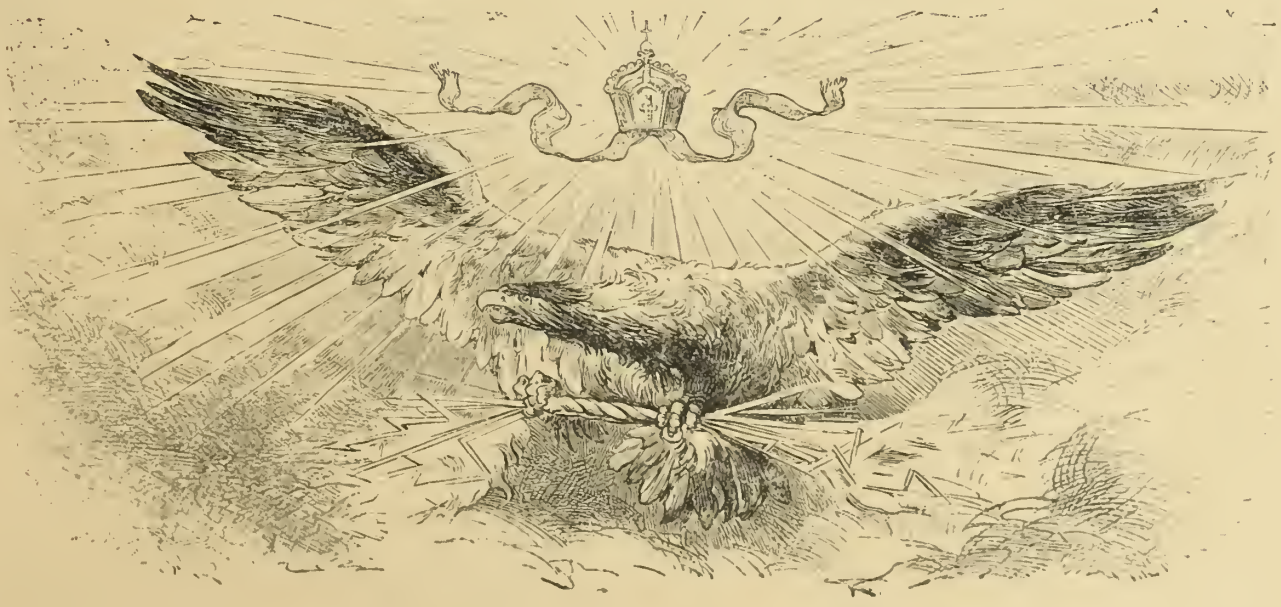
Das tief erregte, das gütige, so gern Anerkennung gewährende Herz des greisen Monarchen begnügte sich jedoch nicht mit dieser kurzen und allgemeinen Danksagung, vielmehr drängte es ihn, jetzt, am beglückenden Ende des ungeheuren Krieges Alle, die sich Verdienste erworben, und, soweit nur möglich, jeden Einzelnen von ihnen recht eingehend und nachdrücklich seiner innigen Dankbarkeit zu versichern. Sämmtliche Heeresabtheilungen, die nicht in allzu entfernten Gegenden standen, befahl er zur Parade, lobte „die vortreffliche Verfassung," in der er sie nach so vielen blutigen Kämpfen fand, und gedachte in Ansprachen an die höheren Offiziere mit Schmerz der gefallenen Kameraden, mit warmer Anerkennung des Heldenmuthes der Ueberlebenden. Besonderen Dank spendete er hierbei den Feldherren seiner Bundesgenossen, dem Kronprinzen Albert von Sachsen und dessen Bruder Georg, dem Bayern von der Tann und dem Führer der württembergischen Truppen, General von Obernitz, die so viel zu den Erfolgen der deutschen Waffen beigetragen und deren tapfere Untergebene sich gerade in einigen der schwersten Stunden des Feldzuges voll bewährt hätten. Auf General Werder, den er während der Heimreise traf, eilte er mit den Worten zu: „Ich habe Ihnen zwar schon brieflich gedankt, aber das ist nicht genug". Dann umarmte er den Helden von Mömpelgard. Selbst auf die Heimath erstreckte sich die Fülle seiner

Lieutenant Bernhardi an der Spitze der in Paris einziehenden deutschen Truppen durch den Triumphbogen sprengend.

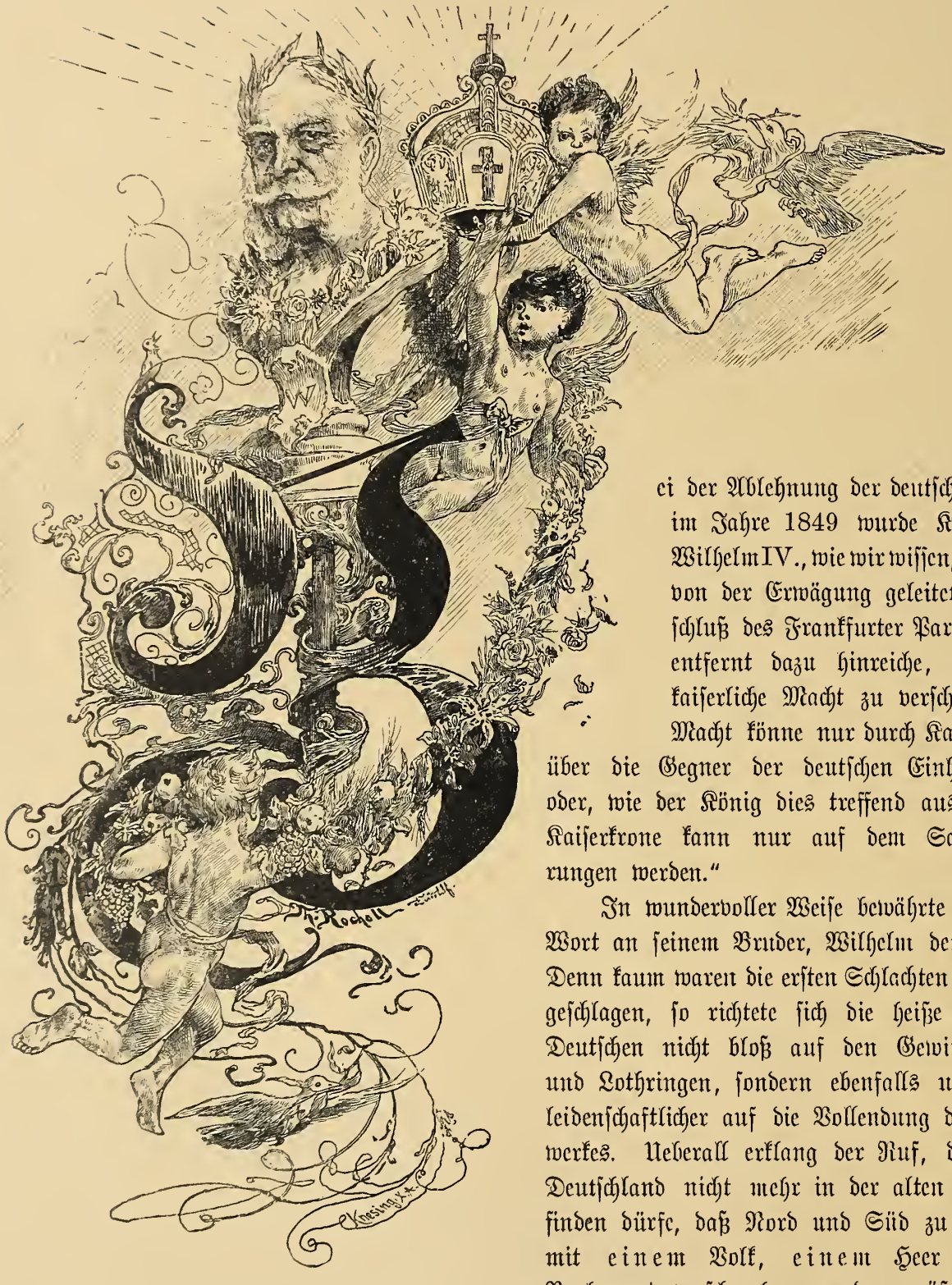
Dankesäußerungen, indem er jetzt seiner Gemahlin schrieb, wie tief und freudig sein Herz die liebreiche Fürsorge und Unterstützung bewegt habe, welche der Armee unter dem Vorgange und dem Schutze Ihrer Majestät aus dem ganzen deutschen Vaterlande während des ganzen Feldzugs zu Theil geworden sei. Durch „das Centralcomité der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger" sei die deutsche Einheit frühzeitig auf dem Gebiete der Humanität vollzogen worden, und durch die Zusammenfassung aller deutschen Kräfte, getragen von der allgemeinen Opferwilligkeit seien Leistungen möglich geworden, die jede Erwartung überstiegen und wesentlich dazu beigetragen hätten, der Armee, unter den schweren Mühsalen des Krieges, Freudigkeit und Kraft zu erhalten. „Die dankbare Erinnerung daran wird in der Armee und der Nation unauslöschlich fortleben; meinen Dank und meine Anerkennung kann ich nicht besser bezeugen, als indem ich Eure Majestät Selbst bitte, sie dem Centralcomité der Vereine in meinem Namen auszudrücken." Im Anschluß an diese Worte stiftete der König auch ein Verdienstkreuz für Frauen und Jungfrauen, die sich in unermüdlicher und segensreicher Opferwilligkeit um das Wohl der Kämpfenden und deren Angehörige hervorragende Verdienste erworben hatten.

Indessen hatte er den Kriegsschauplatz längst verlassen. Am 7. März war er von Versailles abgereist und über Ferrières nach Nancy gegangen. Hier nahm er das letzte Quartier auf französischem Gebiete und von hier aus erließ er am 15. März seinen letzten Armeebefehl, der jedem deutschen Krieger den Dank seines obersten Kriegsherrn und die Mahnung, dessen stets würdig zu bleiben, nochmals ans Herz legte.

„Soldaten der deutschen Armee!" „Ich verlasse an dem heutigen Tage den Boden Frankreichs, auf welchem dem deutschen Namen so viel neue kriegerische Ehre erwachsen, auf dem aber auch so viel theures Blut geflossen ist. Ein ehrenvoller Friede ist jetzt gesichert und der Rückmarsch der Truppen in die Heimath hat zum Theil begonnen. Ich sage Euch Lebewohl und ich danke Euch nochmals mit warmem und erhobenen Herzen für Alles, was Ihr in diesem Kriege durch Tapferkeit und Ausdauer geleistet habt. Ihr kehrt mit dem stolzen Bewußtsein in die Heimath zurück, daß Ihr einen der größten Kriege siegreich geschlagen habt, den die Weltgeschichte je gesehen, — daß das theure Vaterland vor jedem Betreten durch den Feind geschützt worden ist, und daß dem deutschen Reiche jetzt Länder wiedererobert worden sind, die es vor langer Zeit verloren hat. Möge die Armee des nunmehr geeinten Deutschlands dessen stets eingedenk sein, daß sie sich nur bei stetem Streben nach Vervollkommnung auf ihrer hohen Stufe erhalten kann, dann können wir der Zukunft froh entgegen sehen."



Kaiser Wilhelm.



Bei der Ablehnung der deutschen Kaiserkrone im Jahre 1849 wurde König Friedrich Wilhelm IV., wie wir wissen, unter Anderm von der Erwägung geleitet, daß der Beschluß des Frankfurter Parlamentes nicht entfernt dazu hinreiche, ihm wahrhaft kaiserliche Macht zu verschaffen. Solche Macht könne nur durch Kampf und Sieg über die Gegner der deutschen Einheit gewonnen oder, wie der König dies treffend ausdrückte, „eine Kaiserkrone kann nur auf dem Schlachtfelde errungen werden."

In wundervoller Weise bewährte sich das kluge Wort an seinem Bruder, Wilhelm dem Siegreichen. Denn kaum waren die ersten Schlachten mit Frankreich geschlagen, so richtete sich die heiße Sehnsucht der Deutschen nicht bloß auf den Gewinn von Elsaß und Lothringen, sondern ebenfalls und sogar noch leidenschaftlicher auf die Vollendung des Einigungswerkes. Ueberall erklang der Ruf, daß der Friede Deutschland nicht mehr in der alten Zersplitterung finden dürfe, daß Nord und Süd zu einem Reich mit einem Volk, einem Heer und einem Parlament verschmolzen werden müßten. In den Südstaaten, welche die Unhaltbarkeit des bisherigen Zustandes am drückendsten empfanden, wurde die Einheitsbewegung so stark, daß endlich die Regierungen ihr Rechnung trugen und mit dem

Berliner Kabinet Verhandlungen hinsichtlich ihres Eintritts in den Nordbund beginnen mußten. Preußen ging natürlich gern auf dieselben ein, wenn es dabei auch sorgfältig vermied, „auf die treuen und bewährten Bundesgenossen irgend einen Druck auszuüben". Einige Schwierigkeiten verursachte es freilich noch, daß die mächtigeren Südstaaten, Bayern und Württemberg, sehr viele Sonderrechte innerhalb der Bundesgemeinschaft für sich beanspruchten. Allmählich aber begnügten sie sich mit vergleichsweise unerheblichen Zugeständnissen, die der Festigkeit des neuen deutschen Bundes nicht ernstlich zu schaden vermochten. König Wilhelm erklärte sich deshalb bereit, die dauernde Verbindung mit sämmtlichen Südstaaten zu genehmigen, und noch im Laufe des Novembers 1870 wurden die Verträge zwischen dem Nordbund und Baden, Hessen-Darmstadt, Bayern und Württemberg in Versailles abgeschlossen.

Diese Verträge besaßen aber nicht eher volle Gültigkeit, als bis sie von den Volksvertretungen des Nordbundes und der Südstaaten anerkannt worden waren. Der Reichstag des Nordbundes wurde sofort nach Berlin berufen, und in Vertretung des Grafen Bismarck theilte Delbrück, der Präsident des Bundeskanzleramts, den Reichsboten die frohe Botschaft mit, daß trotz dem noch fortwüthenden Kriege die schönste Friedensarbeit geglückt war. „Das Gefühl der Zusammengehörigkeit, welches durch gemeinsame Gefahr und durch gemeinsam erkämpfte Siege belebt ist und die Erkenntniß, daß nur durch Schöpfung dauernder Institutionen der Zukunft Deutschlands das Vermächtniß dieser Zeit der Opfer und der Thaten gesichert werden könne, haben schneller und allgemeiner, als noch vor Kurzem denkbar erschien, das deutsche Volk und seine Fürsten mit der Ueberzeugung erfüllt, daß es zwischen dem Süden und dem Norden fortan eines festen Bandes bedürfe. Diese unter den Regierungen einhellige Ueberzeugung hat zu Unterhandlungen geführt, deren Ergebniß Ihnen zur Genehmigung vorgelegt werden wird. Sie werden, geehrte Herren, mit diesem Werke eine Thätigkeit würdig abschließen, wie solche wenigen gesetzgebenden Versammlungen vergönnt gewesen ist. Der große nationale Gedanke, welcher Sie stets bei Ihren Berathungen leitete, wird durch die letzte Berathung, zu welcher Sie zusammentreten, so Gott will, um einen entscheidenden Schritt seiner vollen Verwirklichung näher geführt werden."

Der Reichstagspräsident Simson eröffnete hierauf die Verhandlungen mit einer begeisterungsvollen Ansprache, bestimmt, die Gemüther zu freudiger Annahme der Verträge zu bewegen. „Indessen der Kampf," so rief er aus, „in der Ferne sein letztes Ziel noch verfolgt, lassen Sie uns in der Heimath den Versuch machen, eine seiner edelsten und herrlichsten Früchte jetzt schon einzubringen: Die Einigung unseres Vaterlandes in Verfassung und Freiheit. Verschwunden ist in der Erhebung der Nation, was uns bisher trennte und zerriß. Der alte Fluch hat sich gelöst, und die beseligende Gewißheit davon verbürgt uns auch eine Zukunft segensvoll und gedeihlich für die Werke des Friedens."

Simson's wie Delbrück's herzgewinnende Worte waren ein Wink für den Reichstag, sich des großen Augenblickes würdig zu zeigen. Denn nicht alle Reichsboten billigten die Verträge. Manche nahmen schweren Anstoß an den Zugeständnissen, den „Reservatrechten", welche die süddeutschen Königreiche, vornehmlich Bayern, sich ausbedungen hatten, und es lag somit die Gefahr nahe, daß, wenn auch nicht die Mehrheit, so doch eine beträchtliche Minderheit von Volksvertretern die jetzt erreichbare, beinahe vollkommene Einigung Deutschlands zu Gunsten der ganz vollkommenen, aber unerreichbaren Gleichstellung aller Staaten im neuen Bunde ablehne. Indessen ehe noch solche ungünstige Stimmung sich ernstlich geltend machen konnte, wurde der Reichstag zu patriotischer Bereitwilligkeit nochmals stark angeregt. In den höchsten Kreisen der Nation, unter den Fürsten Deutschlands war die Meinung hervorgetreten, daß der König von Preußen nach der Ausdehnung seiner Herrscherbefugnisse über den Süden des Vaterlandes nicht, wie bisher, Präsident eines Bundes bleiben dürfe, sondern sich Kaiser des neuen, des wiederhergestellten deutschen Reiches nennen solle. Kein Geringerer als König Ludwig von Bayern, der mächtigste Kleinfürst, war dafür gewonnen

worden, die Verwirklichung dieses Gedankens zu betreiben, und er erfüllte auch die hohe Pflicht, die er übernommen, in der ihm eigenen, tiefen Eindrucks sicheren Weise. Seinen Mitfürsten und den Magistraten der freien Städte schrieb er: „Die von Preußens Heldenkönig siegreich geführten deutschen Stämme, in Sprache und Sitte, Wissenschaft und Kunst seit Jahrhunderten vereint, feiern nunmehr auch eine Waffenbrüderschaft, welche von der Machtstellung eines geeinigten Deutschlands glänzendes Zeugniß giebt. Beseelt von dem Streben, an dieser werdenden Einigung Deutschlands nach Kräften mitzuwirken, habe ich nicht gesäumt, mit dem Bundeskanzleramte des norddeutschen Bundes in Verhandlungen zu treten. Dieselben sind jüngst in Versailles zum Abschlusse gediehen. Ich wende mich daher an Sie mit dem Vorschlage, gemeinschaftlich mit mir bei Seiner Majestät dem Könige von Preußen in Anregung zu bringen, daß die Ausübung der Präsidialrechte mit Führung des Titels eines deutschen Kaisers verbunden werde. Es ist mir ein erhebender Gedanke, daß ich mich durch meine Stellung in Deutschland und durch die Geschicke meines Landes berufen fühlen kann, zur Krönung des deutschen Einigungswerkes den ersten Schritt zu thun, und ich gebe mich der freudigen Hoffnung hin, daß Sie meinem Vorgehen freundliche Zustimmung ertheilen werden."

König Ludwig II. von Bayern.

Dem König Wilhelm aber schrieb er, er vertraue darauf, „daß die dem Bundespräsidium nach der Verfassung zustehenden Rechte durch Wiederherstellung eines deutschen Reiches und der deutschen Kaiserwürde als Rechte bezeichnet werden, welche Eure Majestät im Namen des gesammten Vaterlandes auf Grund der Einigung seiner Fürsten ausüben. Ich habe mich daher an die deutschen Fürsten mit dem Vorschlage gewendet, gemeinschaftlich mit mir bei Eurer Majestät in Anregung zu bringen, daß die Ausübung der Präsidialrechte des Bundes mit Führung des Titels eines deutschen Kaisers verbunden werde".

Hierin lag eine Interpretation der Verträge, wie sie auch der heißblütigste Patriot nicht günstiger hätte erwarten dürfen. Der Bayernkönig, der Inhaber derjenigen deutschen Macht, die im Jahre 1849 den Freunden der preußisch-deutschen Kaiserkrone am drohendsten entgegengestanden, übernahm nun den Vortritt, um eben diese Krone zu schaffen! Dürfte man hiernach noch zweifeln, daß die Verträge in ihrem Kerne ein einiges deutsches Reich schufen und die Reservatrechte nur noch in minder wichtigen Außenwerken die alte Zersplitterung des Vaterlandes bestehen ließen? Galt es nicht jetzt, wo ein so köstliches Gut zu haben war, schnell und fest zuzugreifen? Der norddeutsche Reichstag besann sich denn auch nicht mehr lange, genehmigte vielmehr fast einstimmig

die Verträge und beschloß, dem König Wilhelm in Versailles durch eine Adresse und durch eine große Deputation von 30 Mitgliedern, im Anschluß an den Wunsch der Fürsten, den innigen Wunsch des Volkes auszusprechen, daß er der Einigung Deutschlands durch Annahme der Kaiserkrone die höchste und edelste Weihe geben möge.

Die Ankündigung dieser Deputation versetzte König Wilhelm in eine eigenthümliche Lage. Die Stunde nahte heran, in welcher er vor aller Welt aussprechen sollte, daß er bereit sei, von dem preußischen Königsthron auf den noch glanzvolleren deutschen Kaiserthron emporzusteigen. Er mußte dies aussprechen — daran konnte ja nach dem Gang der deutschen Geschichte, deren ruhmreichster Träger er war, nicht gezweifelt werden — aber die Zusage, die er alsdann gab, mochte in seinem Herzen nicht bloß Empfindungen der Freude und des Stolzes, sondern auch der Wehmuth und der Sorge erregen. Seit 170 Jahren trugen die Hohenzollern die preußische Königskrone. Zwischen ihnen und ihren Unterthanen hatten sich unzerreißbare Bande der Liebe und Dankbarkeit geknüpft: der König wußte genau, was er an seinen Preußen hatte. Freilich sahen auch die übrigen Deutschen nunmehr begeisterungsvoll zu ihm empor, und in verheißungsvollster Stunde bildete sich ein neues Band der Pietät zwischen dem Kaiser und allem Volke von den Hochalpen bis hinab zu den Nordmeeren; indessen es war auch eine neue und schwere Aufgabe, die König Wilhelm mit der Kaiserwürde übernahm. Mit Wehmuth durfte er deshalb von den glücklichen Zeiten Abschied nehmen, welche die Hohenzollern in der bescheideneren Stellung als preußische Könige durchlebt hatten; und mit dem Anflug von Sorge, dem auch der Tapferste beim Eintritt in neue Schicksalsbahnen sich nicht entziehen kann, mochte er seiner und der Seinigen Zukunft im Schmucke des Kaiserthumes entgegensehen.

Solche Empfindungen blieben aber in seiner Brust verborgen, oder wurden doch nur seiner vertrautesten Umgebung bekannt. Der Oeffentlichkeit zeigte er lediglich ernsten und freudigen Willen zu der hehren Pflichterfüllung, welche die Fürsten und Völker Deutschlands von ihm verlangten. Nachdem die Deputation des Reichstages in Versailles eingetroffen war, bestimmte er frommen Sinnes, daß die Ueberreichung der Adresse erst am nächstfolgenden Sonntage, den 18. Dezember, nach dem Gottesdienste, der den Segen des Himmels für das werdende deutsche Reich erflehen werde, stattfinden solle. Am genannten Tage um 2 Uhr Nachmittags versammelten sich um ihn im großen Empfangssaale des Präfekturgebäudes die in Versailles anwesenden Fürsten, Generale, der Bundeskanzler nebst vielen hohen Beamten und die Deputirten des Reichstages. Feierliche Stille herrschte, als Präsident Simson vortrat, die Erlaubniß zur Verlesung der Adresse erbat und dabei auf die wundersame Verkettung der Umstände hinwies, daß gerade in Versailles, von wo vor Zeiten so viel Uebles gegen Deutschland geplant und vollendet worden, die Neuschöpfung von Kaiser und Reich sich vollenden solle. Die Hauptstellen der Adresse lauteten:

„Dank den Siegen, zu denen Eure Majestät die Heere Deutschlands in treuer Waffengenossenschaft geführt hat, sieht die Nation der dauernden Einigung entgegen."

„Vereint mit den Fürsten Deutschlands naht der norddeutsche Reichstag mit der Bitte, daß es Eurer Majestät gefallen möge, durch Annahme der deutschen Kaiserkrone das Einigungswerk zu weihen."

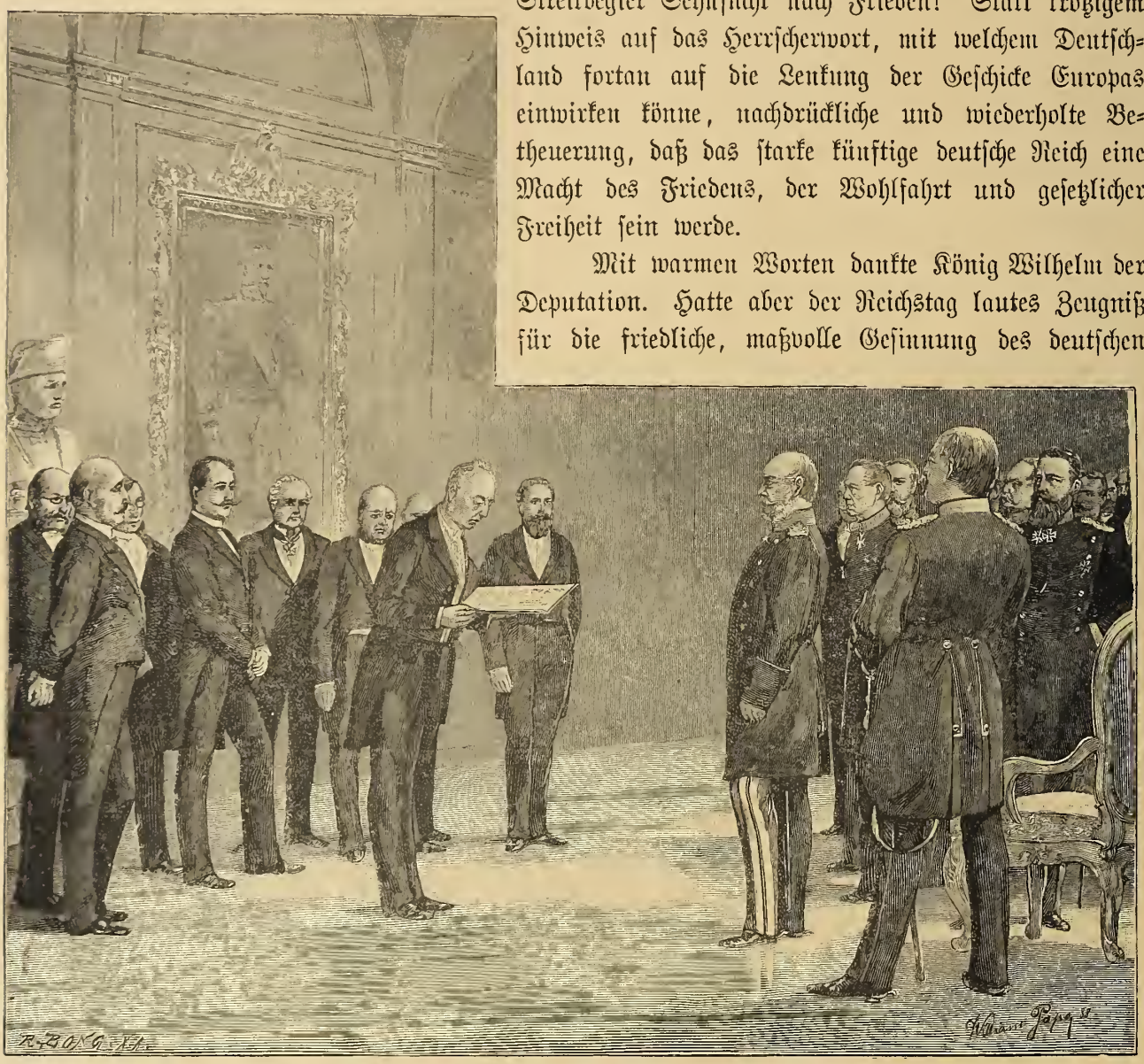
„Die deutsche Krone auf dem Haupte Eurer Majestät wird dem wieder aufgerichteten Reiche deutscher Nation Tage der Macht, des Friedens, der Wohlfahrt und der im Schutze der Gesetze gesicherten Freiheit eröffnen."

„Das Vaterland dankt dem Führer und dem ruhmreichen Heere, an dessen Spitze Eure Majestät heute noch auf dem erkämpften Siegesfelde weilt. Unvergessen für immer werden der Nation die Hingebung und die Thaten ihrer Söhne bleiben. Möge dem Volke bald vergönnt sein, daß der ruhmgekrönte Kaiser der Nation den Frieden wiedergiebt. Mächtig und siegreich

hat sich das vereinigte Deutschland im Kriege bewährt unter einem höchsten Feldherrn, mächtig und friedliebend wird das geeinigte deutsche Reich unter seinem Kaiser sein."

Diese Adresse stimmte mit den tiefsten Herzenswünschen König Wilhelms überein. Denn mitten im grimmen Kriege legte der Reichstag Zeugniß dafür ab, wie wenig der Waffenlärm und die ununterbrochene, berauschende Folge der Siege das Gemüth des Volkes verwirrt hatte. Statt Streitbegier Sehnsucht nach Frieden! Statt trotzigem Hinweis auf das Herrscherwort, mit welchem Deutschland fortan auf die Lenkung der Geschicke Europas einwirken könne, nachdrückliche und wiederholte Betheuerung, daß das starke künftige deutsche Reich eine Macht des Friedens, der Wohlfahrt und gesetzlicher Freiheit sein werde.

Mit warmen Worten dankte König Wilhelm der Deputation. Hatte aber der Reichstag lautes Zeugniß für die friedliche, maßvolle Gesinnung des deutschen



Die Ueberreichung der Reichstagsadresse am 18. Dezember 1870 zu Versailles.

Volkes abgelegt, so wollte der König von Neuem beweisen, daß kein Ehrgeiz ihn treibe und daß er in der Kaiserfrage den Willen eines Jeden, der hier mitzureden berechtigt sei, gewissenhaft achte. „Sie wissen, daß in dieser so hohe Interessen und so große Erinnerungen der deutschen Nation berührenden Frage nicht mein eigenes Gefühl, auch nicht mein eigenes Urtheil meinen Entschluß bestimmen kann."

„Nur in der einmüthigen Stimme der deutschen Fürsten und freien Städte und in dem damit übereinstimmenden Wunsche der deutschen Nation und ihrer Vertreter werde ich den Ruf der Vorsehung erkennen, dem ich mit Vertrauen auf Gottes Segen folgen darf."

Wilhelm I. Deutſcher Kaiſer und König von Preußen.

„Es wird Ihnen, wie mir, zur Genugthuung gereichen, daß ich durch Seine Majestät den König von Bayern die Nachricht erhalten habe, daß das Einverständniß aller deutschen Fürsten und freien Städte gesichert ist und die amtliche Kundgebung desselben bevorsteht."

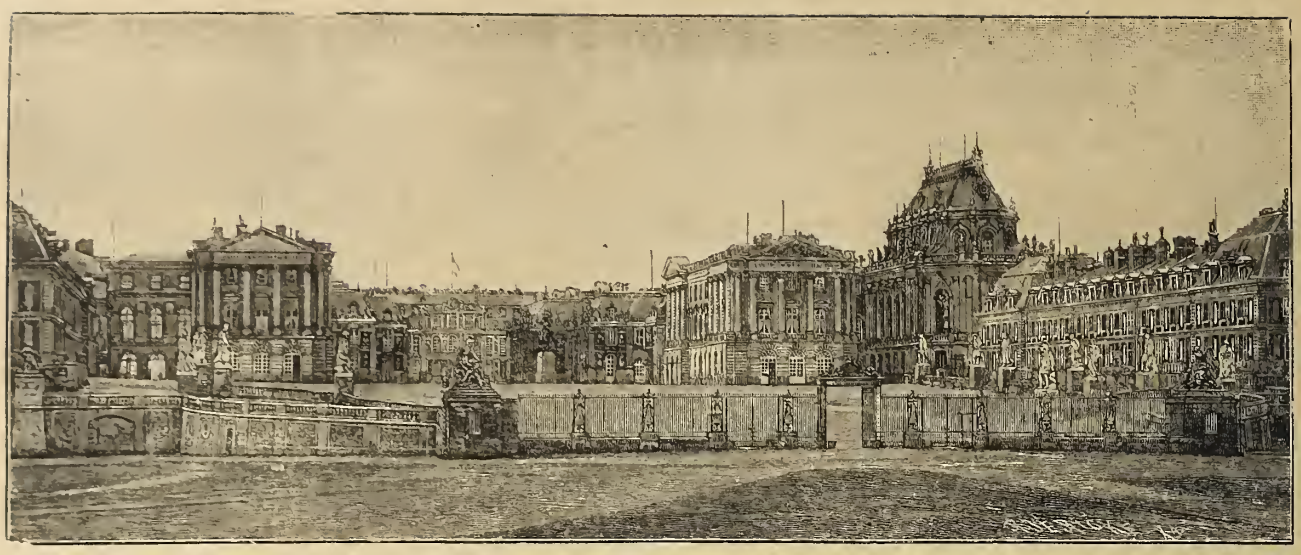
Aber dieses Einverständniß genügte ja noch nicht vollständig. Es blieb noch zu wünschen übrig, daß auch die Landtage der süddeutschen Staaten, gleich dem Reichstage des Nordbundes, die Schöpfung von Kaiser und Reich genehmigten, und da das Berliner Kabinet hierauf keinen Druck ausüben, dies vielmehr der freien Entschließung der Volksvertreter Süddeutschlands überlassen wollte, so äußerte König Wilhelm damals kein bindendes Wort über seine Bereitwilligkeit zur Annahme der Kaiserkrone, geschweige daß er die Annahme selber schon verkündigt hätte. Die süddeutschen Landtage erfüllten übrigens die Pflicht, die ihnen hiermit auferlegt war, fast ausnahmslos in patriotischer Bereitwilligkeit. Sämmtliche ersten Kammern und die zweiten Kammern von Hessen-Darmstadt, Baden und Württemberg billigten freudig im Laufe des Dezembers die Bündnißverträge nebst „Kaiser und Reich". Nur in der zweiten bayrischen Kammer vereinigten sich die Klerikalen und Demokraten zu so zähem Widerstand, daß die Proklamation des neuen Reiches nicht schon, wie ursprünglich beabsichtigt, am 1. Januar 1871 stattfinden konnte. Das gehässige Gebaren dieser kleinen Gruppe von Reichsfeinden erzeugte aber so starken Unwillen, daß am Neujahrstage bei dem Festmahle, welches König Wilhelm mit seiner hohen Umgebung in Versailles einnahm, der Großherzog von Baden sich zu dem Trinkspruch erhob: „Eure Königliche Majestät wollen zwar die angebotene Krone des Reiches erst dann ergreifen, wenn sie alle Glieder desselben schützend umfassen kann. Nichtsdestoweniger erblicken wir heute schon in Eurer königlichen Majestät das Oberhaupt des deutschen Kaiserreichs und in dessen Krone die Bürgschaft unwiderruflicher Einheit. König Friedrich Wilhelm IV. sagte vor 21 Jahren: ‚Eine Kaiserkrone kann nur auf dem Schlachtfeld errungen werden'. Heute, da dieses königliche Wort sich glänzend erfüllt hat, dürfen wir uns wohl Alle in dem Wunsche vereinigen, es mögen Eurer königlichen Majestät durch Gottes Gnade noch recht lange und gesegnete Jahre vergönnt sein, dieses geheiligte Symbol deutscher Einheit und Kraft in Frieden zu tragen. Zur Bekräftigung dieses aufrichtigen Wunsches rufe ich die Worte aus, welche der hohe Verbündete Eurer königlichen Majestät, der König von Bayern, zu geschichtlicher Bedeutung erhoben hat: Hoch lebe Seine Majestät König Wilhelm der Siegreiche!"

Der Wink, welchen dieser Trinkspruch für die bayrischen Klerikalen enthielt, wurde von denselben nicht beachtet. Sie verschleppten die Entscheidung, obwohl auch König Ludwig von Bayern seiner Unzufriedenheit mit ihrer Haltung unzweideutigen Ausdruck gab, von Tag zu Tag, schadeten jedoch hierdurch nur sich selber. Denn nun breitete sich ringsum die Meinung aus, es sei König Wilhelms, seiner hohen Verbündeten und des ganzen deutschen Volkes unwürdig, diese vereinzelte verbissene Opposition noch länger zu berücksichtigen, und so kam es, daß das deutsche Reich, als die zweite bayrische Kammer endlich am 21. Januar die Verträge genehmigte, schon förmlich und feierlich gegründet worden war.

Einen starken Antrieb, die Annahme der Kaiserkrone nicht länger zu verzögern, hatte dem König Wilhelm freilich auch das Herannahen eines weihevollen Erinnerungstages geliefert. Am 18. Januar 1871 waren genau 170 Jahre vergangen, seit die Hohenzollern die preußische Königskrone trugen. Diesen Tag meinte der König nicht gleich dem 1. Januar unthätig vorübergehen lassen zu sollen, und so wurde der 18. Januar zum Geburtstag des neuen deutschen Reiches.

Im Versailler Schlosse, im alten Sitze der Feindesmacht, die Jahrhunderte hindurch Erniedrigung und Zersplitterung Deutschlands auf ihre Fahnen geschrieben hatte, fand die Proklamation des deutschen Kaiserreiches statt. Wenn auch die Verhältnisse der Zeit bedingten, daß bei dieser ewig denkwürdigen Feier die Armee das deutsche Volk zu vertreten hatte, so waren doch die Augen der ganzen Nation, erfüllt vom Dank für das erreichte Ziel der Einigung, auf die

Augusta, Deutsche Kaiserin und Königin von Preußen.



Das Versailler Schloß.

Stelle gerichtet, wo im Kreise der Fürsten, der Heerführer und der Truppen König Wilhelm verkündete, daß er für sich und seine Erben an der Krone Preußens den altehrwürdigen Titel des deutschen Kaisers in neuem Glanze wiederherstellen wolle.

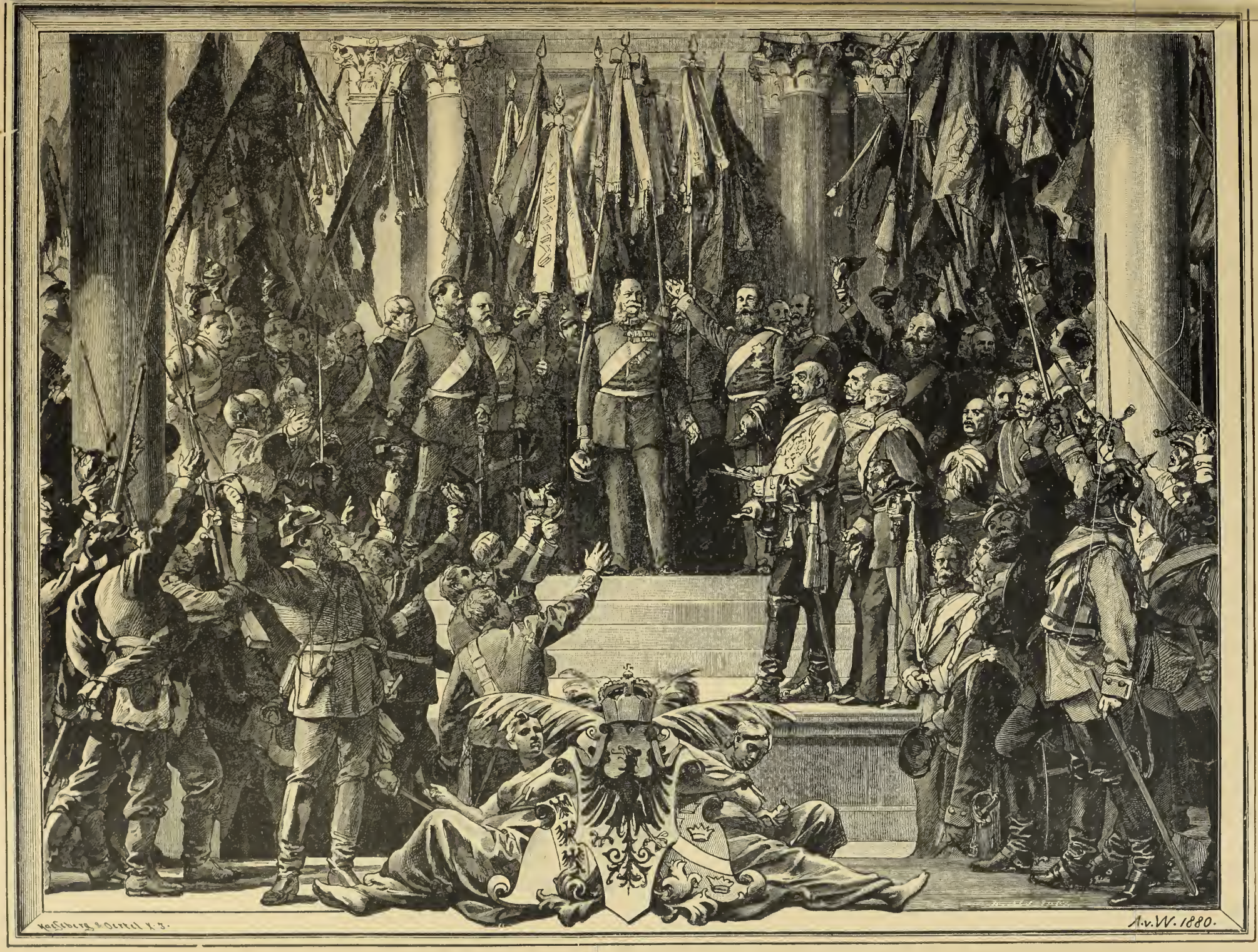
Die unabweislichen Pflichten des Kriegsdienstes verhinderten, daß alle Theile des um Paris lagernden deutschen Heeres sich in gleichmäßiger Stärke an der Kaiserfeier betheiligten. Doch waren die obersten Führer, Abgesandte der Offizierkorps und, soweit nur möglich, von jedem Regiment drei bis vier Vertreter in Begleitung der Fahnen zur Stelle erschienen. Den beiden bayrischen Korps war freigestellt worden, ob sie an der Festlichkeit Theil nehmen wollten. Sie entsprachen dieser Aufforderung, indem sie den größten Theil ihrer Fahnen nach Versailles schickten und außerdem sich durch sämmtliche Prinzen des bayrischen Königshauses, die im Felde vor Paris standen, sowie durch zahlreiche Deputationen von Offizieren und Soldaten vertreten ließen.

König Wilhelm verließ sein Hauptquartier am 18. Januar Schlag 12 Uhr Mittags. Vor dem Schlosse angekommen, ließ er es auch an diesem Tage sich nicht nehmen, die Truppen der Ehrenwache zu inspiziren. In der Galerie des Glaces, dem prunkvollen Spiegelsaale des Versailler Schlosses ordnete sich inzwischen die Festversammlung. An der Südseite des Saales, die nach dem Park geht, rechts und links von einem Altar, standen die Truppen, welche die Fahnen nach Versailles begleitet hatten. Die Fahnen selbst, von den Fahnenträgern gehalten, hatten ihren Platz auf einer Estrade an der Ostseite des Festraumes. Die Zahl der anwesenden Offiziere betrug zwischen 500 und 600.

Nachdem der König in den Saal getreten war und vor dem Altar Aufstellung genommen hatte, im Halbkreise um ihn die Prinzen und Fürsten, begann die Feierlichkeit mit Gebet, Predigt und Gesang. Dann schritt der König auf die Estrade zu, lud sämmtliche anwesenden deutschen Fürsten ein, mit ihm auf derselben Platz zu nehmen, und verlas, vor den Fahnen stehend, die Urkunde der Verkündigung des deutschen Kaiserreichs. Endlich beauftragte er den Bundeskanzler Grafen Bismarck, die in Gedanken wie Ausdruck gleich erhabene „Proklamation an das deutsche Volk“ vorzulesen.

„Wir Wilhelm,
von Gottes Gnaden König von Preußen,

nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmüthigen Ruf an uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des deutschen Bundes die



In Versailles am 18. Januar 1871.

entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden wir und unsere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den kaiserlichen Titel in allen unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter den Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegen zu führen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu vertheidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermuthigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an Gütern und Gaben des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.

Gegeben Hauptquartier Versailles, den 18. Januar 1871.

Wilhelm."

Nachdem Graf Bismarck die Vorlesung beendet, erhob der Großherzog von Baden, den Helm schwenkend, den Jubelruf: „Seine Majestät der Kaiser Wilhelm lebe hoch!" Unter den Klängen der Volkshymne stimmte die Versammlung dreimal begeistert ein. Der Kaiser umarmte hierauf seinen Sohn sammt den anderen, ihm persönlich verwandten Fürsten und verließ, gefolgt von allen Prinzen, Fürsten, Generalen und Offizieren, unter den Klängen des Hohenfriedberger Marsches das Versailler Königsschloß.

Der Proklamation an das deutsche Volk gingen zur Seite ein Armeebefehl des Kaisers und sein Dankschreiben an die deutschen Fürsten und freien Städte für die ihm zu Theil gewordene Aufforderung zur Uebernahme der Kaiserwürde. Beide Schriftstücke benutzte der Kaiser, um durch Aussprechen der edelsten Gesinnungen sein Heer und Volk in allem Guten zu befestigen. Die Truppen mahnte er, nach herzlichen Worten der Anerkennung für ihre bisherigen Leistungen: „Seid stets eingedenk, daß der Sinn für Ehre, treue Kameradschaft, Tapferkeit und Gehorsam eine Armee groß und siegreich macht; erhaltet Euch diesen Sinn, dann wird das Vaterland immer, wie heute, mit Stolz auf Euch blicken und Ihr werdet immer sein starker Arm sein." Den Fürsten und freien Städten schrieb er: „Ich nehme die deutsche Kaiserkrone an, nicht im Sinne der Machtansprüche, für deren Verwirklichung in den ruhmvollsten Zeiten unserer Geschichte die Macht Deutschlands zum Schaden seiner inneren Entwickelung eingesetzt wurde, sondern mit dem festen Vorsatze, soweit Gott Gnade giebt, als deutscher Fürst der treue Schirmherr aller Rechte zu sein und das Schwert Deutschlands zum Schutze desselben zu führen."

„Das deutsche Volk hat weder das Bedürfniß noch die Neigung, über seine Grenzen hinaus etwas Anderes als den auf gegenseitiger Achtung der Selbständigkeit und gemeinsamer Förderung der Wohlfahrt begründeten Verkehr der Völker zu erstreben."

„Sicher und befriedigt in sich selbst und in seiner eigenen Kraft, wird das Deutsche Reich, wie ich vertraue, nach siegreicher Beendigung des Krieges, in welchen ein unberechtigter Angriff uns verwickelt hat, und nach Sicherstellung seiner Grenzen gegen Frankreich ein Reich des Friedens und des Segens sein, in welchem das deutsche Volk finden und genießen wird, was es seit Jahrhunderten gesucht und erstrebt hat."

Mit Entzücken lasen die Deutschen in der Heimath alle die trefflichen Worte, durch die der

Kaiser die Schöpfung des neuen Reiches adelte, und mit gleichem Entzücken lauschten sie den Nachrichten von den letzten Siegen über Frankreichs Heere und von dem endlichen Friedensschluß. Nun fehlte nur eins noch, um den Jubel voll zu machen; die Rückkehr des Kaisers und seiner Tapfern aus dem feindlichen Lande.

Die Sehnsucht darnach, vor Allem den Kaiser wieder auf deutschem Boden zu wissen, war um so lebhafter, als der Haß und Neid der Franzosen auf Deutschlands Glück das theure Leben des Herrschers mit meuchlerischem Attentat bedrohte.

Endlich, am 15. März, überschritt Kaiser Wilhelm von Nancy kommend bei Pagny die neue deutsche Grenze. Zu seinem Empfange standen hier die höchsten Beamten des Reichslandes

Elsaß-Lothringen bereit: ein Bataillon ostpreußischer Landwehr bildete die Ehrenwache. Bei der Weiterfahrt begrüßte den Monarchen festlicher Kanonendonner von den Forts des deutschen Metz, und an der alten Landesgrenze, bei Saarbrücken, empfing ihn eine Deputation der Rheinlande, die ihm unter Ueberreichung eines goldenen Lorbeerkranzes besonders dafür die innigste Dankbarkeit ausdrückte, daß seine so kühne wie umsichtige Kriegsführung die Rheinprovinz, die zunächst vom Feinde bedroht gewesen, „vor dem Einfall eines mit wilden Horden vermischten Heeres bewahrt und das französische Gelüste, Deutschlands westliche Grenzmark vom Vaterlande abzureißen, für alle Zeiten gebannt habe". Hierauf eingehend, antwortete der Kaiser freudigen Muthes: „Mit Gottes Hülfe ist durch die Tapferkeit der von mir geführten Heere der Ausspruch, daß der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze sei, gegen die bedrohliche Anfechtung

thatkräftig gesichert und diese Wahrheit hoffentlich nunmehr für ewige Zeiten unter dem Schutze des Deutschen Reiches jedem Streite enthoben."

Die Reise des Kaisers von Saarbrücken über Mainz, Frankfurt, Eisenach und Weimar nach Berlin glich einem Triumphzuge. An allen Stationen jubelnde Menschenmassen, alle Städte, in denen der Monarch verweilte, beflaggt und illuminirt, in Rheinhessen an der Spitze begeisterten Volkes der Großherzog von Hessen-Darmstadt, in Thüringen der Großherzog von Sachsen-Weimar. Am 17. März Nachmittags wurde Berlin erreicht. Auf dem Bahnhofe warteten, nachdem sich in Potsdam schon die Kaiserin zu ihrem hohen Gemahle gesellt hatte, die königlichen Prinzessinnen, die Minister, Generale und städtischen Behörden; hinter ihnen wogte und drängte sich in den Außenräumen des Bahnhofs, auf Straßen und Plätzen „schier ganz Berlin". Wie Donner rollte der Hochruf von Haus zu Haus, als der Kaiser in langsamer Fahrt sich in sein Palais begab und als er Abends zum zweiten Male die erleuchtete Stadt durchfuhr.

Der Kaiser wird auf der Rückreise vom Kriegsschauplatze von den Forts der deutschen Festung Metz begrüßt.

Am 20. März überreichten ihm die städtischen Behörden eine Glückwunschadresse, die in sinniger Weise an die Heldenlaufbahn der Hohenzollern seit ihrem Einzuge in die brandenburgischen Marken und an ihre unsterblichen Verdienste um Brandenburg, Preußen und ganz Deutschland erinnerte: „Jetzt ist das große Werk, jetzt ist Deutschlands Wiedergeburt vollendet. Der Hohenstaufen ruhmreiches Scepter ruht sicher in der Hohenzollern starker Hand. Möge es Eurer kaiserlichen Majestät vergönnt sein, der Früchte Ihrer Anstrengung noch lange Zeit sich zu freuen inmitten der Liebe und Verehrung des gesammten deutschen Volkes, inmitten der Bewunderung der Welt. Möge es dem deutschen Volke vergönnt sein, daß die Weisheit, Festigkeit und Heldenkraft, welche das Reich gegründet, noch viele Jahre über ihm walte, daß der Kaiser, der Deutschlands

Grenzen ruhmvoll erweitert und Deutschlands Banner mit unverwelklichem Lorbeer geschmückt hat, auch ein Mehrer des Deutschen Reiches werde an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

Bewegten Herzens antwortete der Kaiser. Mit Dank hob er besonders hervor, daß die Heimath dem im Felde stehenden Heere so reiche Fürsorge gewidmet hatte. Von seiner eigenen Bedeutung für Deutschlands Heil sprach er dagegen, wie immer, nur in Preis und Ruhm ablehnenden Wendungen: „Was die Gestaltung Deutschlands und meine persönliche Stellung zu derselben betrifft, so habe ich für mich nichts gesucht und kaum erwartet, daß wir gegenwärtig schon diesen Abschluß erreichen würden. In der kurzen Spanne Zeit, die mir noch gegeben ist, wird es mir nur vergönnt sein, die Grundlagen zu legen, meine Nachfolger werden den jungen Baum weiter wachsen und grünen sehen. — Lange lag dieser Ausgang in den Herzen. Jetzt ist es an das Licht gebracht; sorgen wir, daß es Tag bleibt."

Mächtigere Töne ließ der Kaiser am 21. März in der Thronrede erklingen, mit der er den ersten deutschen Reichstag eröffnete. Galt es jetzt doch, die Vertreter des Volkes zu einmüthiger, hochsinniger Mitarbeit an der Fortentwickelung des Reiches anzuregen.

„Wir haben erreicht, was seit der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde: die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unserer Grenzen, die Unabhängigkeit unserer nationalen Rechtsentwickelung."

„Das Bewußtsein seiner Einheit war in dem deutschen Volke, wenn auch verhüllt, doch stets lebendig; es hat seine Hülle gesprengt in der Begeisterung, mit welcher die gesammte Nation sich zur Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes erhob und in unvertilgbarer Schrift auf den Schlachtfeldern Frankreichs ihren Willen verzeichnete, ein einiges Volk zu sein und zu bleiben."

„Möge die Wiederherstellung des Deutschen Reiches für die deutsche Nation auch nach innen das Wahrzeichen neuer Größe sein; möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfriede folgen, und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen. Das walte Gott!"

Die Einzelaufgaben, welche der Kaiser dem Reichstage stellte, betrafen die Prüfung und Anerkennung der durch die Verträge mit den Südstaaten vollendeten deutschen Verfassung, die Art der Einverleibung Elsaß-Lothringens als eines sogenannten Reichslandes in das Deutsche Reich und daneben die Erfüllung dessen, was der Monarch geradezu als „den nächsten ehrenvollen Beruf" der Versammlung bezeichnete, nämlich die Bewilligung reichlicher Mittel zur Unterstützung der Invaliden und Hinterbliebenen und zur Belohnung der verdienstvollsten Führer des deutschen Heeres und der deutschen Politik. Den Höchstverdienten zu belohnen behielt sich der Kaiser freilich selber vor und führte es in einer Weise aus, an der sich der Reichstag ein Beispiel nehmen mochte, indem er den schon vom Bundeskanzler zum Reichskanzler umgewandelten Grafen Bismarck in den Fürstenstand erhob und ihm zu materieller Fundirung seiner neuen Würde eine prächtige, auf drei Millionen Mark gewerthete Domäne im Herzogthum Lauenburg als erblichen Grundbesitz verlieh. Im Reichstage war aber die Stimmung trotzdem nur der Fürsorge für die Invaliden und Hinterbliebenen unbedingt günstig, hinsichtlich der Ertheilung von Belohnungen dagegen so schwankend, daß Fürst Bismarck selber in die Schranken trat und mit kühnem Griffe die Abgeordneten daran erinnerte, daß sie mit Rücksicht auf den Kaiser in diesem Punkte sich willfähriger zeigen müßten. Nachdem er geschildert, wie leicht der deutsch-französische Konflikt unter einer weniger fähigen und nur etwas unentschlossenen Führung zu ganz andern und für Deutschland sehr schmerzlichen Ergebnissen hätte führen können, rief er aus: „Wem verdanken wir, daß die Mittel zum Kampfe sorgfältig vor-

bereitet waren, daß der Krieg mit diesem Geschick, mit dieser Kühnheit und in diesem richtigen Momente ergriffen wurde, um vorwärts zu gehen und den Feind niederzuwerfen? Daß nicht durch Zögerung die rechte Zeit verloren ging? Wir verdanken es unserem kaiserlichen Feldherrn, in erster Linie dem Könige von Preußen und in zweiter Linie der deutschen entschlossenen Hingebung seiner erhabenen Verbündeten."

„Wenn ein Monarch, an Jahren und an Ehren reich, mit dieser Entschlossenheit seine nach irdischem Maßstabe kurz bemessene Kraft, seine befriedigt-ruhmvolle Existenz einsetzte für sein Volk, wenn er in seinem hohen Alter einen Kampf durchkämpfte, der ganz anders ablaufen konnte, wenn er dann zurückkehrt und sich fragt: Wem verdanke ich, daß ich siegreich zurückkehre, daß unser Volk geschützt ist vor den Leiden und Drangsalen des Krieges, vor dem Druck des Eroberers, ja daß darüber hinaus Gott seinen Segen gegeben hat, das deutsche Volk in diesem Kriege, wo man es böse mit uns vorhatte, zu einigen und ihm seinen Kaiser wiederzugeben, und dieser erste deutsche Kaiser kehrt zurück nach einem langen Interregnum, im Besitz der größten Vollgewalt und Macht, die in diesem Augenblick in Europa vorhanden, und fragt sich: durch welche Werkzeuge hat Gott mir das geschenkt, habe ich dies erreicht, wem bin ich Dank schuldig? Dann fällt sein Blick zuerst auf sein Heer und auf die Intelligenz der Führer, und es muß ihm ein Herzensbedürfniß sein, hier zu lohnen, wo er kann."

Reichskanzler Fürst Otto von Bismarck.

„Tapferkeit läßt sich im Einzelnen nicht belohnen, reicht auch allein nicht hin. Muth haben auch die Franzosen bewiesen; was ihnen fehlte, waren die Führer, die Pflichttreue, die Einsicht der Führer, die entschlossene Leitung eines kaiserlichen Monarchen und Feldherrn, der in voller Verantwortlichkeit um Krone und Reich an der Spitze stand — diese Führung zu belohnen, muß ein Herzensbedürfniß des Kaisers sein."

„In diesem Sinne, möchte ich Sie bitten, stellen Sie sich auf die Höhe der Situation, denken Sie daran, dieses Herzensbedürfniß Seiner Majestät des Kaisers zu befriedigen, geben Sie ihm die Befriedigung, die er durch seine Hingebung und seinen hohen Muth um Deutschland so wohl verdient hat."

Diese trefflichen Worte wirkten durchschlagend, und der Reichstag bewilligte daher neben andern Spenden mit freigebiger Hand nicht bloß 720 Millionen Mark für die zahlreichen Invaliden

des großen Krieges, sondern auch 12 Millionen Mark zu Dotationen verdienter Generale und Staatsmänner. An der Spitze der durch ein solches Ehrengeschenk Auszuzeichnenden wurden genannt Prinz Friedrich Karl, Graf Moltke, Kriegsminister von Roon, die Generale Manteuffel, Göben und Werder und der Staatsminister Delbrück. Der Kaiser sprach dem Reichstage in seinem und des deutschen Heeres Namen seinen herzlichen Dank hierfür aus.

Gleich nach der Eröffnung des Reichstages hatte aber auch der Geburtstag des Kaisers Veranlassung gegeben, dem Monarchen besonders warme Huldigungen darzubringen. War es doch der erste Geburtstag, den der greise Sieger als Kaiser erlebte! Innerhalb wie außerhalb Preußens, ja in fernen Welttheilen, wo irgend Deutsche beisammen wohnten, wurde dieser Tag durch Festmahle und weihevolle Reden verschönt. In der Reichshauptstadt vereinigten sich fast alle deutschen Fürsten zu innigem Glückwunsch, Prinz Friedrich Karl eilte von seinem Hauptquartier Fontainebleau herbei, vor Allem aber schickte zu freudigster Ueberraschung des deutschen Volkes der Kaiser von Oesterreich seinen ersten Generaladjutanten mit einem eigenhändigen Glückwunschschreiben nach Berlin. Die Vollendung des deutschen Einigungswerkes hatte nämlich den Oesterreichern die Erwägung nahe gelegt, daß die politischen Ergebnisse des Jahres 1866 nie mehr rückgängig gemacht werden könnten, und daß sie in ihrem eigensten Interesse wohl daran thäten, sich aus rachsüchtigen Gegnern Preußens in treue Freunde Deutschlands umzuwandeln. Fürst Bismarck hatte überdies der Wiener Hofburg den Uebergang von feindlicher zu freundlicher Haltung durch kluges diplomatisches Entgegenkommen sehr erleichtert, und so kam es zu der von Preußen längst gewünschten aufrichtigen Versöhnung der beiden Mächte. Das deutsche Volk jauchzte auf, als es gleich nach der Besiegung Frankreichs und der Gründung des neuen Reiches diesen schönen Beweis von der gänzlichen Beseitigung des alten Haders der Habsburger mit den Hohenzollern erhielt.

Denkmal Friedrich Wilhelms III. im Lustgarten zu Berlin.

Während der Frühlingsmonate 1871 wurde übrigens noch fortdauernd mit Frankreich verhandelt. In Versailles war seiner Zeit nur ein Präliminarfriede geschlossen worden. Dem endgültigen Abschluß des Krieges standen noch mancherlei Hindernisse im Wege, die nur mit vieler Geduld und großer Umsicht beseitigt werden konnten. Endlich, am 10 Mai, wurde der definitive Friede in Frankfurt unterzeichnet und am 20. Mai durch Auswechslung der Ratifikationsurkunden vollends bestätigt. Nun konnte auch das deutsche Heer, von dem bisher nur ein kleinerer Theil in die Heimath zurückgekehrt war, in großen Massen aus Frankreich herausgezogen werden. Für die Heimkehrenden ordnete Kaiser Wilhelm, sie zu ehren und zu erfreuen, den Siegeseinzug in ihre Garnisonen an. In Berlin fand der Einzug, zu dem das Gardekorps und Deputationen sämmtlicher übrigen Truppentheile des deutschen Heeres bestimmt waren, am 16. Juni statt. Wieder wie im Jahre 1866 war die Straße „Unter den Linden" zu einer stolzen via triumphalis umgestaltet. Zwischen Flaggenmasten und Feuerkandelabern standen in

Der Siegeseinzug der Truppen in Berlin am 16. Juni 1871.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

unabsehbaren Reihen 678 eroberte französische Geschütze. Der schreckhafte Eindruck, den sie hätten machen können, kam nicht zur Geltung, da Guirlanden, Kränze, Blumen, die Häuser schmückend, von Mast zu Mast sich schlingend, die Geschütze überdeckend, dem Ganzen den Charakter frohester Festlichkeit gaben. An der Spitze seiner Tapfern ritt der greise Kaiser; dann folgten die prinzlichen Feldmarschälle, hinter ihnen die großen Drei, welche Preußen neu bewaffnet und Deutschland auf den Gipfel der Ehren geführt hatten, Bismarck, Moltke und Roon, endlich die tiefen Kolonnen der wettergebräunten Helden von Gravelotte, Sedan und Paris. Der Sturm des Jubels, der ringsum toste, steigerte sich noch, als der Kaiser auf eine Ansprache des Bürgermeisters von Berlin mit herzlichen, den guten Geist des Heeres und des ganzen Volkes rühmenden Worten dankte. Aber ein wahrer Orkan des Jauchzens und Hurrahrufs erhob sich, als die Truppen an den Standbildern des alten Fritz, Blücher's, Gneisenau's und Scharnhorst's, Bülow's und York's vorüberzogen und die todten Sieger mit den Lebenden wie zur grandiosesten Schaustellung vaterländischen Ruhmes vereint erschienen. Endlich lenkte der festliche Zug über die Schloßbrücke in den Lustgarten ein, wo das Denkmal König Friedrich Wilhelms III. seiner Enthüllung harrte. Denn nach der sinnigen Anordnung des Kaisers sollte diese Enthüllung, die ja schon für den 3. August 1870 anberaumt, aber durch den Krieg verhindert worden war, mit dem Siegeseinzug zu einer Feier verbunden werden. Es war ergreifend, das zusammen geschmolzene Häuflein der Ritter des eisernen Kreuzes von 1813 bis 1815, die der Kaiser zur Feier geladen hatte, zwischen den Ueberwindern Napoleon's III. und Gambetta's zu sehen. Der Kaiser sprach den Veteranen aus der Seele, als er sie mit den Worten anredete: „Sie haben ja Alle das eiserne Kreuz von dem hochseligen König, meinem unvergeßlichen Vater, erhalten, und so wird es Ihnen eine wehmüthige, aber doch sehr hohe Freude sein, diesen Augenblick und in dieser Umgebung mit mir zu durchleben." Den Deputationen, die das Denkmal umstanden, sagte er das schlichte, treffende Wort: „Wenn der König uns sehen könnte, so würde er mit seinem Volke und seinem Heere zufrieden sein". Dann fiel die Hülle, und das schöne Denkmal, welches den König, sein Land und Volk segnend darstellt, erglänzte im Strahl der Frühlingssonne.

Die aus allen deutschen Truppengattungen zusammengesetzte Kompagnie beim Siegeseinzug in Berlin.

Am Tage des Siegeseinzugs bethätigte der Kaiser auch von Neuem seine Dankbarkeit, indem er neben vielen Anderen, die er huldvoll auszeichnete, den Grafen Moltke zum General-

feldmarschall ernannte und den Kriegsminister Roon in den Grafenstand erhob. Am 18. Juni fand nach seiner Anordnung in allen Orten der preußischen Monarchie ein Gottesdienst statt, dem Herrn zu danken für die Siege im Felde, für die Einigung Deutschlands, für das neu geschenkte Gut des Friedens, für die überreichen Erfolge, die er den Deutschen auf ihr gemeinsames Gebet vor dem Kriege „über Bitten und Verstehen" gewährt hatte.

Auch außerhalb Preußens wurde das Ende der Kriegszeit mit erhebenden Feiern begangen. Den tiefsten Eindruck machte hier ohne Zweifel der Siegeseinzug der bayrischen Truppen in München am 17. Juli. An der Spitze derselben ritt „der große, der glückliche Feldherr," der Kronprinz des deutschen Reiches, der sie nach Wörth, Sedan und Paris geführt, der durch seine hohen Gaben ihre Bewunderung und durch seine Leutseligkeit ihre herzliche Zuneigung gewonnen hatte. Was süddeutscher Kunstsinn vermochte, war aufgeboten worden, um die Straßen Münchens gleich denen Berlins zu schmücken, und süddeutsche Lebhaftigkeit führte zu solchem Ausbruch von Jubel und Dank, von Liebe und Verehrung, als ob die Volksmassen den Kronprinzen auf den Händen davontragen und jeden einzelnen Soldaten umarmen und küssen wollten.

Den Abschluß all dieser Siegesfeiern bildete zwei Jahre später, am 2. September 1873, die Enthüllung der kolossalen Siegessäule in Berlin, welche, wie die Inschrift sagt, „das dankbare Vaterland dem siegreichen Heere" für seine Heldenthaten in den Jahren 1864, 1866, 1870 und 1871 geweiht hat. In den Grundstein dieses hochragenden Denkmals hat Kaiser Wilhelm eine Urkunde niederlegen lassen, in welcher er noch einmal, in feierlichster Fassung und mit Worten, die man nicht ohne Rührung lesen kann, den Verdiensten der Seinen, ohne je der eigenen Leistung zu gedenken, warme Anerkennung zollt: „Wir sagen hiermit unsern Dank dem ganzen Volke, das die Waffen geführt und das im Felde und in der Heimath die Wunden des Krieges zu heilen gesucht; unserer vielgeliebten Gemahlin, der Kaiserin und Königin, und denen, die mit ihr und unter ihrer Leitung die Werke der Barmherzigkeit und Liebe geübt haben. Wir freuen uns, auch an diesem Orte unsern Dank auszusprechen unserm geliebten Sohne, dem Kronprinzen, und unserm Neffen, dem Prinzen Friedrich Karl, die mit andern Prinzen unseres Hauses, mit vielen Fürsten Deutschlands und mit unseren Generalen die Lorbeeren haben erringen helfen, die unser ganzes Heer schmücken. Wir danken den Staatsmännern, deren einsichtsvoller Rath uns geholfen hat, die Früchte des Sieges zu sichern, und Allen, welche an ihrem Theile dazu beigetragen haben, den großen Entscheidungskampf siegreich durchzufechten. Wir ehren das Gedächtniß der Gefallenen und erheben mit den Trauernden unser Herz von ihren Gräbern zu dem ewigen Throne Gottes. Er, der bisher geholfen hat, sei fernerhin mit uns, Gott schütze Deutschland, seine Fürsten und sein Volk und gebe allerwärts edeln Frieden."

War es aber des Monarchen sichtliches Streben, das Gedächtniß der großen Zeit in den heranwachsenden Geschlechtern lebendig zu erhalten, so unterstützten ihn auch hierbei weite Kreise der Unterthanen. In großen wie kleinen Städten, in Marktflecken und selbst in manchen Dörfern wurden Gelder gesammelt, um den auf dem Felde der Ehre Gefallenen Denkmäler zu errichten. Bald schmückten zahllose Monumente, zum Theil von hoher künstlerischer Schönheit und alle voll mächtiger Wirkung auf jedes patriotische Herz, die Ortschaften der alten Heimath und die Schlachtfelder der neuen deutsch-französischen Grenze, und der Kaiser vollendete das große Werk pietätvoller Erinnerung, indem er verordnete, daß in jeder Kirche, auch des kleinsten Ortes, eine Tafel errichtet werde mit Verzeichnung der Namen Derer, die aus dem betreffenden Kirchspiel in den letzten Kriegen „für König und Vaterland" gestorben waren.

Als die Siegessäule in Berlin enthüllt wurde, genoß das deutsche Volk schon zwei Jahre ungestörten Friedens, und weitere Friedensjahre folgten, die sämmtlich dem Wunsche des Kaisers Erfüllung brachten, daß an den ruhmvoll geführten Reichskrieg ein glorreicher Reichsfriede sich

anschließen möge. Dieser Friede war aber entfernt nicht die Folge davon, daß die europäische Welt nach den ungeheuren Katastrophen der letzten Zeit kampfesmüde gewesen wäre; im Gegentheil, er wurde, schlimmen Unruhestiftern zum Trotz, von der deutschen Reichsregierung fort und fort mit der höchsten Anstrengung, mit staunenswerther Kunst und Klugheit aufrecht gehalten und bildet deshalb einen neuen leuchtenden Ruhmestitel für Kaiser Wilhelm und seinen vornehmsten Rathgeber, Fürst Bismarck. Die Franzosen waren zwar besiegt, aber noch lange nicht zu der Erkenntniß gebracht, daß sie die Demüthigung, die ihre Hoffahrt ihnen zugezogen, ruhig hinnehmen müßten.

Der Siegeseinzug der bayerischen Truppen in München.

Fast alle Parteien dieses Volkes, radikale Republikaner, Royalisten und Ultramontane, dürsteten nach Erneuerung des Krieges, nach Rache an den Deutschen und Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen. Der Pöbel der französischen Städte vergriff sich oftmals, namentlich in den ersten Jahren der Friedenszeit, an deutschen Reisenden. Die Pariser Journalisten suchten einander in giftigen Schmähungen des Kaisers und der Fürsten, der Soldaten und der Bürger Deutschlands zu übertreffen, und die Diplomaten Frankreichs wühlten aller Orten, um Bundesgenossen zum Kampf mit dem deutschen Reiche zu gewinnen.

Dieses Treiben unserer Nachbarn jenseit der Vogesen war um so bedrohlicher, als die blendenden Erfolge, die Kaiser Wilhelm und die Seinen errungen hatten, von sehr vielen Regierungen und Völkern Europas keineswegs mit freundlicher Theilnahme, vielmehr mit bitterer

Mißgunst aufgenommen waren. Deutschland wurde seit der Niederwerfung Frankreichs zwar weit mehr gefürchtet als früher, aber noch viel weniger geliebt. Das Berliner Kabinet ließ sich hierdurch jedoch nicht erschrecken und fand auch bald genug vortreffliche Mittel, dem Frieden unerschütterliche Festigkeit zu geben. In ruhigem Vertrauen auf die eigene gewaltige Kraft setzte es dem Wüthen und Hetzen der Franzosen zumeist stolze Nichtachtung entgegen: nur wenn das Kriegsgeschrei sich gar zu dreist hervorwagte, erließ es eine ernste diplomatische Warnung nach Paris, die dann auch jedesmal die erwünschte Abkühlung herbeiführte. Außerdem suchte es mit rastlosem Bemühen an jedem Ort, an dem nur einige Freundschaft für Deutschland vorhanden war oder, auf Grundlage der Interessengemeinschaft, ins Leben gerufen werden konnte, innige Beziehungen herzustellen. Vornehmlich betraf dies Oesterreich, welches ja zur Sicherung vor Gefahren wie zur Hebung seiner Macht nichts Besseres thun konnte, als sich rückhaltslos an das deutsche Reich anzuschließen. Selbst der erbitterte einstige Gegner Preußens, der zum Grafen und Kanzler des Kaiserstaates erhobene Herr von Beust durfte dies nicht mehr in Abrede stellen, und so gelang es dem Fürsten Bismarck in kurzer Frist, Oesterreich zum treuen Genossen Deutschlands zu machen. Als Kaiser Wilhelm, wie er schon so manches Mal gethan, im August 1871 zur Badekur nach Gastein reiste, folgte er auf der Hin- wie auf der Rückfahrt der Einladung des Kaisers Franz Joseph zu freundschaftlichen Zusammenkünften in Ischl und in Salzburg. Hier wie dort befanden sich Fürst Bismarck und Graf Beust im Gefolge der Herrscher und ergänzten deren herzlichen Verkehr durch vertrauliche Erörterung aller politischen Aufgaben und Ziele beider Reiche. Ihre Besprechungen führten, wie Graf Beust sich ausdrückte, zu äußerst befriedigenden Ergebnissen für jeden Friedliebenden; „sie gestatteten uns, eine vollkommene Uebereinstimmung der Anschauungen zu erkennen über die Natur unserer künftigen Beziehungen, über das Nichtvorhandensein jeder Kollision unserer Interessen, endlich über den Nutzen eines vorläufigen Einverständnisses in allen politischen Fragen und die leichte Möglichkeit, dasselbe herzustellen.“ Daß selbst ein Beust so reden mußte, war ein großer Triumph der deutschen Politik, für die Befestigung der deutsch-österreichischen Freundschaft war es aber gleichwohl von großem Nutzen, daß dieser Staatsmann bald darauf aus der leitenden Stelle im Wiener Ministerium ausschied und Graf Julius Andrassy, der schon seit Langem das Heil des Kaiserstaates in der Anlehnung an Deutschland gesehen hatte, seinen Platz einnahm.

Franz Joseph Kaiser von Oesterreich.

Kaiser Wilhelm begrüßte mit lebhafter Freude diesen Wechsel der Dinge. In der Thronrede, mit der er am 18. Oktober 1871 eine Sitzung des deutschen Reichstags eröffnete, sprach er vertrauensvoll von der Befestigung der öffentlichen Verhältnisse Europas und begründete seine Ansicht vornehmlich durch den Hinweis auf die Stimmung, welche in den Herzen der Wiener Staatslenker zu erwecken geglückt war. „Das deutsche Reich und der österreichisch-ungarische Kaiserstaat“, so sagte er, „sind durch ihre geographische Lage und ihre geschichtliche Entwickelung so zwingend und so mannigfaltig auf freundnachbarliche Beziehungen angewiesen, daß die Befreiung

der letzteren von jeder Trübung durch die Erinnerung an Kämpfe, welche eine unerwünschte Erbschaft tausendjähriger Vergangenheit waren, dem ganzen deutschen Volke zur aufrichtigen Befriedigung gereichen wird."

Die Einigung Deutschlands und Oesterreichs führte aber sogleich einen Schritt weiter zur Herstellung eines größeren Friedensbundes. Seit alter Zeit war ja Preußen vor Allem mit Rußland befreundet und das beiderseitige gute Einvernehmen war während des letzten Jahrzehnts, wenn möglich, noch inniger geworden, indem Czar Alexander dem König Wilhelm in den Jahren 1866 und 1870 gleichsam den Rücken gedeckt und dieser den Czaren bei der Lösung mancher schwierigen Frage der russischen Politik bereitwillig unterstützt hatte. Bei der Verständigung Deutschlands mit Oesterreich war deshalb für die Berliner Regierung erforderlich gewesen, auf Rußland die größte Rücksicht zu nehmen oder, wie Fürst Bismarck dies ausdrückte, diesem die Karten offen auf den Tisch zu legen. Kaiser Franz Joseph hatte sich hiermit gern einverstanden erklärt, und Czar Alexander war darüber so erfreut, daß er nicht bloß beim nächsten Anlaß, beim Feste des Sankt Georgsordens am 9. Dezember 1871, seiner Zuneigung zu Deutschland besonders beredten Ausdruck gab, sondern sich auch bereit zeigte, mit Oesterreich, obgleich er seit dem Beginn seiner Regierung mit demselben fast immer auf gespanntem Fuße gestanden, ebenfalls in nähere Beziehungen zu treten.

Alexander II. Kaiser von Rußland.

In Berlin wurde dies benutzt, um eine freundschaftliche Zusammenkunft der mächtigsten Nachbarn Deutschlands zu Stande zu bringen. Kaiser Franz Joseph hatte dem Kaiser Wilhelm in Ischl einen Gegenbesuch versprochen und wurde nun eingeladen, den Manövern des preußischen Gardekorps bei Berlin beizuwohnen. Die gleiche Einladung erging an Czar Alexander. Beide Herrscher sagten ihr Erscheinen zu, und so kam es zu der berühmten Zusammenkunft der drei Kaiser in Berlin vom 6. bis 11. September 1872.

Ganz Berlin nebst Potsdam und der Umgebung beider Residenzen strahlte in diesen Tagen in festlichem Glanze. Prachtvoll war die große Parade der Gardetruppen, überwältigend die Illumination der Hauptstadt mit dem die weiten Straßen Kopf an Kopf füllenden jubilirenden Volke, zauberhaft schön das Fest, welches der Kronprinz den erlauchten Gästen in dem herrlichen Garten des neuen Palais bei Potsdam gab. Im Gefolge der Kaiser von Rußland und Oesterreich befanden sich die leitenden Minister dieser Staaten, Fürst Gortschakoff und Graf Andrassy. Ueberdies war eine große Zahl deutscher Fürsten nach Berlin geladen, so daß hier eine so vornehme und zahlreiche Gesellschaft, wie kaum je seit den Tagen des Wiener Kongresses, vereinigt war. Um so höhere Bedeutung hatten die Trinksprüche, welche die beiden vornehmsten Gäste gleich beim ersten Festmahle ausbrachten. Czar Alexander toastete auf das Wohl der braven Armee seines erlauchten Wirthes, und Kaiser Franz Joseph schloß seine Rede mit den Worten: „Gott erhalte und beschütze den Kaiser Wilhelm, die Kaiserin Augusta und das kronprinzliche Haus!"

Die politische Bedeutung der Zusammenkunft ruhte, so viel man weiß, nicht auf dem Abschluß eines förmlichen Bündnisses, nicht auf schriftlichen Abmachungen für bestimmte Fälle, vielmehr lediglich auf der festen Ueberzeugung, welche die Kaiser und ihre Minister durch den ungezwungensten mündlichen Austausch ihrer Ansichten gewannen, daß sie sämmtlich von Kriegs- und Eroberungsplänen fern waren, mithin auch die ungestörte Erhaltung des Friedens wünschten und allein schon durch nachdrückliche Kundgebung ihres guten Einvernehmens allen Feinden der öffentlichen Ruhe eine ernste Warnung zu ertheilen vermochten. Fürst Bismarck drückte dies in jenen Tagen mit den treffenden Worten aus: „Die hohen Herren, die hier zusammengekommen sind, werden mit keiner getäuschten Erwartung scheiden. Keiner ist mit einem Wunsche gekommen, auf den von anderer Seite nicht hätte eingegangen werden können. Keine aggressive Absicht gegen irgend eine Macht, gegen irgend eine Richtung hat die Zusammenkunft hervorgerufen. Die freundschaftliche persönliche Begegnung der drei Kaiser wird bei unsern Freunden die Zuversicht in die Erhaltung des Friedens stärken, unsern Gegnern die Schwierigkeit, ihn zu stören, klar machen.“ Die Franzosen empfanden hierüber begreiflicher Weise bitteren Aerger, sahen sich aber genöthigt, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, denn „was der deutsche Kaiser sofort nach der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches als dessen höchste Aufgabe verkündigt hatte, nämlich: ‚ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens zu sein‘, das hatten jetzt die drei Kaiser der großen Reiche des europäischen Festlandes als ihre gemeinsame Aufgabe erfaßt und erkennen lassen, und dadurch dem segenverheißenden Streben eine unerschütterliche Sicherheit der Erfüllung gegeben.“

Graf Julius Andrassy.

In der That, sie hatten diesem Streben die Sicherheit der Erfüllung gegeben. Sie hatten ein Einverständniß begründet, an dem sie auch ohne alle detaillirten Abmachungen fortan unverbrüchlich festhielten. Mochten feindliche Parteien, besonders die Ultramontanen, aus Haß gegen das deutsche Reich ringsum in Europa Zwietracht zu säen versuchen, mochte deren dunkles Treiben sogar bei einzelnen unversöhnlichen Gegnern Preußens in Oesterreich lebhaften Anklang finden, die Kaiser ließen sich dadurch nicht beirren und bezeugten der Welt durch Besuche, die sie Jahr um Jahr einander abstatteten, daß ihre machtvolle Freundschaft unverändert fortbestehe. Der Czar begrüßte den Kaiser Wilhelm wiederholt in Berlin und Ems, den Kaiser Franz Joseph in Wien, Eger und Reichstadt. Der Letztere reiste nach Petersburg. Kaiser Wilhelm besuchte seine erlauchten Freunde in Petersburg, Wien und Ischl.

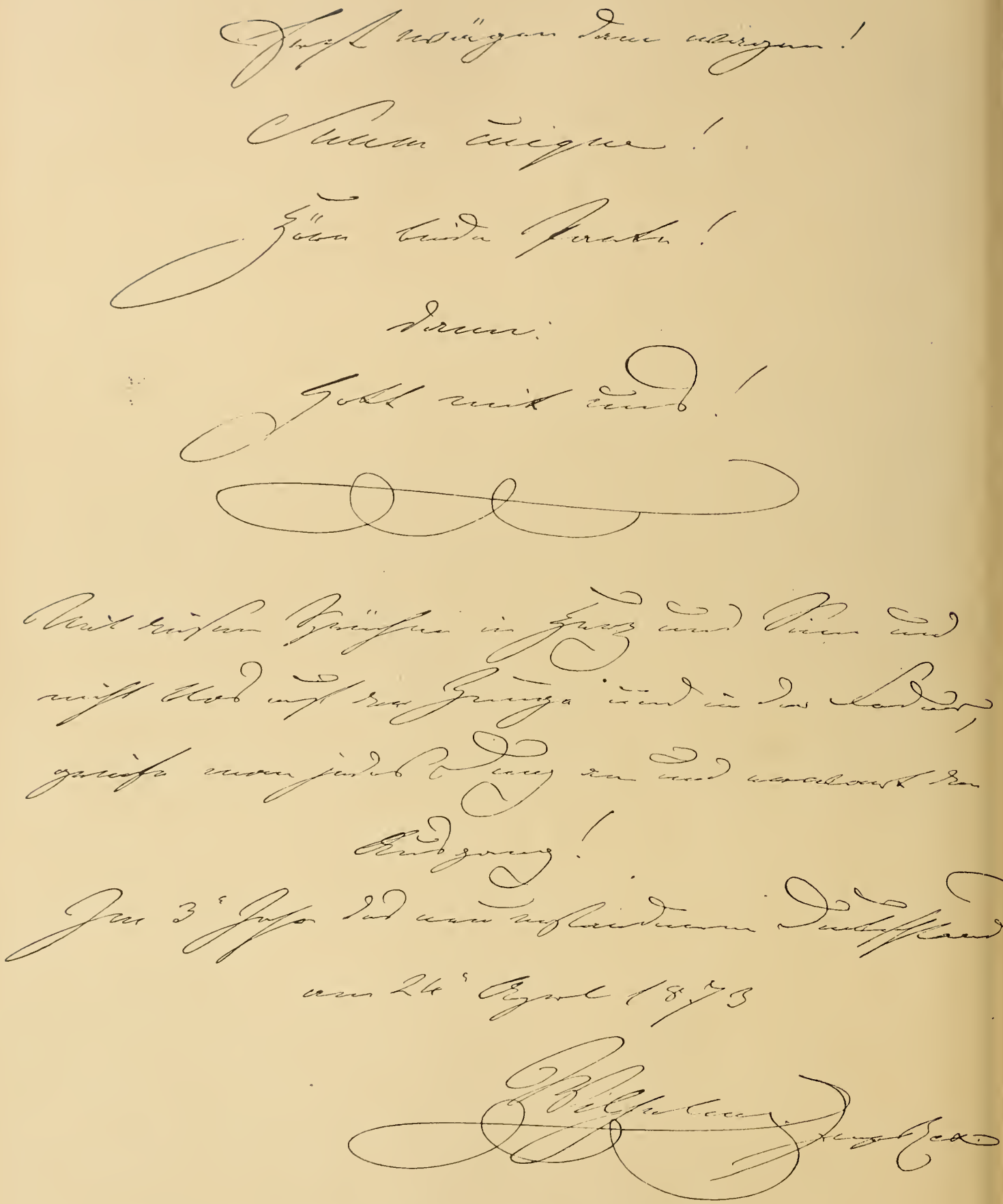
Als Kaiser Wilhelm mit Fürst Bismarck und Graf Moltke im Mai 1873 in Petersburg weilte, brachte der Czar einen Trinkspruch auf das Wohl „seines besten Freundes, des deutschen Kaisers“ aus und fügte aus vollem Herzen die Worte hinzu: „Unser Freundschaftsbund, von den Eltern herstammend und hoffentlich auf die Kinder übergehend, giebt die beste Bürgschaft für den Allen erwünschten Frieden Europas. Gott erhalte Eure Majestät noch viele Jahre und lasse Sie in Ruhe und Frieden den wohlverdienten Ruhm genießen.“ Kaiser Wilhelm dankte innig für den ihm bereiteten, ungemein glänzenden Empfang und besonders für die erlauchten Worte, die

„auf immer seinem tiefgerührten dankbaren Herzen eingeprägt" seien. — Im Oktober 1873 reiste der deutsche Kaiser, wiederum von Fürst Bismarck begleitet, zum Besuche der Weltausstellung und des Kaisers Franz Joseph nach Wien. Von der Bevölkerung der österreichischen Hauptstadt mit unbeschreiblichem Enthusiasmus und von seinem erlauchten Wirthe mit offener Herzlichkeit aufgenommen, leerte er sein Glas voll Freude auf das Wohl des Kaisers von Oesterreich, „seines erhabenen Freundes und Bruders".

Angesichts der überragenden Machtstellung, welche Kaiser Wilhelm als Begründer des Dreikaiserbundes erlangt hatte, warben immer mehr Monarchen Europas um seine Freundschaft. König Wilhelm der Niederlande begrüßte ihn in Ems, König Oskar von Schweden und vor Allem König Viktor Emanuel von Italien kamen zum Besuche nach Berlin. Dem Letzteren wurde dieser Schritt

Die Parade des Garderorps bei der Dreikaiser-Zusammenkunft in Berlin.

nicht ganz leicht, weil er im Frühling 1870 viel mehr franzosen- als deutschfreundlich gewesen war. Im Herbst 1870 hatte er dann freilich in Folge der deutschen Siege, durch die Frankreich genöthigt worden war, seine Garnison aus Rom zurückzuziehen, diese Stadt besetzen und seinem Staate einverleiben können, aber die Erinnerung an seine ursprüngliche Hinneigung zu den Franzosen war doch in seiner Seele lebendig geblieben. Indessen Kaiser Wilhelm trug ihm jene Anwandlung von Feindseligkeit nicht nach, sorgte vielmehr, weil er Deutschland und Italien einander möglichst zu nähern wünschte, für Fortsetzung des schon früher begonnenen freundschaftlichen Verkehrs zwischen mehreren Mitgliedern der Herrscherfamilien von Preußen und von Italien und lud den König Viktor Emanuel, als dieser Neigung zu dem Besuche in Berlin zu erkennen gab, herzlich dorthin ein. Veranlaßt wurde der König zu der Reise nach Deutschland durch Besorgniß vor ultramontanen Intriguen, die sich leicht der französischen Macht hätten bedienen können, um ihm Rom wieder zu entreißen, und denen gegenüber ihm natürlich der Dreikaiserbund den besten Schutz gewährte. In Berlin, wo es an der Erkenntniß der starken deutsch-italienischen Interessengemeinschaft nirgends fehlte, wurde er im September 1873 mit offenen Armen aufgenommen.



Farsimile-Nachbildung von Wahlsprüchen Sr. Majestät des Kaiser Wilhelm.

Das Original befindet sich in der Sammlung von Autographen deutscher Fürsten, Staatsmänner und Feldherren, welche zur Erinnerung an die Wiedererrichtung des deutschen Reiches dem germanischen Nationalmuseum in Nürnberg übergeben wurde. Die Wiedergabe in unserm Werke ist dem freundlichen Entgegenkommen des Nationalmuseums zu danken.

Seine militärische Geradheit, die ihn bei der Begrüßung zu dem Geständniß nöthigte, er habe vor drei Jahren das Schwert gegen Deutschland ziehen wollen, rührte und freute Kaiser Wilhelm. Sein Soldatenauge blickte mit Bewunderung auf die preußischen Garden, die bei Potsdam in tadelloser Haltung vor ihm paradirten.

Hiermit war auch Italien für den großen Friedensbund gewonnen. Es fehlte höchstens noch, daß Kaiser Wilhelm den Besuch des Königs in Italien erwiderte. Im Oktober 1875 geschah dies durch die Reise des Kaisers nach Mailand. Der feine politische Takt des italienischen Volkes, welches in der Anlehnung an Deutschland sein Glück und Heil sah, kam dem König Viktor Emanuel zu Hülfe, um dem Kaiser Wilhelm, dem Sieger von Königgrätz und Sedan, der doch in Wahrheit dem Halbinselreiche Venedig wie Rom geschenkt hatte, Liebe und Verehrung in überschwänglicher Fülle zu Füßen zu legen. In Mailand angekommen, telegraphirte Kaiser Wilhelm seiner Gemahlin: „Es war ein Triumphzug von der Grenze bis hierher, aber der Einzug in Mailand spottet aller Beschreibung, so unaussprechlich enthusiastisch war er bei der italienischen Lebhaftigkeit; ich habe in meinem ganzen Leben nie etwas Aehnliches gesehen".

Einzug Kaiser Wilhelms in Mailand im Oktober 1875.

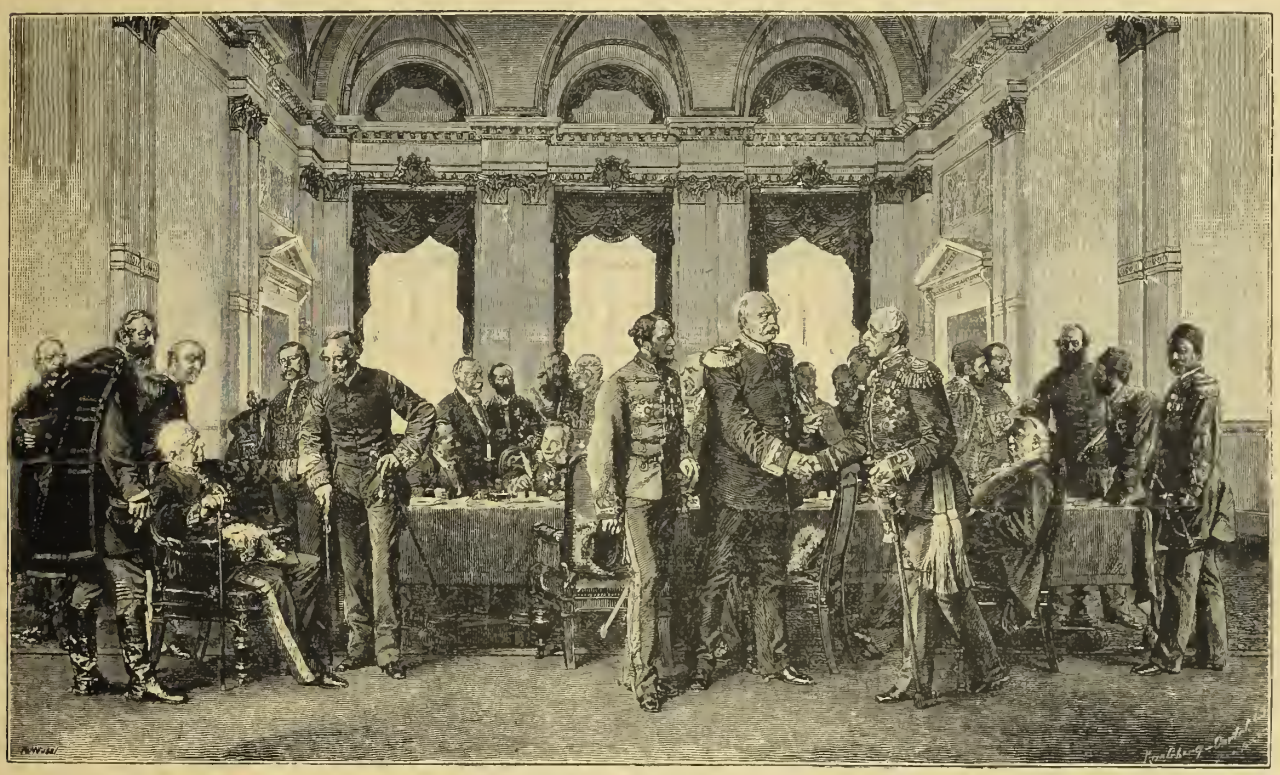
Mit Alledem schien der Friede Europas über Hoffen und Erwarten für lange Zeit gesichert. Aber so groß auch die Erfolge waren, welche die deutsche Friedensliebe errungen hatte, für ihre dauernde Behauptung mußten dennoch Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck fort und fort mit höchster Umsicht und Energie handeln. Gerade auf der Seite, wo Deutschland bisher nur Freundschaft gefunden und Freundschaft gespendet hatte, entwickelten sich Eifersucht, Neid und Haß. In Rußland blieben nur der Czar und wenige ihm unbedingt ergebene Anhänger treue Pfleger der guten Beziehungen zum deutschen Reiche, während die Mehrzahl der Staatsmänner, Offiziere und politisirenden Bürger, die in früheren Zeiten auf Preußen und die deutschen Kleinstaaten wie auf gehorsame Vasallen herabgeblickt hatten, in dem mächtigen Deutschland allmählich einen lästigen Nebenbuhler, einen Gegner der eigenen maßlosen Herrschaftsansprüche sahen. An der Spitze dieser unfriedlichen Streber stand kein Geringerer als der Leiter der russischen Politik, der hochbetagte Fürst Gortschakoff, der sich Jahrzehnte lang als der bewährteste Meister diplomatischer Arbeit gefühlt hatte und nun nicht ertragen zu können meinte, von seinem „Schüler" Bismarck überflügelt worden zu sein.

Schon in den Jahren 1873 bis 1876 spannen sich deutschfeindliche Intriguen von Petersburg nach Paris und mancher anderen Stätte des Deutschenhasses, die nicht ohne Mühe durch die ruhig würdige Haltung der deutschen Staatsmänner und durch den unverändert herzlichen Verkehr des Kaisers Wilhelm mit Czar Alexander unschädlich gemacht wurden. Aber noch drohender wurde die Abwendung Rußlands vom deutschen Reiche in den nächst folgenden Jahren, die den Czar zu einem Kriege mit den Türken nöthigten. Denn nur nach geraumer Zeit und mit leidenschaftlicher Anspannung aller Kräfte siegte das russische Heer über die von ihm hoffährtig unterschätzten Truppen des Sultans und sah sich, als es endlich siegreich vor den Thoren Konstantinopels stand, durch die Flotte Englands einem wuchtigen und vielleicht übermächtigen Angriffe ausgesetzt. In dieser Lage appellirte das Petersburger Kabinet an die freundliche Vermittelung Deutschlands, auf die es auch zuverlässig rechnen durfte, nicht bloß weil Kaiser Wilhelm nach wie vor „der beste Freund" des Czaren war, sondern auch weil er das Vorgehen gegen die Türken insoweit gebilligt hatte, als dasselbe zur Verbesserung des traurigen Looses der schwer bedrückten christlichen Unterthanen des Sultans dienen sollte. Fürst Bismarck nahm die friedliche Ausgleichung der Differenzen zwischen Rußland, England und sämmtlichen übrigen Staaten, deren Interessen bei der Lösung der orientalischen Frage im Spiele waren, als „ehrlicher Makler" in die Hand. In der deutschen Reichshauptstadt versammelten sich die vornehmsten Minister und Diplomaten aller Großmächte und vieler kleineren Staaten zum „Berliner Kongreß", der vom 13. Juni bis 12. Juli 1878 tagte und durch den „Berliner Vertrag" den großen Streit glücklich schlichtete. England wurde durch eine Ermäßigung der russischen Forderungen beruhigt, Oesterreich gewann durch die Erlaubniß, sich Bosnien aneignen zu dürfen, eine festere Stellung unter den Mächten des Südostens von Europa, und Rußland empfing, wenn es auch England gegenüber um einige Schritte zurückweichen mußte, dennoch stattlichen Lohn für seine Siege. Fast alle in Berlin vereinigten Staatsmänner wurden durch das Ergebniß des schwierigen Ausgleichungswerkes vollkommen zufriedengestellt, und in warmen Worten sprach Graf Andrassy dem Fürsten Bismarck den Dank des Kongresses aus für die Weisheit und die unermüdliche Energie, mit der er so viel zur glücklichen Erreichung des Zieles beigetragen habe. Nur Fürst Gortschakoff und seine Hintermänner dachten anders. Ihnen genügte nicht, daß die deutsche Politik sie, soweit es mit Rücksicht auf das kriegsbereite England irgend möglich war, bundesfreundlich unterstützt hatte. Sie machten die Zugeständnisse, zu denen sie sich bequemen mußten, weil sie mit der englischen Wehrkraft sich zu messen nicht gewagt oder nicht vermocht hatten, dem Berliner Kabinet zum Vorwurf, und ihren Groll verdoppelte das große Schauspiel des Berliner Kongresses, in welchem Deutschland, mochte auch Fürst Bismarck keineswegs als Schiedsrichter, vielmehr ausdrücklich nur als Vermittler auftreten, dennoch sichtlich die führende und maßgebende Stelle im europäischen Staatensystem einnahm.

Bald darauf erhob sich der russische Chauvinismus zu neuen Zettelungen mit Frankreich, zu wüsten Schmähungen und Drohungen gegen Deutschland. Das Schlagwort, „Konstantinopel müsse in Berlin erobert werden," ging in hundert Variationen durch die Presse. Kriegsvorbereitungen begannen, und täglich rückte die Gefahr näher, daß Czar Alexander sich sehr wider seinen Willen von den Hetzern und Eiferern zum Kampf mit Deutschland gezwungen sehen werde. Dies zu verhindern, war natürlich sowohl Kaiser Wilhelms wie Fürst Bismarck's innigster Wunsch. Der Kaiser war aber hierbei mehr darauf bedacht, durch einen neuen Beweis seiner freundschaftlichen Gesinnung die Widerstandskraft des Czaren gegen die Partei Gortschakoff zu stärken, während Fürst Bismarck der Letzteren streng entgegenzutreten und sie durch eine scharfe Mahnung einzuschüchtern beabsichtigte. Indem jeder von ihnen seinen Weg ging und jeder sein Ziel erreichte, wurde schließlich das Zerwürfniß mit Rußland um so sicherer vermieden.

Im Spätsommer 1879, als Kaiser Wilhelm zu großen Manövern von Berlin nach Königsberg zu reisen im Begriff war, verweilte Czar Alexander in Warschau. Für beide Herrscher war hiermit

der Gedanke einer Zusammenkunft nahe gelegt, und der Kaiser schickte überdies den Feldmarschall Manteuffel, um von seiner guten Stimmung Zeugniß abzulegen, nach Warschau, worauf der Czar dringend darum ersuchte, ihm an der deutsch-russischen Grenze Gelegenheit zu einer Zusammenkunft zu geben. Kaiser Wilhelm hatte denn auch die Güte, dem Czaren bis auf russisches Gebiet, bis in das polnische Städtchen Alexandrowo, entgegen zu kommen. Die Herrscher begrüßten sich dort in alter Herzlichkeit, so daß die russische Kriegspartei erinnert wurde, wie wenig der Czar mit ihren finstern Plänen übereinstimmte. Außerdem war Fürst Bismarck diesmal nicht im Gefolge des Kaisers, zu deutlichem Zeichen, daß die deutsche Politik sich bereit hielt, feindlichem Gebaren des Petersburger Kabinets, wenn nöthig, nachdrücklich zu begegnen. Ja, wenige Wochen nach der Zusammenkunft in Alexandrowo reiste Fürst Bismarck nach Wien, um die engste Verbindung



Fürst Hohenlohe. Graf Moun. v. Holstein. Dr. Busch.
Graf Corti. Graf St. Vallier. Graf H. Bismarck. Sadullah Bey.
Desprez.
Baron Haymerle. Graf Launay. Waddington. v. Radowitz. Baron Oubril. Lothar Bucher. Lord Odo Russel. Lord Salisbury. Karatheodori Pascha.
Graf Caroly. Fürst Gortschakoff. Lord Beaconsfield. Graf Andrassy. Fürst Bismarck. Graf Schuwaloff. v. Bülow. Mehemed Ali Pascha.

Der Berliner Kongreß 1878.

zwischen Deutschland und dem österreichischen Kaiserstaat gegen jeden Gegner, welcher es auch sei, herzustellen. Denn während der letzten Jahre war die starke Interessengemeinschaft, welche das deutsche Reich mit seinem südöstlichen Nachbar verbindet, immer klarer hervorgetreten: im Herbst 1878 hatte die Wiener Hofburg sogar darein gewilligt, daß jene Klausel des Prager Friedens, welche den Dänen die Aussicht auf Wiedergewinn eines Theiles von Nordschleswig eröffnet hatte, außer Geltung gesetzt und somit der ungeschmälerte Bestand des deutschen Gebietes im äußersten Norden endgültig gesichert werde. Fürst Bismarck wünschte deshalb dringend, Deutschland und Oesterreich zur Vertheidigung ihres Gebietes und zur Förderung ihres Wohles durch einen festen Vertrag zu vereinigen. In Wien traf er auf die günstigste Stimmung. Kaiser Franz Joseph nahm ihn mit solchen Ehrenbezeigungen auf, wie sie sonst nur einem Souverain zu Theil zu werden pflegen. In wenigen Tagen wurde der Vertrag geschlossen, der im Gegensatz zu den wohlgemeinten, jedoch lockeren Verabredungen, welche das Dreikaiserbündniß begründet hatten, eine vollkräftige Allianz, ein auf Brief und Siegel gestütztes Zweikaiserbündniß schuf. Die Tendenz desselben war

durchaus nur defensiv, nur auf den Schutz der beiderseitigen Interessen gerichtet, aber auch in dieser Fassung bildete die Vereinigung der beiden großen Mächte eine kaum übersteigliche Schranke für jeden kriegerischen Ehrgeiz im europäischen Kontinent und nöthigte insbesondere die russischen Chauvinisten, ihrer feindseligen Gesinnung gegen Deutschland sehr bescheidenen Ausdruck zu geben. Kaiser Wilhelm hatte den diplomatischen Feldzug seines Reichskanzlers natürlich von Anfang an gebilligt, als er nun aber den Vertrag mit Oesterreich ratifiziren sollte, wurde ihm dies doch bitterlich schwer, eben weil derselbe, wie es nicht anders sein konnte, etwas von Drohung und Feindschaft gegen Rußland in sich schloß. Indessen, wie immer, ordnete er seine persönlichen Wünsche den Forderungen des Gemeinwohls rückhaltslos unter und genehmigte Mitte Oktober 1879 die feste Allianz mit Oesterreich. Seine sehnlichste Hoffnung ging hierbei dahin, daß die eigenthümliche Mischung von Maßregeln, zu der die Berliner Politik gekommen, nämlich das Vertrauen, welches dem Czaren gezeigt worden, und die ernste Warnung, die Fürst Bismarck der Partei Gortschakoff ertheilt hatte — daß dieses zusammen erst recht den Frieden mit Rußland sichern werde.

Alexander III., Kaiser von Rußland.

Seine Hoffnung sollte nicht getäuscht werden. Denn die Nachricht von der deutsch-österreichischen Allianz erfreute nicht bloß in den neutralen Staaten alle wahren Friedensfreunde, so daß zum Beispiel Marquis von Salisbury, der Führer der englischen Tories, begeistert ausrief: „Großes Heil ist der Welt widerfahren," sondern auch in Rußland ermöglichte sie dem Czaren, unbeirrt von dem wüsten Treiben der Chauvinisten auf der Bahn seiner bisherigen Politik ruhig weiterzuschreiten. Dem Berliner Kabinet kam hierbei freilich eine tieftraurige Wendung der inneren russischen Verhältnisse zu Hülfe. Das Gespenst der nihilistischen Revolution bedrohte den ganzen Staat mit Zerrüttung und Umsturz. Nachdem zahllose Attentate glücklich abgewehrt worden, erlag endlich dennoch — am 13. März 1881 — der tief beklagenswerthe Czar Alexander II. ruchlosen Bösewichtern. Den Sohn und Nachfolger, Czar Alexander III., suchte Kaiser Wilhelm, der selber durch den schrecklichen Tod „des besten Freundes" schwer erschüttert war, durch zahlreiche Beweise der innigsten Theilnahme aufzurichten und zu trösten. In seinem ersten Beileidstelegramm sprach er aus: „Daß Sie treue Freunde zu Nachbarn haben, das wissen Sie", und zur Beerdigung des ermordeten Herrschers entsendete er seinen Sohn nach Petersburg, obwohl er und das ganze deutsche Volk für das Leben des Kronprinzen in der vom Nihilismus unterwühlten russischen Hauptstadt zitterten. Der junge Czar erwies sich dankbar. Zum 22. März 1881 telegraphirte er dem Kaiser Wilhelm einen so warmen Geburtstagsglückwunsch, daß dieser hoch erfreut, ausrief: „Vom neuen Czar die alte herzliche Treue und Freundschaft, das thut wohl!" Im September 1881 besuchte sodann Alexander III. den Kaiser in Danzig; und mochten auch die Chauvinisten weiter agitiren, ja sogar den Krieg mit Deutschland zur Beschwichtigung der nihilistischen Leidenschaften fordern, der Czar und sein besonnener, an die Stelle Gortschakoffs getretener, Minister von Giers ließen sich auf wilde Abenteuer so wenig ein, daß sie im Gegentheil an der Befestigung der alten politischen Beziehungen des russischen Reiches arbeiteten. Im November 1883

konnte Kaiser Wilhelm daher zu seiner großen Befriedigung den Präsidenten des preußischen Abgeordnetenhauses versichern, daß „die Beziehungen zu Rußland überraschend günstige" seien, und im September 1884 waren die Kaiser Wilhelm und Franz Joseph nebst dem Fürsten Bismarck, dem Grafen Kalnoky, einem Nachfolger Andrassy's, und dem Herrn von Giers in dem polnischen Schlosse Skiernivice hochgefeierte Gäste des Czaren. Das Zweikaiserbündniß erfüllte somit seine Aufgabe in glänzendster Weise. Es stärkte Deutschland, sicherte den Frieden und wirkte zur Erhaltung der alten Dreikaiserfreundschaft erfolgreich mit.

Die deutsch-österreichische Allianz gewann aber in jenen Jahren auch eine unmittelbare Erweiterung. Die Interessengemeinschaft, welche die Kabinete von Berlin und Wien zu fester Vereinigung geführt hatte, bestand ja in allen Hauptpunkten auch zwischen dem deutschen Reich, dem österreichischen Kaiserstaat und dem Königreich Italien.

Die freundschaftliche Anlehnung Italiens an Deutschland hatte schon gegen Ende der siebziger Jahre immer innigere Beziehungen beider Mächte hervorgerufen, so daß z. B. nach dem am 9. Januar 1878 plötzlich eingetretenen Tode des Königs Viktor Emanuel der Kronprinz Friedrich Wilhelm sogleich nach Rom reiste, um dem neuen König Humbert und dem gesammten Volke der Halbinsel zu bezeugen, wie tief mitempfindend „Deutschland Italiens Schmerz theile". Der Kronprinz wurde in Rom mit stürmischer Begeisterung empfangen, und als er nach Beendigung der Trauerfeierlichkeiten mit der gesammten königlichen Familie auf einem Balkon des Quirinals den drunten wogenden Volksmassen sich zeigte und König Humbert's Söhnlein, den Prinzen von Neapel, emporhob und küßte, kannte der Jubel der Italiener keine Grenzen mehr. Nachdem aber das Zweikaiserbündniß abgeschlossen war und sich sogleich vortrefflich bewährt hatte, wünschte König Humbert, förmlich in dasselbe aufgenommen zu werden.

Kronprinz Friedrich Wilhelm in Rom 1878.

Gern erklärten sich Deutschland wie Oesterreich hiermit einverstanden, und so entstand ein großer mitteleuropäischer Friedensbund, gegen den feindlich aufzutreten irgend welche Koalition von Mächten, geschweige irgend eine einzelne Macht kaum mehr wagen konnte. Und wie Rußland den Alliirten seine Freundschaft bewahrte, ebenso bemühten sich viele andere große und kleine Staaten,

mit denselben sich auf den besten Fuß zu stellen. Vornehmlich galt es hierbei immer, die Zuneigung der centralen Macht im Friedensbunde, des Deutschen Reiches, zu gewinnen. Zahllose Souveräne, Prinzen und Staatsmänner wallfahrteten deshalb nach Deutschland, um dem Kaiser Wilhelm ihre Verehrung zu erweisen und beim Fürsten Bismarck sich Raths zu erholen. Der Berliner Hof wurde für die Männer der Politik ein Ziel des Strebens, wie es Mekka für den gläubigen Muselmann ist oder Rom für den frommen Katholiken war, so lange dort noch die weltliche Herrschaft des Papstthums bestand. Im Herbst 1883 suchten nicht weniger als drei gekrönte Häupter den Kaiser Wilhelm auf, die Könige von Spanien, Rumänien und Serbien. Der junge und strebsame König Alfons XII. von Spanien hoffte durch innigen Anschluß an Deutschland der spanischen Monarchie, gegenüber den Republikanern Frankreichs wie seines eigenen Landes, eine neue Gewähr der Dauer zu verleihen. Kaiser Wilhelm nahm ihn sehr herzlich auf, ernannte ihn aus besonderer Hochschätzung zum Chef eines deutschen Ulanenregimentes und ließ den Besuch durch den Kronprinzen in Madrid erwidern. Dem Sieger von Wörth brachten die Spanier überschwängliche Huldigungen dar, und wenn auch König Alfons seinem Volke bald darauf durch einen frühzeitigen Tod entrissen wurde, so blieben die angeknüpften freundschaftlichen Beziehungen doch nicht ohne segensreiche Folgen. Der mitteleuropäische Friedensbund erstreckte sich in seinen Ausläufern gleichsam vom atlantischen Ozean bis zum Uralgebirge.

Parallel mit den langjährigen Bemühungen der deutschen Regierung, den Ausbruch eines neuen Krieges zwischen den Großmächten Europas zu verhüten, ging ein erbitterter Kampf, den dieselbe Regierung auf geistigem Gebiete auszufechten hatte. Die ultramontane Partei der römischen Kirche hatte in den Jahren 1866 und 1870 den Niedergang der katholischen Mächte Oesterreich und Frankreich mit tiefem Schmerz, das Emporsteigen des evangelischen Kaiserthums der Deutschen mit heißem Ingrimm beobachtet. Nur wenn das Letztere sich ihr dienstfertig erweise, wenn es seine reichen Kräfte rückhaltslos zu ihrem Vortheile verwende, war sie Willens, dasselbe geduldig zu ertragen. Neben anderen Forderungen, die sie deshalb erhob, befand sich auch die ungeheuerliche Zumuthung, daß Kaiser Wilhelm sein Ansehn und seine Macht zur Wiederherstellung des römischen Kirchenstaates gebrauche. Die deutschen Truppen zu einer Art von Kreuzzug gegen das Königreich Italien aufzubieten, war aber der Kaiser weit entfernt, und kaum erkannten die Ultramontanen, daß sie über das Deutsche Reich nicht nach ihrem Wunsche verfügen konnten, so begannen sie, aller Orten gegen dasselbe in leidenschaftlichster Weise zu agitiren. Sie waren es, die den Revanchedurst der Franzosen geflissentlich nährten; sie verbanden sich mit jeder Gruppe von Feinden Deutschlands in Oesterreich und Rußland, in Italien, England und Spanien; sie hetzten vor Allem ihre deutschen Glaubensgenossen, der Regierung des Kaisers Wilhelm jeden nur möglichen Widerstand entgegen zu setzen. So kam es zur allgemeinen „Mobilisirung“ dieser Partei gegen das neue Reich, und in Berlin erlebte man das traurige Schauspiel, daß die große Mehrzahl katholischer Abgeordneten sowohl im preußischen Landtage wie im deutschen Reichstage sich zu der um das Wohl des Vaterlandes unbekümmerten, allein von schroff konfessionellen Tendenzen geleiteten Centrumsfraktion zusammenschloß.

Ueber den Kampf, der hierdurch dem Deutschen Reiche aufgezwungen wurde, waren der Kaiser und sein Kanzler tief betrübt. Sie waren viel zu warmherzig kirchliche Männer, als daß sie nicht solchen Streit bitter beklagt hätten. Mochten sie siegen oder unterliegen, immer mußte der böse Hader Tausende von redlichen Gemüthern verwirren und der Kultur des deutschen Volkes schweren Abbruch thun. Aber sie hatten keine Wahl. Es galt die Abwehr desselben Angriffs, der so oft schon seit Jahrhunderten christliche Staaten bedroht und mit Blut und Thränen erfüllt hatte.

An der Vertheidigung gegen klerikalen Uebermuth betheiligte sich von vornherein mit festem Sinn das doch zur größeren Hälfte katholische Bayern, aber die Hauptlast des Kampfes fiel der

Natur der Dinge nach auf Preußen. Hier wurde schon im Sommer 1871 die katholische Abtheilung des Kultusministeriums aufgelöst, weil dieselbe sich nicht als „berufene Rathgeberin der Staatsgewalt, sondern weit mehr als Vertreterin der katholischen Kirche dem Staate gegenüber“ bewährt hatte. Dann wurde dem Abgeordnetenhause ein Gesetz vorgelegt, welches die Beaufsichtigung aller öffentlichen und privaten Unterrichts- und Erziehungsanstalten dem Staate anheimgab, und endlich wurde an Stelle des Herrn von Mühler, der bei seiner schwächlichen Nachgiebigkeit gegen klerikale Forderungen in diese Zeit nicht mehr paßte, der energische Geheime Oberjustizrath Falk zum Kultusminister ernannt. Die preußischen Bischöfe beschwerten sich hierauf beim Kaiser, daß, wie sie sagten, die preußische Regierung offene Eingriffe in das innere Glaubens- und Rechtsgebiet der katholischen Kirche gewagt habe. Kaiser Wilhelm wies sie jedoch mit gewichtigen Worten in ihre Schranken: „Nachdem jederzeit bisher,“ so schrieb er ihnen, „anerkannt worden war, daß die katholische Kirche in Preußen sich einer so günstigen Stellung erfreut, wie kaum in einem andern Lande, ist es mir unerwartet gewesen, in einer Eingabe preußischer Bischöfe Anklänge an die Sprache zu finden, durch welche auf publizistischem und parlamentarischem Wege versucht worden ist, das berechtigte Vertrauen zu erschüttern, mit welchem meine katholischen Unterthanen bisher auf meine Regierung blickten. Wenn innerhalb der katholischen Kirche Vorgänge stattgefunden haben, in Folge deren die bisher in Preußen so befriedigenden Beziehungen derselben zum Staate thatsächlich mit einer Störung bedroht erscheinen, so wird die Aufgabe meiner Regierung sein, im Wege der Gesetzgebung dahin zu wirken, daß Konflikte zwischen weltlichen und geistlichen Behörden, so weit sie nicht verhütet werden können, ihre gesetzliche Lösung finden. Ich hatte gehofft, daß die gewichtigen Elemente innerhalb der katholischen Kirche, welche sich früher der nationalen Bewegung unter preußischer Leitung abgeneigt zeigten, nunmehr nach verfassungsmäßiger Neugestaltung des Deutschen Reiches der friedlichen Entwickelung desselben im Interesse staatlicher Ordnung ihre freiwillige Unterstützung widmen würden. Aber auch wenn diese Hoffnung sich nicht verwirklicht, so wird keine Enttäuschung auf diesem Gebiete mich jemals abhalten, in Zukunft ebenso wie bisher darauf zu halten, daß in meinen Staaten jedem Glaubensbekenntniß das volle Maß der Freiheit, welches mit den Rechten Anderer und mit der Gleichheit Aller vor dem Gesetz verträglich ist, gewahrt bleibe. Im Bewußtsein gewissenhafter Erfüllung der königlichen Pflicht, wohlwollende Gerechtigkeit gegen Jedermann zu üben, werde ich mich in meinem durch die Erfahrung bewährten Vertrauen zu meinen katholischen Unterthanen nicht irre machen lassen und bin gewiß, daß dieses Vertrauen ein gegenseitiges und dauerndes ist.“

Staatsminister Dr. Falk.

Vergebens aber die ernsten und edlen Worte des Kaisers! Die Mobilmachung der ultramontanen Partei nahm immer drohendere Formen an. In der Presse und in Vereinen wurde gegen die diokletianische Verfolgung der Kirche geeifert. Ein verkommener Mensch, der durch aufreizende Reden fanatisiert war, machte einen Mordversuch auf den Fürsten Bismarck. Die Reste der Welfenpartei in Hannover verbanden sich mit der Centrumsfraktion zur Bekämpfung des Reiches. Die fast ausschließlich katholischen preußischen Polen traten in den Dienst des Ultramontanismus,

weil sie von ihm die Erfüllung ihrer nationalen Träumereien erwarteten. Alledem gegenüber mußte die Regierung ihre Vertheidigungswaffen schärfen und vermehren. Sie schuf die sogenannten Maigesetze, welche die Anstellung der Geistlichen unter ihre Kontrolle bringen und ihr Strafmittel gegen jeden Ungehorsam gewähren sollten. Sie verbot den Jesuitenorden und führte die obligatorische Civilehe ein. Fürs Erste wurde hiermit jedoch kein guter Erfolg erreicht. Der Geist des Widerstandes hatte schon zu große Massen der Klerikalen und der katholischen Laien ergriffen. Eine Anzahl schlesischer Katholiken, unter Führung des Herzogs von Ratibor, erkannte zwar zur großen Freude Kaiser Wilhelms rückhaltslos an, daß die Regierung, welche der Kirche keineswegs Gewalt angethan habe, sich im Stande gerechter Nothwehr befinde, aber die Mehrheit spottete über diese „Staatskatholiken" und drängte hitzig zu trotzigstem Kampfe. Die Regierung brauchte darauf ihr Ansehen, und bald waren viele Hunderte von Pfarren und neun von den zwölf Bischofssitzen Preußens verwaist.

Das Traurigste an dieser unseligen Entzweiung war, daß die Zeloten an Papst Pius IX. einen festen Rückhalt hatten, ohne den sie freilich sich gar nicht so weit hätten vorwagen dürfen. Als Kaiser Wilhelm zum Zeichen seiner versöhnlichen Gesinnung einem hohen Kleriker, dem Kardinal Fürst Hohenlohe, die Stelle des deutschen Botschafters beim Papste übertragen wollte, gab Pius IX. die verletzende Antwort, daß er wegen der augenblicklichen Verhältnisse des heiligen Stuhles einen Kardinal zur Annahme eines so wichtigen und delikaten Amtes nicht ermächtigen könne. Nicht lange darauf erhob der Papst vor einer Deputation deutscher Katholiken die ungerechte Klage: „Wir haben es mit einer Verfolgung zu thun, die, von Weitem vorbereitet, jetzt ausgebrochen ist; es ist der erste Minister einer mächtigen Regierung, der nach seinen siegreichen Erfolgen im Felde sich an die Spitze der Verfolgung gestellt hat. Aber diese feindliche Verfolgung der Kirche wird unfehlbar den Glanz jenes Triumphes in Frage stellen. Wer weiß, ob nicht bald sich das Steinchen von der Höhe loslöst, welches den Fuß des Kolosses zertrümmert!" Fürst Bismarck, der mithin als der Erzfeind der katholischen Kirche hingestellt wurde, wußte recht gut, daß das Gleichniß von dem Steinchen und dem Koloß nichts Geringeres als die Drohung mit einem Angriff von Seiten der Franzosen und aller sonstigen Feinde des deutschen Reiches unter dem Banner des Ultramontanismus in sich schloß. Aber auch hiermit noch nicht genug! Selbst den Kaiser persönlich tastete der Papst an, indem er ihm am 7. August 1873 schrieb: „Sämmtliche Maßregeln, welche seit einiger Zeit von Eurer Majestät Regierung ergriffen worden sind, zielen mehr und mehr auf die Vernichtung des Katholizismus ab. Wenn ich mit mir selber darüber zu Rathe gehe, welche Ursachen diese sehr harten Maßregeln veranlaßt haben mögen, so bekenne ich, daß ich keine Gründe aufzufinden im Stande bin. Andererseits wird mir mitgetheilt, daß Eure Majestät das Verfahren Ihrer Regierung nicht billigen und die Härte der Maßregeln wider die katholische Religion nicht gutheißen. Wenn es aber wahr ist, daß Eure Majestät es nicht billigen, werden dann Eure Majestät nicht die Ueberzeugung gewinnen, daß diese Maßregeln keine andere Wirkung haben, als diejenige, den eigenen Thron Eurer Majestät zu untergraben? Ich rede mit Freimuth, denn mein Panier ist Wahrheit, und ich rede, um eine meiner Pflichten zu erfüllen, welche darin besteht, Allen die Wahrheit zu sagen, auch denen, die nicht Katholiken sind. Denn Jeder, welcher die Taufe empfangen hat, gehört in irgend einer Beziehung dem Papste an. Ich gebe mich der Ueberzeugung hin, daß Eure Majestät meine Betrachtungen mit der gewohnten Güte aufnehmen und die in dem vorliegenden Falle erforderlichen Maßregeln treffen werden."

Dieser Brief erforderte eine ernste Zurückweisung. Kaiser Wilhelm entzog sich derselben nicht, führte aber das Unvermeidliche mit seiner zugleich festen und schonungsvollen Hand aus. „Wenn die Berichte," so begann er, „welche Eurer Heiligkeit über deutsche Verhältnisse erstattet werden, nur Wahrheit meldeten, so wäre es nicht möglich, daß Eure Heiligkeit der Vermuthung

Das Palais Kaiser Wilhelms zu Berlin.

Raum geben könnten, daß meine Regierung Bahnen einschlüge, welche ich nicht billigte. Nach der Verfassung meiner Staaten kann ein solcher Fall nicht eintreten, da die Gesetze und Regierungsmaßregeln in Preußen meiner landesherrlichen Zustimmung bedürfen."

„Zu meinem tiefen Schmerze hat ein Theil meiner katholischen Unterthanen seit zwei Jahren eine politische Partei organisirt, welche den in Preußen seit Jahrhunderten bestehenden konfessionellen Frieden durch staatsfeindliche Umtriebe zu stören sucht. Leider haben höhere katholische Geistliche diese Bewegung nicht nur gebilligt, sondern sich ihr bis zur offenen Auflehnung gegen die bestehenden Landesgesetze angeschlossen."

„Meine Aufgabe ist es, in den Staaten, deren Regierung mir von Gott anvertraut ist, den innern Frieden zu schützen und das Ansehn der Gesetze zu wahren. Ich bin mir bewußt, daß ich über Erfüllung dieser meiner königlichen Pflicht Gott Rechenschaft schuldig bin, und ich werde Ordnung und Gesetz in meinen Staaten jeder Anfechtung gegenüber aufrecht halten, so lange Gott mir die Mittel dazu verleiht. Ich bin als christlicher Monarch dazu verpflichtet auch da, wo ich zu meinem Schmerz diesen königlichen Beruf gegen die Diener einer Kirche zu erfüllen habe, von der ich annehme, daß sie nicht minder, wie die evangelische Kirche, das Gebot des Gehorsams gegen die weltliche Obrigkeit als einen Ausfluß des uns geoffenbarten göttlichen Willens erkennt."

„Zu meinem Bedauern verleugnen Viele der Eurer Heiligkeit unterworfenen Geistlichen in Preußen die christliche Lehre in dieser Richtung und setzen meine Regierung in die Nothwendigkeit, gestützt auf die große Mehrzahl meiner treuen katholischen und evangelischen Unterthanen, die Befolgung der Landesgesetze durch weltliche Mittel zu erzwingen."

„Ich gebe mich gern der Hoffnung hin, daß Eure Heiligkeit, wenn von der wahren Lage der Dinge unterrichtet, Ihre Autorität werden anwenden wollen, um der unter bedauerlicher Entstellung der Wahrheit und unter Mißbrauch des priesterlichen Ansehens betriebenen Agitation ein Ende zu machen. Die Religion Jesu Christi hat, wie ich Eurer Heiligkeit vor Gott bezeuge, mit diesen Umtrieben nichts zu thun, auch nicht die Wahrheit, zu deren von Eurer Heiligkeit angerufenem Panier ich mich rückhaltslos bekenne."

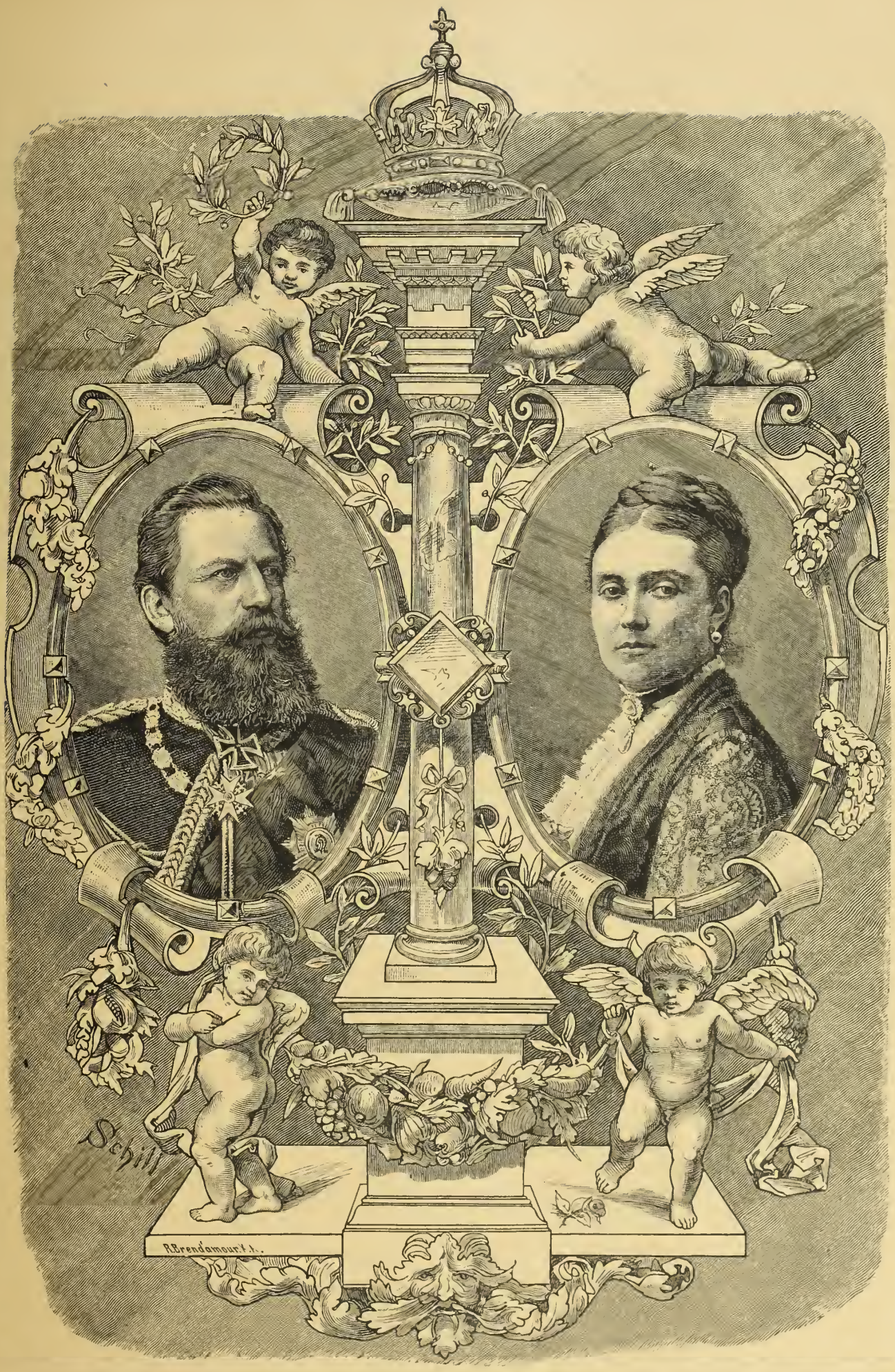
„Noch eine Aeußerung in dem Schreiben Eurer Heiligkeit kann ich nicht ohne Widerspruch übergehen, wenn sie auch nicht auf irrigen Berichterstattungen, sondern auf Eurer Heiligkeit Glauben beruht, die Aeußerung nämlich, daß Jeder, der die Taufe empfangen hat, dem Papste angehöre. Der evangelische Glaube, zu dem ich mich, wie Eurer Heiligkeit bekannt sein muß, gleich meinen Vorfahren und mit der Mehrheit meiner Unterthanen bekenne, gestattet uns nicht, in dem Verhältniß zu Gott einen andern Vermittler als unsern Herrn Jesum Christum anzunehmen."

„Diese Verschiedenheit des Glaubens hält mich nicht ab, mit denen, welche den unsern nicht theilen, in Frieden zu leben und Eurer Heiligkeit den Ausdruck meiner persönlichen Ergebenheit und Verehrung darzubringen."

Dieser schöne Brief fand in weiten Kreisen, bei billig denkenden Katholiken wie vornehmlich bei den Protestanten aller Völker, freudige Zustimmung. In England kam es zu großen Versammlungen, deren begeisterte Beifallserklärungen Graf Russel dem Kaiser Wilhelm übermittelte. Mit herzlichem Danke für die Zusendung schrieb dieser dem Grafen: „Mir liegt die Führung meines Volkes in einem Kampfe ob, welchen schon frühere deutsche Kaiser Jahrhunderte hindurch mit wechselndem Glück gegen eine Macht zu führen gehabt haben, deren Herrschaft sich in keinem Lande der Welt mit dem Frieden und der Wohlfahrt der Völker verträglich erwiesen hat und deren Sieg in unsern Tagen die Segnungen der Reformation, die Gewissensfreiheit und die Autorität der Gesetze nicht bloß in Deutschland in Frage stellen würde. Ich führe diesen mir aufgedrungenen Kampf in Erfüllung meiner königlichen Pflichten und in festem Vertrauen auf Gottes siegbringenden Beistand, aber auch in dem Geiste der Achtung vor dem Glauben Anderer und der evangelischen Duldsamkeit, welche meine Vorfahren dem Rechte und der Verwaltung meiner Staaten aufgeprägt haben."

Ein merkwürdiges Zusammentreffen fügte es, daß Kaiser Wilhelm in denselben Jahren, in denen er solche Nothwehr gegen den Ultramontanismus üben mußte, nach anderer Richtung den vollgültigsten Beweis zu liefern vermochte, wie warm sein Herz für kirchliches Wohl schlug. Für die evangelische Kirche Preußens verkündigte er eine neue Synodalverfassung, welche den religiösen Indifferentismus dadurch zu bekämpfen und die Theilnahme am kirchlichen Leben zu heben suchte, daß sie den Laien das Recht gab, durch gewählte Gemeindevertreter und Kirchenräthe gemeinsam mit den Geistlichen für die Leitung der Kirchenangelegenheiten zu sorgen. Den Mitgliedern der Provinzialsynoden wie der Generalsynode setzte der Kaiser wiederholt auseinander, daß er von ihrer Thätigkeit Gutes hoffe, wenn sie den Parteiungen, die sich leider auch in die evangelische Kirche eingeschlichen, keinen Spielraum gewährten und sich streng auf dem Grunde des christlichen Glaubens hielten. Er vertraue alsdann „auf die Barmherzigkeit Gottes, an dessen Segen Alles gelegen ist, daß auch diese neue Ordnung dienen wird zur Hebung des kirchlichen Lebens, zur Herstellung des kirchlichen Friedens und zur Anregung eines kräftigen und ersprießlichen Zusammenwirkens aller Betheiligten für die Wahrung des evangelischen Glaubens und guter Sitte".

Aber welche Zeugnisse Kaiser Wilhelm auch für seinen friedlichen und kirchenfreundlichen Sinn ablegte und wie energisch sein Kultusminister Falk die Ultramontanen bekriegte, an eine Beendigung des „Kulturkampfs" war gleichwohl nicht zu denken, so lange die Zeloten sich auf einen streitlustigen Papst stützen konnten. Erst nachdem Pius IX. — am 7. Februar 1878 — gestorben war und sein Nachfolger Kardinal Pecci als Papst Leo XIII. Petri Stuhl bestiegen hatte, eröffneten sich einige Aussichten auf Wiederherstellung des Friedens. Leo XIII. richtete sofort ein Schreiben an Kaiser Wilhelm, um seinem Bedauern, daß die ehemaligen guten Beziehungen zwischen Preußen und dem römischen Stuhle gestört seien, offenen Ausdruck zu geben. In seiner Erwiderung bemerkte Kaiser Wilhelm: „Gern entnehme ich den freundlichen Worten Eurer Heiligkeit die Hoffnung, daß Sie geneigt sein werden, mit dem mächtigen Einflusse, welchen die Verfassung Ihrer Kirche Eurer



Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen und seine Gemahlin Kronprinzessin Victoria.

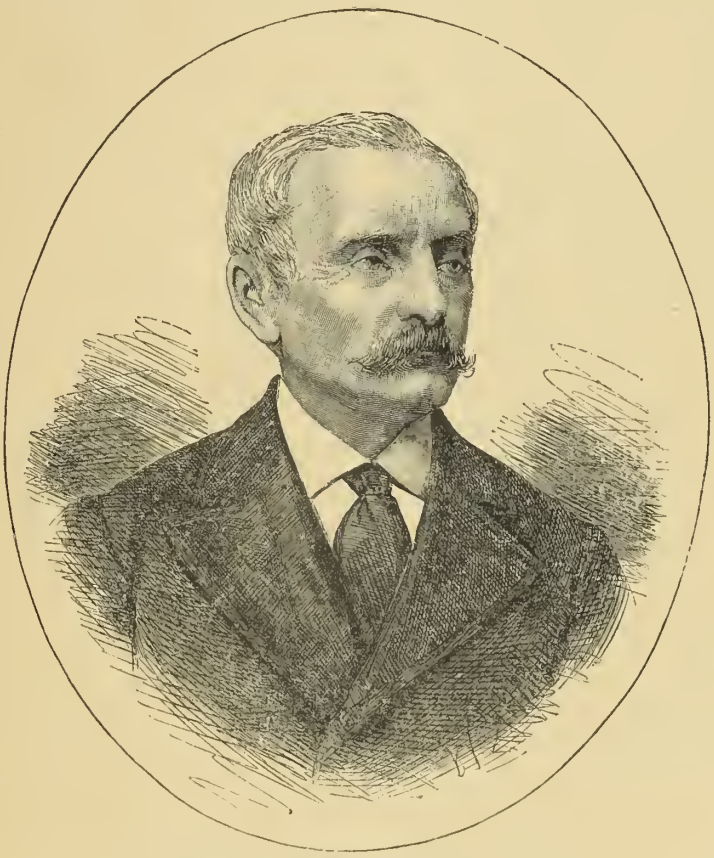
Heiligkeit auf alle Diener derselben gewährt, dahin zu wirken, daß diejenigen unter den Letzteren, welche es bisher unterließen, fortan den Gesetzen des Landes, in dem sie wohnen, sich fügen werden." Der Papst antwortete mit dem Wunsche nach Erneuerung des früher bestandenen guten Einvernehmens und bezeichnete als Mittel zur Erfüllung desselben die Abänderung mehrerer in Preußen bestehenden gesetzlichen und verfassungsmäßigen Bestimmungen. Dies zielte freilich noch auf einen anderen Weg der Vereinbarung, als den vom Kaiser ins Auge gefaßten, aber der entgegenkommende Ton der päpstlichen Schreiben berechtigte immerhin zu der Erwartung, daß freundschaftliches Verhandeln diesmal zu einer leidlichen Verständigung führen werde. Der Kronprinz, der den Briefwechsel im Auftrag seines Vaters am 10. Juni 1878 fortsetzte, bedauerte deshalb zwar, daß der Papst, anstatt den katholischen Geistlichen Preußens Gehorsam gegen die Landesgesetze zu empfehlen, das Verlangen geäußert habe, die Verfassung und Gesetze Preußens nach den Satzungen der römisch-katholischen Kirche abgeändert zu sehen — ein Verlangen, welches mit der freien Bewegung der Gesetzgebung in souveränen Staaten unvereinbar sei; darnach aber schrieb er die versöhnlicheren Worte: „Wenn es daher nicht in meiner und vielleicht nicht in Eurer Heiligkeit Macht steht, jetzt einen Prinzipienstreit zu schlichten, der seit einem Jahrtausend in der Geschichte Deutschlands sich fühlbar gemacht hat, so bin ich doch gern bereit, die Schwierigkeiten, welche sich aus diesem von den Vorfahren überkommenen Konflikte für beide Theile ergeben, in dem Geiste der Liebe zum Frieden zu behandeln, welcher das Ergebniß meiner christlichen Ueberzeugungen ist. Unter der Voraussetzung, mich mit Eurer Heiligkeit in solcher Geneigtheit zu begegnen, werde ich die Hoffnung nicht aufgeben, daß da, wo eine grundsätzliche Verständigung nicht erreichbar ist, doch versöhnliche Gesinnung beider Theile für Preußen den Weg zum Frieden eröffnen werde."

Diese Hoffnung trog nicht. Zwischen Fürst Bismarck, deutschen Diplomaten und päpstlichen Nuntien wurden Verhandlungen begonnen und, wenn auch zehnmal unterbrochen, dennoch immer wieder fortgesetzt. Von römischer Seite trat ans Licht, daß der Papst den Fanatismus der ultramontanen Partei nicht billige; auf deutscher Seite zeigte sich die Bereitwilligkeit, einige zu schroffe oder zweckwidrige Bestimmungen der Maigesetze umzuwandeln; auch gab Falk, der als Kampfminister für die Zeit der Versöhnung nicht mehr geeignet schien, die Verwaltung der Kultusangelegenheiten an den klugen und umsichtigen Puttkamer ab. Bei der milderen Gesinnung Leos XIII. wirkte überdies die Erkenntniß mit, daß für das Papstthum nichts heilsamer sei, als mit dem mächtigen Deutschen Reiche zum Frieden zu kommen. Wüste Parteien des politischen und gesellschaftlichen Umsturzes bedrohten die Ruhe sämmtlicher Kulturstaaten und fast am Meisten die Gebiete der zugleich romanischen und katholischen Völker. Dem gegenüber hatten alle Mächte der Ordnung ein gemeinsames Interesse, und das Oberhaupt der römischen Kirche durfte die freundliche Einigung mit dem zwar evangelischen, aber gegen Andersgläubige billigen, friedliebenden und starken Kaiserthum der Hohenzollern nicht mehr verschmähen. So kam es endlich zur Anbahnung des Friedens. Der Papst dämpfte immer entschiedener den gehässigen Uebereifer der Ultramontanen, entzog welfischen wie polnischen Feinden des Deutschen Reiches seine Unterstützung und richtete sein Augenmerk auf die Beförderung versöhnlicher Charaktere zu den Kirchenämtern des preußischen Staates. Kaiser Wilhelm versäumte keine Gelegenheit, um diesem erfreulichen Umschwung Festigkeit und Dauer zu verleihen. Mit besonderer Freude, mit inniger Genugthuung erfüllte es ihn, daß er nunmehr seine Genehmigung zur Wiederanstellung von Pfarrern und Bischöfen in den lange verwaisten Gemeinden seines Landes ertheilen durfte.

Ebenso mühevoll, wie diese Auseinandersetzung mit der römischen Kirche, gestaltete sich der innere Ausbau des Deutschen Reiches. Denn überall traten feindliche Parteien der Regierung hemmend entgegen, durchkreuzten deren beste Absichten und arbeiteten, bewußt und unbewußt, soviel sie vermochten, den Gegnern Deutschlands in die Hände. Aber Kaiser Wilhelm ermüdete nicht.

Mit derselben weisen Mischung von Festigkeit und Milde, durch die er schon so viele Siege errungen, bekämpfte er neben den Ultramontanen auch die Französlinge des Reichslandes, Polen und Welfen, Partikularisten, Hochkonservative und Radikale. Schritt um Schritt näherte er sich dem hohen Ziele, welches er unverrückt im Auge hielt, die Einrichtungen des Reiches so zu gestalten, daß Hoch und Nieder in ihnen die sichere Grundlage für alles materielle und moralische Gedeihen sähen.

Elsaß-Lothringen wurde, um dem Lande den Uebergang aus der französischen in die deutsche Herrschaft zu erleichtern, mit der entgegenkommendsten Güte behandelt. Für die schweren Leiden, die es im Jahre 1870 erduldet hatte, empfing es als Entschädigung große Summen aus der französischen Kriegskontribution. Das Schulwesen, welches sehr im Argen gelegen, wurde unter staatliche Aufsicht genommen, dem Volksunterricht und der Erziehung der Mittelklassen die sorgfältigste Pflege zugewendet, für gelehrte Studien die Universität Straßburg, die vor Jahrhunderten schon einmal in hoher Blüthe gestanden, mit den reichsten Mitteln neu begründet. An die Spitze der Verwaltung trat zunächst ein Oberpräsident, Herr von Möller, der bisher in der Provinz Hessen-Nassau ein ungemeines organisatorisches Talent bewährt hatte. Seine Stelle erhielt im Jahre 1879 der Generalfeldmarschall v. Manteuffel, nicht jedoch als Oberpräsident, sondern als Statthalter des Kaisers, mit sehr ausgedehnter Vollmacht, mit fast landesherrlichen Befugnissen. Unter dem Statthalter sollten fortan ein Staatssekretär, gleichsam der Premierminister von Elsaß-Lothringen, und vier Unterstaatssekretäre als Chefs der verschiedenen Departements dienen. Diese Einrichtung wurde getroffen, um dem Reichslande mehr Selbständigkeit zu geben und somit auch Vertrauen zu erweisen. Manteuffel aber erhielt die Statthalterschaft, weil er während der Besetzung Frankreichs durch deutsche Truppen, die das Ende des deutsch-französischen Krieges noch geraume Zeit überdauert hatte, nicht bloß militärische Tugenden, sondern auch unleugbares Geschick in zugleich streng gerechter und gütiger Behandlung der Franzosen gezeigt hatte. Eben deshalb war er schon zum Generalfeldmarschall ernannt worden, und nunmehr hoffte Kaiser Wilhelm von ihm, daß es seinem soldatischen und doch stets versöhnlichen Auftreten gelingen werde, die Gemüther der Elsaß-Lothringer für Deutschland zu gewinnen. Manteuffel unternahm die Lösung der schweren Aufgabe mit freudigem Vertrauen, irrte jedoch insofern, als er diesmal soldatische Straffheit zu weit hintansetzte und durch übergroße Gunsterweise die Ordnung und Festigkeit der Verwaltung schädigte. Nachdem er im Jahre 1885 gestorben, folgte ihm in der Statthalterschaft Fürst Chlodwig Hohenlohe, ein kluger Diplomat und gründlicher Kenner französischen Wesens, der seit langen Jahren deutscher Botschafter in Paris gewesen war. Unter seiner ruhigen und umsichtigen Leitung machte das Deutschthum im Reichslande schnelle Fortschritte.



Fürst Chlodwig Hohenlohe-Schillingsfürst,
kaiserlicher Statthalter in den Reichslanden.

Solche Fortschritte waren dringend nothwendig, weil die große Mehrzahl der Elsaß-Lothringer in der ersten Zeit nach dem deutsch-französischen Kriege voll finstern Trotzes den kaiserlichen Beamten feindselig gegenüberstand. Von den Landeseinwohnern, die aus französischem Blute stammten, hatte man ja nichts Anderes erwarten dürfen, aber auch die meisten deutschredenden Elsässer gehorchten, theils aus Hinneigung zu Frankreich, theils aus ultramontaner Stimmung, der neuen Regierung Anfangs mit größtem Widerwillen; nur die Bauern in den protestantischen und rein deutschen Bezirken des unteren Elsaß freuten sich sehr bald ihrer Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche. Als dem Reichslande gestattet wurde, Abgeordnete zum deutschen Reichstage zu wählen, erhielten lauter geschworene Gegner des Deutschen Reiches die Majorität der Wahlstimmen, so daß das Berliner Kabinet nicht wagen durfte, die öffentlichen Einrichtungen des Landes durch Verleihung einer konstitutionellen Verfassung mit eigenem Landtage zu vervollständigen: man mußte sich vielmehr mit der Schöpfung eines Landesausschusses von geringer Mitgliederzahl und bescheidener Kompetenz begnügen. Aber trotz Alledem wirkten die Tüchtigkeit der deutschen Beamten, die Einwanderung vieler „Altdeutschen" in die Städte des Reichslandes und das in den „Altelsässern" allmählich wiedererwachende Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit doch so stark, daß der urdeutsche Charakter der schönen Rhein- und Moselgaue von Jahr zu Jahr sichtbarer hervortrat. Als im Frühling 1886 in den beiden Hauptstädten Straßburg und Metz Gemeinderathswahlen stattfanden, erfochten die Deutschgesinnten einen so entschiedenen Sieg, daß selbst kühne patriotische Hoffnungen dadurch übertroffen wurden.

Merkwürdig aber und höchst erfreulich, daß sich schon vor diesem Umschwunge das persönliche Verhältniß des Kaisers zum Reichslande sehr günstig gestaltete. Der greise Held gewann auch dort die Herzen wie im Fluge. Im Herbst 1876 machte er seinen ersten Besuch im Reichslande, zunächst nur in den zuverlässigsten Gebieten des nördlichen Elsaß. Den Männern, die ihn in Weißenburg mit Jubelruf empfingen, sagte er mit liebenswürdiger Offenheit: „Ich kann mir wohl denken, daß Ihnen der Uebergang in die neuen Verhältnisse schwer geworden ist. Ich bin auch Keiner von denen, die Alles in vierundzwanzig Stunden fertig haben wollen. Wir haben Zeit, die natürliche Entwickelung abzuwarten, und ich bemerke mit Freude, daß die Verhältnisse sich schon freundlicher gestalten." In Fröschweiler, mitten auf dem Schlachtfelde von Wörth, hörte er von dem Sprecher der Dorfgemeinde, einem Grafen Dürkheim, die begeisterungsvollen Worte: „Daß die Elsässer nimmermehr (wie in früheren Jahrhunderten) von ihren deutschen Brüdern verlassen und den Franzosen ausgeliefert werden, das verbürgt uns heute die huldvolle Gegenwart Eurer Majestät, in deren hoher edler Erscheinung sich uns die unerschütterliche stramme Treue der Hohenzollern und des ganzen deutschen Stammes so mächtig und doch so versöhnend darstellt." Frohgerührt erwiderte der Kaiser: „Ich danke herzlich der guten Gemeinde Fröschweiler und ihrem treuen Organ für die freundliche Ansprache. Ich hoffe, daß das liebe Elsaß recht bald sich unter meiner Regierung, in treuer Sorge verwaltet, mit den neuen Verhältnissen befreunden und ein treues, glückliches Glied des deutschen Volksverbandes sein wird."

Nach diesem guten Anfang dehnte der Kaiser in den nächsten Jahren seine Besuche im Reichslande auf weitere Kreise, besonders auch auf Straßburg und Metz aus. Der Jubel der bäuerlichen Bevölkerung, der ihn umbrauste, sobald er die Grenzen überschritt, riß auch die zurückhaltenderen Städter mit sich fort. Wiederholt konnte der Kaiser verkünden, daß das freudige Entgegenkommen des Volkes seine Erwartungen weit übertroffen habe, daß er den inneren Wiederanschluß des Reichslandes an das deutsche Vaterland in bestem Fortschritt begriffen finde und deshalb auch nur Empfindungen der Genugthuung und Dankbarkeit Ausdruck zu geben habe.

Im preußischen Abgeordnetenhause wie im deutschen Reichstage hatte die Regierung des Kaisers mit parteiischem Widerstande bald der Konservativen und bald der Liberalen zu kämpfen.

Sehr bald nach dem deutsch-französischen Kriege verlangte Kaiser Wilhelm nach kräftiger Durchbildung der Selbstverwaltungseinrichtungen in Preußen. Die Grundlage hierfür bildete die „Kreisordnung", deren Einführung aber das Herrenhaus des preußischen Landtags leidenschaftlich widerstrebte. Vergebens bemühten sich Anfangs sowohl die Minister wie der Kaiser selber, den in feudalen Gesinnungen wurzelnden Trotz der „Herren" zu brechen. Der Minister Graf Eulenburg empfahl zwar das Prinzip der Selbstverwaltung mit den schönen Worten: „Ich möchte durch diesen Gesetzentwurf die allgemeine Dienstpflicht, die auf dem militärischen Gebiete Deutschland so groß gemacht hat, auf das bürgerliche Gebiet übertragen sehen. Auch hier allgemeine Dienstpflicht, das ist die Parole, die ich ausgebe und die ich anzunehmen bitte." Und der Kaiser erklärte, er lege auf das

Huldigung der elsässischen Landleute in Straßburg.

Zustandekommen der Reform der Kreisordnung den größten Werth und werde der unverweilten Durchführung dieser Aufgabe unter allen Umständen seine Fürsorge widmen. Aber die Herren blieben unbelehrbar und verweigerten der Regierungsvorlage ihre Zustimmung. Da erhob sich Kaiser Wilhelm zu einem sogenannten Pairsschub. Er schritt ungern zu dieser Maßregel und er führte sie mit schonender Hand durch, indem er die verhältnißmäßig bescheidene Zahl von 24 seiner Politik anhängenden Generalen, hohen Beamten und Grundbesitzern zu Herrenhausmitgliedern ernannte. Indessen der Eintritt dieser neuen Herren in das Haus wirkte stark genug. Die Kreisordnung wurde angenommen und in Folge davon noch manch anderes, der Entwickelung der Selbstverwaltung dienendes Gesetz.

Heißer noch war der Kampf, der um das Reichsmilitärgesetz entbrannte, welches dem Reichstage im Jahre 1874 vorgelegt wurde. Zweck des Gesetzes war, das Minimum der Stärke des deutschen Reichsheeres ein- für allemal verfassungsmäßig festzustellen und somit den Bestand des

Heeres wenigstens in seinem Kerne vor dem Schwanken der öffentlichen Meinung zu sichern. Aber gerade dies mißfiel den Liberalen, die in dem Gesetze eine Schmälerung ihrer parlamentarischen Rechte erblickten, und denen die Klerikalen, Elsässer und andere vereinzelte Reichsfeinde mit Vergnügen Beistand leisteten. Fürst Bismarck hielt ihnen entgegen: „Die feste Regelung der deutschen Wehrkraft und Wehrfähigkeit ist geboten durch die erste Pflicht eines jeden staatlichen Gemeinwesens, die Unabhängigkeit seines Gebietes und die friedliche Entwickelung der ihm innewohnenden geistigen und wirthschaftlichen Kraft zu schützen.“ Und Graf Moltke warf als Mitglied des Reichstages sein hohes Ansehen zu Gunsten des Gesetzes in die Wagschale, indem er darauf hinwies, daß Deutschland die Armee, und zwar in ihrer vollen Stärke überall nöthig habe, im Innern für die Erziehung der Nation zu körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische, zu Treue und Gehorsam, zu Vaterlandsliebe und Mannhaftigkeit, und nach außen zum Schutz gegen Neider und Feinde, die ringsum drohen. „Ein großes, weltgeschichtliches Ereigniß, wie die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, vollzieht sich kaum in einer kurzen Spanne Zeit. Was wir in einem halben Jahre mit den Waffen errungen haben, das mögen wir ein halbes Jahrhundert mit den Waffen schützen, damit es uns nicht wieder entrissen wird. Darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben; wir haben seit unsern glücklichen Kriegen an Achtung überall, an Liebe nirgends gewonnen. Nach allen Seiten stoßen wir auf das Mißtrauen, das Deutschland, nachdem es mächtig geworden, in Zukunft ein unbequemer Nachbar sein könne.“ Diese trefflichen Worte machten zwar in allen Schichten des Volkes sehr starken, unter den parteiisch erregten Abgeordneten jedoch nur mäßigen Eindruck. Schon mußte man befürchten, daß der Reichstag das Gesetz schlechthin ablehnen und hierdurch einen so traurigen Konflikt, wie er vor einem Jahrzehnt in Preußen bestanden, in ganz Deutschland hervorrufen werde. Sagte doch Kaiser Wilhelm in einer Ansprache an die Generale, er dürfe ihnen nicht verhüllen, daß abermals eine Krisis über der Armee zu schweben scheine. Was er in den sechsziger Jahren erstrebte und erreichte, habe seinen Lohn in den über alle Erwartung großen Kriegserfolgen gefunden. Deshalb halte er aber auch an dem Bewährten fest und sehe es als seine Lebensaufgabe an, die Wehrverfassung zu vollem Abschluß zu bringen und mit derselben seinem Sohne eine feste Schutzwehr für Reich und Volk wider innere und äußere Feinde zu hinterlassen. Sie, die Generale, möchten ihm hierbei, wie bisher, pflichtgetreuen Beistand leisten.

Rudolf von Bennigsen.

Endlich wurde der drohende Konflikt durch einen Kompromißvorschlag des Abgeordneten von Bennigsen vermieden, dahin gehend, daß ein festes Maß der Heeresstärke nicht für immer, aber wenigstens für die nächsten sieben Jahre bewilligt werden solle. Dies blieb zwar weit unter

dem, was der Kaiser, und mit gutem Grunde wünschte; indessen sieben Jahre waren eine lange Zeit in der alle Reichseinrichtungen sich befestigen und besonders die Kriegsrüstungen ausgiebig gefördert werden konnten. So überwand der Kaiser, opferfreudig wie immer, seinen Widerwillen gegen das Kompromiß. Die Wehrverfassung wurde auf sieben Jahre, nach deren Ablauf späterhin für die gleiche Frist, und zwar mit Bewilligung immer reichlicherer Geldmittel vom Reichstage gebilligt.

Geringere Mühen verursachte die Verständigung zwischen Regierung und Reichstag hinsichtlich der Gründung einer der Machtstellung des Deutschen Reiches entsprechenden Kriegsflotte. Im Jahre 1870 war die deutsche Flotte noch zu schwach gewesen, um entscheidende Kämpfe mit den französischen Geschwadern wagen zu dürfen. Nur mit kleinen schnellen Schiffen hatte sie die feindliche Ueber-

Die erstmalige Hissung der deutschen Kaiserflagge bei den Seemanövern auf der Rhede von Warnemünde 1875.

macht umschwärmen und dieselbe bei guter Gelegenheit durch kecke Angriffe belästigen können. So hatten die Yacht Grille und einige Kanonenboote bei Rügen und die Korvette Nymphe in der Danziger Bucht muthig gefochten, und in den fernen westindischen Gewässern war es dem Kanonenboot Meteor geglückt, einen viel stärkeren französischen Aviso mit schwerer Havarie in die Flucht zu schlagen. Die Stimmung aller deutschen Patrioten war deshalb der Vergrößerung der Flotte sehr günstig. Die Reichsregierung entwarf einen großartigen Flottengründungsplan, der Reichstag bewilligte hinreichende Mittel, und bald wehte die deutsche Kriegsflagge von den Masten mächtiger Panzergeschwader, zahlreicher Kreuzerkorvetten, Kanonenboote und Torpedoschiffchen. Auf den Werften von Danzig, Kiel und Wilhelmshaven wurde wetteifernd gebaut und gerüstet. Die Mündungen der deutschen Ströme, alle verwundbaren Punkte der Küste wurden durch gewaltige Festungswerke gedeckt.

Der regen Arbeit für Heer und Flotte entsprach die Energie, mit welcher Neuerungen nationalen Charakters zu Gunsten des wirthschaftlichen und des Rechtslebens Deutschlands angebahnt

und zumeist auch durchgesetzt wurden. Die klägliche partikularistische Vielgestaltigkeit von Maß, Gewicht und Münze wurde endlich beseitigt: das neue Geld bildete im Gegensatz zum ehemaligen Wirrwarr der Münzen und namentlich der Papierzeichen eine nationale Errungenschaft ersten Ranges. An die Stelle einzelner Landesgesetze trat durch die Justizgesetze der siebziger Jahre nach und nach das Recht des Reiches. Die Gerichtsverfassung wurde in allen Staaten nach einem Plane geordnet und an die Spitze des Instanzenzuges ein oberstes Reichsgericht gesetzt. Ein wesentliches Verdienst daran, diese Entwickelung angeregt und ihre Durchführung befördert zu haben, gebührt dem liberalen Abgeordneten Lasker. Im übrigen freilich machten die Liberalen und, aus Parteirücksichten ihnen folgend, die Klerikalen der Regierung bei dem gemeinnützigen Werke große Noth. Nur mit Mühe glückte ein Kompromiß über die vornehmsten streitigen Punkte, aber es glückte doch, und mit Freude durfte Kaiser Wilhelm aussprechen: „Die gemeinsame Rechtsentwickelung wird in der Nation das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit stärken und der politischen Einheit Deutschlands einen inneren Halt geben, wie ihn keine frühere Periode unserer Geschichte aufweist.“ Geringeren Erfolg hatte die Regierung, als sie den kühnen Wunsch nach Uebertragung aller Eisenbahnen auf das Reich aussprach. Allzu viele entgegenstehende Interessen wurden hierdurch feindlich erregt. Die Regierung mußte den weitgreifenden Plan aufgeben, aber sie gewann ein schwer wiegendes Aequivalent, indem sie die bedeutendsten der mächtigen preußischen Privateisenbahnen nach und nach ankaufte und das geschlossene, in jeder Beziehung sehr wirkungskräftige preußische Staatseisenbahnsystem begründete.

Der Erfolg dieser vielseitigen Reformthätigkeit war ein ungemein großer, ein wahrhaft durchschlagender. „Kaiser und Reich“ wurzelten immer fester in den Gemüthern; Fürsten und Volksstämme ordneten sich immer williger dem großen Ganzen unter; an der Lebenskraft des Reiches wagten auch grollende Parteien nicht mehr ernstlich zu zweifeln. Vielleicht das unzweideutigste und erfreulichste Zeichen für den sichern und starken Zusammenhalt, den das Reich gewonnen hatte, lag in den Beziehungen der Volksmassen zum Heere. Hier gab es keinen Unterschied mehr zwischen dem militärischen Preußen und unmilitärischen Kleinstaaten, zwischen dem strammen Norden und dem gemüthlichen Süden. Die allgemeine Wehrpflicht und das Institut der Einjährig-Freiwilligen bewährten sich ringsum als den deutschen Geist aufs Glücklichste entsprechend, so daß nicht bloß die Söhne des Hochgebirgs wie der Meeresküste freudig dem Ruf zur Fahne folgten, sondern sogar die Elsaß-Lothringer zu allermeist durch des Kaisers Rock mit neuer Liebe für das ihnen fremd gewordene Vaterland erfüllt wurden. Und als jener Streit um das „Militärgesetz“ sich im Reichstage erhob, als ein neuer Militärkonflikt drohte, da wurden die Abgeordneten von Tausenden und aber Tausenden von Wählern bestürmt, gut zu heißen, was der Kaiser verlangte, was Bismarck unterstützte und Moltke für nothwendig erklärte.

Aber diese Befestigung des Reiches war doch nur unter endlosen Mühen erreicht worden und mehrfach war der Kaiser nahe daran gewesen, seinen vornehmsten Diener, den Fürsten Bismarck, unter der Last des Kampfes erliegen zu sehen. Unaufhörlich wurde der Reichskanzler von Hochkonservativen und Radikalen, von Klerikalen und Partikularisten angegriffen. Seine Feinde fanden sich im Reichstage und in der Presse, in der bürgerlichen Gesellschaft wie bei Hofe. Die „Friktionen“, unter denen er litt, lösten in ermüdendem Wechsel einander ab, und eine besondere Schuld luden hierbei die Liberalen auf sich. Denn einmal bekämpfte deren linker Flügel, die Fortschrittspartei oder, wie sie sich späterhin nannte, deutschfreisinnige Partei, befangen in dem alten unseligen Doktrinarismus, unablässig den großen Staatsmann, bezeichnete ihn als Verderber des Reichs und suchte durch den Schlachtruf „Fort mit Bismarck!“ die Volksmassen gegen ihn aufzuregen. Zweitens aber, was fast noch schlimmer und trauriger war, ließen ihn die Nationalliberalen oftmals im Stich. Sie, die ihn sonst redlich bewunderten, die seine Verdienste um die Macht, Einheit und

Freiheit Deutschlands voll anerkannten, wagten dennoch nicht, sich freudig und entschlossen zu seiner Politik zu bekennen, weil auch sie bei konsequenter Unterstützung der Regierung liberale Prinzipien allzu sehr zu gefährden glaubten. Der Fürst empfand dies um so bitterer, als seine Gesundheit durch die Ueberfülle der Arbeit, die er im Dienste des Vaterlandes auf sich genommen, und durch den quälenden Druck der Verantwortung, die in ernsten Krisen Jahr um Jahr auf ihm gelegen, schwer erschüttert war. Er bat deshalb den Kaiser wiederholt, ihn aus dem Amte zu entlassen, oder wenigstens von einem Theile der übermäßigen Geschäftslast zu befreien. Auf die Gesuche um gänzliche Dienstentlassung ging Kaiser Wilhelm nicht ein: auf eins derselben schrieb er das berühmte, kurze, diesen Herrn und diesen Diener gleichmäßig ehrende „Niemals!" Aber Erleichterungen von der Geschäftslast gewährte er, soviel er vermochte. Im Dezember 1872 entband er den Fürsten für einige Zeit vom Präsidium des Staatsministeriums, im Jahre 1877 gab er ihm einen längeren Urlaub und willigte bald darauf in die Schöpfung des Amtes eines Stellvertreters des Reichskanzlers, welches sodann dem bisherigen deutschen Botschafter in Wien, dem Grafen Otto zu Stolberg-Wernigerode übertragen wurde. Wie innig er sich fortdauernd mit dem Fürsten verbunden fühlte, das bezeugt namentlich das schöne Schreiben, welches er am 1. Januar 1873 an denselben richtete.

Prinz Wilhelm,
der Enkel des Kaisers, als Lieutenant im I. Garde-Regiment zu Fuß.

„Sie wissen, mit wie schwerem Herzen ich Ihren Wunsch erfüllt habe, indem ich Sie von dem Vorsitz meines Staatsministeriums entband. Aber ich weiß, welche geistige und körperliche Anstrengung die zehn Jahre dieser Stellung von Ihnen verlangten, und will deshalb nicht länger anstehen, Ihnen eine Erleichterung zu bewilligen."

„Zehn inhaltsschwere Jahre liegen hinter uns, seit Sie meiner Berufung, an die Spitze der preußischen Verwaltung zu treten, Folge leisteten. Schritt für Schritt hat Ihr Rath und Ihre That mich in den Stand gesetzt, Preußens Kraft zu entwickeln und Deutschland zur Einigung zu führen. Ihr Name steht unauslöschlich in der Geschichte Preußens und Deutschlands verzeichnet, und die höchste Anerkennung ist Ihnen von allen Seiten gerecht zu Theil geworden. Wenn ich genehmige, daß Sie die mit so sicherer und fester Hand geführte Verwaltung Preußens niederlegen, so werden Sie mit derselben doch, unter Fortführung der politischen Aufgaben Preußens in Verbindung mit denen der deutschen Reichskanzlerstellung, im engsten Zusammenhange bleiben."

„Durch die Verleihung der brillantnen Insignien meines hohen Ordens vom schwarzen Adler will ich Ihnen bei diesem Anlaß einen erneuten Beweis meiner höchsten Anerkennung und nie erlöschenden Dankbarkeit geben."

„Mögen die Ihnen gewährten geschäftlichen Erleichterungen die Kräftigung Ihrer Gesundheit sichern, die Sie erhoffen und ich wünsche, damit Sie lange noch dem engeren und weiteren Vaterlande und mir Ihre bewährten Dienste widmen können!"

„Ihr

treuergebener dankbarer König Wilhelm."

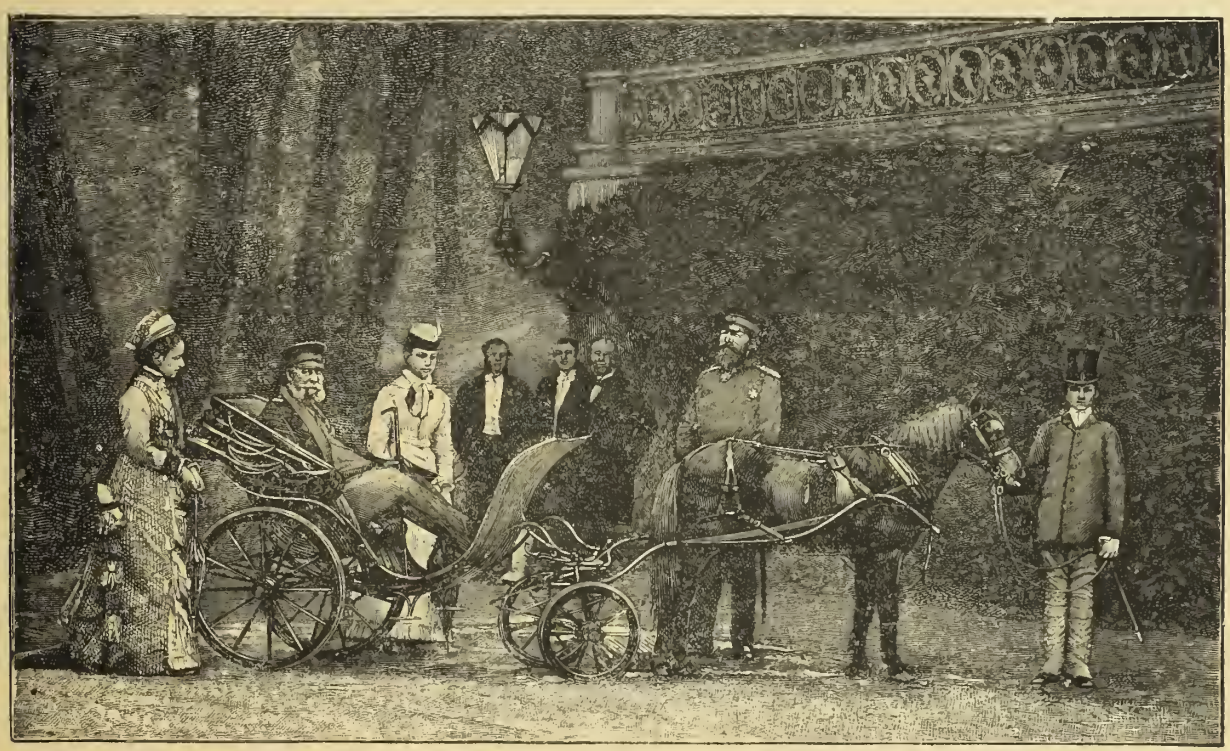
Die geschäftlichen Erleichterungen gewährten dem Fürsten in der That, zumal er auch glückliche ärztliche Hilfe fand, die Wiederherstellung seiner Gesundheit, und so blieb schließlich die Arbeitsgemeinschaft des edlen Monarchen und des großen Ministers unverändert erhalten. Thurmhoch stand ihr machtvolles Wirken über dem zerfahrenen Treiben der Parteien. Trotz bösen Intriguen und kläglichem Unverstand ging Deutschland siegreich seine stolze Bahn. Aber die härteste Probe, ob das neue Reich seinen hohen Aufgaben gewachsen sei und bleibe stand damals noch bevor.

Die Volkserregung in Berlin nach dem zweiten Attentat beim Transport des Verbrechers.

Der sozialdemokratische Irrwahn, der in den sechziger Jahren noch keine große Bedeutung besessen, hatte seit dem deutsch-französischen Kriege Kopf und Herz von Hunderttausenden bethört. Die Sicherheit des Friedens, die mit der Errichtung des Deutschen Reiches der europäischen Welt zu Theil geworden, hatte zunächst zum erfreulichsten Aufschwung der Industrie, des Handels, des gesammten Erwerbslebens geführt. Aber Kaufleute und Fabrikanten hatten sich vielfach nicht mit dem reichlichen Gewinn begnügt, den selbst die gewissenhafteste Geschäftsführung in jenen Tagen abwarf, sondern wagten tollkühne Spekulationen, die eine Zeit lang glückten und ihnen unermeßliche Reichthümer in den Schooß warfen. Da bemächtigte sich weiter Kreise die wildeste Gier nach schnellem Erwerb und nach üppigem Genuß des Erworbenen. Der Besitzende wurde zum waghalsigen Spieler und zum Verschwender. Der Arme wurde, obwohl er hohen Lohn erhielt, unzufrieden mit seiner Lage, klagte voll Haß und Neid über die ungerechte Vertheilung der irdischen Güter und verpraßte dabei die Summen, die auch er jetzt leicht erwarb. Bald kam die Strafe solchen Uebermuthes. Die Ueberspekulation führte zum Zusammenbruche unzähliger geschäftlichen Unternehmungen. Der Reiche wurde arm. Der Arme verdiente wieder mühsam sein täglich Brod, sah jedoch, verbittert wie er einmal war, in dem auf ihm lastenden Drucke erst recht nur das Ergebniß der ungerechten Gestaltung unseres Wirthschaftslebens. Dies Alles bildete den Sumpfboden, in welchem die Giftpflanze der

Sozialdemokratie üppig wucherte. Ein wüster Klassenhaß entstand. Krieg den Palästen, Tod den Aussaugern und Unterdrückern wurde ungescheut verkündigt. Die ganze reiche Kultur des Jahrhunderts war von dem Sturz in den Abgrund der trostlosesten Anarchie bedroht.

Kaiser Wilhelm suchte zu mahnen und zu wehren, so oft sich ihm eine Gelegenheit darbot. Er tadelte den Prunk der Reichen wie die Begehrlichkeit der Armen. Er verwies auf Tugendübung und Gottesfurcht als auf die einzigen sicheren Grundlagen irdischen Glückes. Und da in der Revolutionssucht der verführten kleinen Leute, in der Raub- und Mordlust der schlimmsten Anhänger der neuen Lehre die dringendste Gefahr lag, so forderte er von dem Reichstag ein Gesetz zum Schutz des öffentlichen Friedens gegen die Angriffe auf den Bestand und die Ordnung der menschlichen Gesellschaft. Aber der Reichstag weigerte sich, sein Verlangen zu erfüllen, weil die Sozialdemokraten nicht durch Strafmittel, sondern allein durch Belehrung zur Vernunft zu bringen



Großherzogin von Baden. Prinzessin Victoria von Baden. Kronprinz Friedrich Wilhelm.

Kaiser Wilhelm in Babelsberg am 29. Juli 1878.

seien. Da nahm die Krankheit im Volke überhand, und ihre entsetzlichsten Ausbrüche trafen den, der es unter allen Deutschen am wenigsten verdiente.

Am 11. Mai 1878, Nachmittags, fuhr der Kaiser in offenem Wagen von Charlottenburg her die „Linden" entlang, als der Klempnergeselle Hödel aus Leipzig einen Revolverschuß auf ihn abfeuerte. Der Kaiser blieb unverletzt. Der Verbrecher war ein elender, verkommener Mensch, der aus sozialdemokratischen Schriften die ärgsten Lehren der Banditenrevolution in sich aufgenommen hatte. Er wurde verhaftet, als Hochverräther gerichtet und enthauptet. Fürst Bismarck wiederholte unmittelbar nach dem Attentat das Verlangen nach einem Schutzgesetze gegen die Sozialdemokratie. Der Bundesrath stimmte ihm zu. Aber wiederum ließ der Reichstag die Regierung des Reiches im Stiche. Wiederum waren es Bedenken des doktrinären Liberalismus, welche das theuerste Haupt neuen Mordanschlägen Preis gaben.

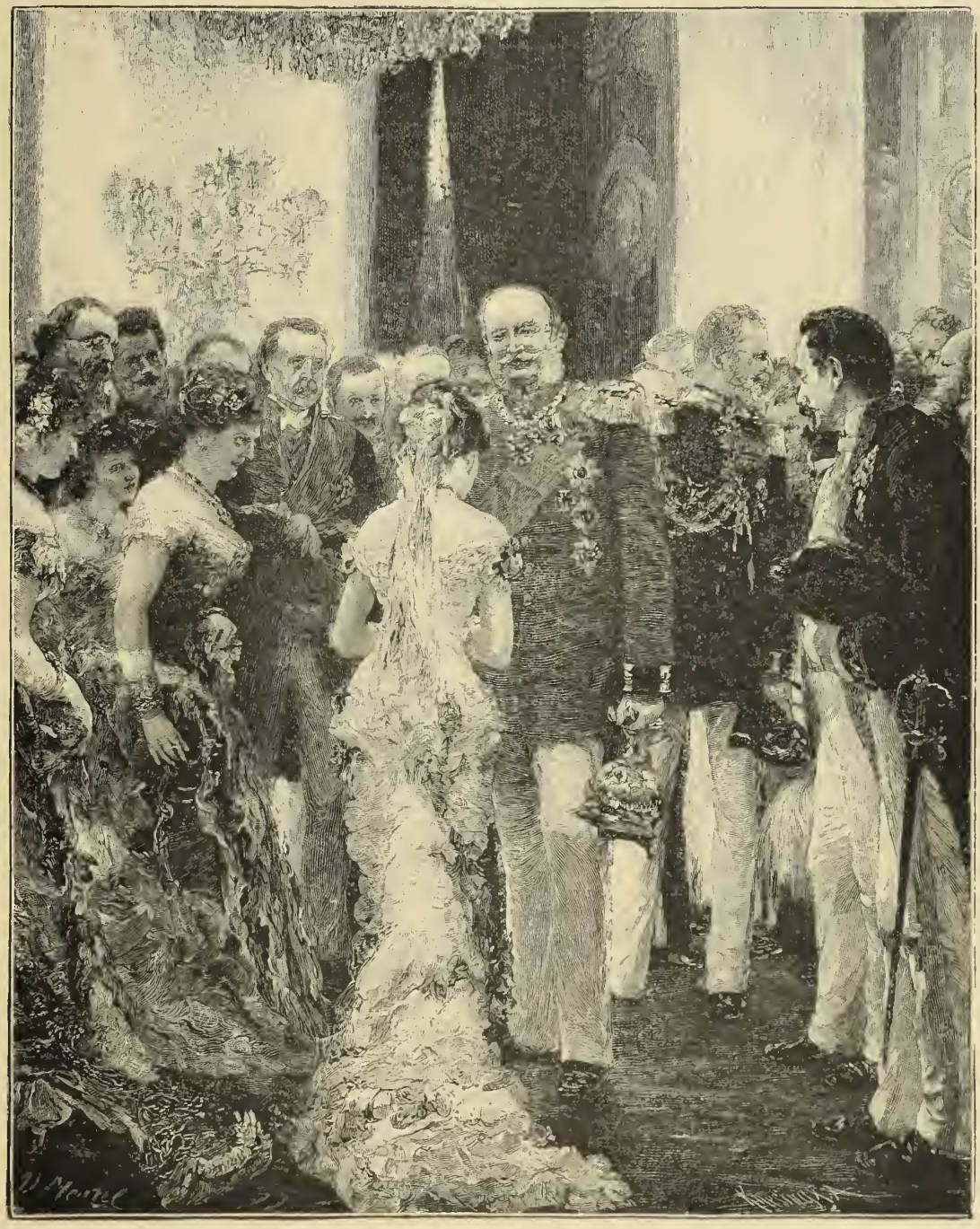
Am 2. Juni 1878, Nachmittags, fuhr der Kaiser ebenfalls die „Linden" entlang nach dem Thiergarten. Aus dem Fenster des Hauses Nr. 18 fielen zwei Schüsse. Der Kaiser wurde durch zahlreiche Schrotkörner am Kopf, an den Schultern und Armen getroffen und ernstlich verwundet.

Daß er zufällig statt der gewohnten Mütze den besser schützenden Helm getragen, hat ihn vielleicht allein vom Tode errettet. Der Verbrecher war diesmal sogar ein gebildeter Mann, Dr. Karl Nobiling aus Kollno in der Provinz Posen. Er hatte Landwirthschaft studirt, zugleich aber mit der frevelmüthigen Phantastik der sozialdemokratischen Lehre sich völlig berauscht und durch den Meuchelmord einen allgemeinen Umsturz von Staat und Gesellschaft herbeizuführen beabsichtigt. Bei seiner Ergreifung brachte er sich eine Wunde bei, an der er einige Zeit nachher starb. Für den kranken Kaiser übernahm der Kronprinz die Regierung und führte sie mit fester Hand bis zur Genesung des Vaters. Der Reichstag wurde aufgelöst, um dem deutschen Volke bei den Neuwahlen Gelegenheit zu geben, dem Kaiser einen Beweis seiner Treue zu liefern. Schrecken und Schmerz schüttelten bei der Nachricht von dem Nobiling'schen Attentate jedes, patriotischer Empfindungen noch fähige Herz. Wohin war man gekommen, wenn eine Mörderbande ungehindert die schändlichsten Thaten planen und vorbereiten, wenn sie die Lehre vom Kaisermord ungestraft predigen durfte! War es noch länger zu ertragen, daß dieser Monarch, der treueste Freund des Geringsten im Volke, und mit ihm, wie man recht wohl wußte, das ganze Haus der Hohenzollern als eine Zielscheibe für die Ruchlosen und Rasenden ohne Schutz ausgesetzt blieb? Aus den Neuwahlen ging denn auch ein etwas veränderter Reichstag hervor. Die Konservativen gewannen eine Anzahl von Sitzen. Die Fortschrittler und Nationalliberalen büßten ebenso viel ein, und die meisten der Letzteren kehrten in gefügigerer Stimmung, als sie vordem gezeigt, nach Berlin zurück. Die Regierung legte abermals ein Sozialistengesetz vor und kam damit endlich ans Ziel. Gegen die Ausschreitungen der Sozialdemokraten in der Presse und in Versammlungen wurden strenge Strafandrohungen für einige Jahre vereinbart und nach Ablauf dieser Zeit von Neuem beschlossen. Mit dieser Waffe unterdrückte die Regierung wenigstens das öffentliche Hetzen zu Aufruhr und Gewaltthat und erschwerte den Wühlern sehr erheblich, ihr böses Handwerk fortzusetzen. Am 5. Dezember 1878 kehrte Kaiser Wilhelm, nachdem er in Berlin die Heilung seiner Wunden abgewartet und dann in mehreren Bädern volle Erholung gesucht und gefunden hatte, in die festlich geschmückte Residenz zurück. Mit einer Begeisterung ohne Gleichen, die sich allerdings nicht bloß in hellem Jubel, sondern auch in wehmuthsvoller Rührung ausdrückte, wurde er dort von Hoch und Nieder empfangen.

Konnte aber die Sozialdemokratie allein durch Strafandrohungen unschädlich gemacht werden? So scharf die Irrlehre, die sie verbreitete, zu verurtheilen ist, so ruhte dieselbe doch in letzter Instanz auf einer berechtigten Wahrnehmung. Der moderne Staat, der seine Angehörigen von allen Banden befreit, der sie mit Rechten reich ausgestattet hat, soll auch, soweit dies menschenmöglich, die Wohlfahrt derselben fördern. Er soll über die Alten und Kranken, über die Schwachen und Armen seine schützende Hand ausstrecken, soll für sie sorgen, nicht bloß durch Almosenvertheilung, sondern durch solche Ordnung des Erwerbslebens, solche Verpflichtung der bürgerlichen Gesellschaft zum Wohle der Einzelnen, daß jedem von diesen der volle Genuß des Daseins nach Kräften gesichert wird. Niemand war mehr von der Verpflichtung des Staates zu diesem hohen Wirken überzeugt als Kaiser Wilhelm. Nach seinem innigsten Wunsche sollte die Sozialdemokratie vornehmlich durch gesetzliche Regelung und Besserung der wirthschaftlichen Lage der kleinen Leute bekämpft werden. Dies war sein Hauptanliegen, in dem er sich durch die Attentate, die ihn betroffen, nicht im Geringsten irre machen ließ. Im Gegentheil, zu gleicher Zeit forderte er Strafgesetze gegen die Sozialdemokratie und großartige gesetzliche Neuschaffungen zur Befriedigung und Beglückung der in dem harten Kampf ums Dasein von Noth und Elend Bedrohten.

Der Reichstag hatte sich, dem entsprechend, im Laufe der nächsten Jahre mit zahlreichen sozialpolitischen Gesetzentwürfen zu beschäftigen. Er sollte seine Zustimmung geben zur Einrichtung einer Fabrikinspektion, die den Schutz der Arbeiter vor gesundheitsschädlichen Anforderungen der Fabrikinhaber, namentlich hierbei den Schutz der Kinder und der Frauen bezweckte. Er sollte ferner die

Versicherung aller gewerblichen Arbeiter gegen die wirthschaftlichen Folgen von Krankheiten und Unfällen durchführen helfen. Schon wurde eine Altersversicherung der Arbeiter geplant, die Beschränkung der Sonntags- und Nachtarbeit ins Auge gefaßt, und Hand in Hand mit Alledem auch eine tief greifende Reform der Zoll- und Steuergesetzgebung in Angriff genommen. Denn die freihändlerische Richtung, die bisher im Deutschen Reiche geherrscht und in früheren Jahren große Erfolge erzielt hatte, erschien jetzt verderblich, weil die meisten großen Handelsstaaten sich seit einiger Zeit dem Schutzzollsystem ergeben hatten. Deutschland wurde seitdem mit den Waaren dieser Staaten überschüttet, ohne in deren Gebiet seine eigenen Erzeugnisse in gleicher Fülle absetzen zu können. Die Stockung der deutschen Ausfuhr in Verbindung mit dem Uebermaß der Einfuhr nach Deutschland drückte den Preis der deutschen Produktion von Stufe zu Stufe herab, schädigte Grundbesitzer, Fabrikanten und Kaufleute und verminderte dem Arbeiter sowohl die Gelegenheit zur Arbeit wie den Lohn für dieselbe. Zum mindesten einen bescheidenen Versuch mit dem Schutzzollsystem zu machen, war deshalb für Deutschland geboten: die Regierung besaß wenigstens kein anderes Mittel, um der drohenden Verarmung der höheren Stände und zugleich der bittersten Noth der kleinen Leute vorzubeugen. Aehnliche Erwägungen ergaben sich aus der Lage des Steuerwesens. Eine allzu große Rolle spielten noch immer die direkten Steuern, die Jeden und vornehmlich den



Kaiser Wilhelm auf einem Hofball.

kleinen Mann schwer belasteten. Hier sollte die Vermehrung der indirekten Steuern Abhülfe bringen, hier auch die Erhebung neuer Zölle wohlthätig wirken. Die Regierung war überzeugt, daß sie, sobald ihre Kassen aus beiden Quellen reichlich gefüllt sein würden, der Bevölkerung durch Aufhebung direkter Steuern eine große Erleichterung gewähren könnte. Im Mittelpunkte der zoll- und steuerpolitischen Vorlagen, die Fürst Bismarck dem Reichstage übergab, stand das Tabaksmonopol, welches die reichlichsten Mittel liefern, die Regierung des Reiches wie der Einzelstaaten in den Stand setzen sollte, nach allen Seiten bessernd und helfend einzugreifen.

Jegliches Detail dieser ebenso kühnen wie großen Reform, die Versicherung der Arbeiter gegen Unfälle und Krankheiten, Beschränkung der gewerblichen Arbeitszeit, Umwandlung der Steuern, Ansetzung neuer Zölle, alles dieses führte jedoch zum heißesten Kampf widerstreitender materieller Interessen und zu neuem feindseligen Aufbäumen des alten doktrinären Liberalismus, der nunmehr für Freihandel und Fernhalten der Staatsgewalt von der Lösung der Arbeiterfrage schwärmte. Der Widerstand zahlreicher Gruppen von Volksvertretern gegen die besterwogenen gemeinnützigen Pläne wurde so arg, daß Kaiser Wilhelm schließlich mit erhabenen Worten, in dem Gefühle, daß es der Lösung seiner letzten großen Lebensaufgabe gelte, den Reichstag auf den rechten Weg zu bringen versuchte. Am 17. November 1881 verkündete er den Abgeordneten durch eine kaiserliche Botschaft: „Schon vorlängst haben wir unsere Ueberzeugung aussprechen lassen, daß die Heilung der sozialen Schäden nicht ausschließlich im Wege der Repression sozialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen sein werde. Wir halten es für unsere kaiserliche Pflicht, dem Reichstage diese Aufgaben von Neuem ans Herz zu legen, und würden mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott unsere Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hülfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen. In unseren darauf gerichteten Bestrebungen sind wir der Zustimmung aller verbündeten Regierungen gewiß und vertrauen auf die Unterstützung des Reichstags ohne Unterschied der Parteistellungen.“ Nachdem er hierauf die zahlreichen Regierungsvorlagen einzeln aufgezählt und den Abgeordneten warm empfohlen hatte, fügte er noch hinzu: „Wenn hiermit auf dem Gebiete der inneren Reichseinrichtungen weitgreifende und schwierige Aufgaben bevorstehen, deren Lösung in der kurzen Frist einer Session nicht zu bewältigen ist, so halten wir uns dennoch zu deren Anregung vor Gott und Menschen ohne Rücksicht auf den unmittelbaren Erfolg derselben verpflichtet.“

Die edlen Worte des Kaisers blieben nicht ohne Wirkung. Aber die zähesten Gegner vertheidigten trotzdem ihre Stellungen fort und fort mit unverminderter Leidenschaft. Nur stückweise und sehr langsam trat die Reform ins Leben, so daß der Kaiser wiederholt zu schnellerem und einmüthigem Arbeiten mahnte. Da er sich hierbei stets auf die Botschaft vom 17. November 1881 bezog, so erhielt dieselbe für diese Zeit eine ähnliche Bedeutung, wie jenes große Programm vom 8. November 1858, mit dem er dereinst seine ruhmvolle Regierung begonnen hatte. In besonders ergreifender Weise erinnerte er am 14. April 1883 die Abgeordneten daran, wie viel gerade ihm an beschleunigter Durchführung der Reform lag, „denn die (vom Reichstage für verschiedene Geschäfte in Aussicht genommene) Zeit ist eine lange für die Empfindungen, mit welchen wir in unserm Lebensalter auf die Größe der Aufgaben blicken, welche zu lösen sind, ehe unsere in der Botschaft vom 17. November 1881 ausgesprochenen Intentionen eine praktische Bethätigung auch nur soweit erhalten, daß sie bei den Betheiligten volles Verständniß und infolge dessen auch volles Vertrauen finden. Unsere kaiserlichen Pflichten gebieten uns aber, kein in unserer Macht stehendes Mittel zu versäumen, um die Besserung der Lage der Arbeiter und den Frieden der Volksklassen unter einander zu fördern, so lange Gott uns Frist giebt, zu wirken. Darum wollen wir dem

Reichstage hiermit von Neuem und in vertrauensvoller Anrufung seines bewährten treuen Sinnes für Kaiser und Reich die baldige Erledigung jener wichtigen Vorlagen dringend ans Herz legen.“ Und da von den Gegnern das Märchen verbreitet wurde, die ihnen widerwärtige Reform sei nur ein Werk des Ministeriums, des Fürsten Bismarck, und man setze sich somit bei Bekämpfung derselben gar nicht eigentlich in Widerstreit mit den Absichten des Kaisers, so wies dieser mit strengen Worten darauf hin, die monarchische Tradition, auf der er fuße, mache ein selbstwilliges Gebaren der Minister unmöglich, und die verfassungsmäßige Gegenzeichnung der Minister nehme seinen Regierungsakten niemals die Natur selbständiger kaiserlicher und königlicher Entschließungen; in Preußen wie in den gesetzgebenden Körpern des Reiches habe Jedermann sein verfassungsmäßiges Recht zur persönlichen Leitung der Politik seiner Regierung als feststehend anzusehen.

Mit Alledem kämpfte der greise Monarch einen guten Kampf und erreichte in der Hauptsache das Ziel seiner Sehnsucht. Die Einführung des Tabaksmonopols mißglückte freilich. Aber die Schöpfung oder Erhöhung vieler Zölle und indirekten Steuern bot hierfür einen immerhin weitreichenden Ersatz und gestattete eine erhebliche Minderung der direkten Steuern. Und das glänzende Gelingen der Versicherung der Arbeiter gegen den Nothstand, den Krankheiten und Unfälle bisher hervorgerufen hatten, bildete den festen Grund- und Eckstein einer gesunden und hoffnungsreichen Sozialpolitik.

Prinz Heinrich von Preußen.

Gleichzeitig mit diesen Erfolgen machte Deutschland in der Einheitlichkeit seiner öffentlichen Einrichtungen und überdies durch eine neue Art der Ausdehnung seines Gebietes erfreuliche Fortschritte. Was das Erstere betrifft, so war noch immer zu beklagen, daß die mächtigen Hansastädte Hamburg und Bremen nicht in Zolleinigung mit den übrigen Deutschen Staaten standen. Bei der Gründung des Reiches war ihnen gestattet worden, „vorläufig“ noch in ihrer alten Sonderstellung zu verbleiben. Als sie nun aber gar keine Miene machten, ihren Eintritt in die deutsche Wirthschaftsgemeinschaft vorzubereiten, vielmehr den Ueberrest des kläglichsten Partikularismus zu verewigen bestrebt schienen, da wurde ihnen ernstlich bedeutet, daß zu allseitigem und mithin auch zu ihrem eigenen wohlverstandenen Nutzen die letzten Zollschranken innerhalb des Reiches endgültig weggeräumt werden müßten. Die Beschwerden, welche die Bevölkerung der Hansastädte und die Fortschrittler im Reichstage hierüber erhoben, verstummten sehr bald, weil Fürst Bismarck den Städten sehr günstige Bedingungen zur Zolleinigung mit dem übrigen Deutschland stellte und dadurch zuerst die Bürgerschaft von Hamburg, nach kurzer Frist auch die von Bremen für die gute Sache gewann. — Der neuen Art der Ausdehnung deutschen Gebietes aber lag nichts Geringeres zu Grunde, als daß das volkreiche Deutschland endlich den Gedanken faßte, Kolonien zu erwerben und in überseeischen Territorien den Ueberschuß seiner Arbeitskraft zu verwerthen. Freilich trat auch in dieser Frage die Reichstagsopposition dem Streben der Patrioten hemmend entgegen. In bitterbösen Reden, denen im Wesentlichen nur Feindschaft gegen das Ministerium Bismarck zu Grunde lag, wurde die aussichtslose Schwärmerei für ein traumhaftes Kolonialglück herzlos verspottet. Aber weder die Regierung noch das Volk ließen sich irre machen. In West- und Ostafrika, auf den kleinen Inseln der Südsee und auf Neuguinea wurden Versuche der Landerwerbung gemacht und in kurzer Frist umfangreiche Gebiete der deutschen Herrschaft unterworfen; auch wurden staatlich

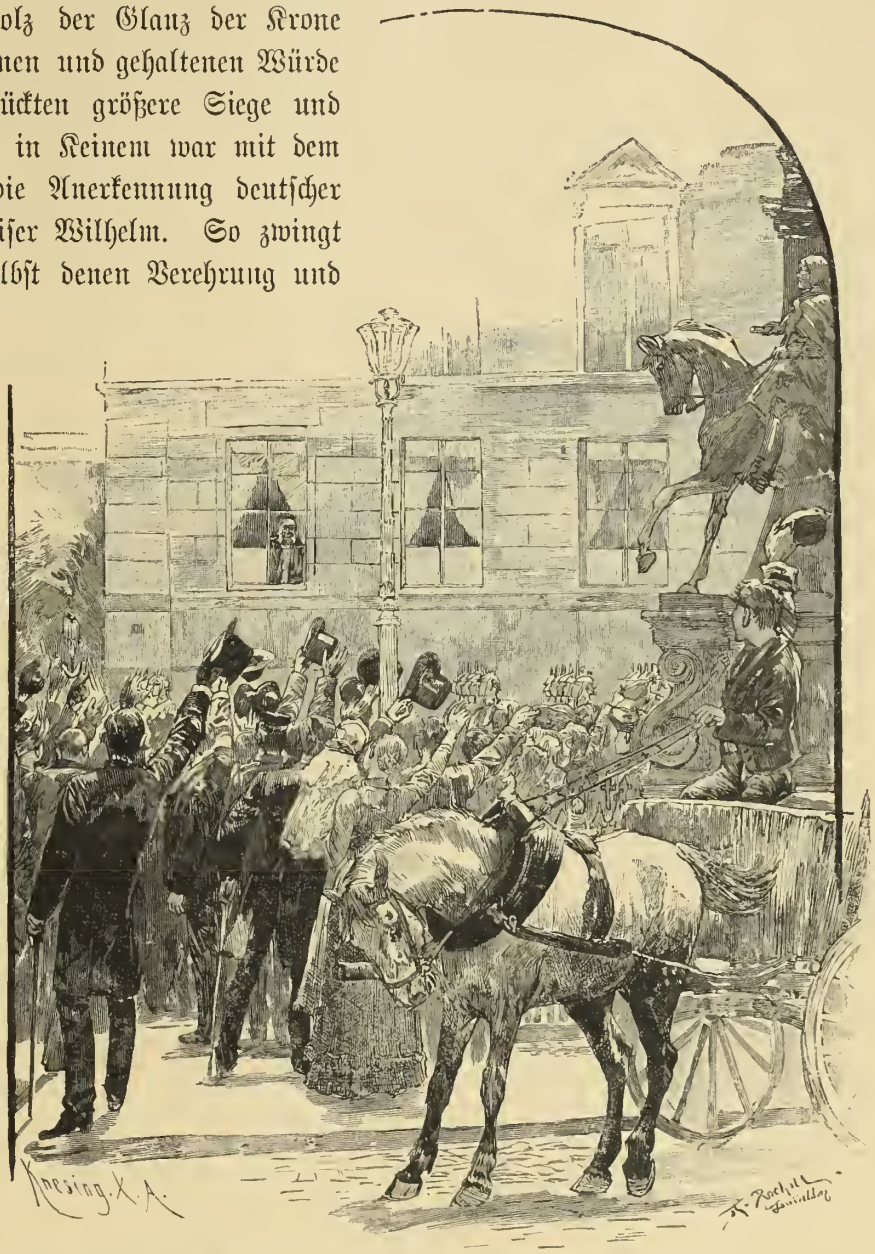
unterstützte Postdampferkurse zur Belebung des Verkehrs der Kolonialländer mit dem deutschen Reiche eingerichtet. Die alten Seemächte Europas sahen mit Staunen und Neid auf den plötzlichen Eintritt Deutschland in den Wettbewerb um die Beherrschung des Erdballs. England zumal zeigte so bittere Mißgunst, daß es sich nur durch sehr nachdrückliche Vorstellungen, welche der Reichskanzler namentlich durch seinen Sohn, den Grafen Herbert Bismarck, dem Londoner Kabinet übermittelte, in den Schranken des Rechts und der Billigkeit halten ließ. In einer der jungen deutschen Kolonien, im Gebiete von Kamerun, wagten außerdem die Eingeborenen, von englischen Agenten gehetzt, einen Aufruhr gegen die deutsche Herrschaft. Aber deutsche Kriegsschiffe eilten schnell zur Strafe herbei, zerstörten am 20. Dezember 1884 die Dörfer der Empörer und zeigten hiermit aller Welt, daß Deutschland fortan seine Ehre und seine Macht an den Küsten ferner Erdtheile ebenso thatkräftig, wie bisher im Herzen Europas, aufrecht halten werde. Die deutsche Flotte fand eine willkommene Aufgabe darin, ihre Flagge in den Häfen Amerikas und Asiens, Australiens und Afrikas zu zeigen, um in den Söhnen Deutschlands, wo sie auch wohnen mögen, mit dem Vertrauen auf den Schutz, den das Vaterland ihnen im Nothfall zu gewähren vermag, Unternehmungsgeist, Muth und edeln Nationalstolz zu stärken. Ein Enkel des Kaisers, Prinz Heinrich, des Kronprinzen zweiter Sohn, der sich zum Seemann ausbildete, hatte schon in den Jahren 1878 bis 1880 unter dieser Flagge den Erdball umschifft. Mit hellem Jubel und mit froher Hoffnung auf des Reiches steigendes Ansehen in allen Ländern der Welt hatten ihn die auf fernen Küsten weilenden Deutschen begrüßt.

Faßt man zusammen, was die langen Friedensjahre seit 1871 dem deutschen Volke brachten, so ergiebt sich die schönste Erfüllung jenes kaiserlichen Wunsches, daß „dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfriede folgen möge". Mochten die Feinde von außen und von innen an dem gewaltigen Baue des Reiches rütteln, dasselbe wankte nicht, schloß sich vielmehr in allen Theilen immer fester zusammen. Mochte die Reichstagsopposition Kaiser Wilhelms Gesetzgebung leidenschaftlich tadeln und von derselben Unheil über Unheil prophezeien, Deutschland schritt vorwärts in Volkszahl und Wohlstand, in Wehrkraft, Bildung und Gesittung. Wissenschaften und Künste blühten wie nur jemals früher. Die Gewerbe überwanden Krisen und Stockungen des Welthandels, die anderwärts unheilbare Wunden schlugen, mit so glücklichem Erfolge, daß der Neid des Auslandes sich ringsum regte. Die Reichshauptstadt Berlin nahm einen märchenhaften Aufschwung. Sie verdoppelte in zwei Jahrzehnten die Zahl ihrer Einwohner, sammelte in ihren Museen und Bibliotheken unendliche Schätze für jegliches Studium und wurde zugleich eine der vornehmsten Fabrik- und Handelsstädte Europas.

Kaiser Wilhelm war es, der in rastloser Arbeit alles Gute förderte, dessen weisem Walten die ganze Summe des Fortschritts zu danken war. Als er am 22. März 1876 in sein achtzigstes Jahr trat, schilderte die „National-Zeitung" sein Wesen und Wirken in einem Festartikel mit folgenden, ebenso gedankenvollen und schönen wie unübertrefflich charakteristischen Worten:

„Erst im einundsechzigsten Jahre hat unser Kaiser einen entscheidenden Einfluß auf die Geschicke seines Volkes gewonnen, ein Greis, hat er den Thron bestiegen, Oesterreich besiegt, Frankreich gedemüthigt, und mächtiger und stärker als der reisige Friedrich der Rothbart das Reich der Deutschen gefestigt und geeinigt. — Immer tiefer bricht sich die Erkenntniß Bahn, daß wir in ihm nicht einen vom Glück gekrönten Sterblichen, sondern einen wahren Mann der Vorsehung grüßen und ehren. Der zauberische Glanz, der sich um den jungen Preußenkönig (Friedrich den Großen) spann, als er im prächtigen Aufzuge in Breslau einfuhr, strahlt jetzt von den Locken eines greisen Helden, der heute in sein achtzigstes Jahr tritt; kräftig und schwungvoll im Geist, als hätte das junge Reich, das ihm seine Gründung verdankt, ihm etwas von dem Schimmer der Jugend zurückgegeben; als flögen, Unheil und Krankheit, Sorge und Trübsinn abwehrend, die Raben Odin's um ihn."

„Warum sollten wir es an einem solchen Tage nicht sagen, daß die deutsche Geschichte keinen zweiten Fürsten wie Kaiser Wilhelm aufweist? Einige von ihnen beseelte ein größerer Genius, Manche bieten der Betrachtung einen tieferen Grund und ein eigenthümlicheres Wesen, aber bei Keinem standen alle Tugenden des Herrschers in einem so glücklichen Gleichmaß und klangen so harmonisch mit den Eigenschaften des Menschen zusammen, bei Keinem verschmolz der Glanz der Krone sich so glücklich mit der bescheidenen und gehaltenen Würde der Persönlichkeit, Keinen schmückten größere Siege und ein demüthigeres Gottvertrauen, in Keinem war mit dem Gefühl der Majestät zugleich die Anerkennung deutscher Freiheit so lebendig, als in Kaiser Wilhelm. So zwingt das Gesammtbild des Kaisers selbst denen Verehrung und Bewunderung ab, welche das Reich hassen. Widerwillig müssen sie in dieser Erscheinung und in diesem Lebenslaufe eine höhere schützende und leitende Macht erkennen; denn über das dem Menschen sonst gewährte Maß fast hinaus häuft sich des Guten und Herrlichen viel auf dieses Haupt."



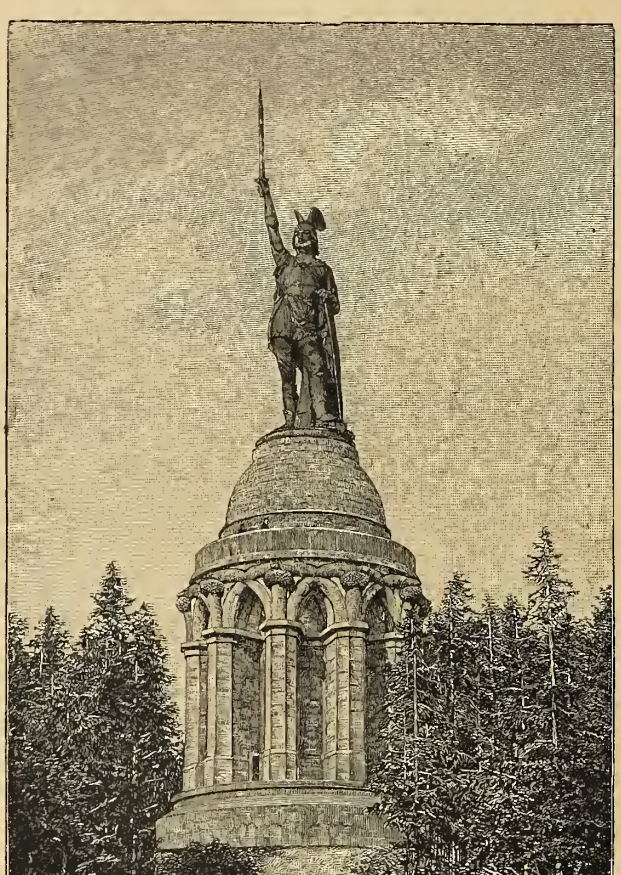
Kaiser Wilhelm am historischen Eckfenster vom Volke begrüßt.

„Von allen Thürmen im deutschen Lande läuten die Glocken, von den Häusern wehen die schwarz-weiß-rothen Fahnen. Nach dem stillen Hause ‚Unter den Linden', dessen First die Adler bewachen, richten sich vom Meer zu den Alpen Augen und Herzen. Wünsche des Segens, Zeichen der Huldigung verbinden sich mit den Hoffnungen, daß die schlichte, herzgewinnende, ehrwürdige Majestät Kaiser Wilhelms noch auf Jahre hinaus uns erhalten bleiben möge, neue Kraft schöpfend aus jedem neuen Frühling, aus dem Wachsthum des jungen Reichs, aus der Liebe und der Bewunderung des Volkes. Das ist für die Fürsten der wahre Jungbrunnen, der, wenn er auch die weißen Locken nicht mehr braun oder blond zu färben vermag, doch das Herz jung erhält und ihnen aus dem unerschöpflichen Quell des Volksthumes immer aufs Neue große, fruchtbringende Gedanken und erhabene Empfindungen zuführt."

An jedem Geburtstag des Kaisers sprachen sich die Liebe und Verehrung des Volkes in, wenn auch nicht immer schriftstellerisch so verdienstvollen, doch stets ebenso wohlgemeinten und herzlichen Worten aus. An jedem Geburtstag sammelten sich in den Gemächern des Kaisers zahllose Geschenke, von den Mitgliedern der Familie, von befreundeten Fürsten und großen

Herren, oft aber auch von kleinen Leuten sinnig ausgewählt, um dem greisen Monarchen ein Lächeln der Freude abzugewinnen oder eine liebe Erinnerung in ihm wachzurufen. Ueberdies bot jedes Jahr Gedenktage und festliche Anlässe in Fülle, an denen sich bald die Treue und Hingebung der Unterthanen, bald die Güte und Weisheit des Kaisers neu bewährten.

So wurde am 12. und 13. September 1872 das Doppelfest der hundertjährigen Vereinigung Westpreußens mit dem preußischen Staate und der Grundsteinlegung des Denkmals Friedrichs des Großen in Marienburg gefeiert. Der Festredner, Oberpräsident von Horn, rühmte mit Recht vor Allem die beiden Monarchen, die das Größte für die Provinz Westpreußen wie für das ganze deutsche Vaterland vollbracht hatten, Friedrich den Großen, den Begründer der preußischen Großmacht und Befreier Westpreußens aus dem Elend der polnischen Herrschaft, und Wilhelm den Siegreichen, den Wiederhersteller des Deutschen Reichs, den starken Schirmherrn des Deutschthums gegen Neid und Feindschaft der Slawenwelt. Im August 1875 fand die Enthüllung des Arminiusdenkmals im Teutoburgerwalde statt. Der Kaiser, der persönlich an der Feier theilnahm, zeichnete den Bildner des Denkmals, den Bildhauer Ernst von Bandel, durch die Wärme und Herzlichkeit seiner Dankesbezeugung ungemein aus und wurde selber von dem massenhaft herbeigeströmten westfälischen Landvolke wie ein zweiter Arminius geehrt. Am 10. März 1876 wurde die Säkularfeier des Geburtstages der Königin Luise wie ein rührendes ernstes Familienfest bei Hofe und im ganzen altpreußischen Lande begangen. Am Grabe der Königin schilderte der Oberhofprediger Dr. Kögel in ergreifender Rede, durch welche Schule der Trübsal die Verewigte gegangen, und wie sie aus ihrem unerschütterlichen Glauben, aus ihrer ausharrenden Hoffnung heraus die Flammen der Begeisterung geschürt, vor denen die Ketten der Fremdherrschaft schmelzen sollten. Mit welchen Gefühlen ihr greiser Sohn, dem Unsterbliches gelungen, an dem Marmorsarkophag der Mutter weilte, die zuerst in seiner Seele den Funken des Heroischen geweckt hatte, das bezeugt er selber in dem Schreiben, mit dem er für ein ihm überreichtes Festgedicht dankte: „Es ist für mich eine neue Gnade des Himmels gewesen, diesen Erinnerungstag erlebt zu haben, wo nach hundert Jahren ein Dankgebet einer ganzen Nation, kann man sagen, zum Himmel stieg, uns diese Königin geschenkt zu haben. Von Generation zu Generation wird sich das Bild meiner Mutter vererben, wie ihre Tugenden, ihr festes Vertrauen auf Gottes Gerechtigkeit, ihre Liebe zum preußischen und deutschen Volke stets unter allen Wechselfällen gleich leuchtend dastanden — wenn sie auch die Erfüllung des Gehofften nicht erleben sollte. In meiner Kindheit und Jugend verstand ich noch nicht, was sie ahnte, und dennoch hat Gott in seiner Gnade mich ausersehen, diese Ahnung zu erfüllen, als ich kaum noch eine Ahnung hatte, was sich ereignen sollte. Klar ist es, wie Gott sich seine Werkzeuge wählt, um seinen Willen zu erfüllen. Und das flößt die tiefste Demuth mit dem tiefsten Dank ein!“



Das Hermannsdenkmal im Teutoburger Walde.

Bei dieser Säkularfeier beschloß der Kaiser, seiner Mutter ein Denkmal in der Nähe des schönen Standbildes Friedrich Wilhelms III. im Thiergarten bei Berlin zu errichten. Angesichts des Modells, welches Bildhauer Enke für dieses Denkmal bald darauf vollendete, konnte sich der Monarch der Thränen nicht erwehren: das Denkmal selber, welches die Königin in einer höchst anziehenden Mischung schlichter Aehnlichkeit und idealer Verklärung darstellt, wurde am 10. März 1880 enthüllt. Außerdem besuchte der Kaiser die kleine Besitzung auf den Hufen bei Königsberg, in der die königliche Familie in den Unglücksjahren 1808 und 1809 miethsweise gewohnt hatte. Jetzt war sie für die Krone käuflich erworben und wieder mit der sehr einfachen Ausstattung jener Jahre versehen. Am 7. September 1879 benutzte der Kaiser einen Ruhetag während der Manöver des ersten Armeekorps um mit seiner Gemahlin, seinem Sohn und ältesten Enkel den Räumen von „Luisenwahl“ und besonders dem Wohnzimmer seiner Mutter eine Stunde der Erinnerung zu weihen.

Besuch des Kaisers in Luisenwahl, dem Lieblingsaufenthalt der Königin Luise im September 1879.

Das Jahr 1877 war besonders reich an denkwürdigen Tagen. Gleich der erste Januar brachte das siebzigjährige Militärjubiläum des Kaisers. Viele deutsche Fürsten, sämmtliche Feldmarschälle, alle kommandirenden Generale der deutschen Armee versammelten sich in Berlin, um dem obersten Kriegsherrn von Herzen Glück zu wünschen. Mancherlei Deputationen brachten Geschenke, einen Ehrendegen, eine Ehrensäule mit dem Arminiusdenkmal, eine Stiftung zur Unterstützung von Kriegerwitwen; die eigenthümlichste Gabe kam vom ersten Garderegiment zu Fuß, in welchem der Kaiser vor 70 Jahren seinen Militärdienst begonnen hatte: eine kleine Pyramide von Steinen, zusammengelesen auf allen Schlachtfeldern, auf denen das Regiment während jener siebzig Jahre gefochten hatte, das ganze umschlungen von einem goldenen Lorbeerkranz. An der Spitze der Fürsten und Generale feierte der Kronprinz in schwungvoller Rede den Kaiser als „das Vorbild aller soldatischen Tugenden und den Schöpfer der neuen Ordnungen, die — in Kampf und Sieg bewährt — Preußens Ruhm erhöhen, Deutschlands Größe neu und fest begründen halfen.“ Wende man die Blicke rückwärts auf die Jahre 1807—1813, so empfange man den Eindruck, als ob die mit Preußens tiefster Noth und endlicher Erhebung eng verknüpften Jugenderlebnisse Kaiser Wilhelms die Vorbereitung zu den Thaten bedeuten, welche die

Weltgeschichte mit seinem Namen für immer untrennbar verbinde. Erfüllt sei jetzt, was das Vaterland lange schmerzlich vermißt und vergebens ersehnt habe: „Heute sind es Deutschlands Heer und geeinigte Stämme, die voll Dank für alle Güter, welche Eure Majestät ihnen errungen, in ihrem Kaiser den siegreichen Feldherrn, den Wiederhersteller und Mehrer des Reiches, den Hüter und Schützer des Friedens in Liebe und Treue verehren."

Tief gerührt erwiderte der Kaiser ebenfalls mit einem Hinweis darauf, wie wunderbar ihn Gottes Hand von 1807—1877 geführt hatte. Daran schloß er Dankesworte für die Generale, die ihn in allen seinen Bemühungen unterstützt, und warmes Lob der Truppen, deren Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer es allein ermöglicht hätten, ein einiges Deutschland und ein deutsches Heer zu schaffen. Beim Festmahle toastete der Kronprinz „im Namen des deutschen Volkes und des deutschen Heeres" auf den Kaiser. „Und ich trinke", antwortete der Kaiser, „auf das Wohl des Volkes, aus dem das Heer hervorgegangen ist."

Bald darauf, am 27. Januar 1877, wurde der älteste Sohn des Kronprinzen, Prinz Wilhelm, volljährig. Am 9. Februar trat er zum Beginn seines Militärdienstes in das erste Garderegiment zu Fuß. Sein Großvater, der Kaiser, schilderte ihm hierbei die Geschichte des preußischen Heeres und die Aufgaben, die er selber zu lösen haben werde, in folgenden markigen Zügen: „Aus der Geschichte weißt Du, wie alle Könige Preußens neben ihren anderen Regentenpflichten stets eins ihrer Hauptaugenmerke auf das Heer gerichtet haben. Schon der Große Kurfürst hat durch persönlichen Heldenmuth seinen Schaaren ein unübertroffenes Beispiel gegeben. Friedrich I. wußte sehr wohl, daß, als er sich die Krone aufs Haupt setzte, er diesen Schritt zu vertheidigen genöthigt sein könnte. Er wußte aber auch, daß seine schon erprobten Truppen ihm dies ermöglichen würden. Friedrich Wilhelm I. hat in der Garnison, welche Du nun beziehst und die man gerne die Wiege der preußischen Armee nennt (Potsdam), den festen Grund zu ihrer Organisation durch die strenge Disziplin gelegt, welche er Offizieren und Soldaten einprägte, ohne welche keine Armee bestehen kann. Friedrich der Große übernahm mit seinem angeborenen Feldherrntalente diese festgegliederten Truppen als Kern seiner Armee, mit der er die Kriege führte und die Schlachten schlug, die ihn unsterblich gemacht haben. Friedrich Wilhelm II. mußte zuerst einer veränderten Kriegsart begegnen, welcher gegenüber das Heer doch nicht ohne Lorbeeren hervorging. Mein königlicher Vater begegnete dem gleichen Feinde, und ein schweres Geschick traf Vaterland und Heer; aber, das Alte, Unhaltbare beseitigend, reorganisirte er die Armee und gründete sie auf Vaterlandsliebe und Ehrgefühl. So erreichte er mit ihr Erfolge, welche auf ewige Zeit in den Annalen der preußischen Armee verzeichnet stehen. Mein schwer geprüfter Bruder, König Friedrich Wilhelm IV. sah mit Genugthuung auf seine Armee, die in schweren, schmerzlichen Tagen fest zu ihm stand, die er zeitgemäß fortbildete und die neue Lorbeeren pflücken konnte. So fand ich die Armee. Wenn es je eine Regierung von erst kurzer Dauer gegeben, deren Geschicke sichtlich durch die Vorsehung gnädig gelenkt wurden, so ist es die der letzten Jahre, und wieder ist es die Armee, die durch ihren unerschütterlichen Muth und ihre Ausdauer Preußen auf die Höhe gestellt hat, auf der es nun steht. Das Gardekorps, welchem Du schon angehörst, und mit ihm das Regiment, in welches Du jetzt eintrittst, haben in hervorleuchtender Weise zu diesem Erfolge beigetragen. Die Zeichen, die ich auf meiner Brust trage, sind der öffentliche Ausdruck meiner unauslöschlichen Dankbarkeit und meiner nie endenden Anerkennung für die Hingebung, mit welcher die Armee Sieg auf Sieg erfochten hat. Deine Jugend ist in diese Zeit gefallen, und Du hast in deinem Vater ein ehrendes Vorbild der Kriegs- und Schlachtenleitung. Es werden Dir aber in den Dienstverhältnissen, in welche Du nun trittst, manche dem Anschein nach unbedeutende Dinge entgegentreten, die Dir vielleicht auffallen können; aber Du wirst auch lernen, daß im Dienste nichts klein ist und daß jeder Stein, der zum Aufbau einer Armee gehört, richtig geformt sein muß, wenn der Bau gelingen und fest sein soll. — —

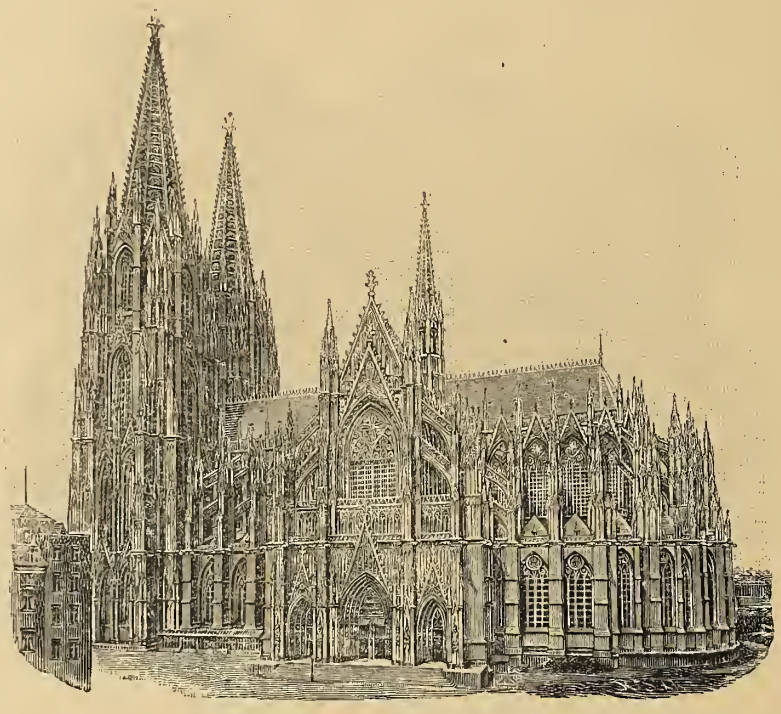
Nun gehe hin und thue deine Schuldigkeit, wie sie Dir gelehrt werden wird. Gott mit Dir!“ Diese Worte darf man wohl dem berühmten „Fürstenspiegel“ an die Seite stellen, durch den Friedrich der Große den Herzog Karl Eugen von Württemberg zu einem guten Regenten zu bilden versuchte. Kaiser Wilhelm sprach zu seinem Enkel zwar nur von militärischen Dingen, aber er hatte damals keinen Anlaß, seine Belehrung über weitere Gebiete auszudehnen, und schwerlich dürften in solcher Beschränkung einem jungen Hohenzollern weisere und nachdrücklichere Lehren zu ertheilen sein, als in den schlichten Worten des Helden von Königgrätz und Sedan enthalten sind.

Im Herbst des Jahres 1877 kam es nochmals zu einer denkwürdigen Stunde, die freilich nicht mit dem Ernst des Lebens, sondern der Erholung und dem Genusse gewidmet war. Der Kaiser verweilte bei den großen Herbstmanövern, die in diesem Jahre am Rheine stattfanden, unter Anderem in Düsseldorf. Die Künstlerschaft dieser Stadt, in der Gesellschaft „Malkasten“ vereint, ließ es sich nicht nehmen, dem geliebten Herrscher ein Fest zu bereiten, welches durch historische und phantastische Darstellungen reiche Unterhaltung bot und durch den idealen Hauch, der Alles durchdrang, den Kaiser im innersten Herzen erquickte. Dergleichen ließ der edle Monarch nicht an sich vorübergehen, ohne seiner Dankbarkeit für das Gebotene vollwichtigen Ausdruck zu geben. Selbstverständlich sprach er dem Vorstand der Gesellschaft sofort die wärmste Anerkennung aus. Aber bald darauf schrieb er noch die liebenswürdigen Zeilen: „Der nachhaltig wohlthuende Eindruck, welchen ich von dem Feste empfangen habe, bewegt mich, dem Vereine nochmals zu bezeugen, wie angenehm mir die Stunden gewesen sind, die ich als Gast desselben in seinen Festräumen verlebt habe. Ich fand nach des Tages ernsten Geschäften an der von Düsseldorfer Künstlern der Erholung geweihten Stätte eine so traulich berührende Aufnahme, ich wurde aus den Mühen der Gegenwart so freundlich in die poetisch verklärte Vergangenheit Deutschlands, insbesondere der Rheinlande, geführt, ich sah mich nach der rauhen Arbeit der dem Schutze des Vaterlandes gewidmeten Waffenübung mit meiner Gemahlin in eine so sinnig und überraschend geschaffene Märchenpracht versetzt, daß ich mich nur schwer von diesem Reiche zauberischer Gestalten zu trennen vermochte. Es bleibt mir indeß der

Die goldene Hochzeit des Kaiserpaares am 11. Juni 1879.

Genuß schöner Erinnerung, und der Achtung vor der rheinischen Kunst wird sich nunmehr in mir das Band neuer, herzlicher Erkenntlichkeit zugesellen."

Im Herbst 1878 reiste der Kaiser abermals nach dem Rheine. Es verlangte ihn, der Enthüllung des Denkmals, welches die Bewohner der Rheinprovinz dem König Friedrich Wilhelm III. in Köln errichtet hatten, beizuwohnen. Der Empfang, der ihm in Köln zu Theil wurde, war um so begeisterungsvoller, als jene nichtswürdigen Attentate kurz vorausgegangen, die Wunden des Monarchen noch nicht einmal ganz geheilt waren. Bei völlig wiederhergestellter Gesundheit feierte dagegen Kaiser Wilhelm am 11. Juli 1879 mit Kaiserin Augusta das seltene Fest der goldenen Hochzeit. In der Kapelle des Kaiserschlosses zu Berlin fand die wiederholte Trauung des erlauchten Paares statt. Zeugen derselben waren die Mitglieder der kaiserlichen Familie, zahlreiche befreundete Fürsten, der Reichskanzler und der Feldmarschall Graf Moltke an der Spitze von ganzen Schaaren hoher Würdenträger Deutschlands, eine so stolze Versammlung, wie sie in diesem Raume wohl noch niemals beisammen gewesen. Berlin, Preußen, Deutschland, alle Lande, wo Deutsche wohnen, nahmen an der Feier so innigen und thätigen Antheil, daß nach des Kaisers eigenem Dankeswort „die beglückwünschenden Huldigungen in der Form von inhaltsreichen Zuschriften, thelegraphischen Grüßen, freudigen Festspielen, poetischen und künstlerischen Widmungen, duftigen Blumenspenden u. s. w. zu einer volksthümlichen Bewegung anwuchsen, welche nicht ohne tiefen Eindruck auf uns geblieben ist". Ja das Jubiläum gab Anlaß, wie der Kaiser ebenfalls in seinem öffentlich ausgesprochenen Danke hervorhob, „ein über das gesammte Reich sich erstreckendes Netz zu Stiftungen zu mannigfaltigen, dauernden Zwecken der Humanität zu begründen. Wir fühlen uns gedrungen, auch an dieser Stelle zu versichern, daß hierdurch mit besonderer Wärme von uns gehegte Wünsche ihre Erfüllung erhalten haben".

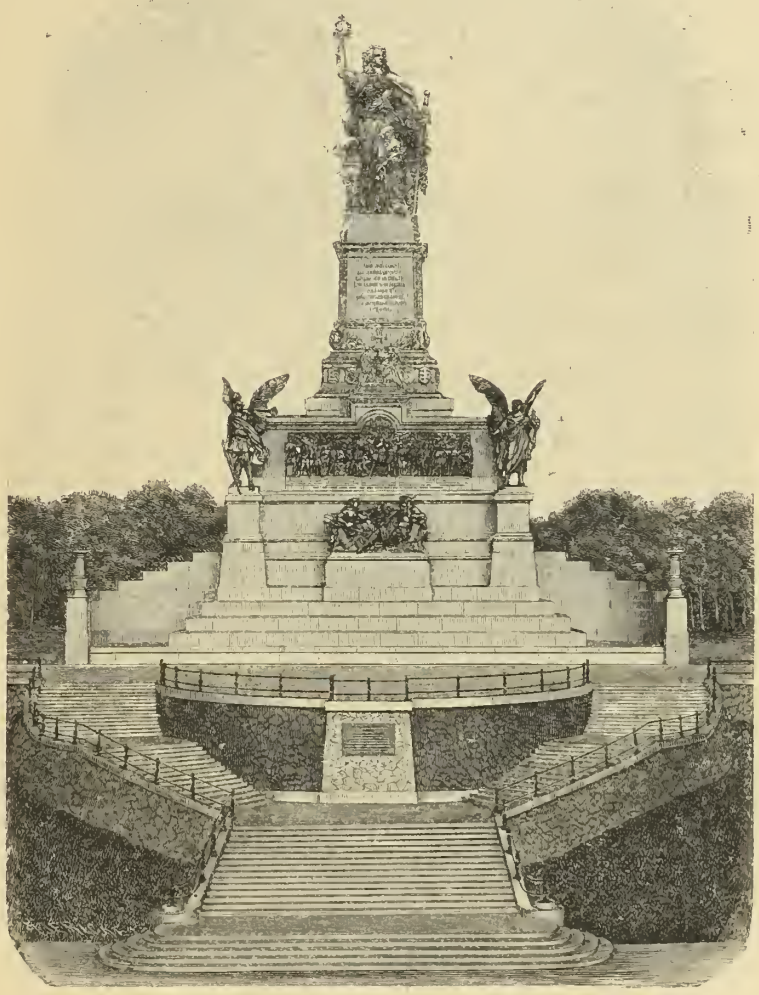


Der Dom zu Köln in seiner Vollendung.

Im Jahre 1880 wurde dem Kaiser die große Freude zu Theil, die Vollendung des Kölner Domes mit einer glänzenden Feier begehen zu können. Achtunddreißig Jahre vorher war die Weiterführung dieses so lange vernachlässigten Wunderbaues von König Friedrich Wilhelm IV. ernstlich in Angriff genommen worden. Der kunstsinnige Monarch hatte den Abschluß des schier unermeßlichen Werkes nicht erlebt. Das Gedächtniß des Verstorbenen ehrte Kaiser Wilhelm, indem er pietätvollen Herzens dessen Geburtstag, den 15. Oktober, zum Tag der Feier auswählte und in seiner Ansprache an den Weihbischof von Köln und die Domkapitulare, die ihn an der Pforte des Domes begrüßten, vor Allem auf die Verdienste seines Bruders um das herrliche Gotteshaus hinwies. Ein ähnliches Fest war ihm 3 Jahre später, am 28. September 1883, zu feiern vergönnt, als das Germaniadenkmal auf dem Niederwald enthüllt wurde. Die imponirende Schönheit dieses Denkmals und die unvergleichliche Landschaft, in der es von mächtiger Bergeshöhe über die gesegnetsten Gaue Deutschlands weit gen Westen schaut, vereinigen sich zu einem Bilde von wundersamem Reiz.

Aus der Parade von Euskirchen, September 1878.

Die vielen Tausende, die zum Enthüllungsakte zusammenströmten, waren von der Empfindung erfüllt, daß hier die Erinnerung an die Heldenthaten der letzten Kriegsjahre und an die endliche Wiedererrichtung des starken Deutschen Reiches den köstlichsten Triumph feiern werde. Ihrer Stimmung gab Kaiser Wilhelm durch die schönen Worte Ausdruck: „Der Allmächtige führte unsere Waffen nach blutigen Kämpfen von Sieg zu Sieg, und Deutschland steht in Einheit in der Weltgeschichte da. Millionen Herzen haben ihre Gebete zu Gott erhoben, ihm für diese Gnade ihren demüthigen Dank dargebracht und ihn gepriesen, daß er uns für würdig befand, seinen Willen zu vollziehen. Aber für die spätesten Zeiten will Deutschland diesem Danke bleibenden Ausdruck geben: in diesem Sinne ist das vor uns stehende Denkmal geschaffen, das nun enthüllt werden soll. Und mit den Worten, welche nach den Befreiungskriegen von 1813—1815 mein Vater, weiland König Friedrich Wilhelm III., in eiserner Schrift der Nachwelt hinterließ, weihe ich dieses Denkmal: den Gefallenen zum Gedächtniß, den Lebenden zur Anerkennung, den kommenden Geschlechtern zur Nacheiferung vorbereitet worden, Das walte Gott!"



Das Nationaldenkmal auf dem Niederwald.

Ein Fest anderer Art fand am 1. April 1885 statt. Es galt, einen einzelnen Mann zu ehren, den bewährtesten Diener des Kaisers, den Fürsten Bismarck, als dieser siebzig Jahre alt wurde. Eine gewaltige Bewegung hatte schon lange vorher alle deutschen Gaue erfüllt; in zahllosen Städten waren Bismarckfeiern die glänzendste natürlich in Berlin; unübersehbar war die Reihe der Glückwunschschreiben, der Ehrenauszeichnungen, der kostbaren Geschenke, welche der Reichskanzler von allen Seiten erhielt. Nicht bloß neidlos, sondern mit tiefer Befriedigung freute sich Kaiser Wilhelms große Seele an der Begeisterung, mit welcher die Verdienste des genialen Staatsmannes gepriesen wurden: er selber that das Seine, um den Kanzler so hoch zu ehren, wie niemals früher ein Unterthan geehrt wurde. Im Verein mit der kaiserlichen Familie übersandte er ihm als Angebinde Werner's Bild der Kaiserproklamation zu Versailles und schrieb dazu:

„Mein lieber Fürst! Wenn sich in dem deutschen Lande und Volke das warme Verlangen zeigt, Ihnen bei der Feier Ihres 70. Geburtstages zu bethätigen, daß die Erinnerung an Alles, was Sie für die Größe des Vaterlandes gethan haben, in so vielen Dankbaren lebt, so ist es mir ein tief gefühltes Bedürfniß, Ihnen heute auszusprechen, wie hoch es mich erfreut, daß solcher Zug des Dankes und der Verehrung für Sie durch die Nation geht. Es freut mich das für Sie

als wahrlich im höchsten Maße verdiente Anerkennung, und es erwärmt mir das Herz, daß solche Gesinnungen sich in so großer Verbreitung kund thun; denn es ziert die Nation in der Gegenwart, und es stärkt die Hoffnung auf ihre Zukunft, wenn sie ihre Erkenntniß für das Wahre und Große zeigt und wenn sie ihre hochverdienten Männer feiert und ehrt! An solcher Feier theilzunehmen ist mir und meinem Hause eine besondere Freude, und wünschen wir Ihnen durch beifolgendes Bild auszudrücken, mit welchen Empfindungen dankbarer Erinnerung wir dies thun; denn dasselbe vergegenwärtigt einen der größten Momente der Geschichte des Hohenzollernhauses, dessen niemals gedacht werden kann, ohne sich zugleich auch Ihrer Verdienste zu erinnern! Sie, mein lieber Fürst, wissen, wie in mir jederzeit das vollste Vertrauen, die aufrichtigste Zuneigung und das wärmste Dankgefühl für Sie leben wird! Ihnen sage ich daher mit diesem nichts, was ich Ihnen nicht oft genug ausgesprochen habe, und ich denke, daß dieses Bild noch Ihren späten Nachkommen vor Augen stellen wird, daß Ihr Kaiser und König und sein Haus sich dessen wohl bewußt waren, was wir Ihnen zu danken haben!

Die Rückfahrt des Kaisers von der Einweihungsfeier des Niederwalddenkmals am 28. September. 1883.

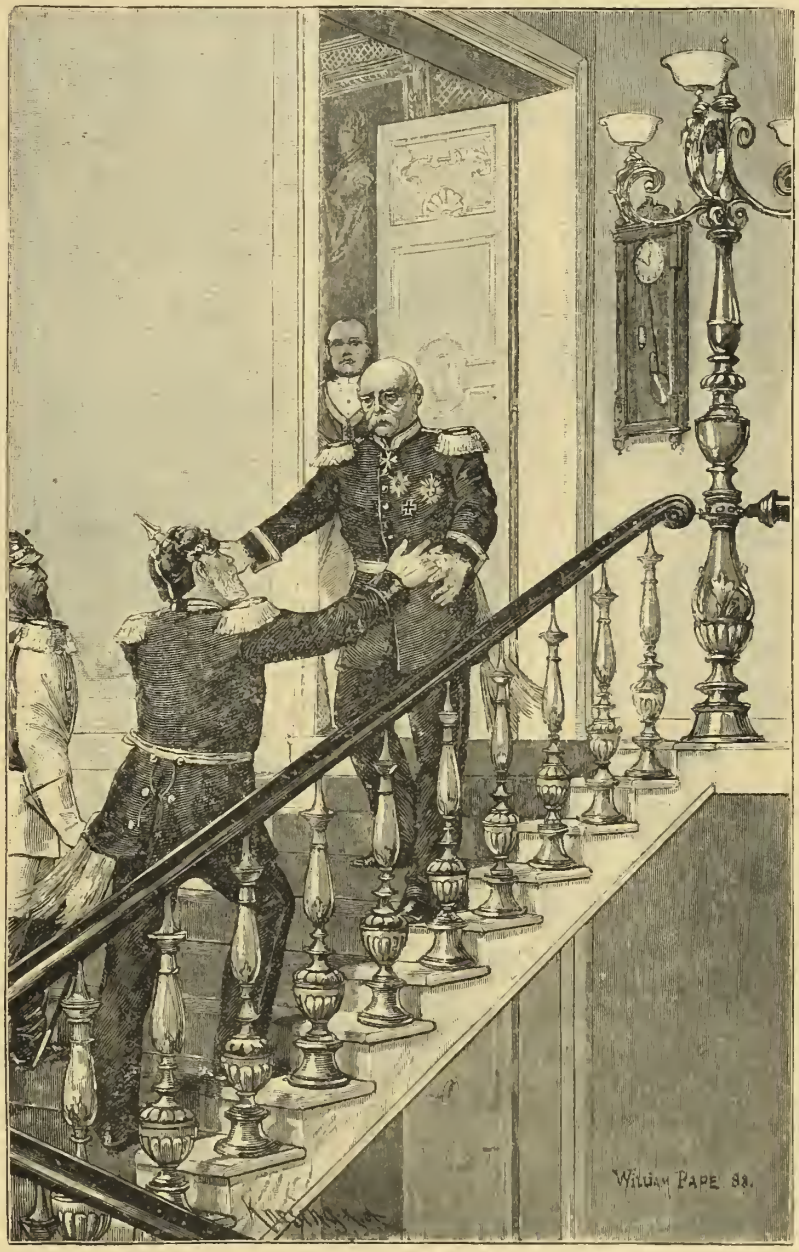
Mit diesen Gesinnungen und Gefühlen endige ich diese Zeilen, als über das Grab hinausdauernd Ihr dankbar treu ergebener Kaiser und König

Wilhelm."

Nach Uebersendung des Briefes — um 11 Uhr Vormittags — begab sich der Kaiser mit allen Prinzen des königlichen Hauses in das Palais des Kanzlers. In dessen Empfangszimmer, in welchem das Werner'sche Bild aufgestellt war, dankte der Kaiser dem Kanzler nochmals für die vielen und hohen Verdienste, welche er sich durch sein langjähriges, erfolgreiches Wirken um ihn und sein Haus erworben hatte. Er bat ihn, auch ferner auszuhalten, und wünschte ihm eine noch lange Amtszeit. Dann reichte er dem Fürsten unter tiefer Bewegung die Hand, welche der Kanzler, selber aufs Tiefste bewegt, zu küssen versuchte, worauf der Kaiser ihn umarmte und ihn unter Thränen zweimal küßte. Der Fürst erwiderte hierauf: „Ich habe nie ein größeres Glück gekannt,

als Eurer Majestät und dem Lande zu dienen, und so wird es auch für den Rest meines Lebens sein. Was ich geleistet habe, habe ich nur leisten können durch das Vertrauen, welches Eure Majestät mir stets geschenkt haben."

Der August 1885 und der August 1886 brachten Beide hohe Gedenktage altpreußischen Waffenruhmes. Am 20. August 1885 wurde die Statue König Friedrich Wilhelms I. im Lustgarten zu Potsdam enthüllt, welche der Kaiser in dankbarer Erinnerung dem Hauptschöpfer des preußischen Heeres dort hatte errichten lassen, und am 17. August 1886 wurde der Säkulartag des Todes Friedrichs des Großen mit stiller Feier weihevoll begangen. Beide Mal sprach der Kaiser ähnlich, wie er am 9. Februar 1877 zu seinem Enkel, dem Prinzen Wilhelm, geredet hatte. Er erwähnte Potsdam als Wiege des preußischen Heeres, pries das unzerstörbare Fundament, welches Friedrich Wilhelm I. durch seine Heeresorganisation gelegt hatte, schilderte den Heldengeist, den Friedrichs glorreiche Thaten im Heere erweckt hatten und den zu pflegen und zu erhalten aller Nachfolger innigstes Bemühen gewesen sei und stets bleiben müsse.



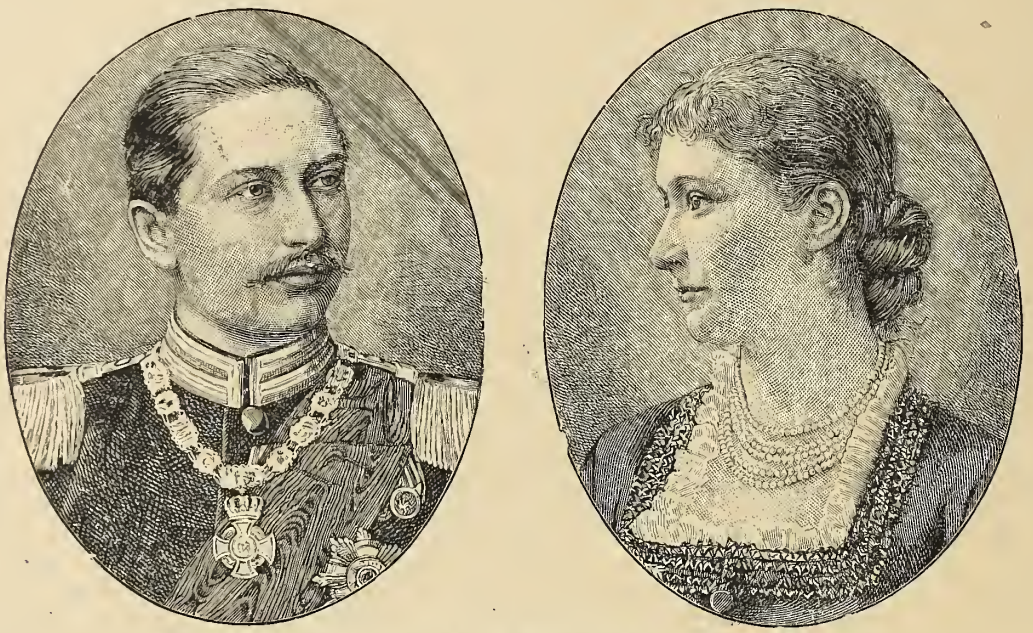
Die Beglückwünschung Bismarck's durch Kaiser Wilhelm an seiner 70jährigen Geburtstagsfeier am 1. April 1885.

Bei dem hohen Alter, welches dem Kaiser beschieden war, verlor er nach und nach fast alle Genossen seiner Jugend und Mannesjahre. Am 21. Januar 1883 starb der letzte seiner Brüder Prinz Karl. Von seinen Neffen verschieden der wackere Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg am 16. April 1883 und der geniale Heerführer Prinz Friedrich Karl am 15. Juni 1885. Das Haupt der schwäbischen Linie des Hohenzollernhauses, der edle Patriot Fürst Karl Anton, schloß am 2. Juni 1885 die Augen. Die kommandirenden Generale der preußischen Armee im dänischen und im österreichischen Kriege waren zumeist schon längst gestorben. Auch von den Helden des französischen Krieges blieben nur noch wenige übrig. Am 23. Februar 1879 verschied Generalfeldmarschall von Roon, der Mann, der „Preußens Schwert geschärft" hatte; am 17. Juni 1885 folgte ihm Generalfeldmarschall von Manteuffel im Tode.

Welche innigen Beziehungen den Kaiser mit diesen Blutsverwandten und Mitstreitern verbunden hatten, das zeigen die letzten Worte, mit denen manche von ihnen aus dem Leben

gingen. Prinz Karl verschied fast mit einem Hoch auf den Kaiser auf den Lippen, und der Großherzog von Mecklenburg schickte unmittelbar vor seinem Ende seinen Flügeladjutanten nach Berlin, um in seinem Namen dem Kaiser für alle seine Güte und Liebe zu danken und zu melden, daß — die zweite Armeeinspektion (die Stelle, die er innegehabt) erledigt sei. Diese Hingebung, diese Pflichttreue belohnte der Kaiser durch tiefempfundene Armeebefehle, in denen er die Truppen in Kenntniß setzte von dem Ende so hochverdienter Männer, denen er sein Lebenlang die wärmste Dankbarkeit bewahre. Mit tiefster Trauer gedachte er natürlich des Prinzen Friedrich Karl, des Helden dreier Kriege, der Deutschlands Waffen fort und fort zum Siege geführt hatte.

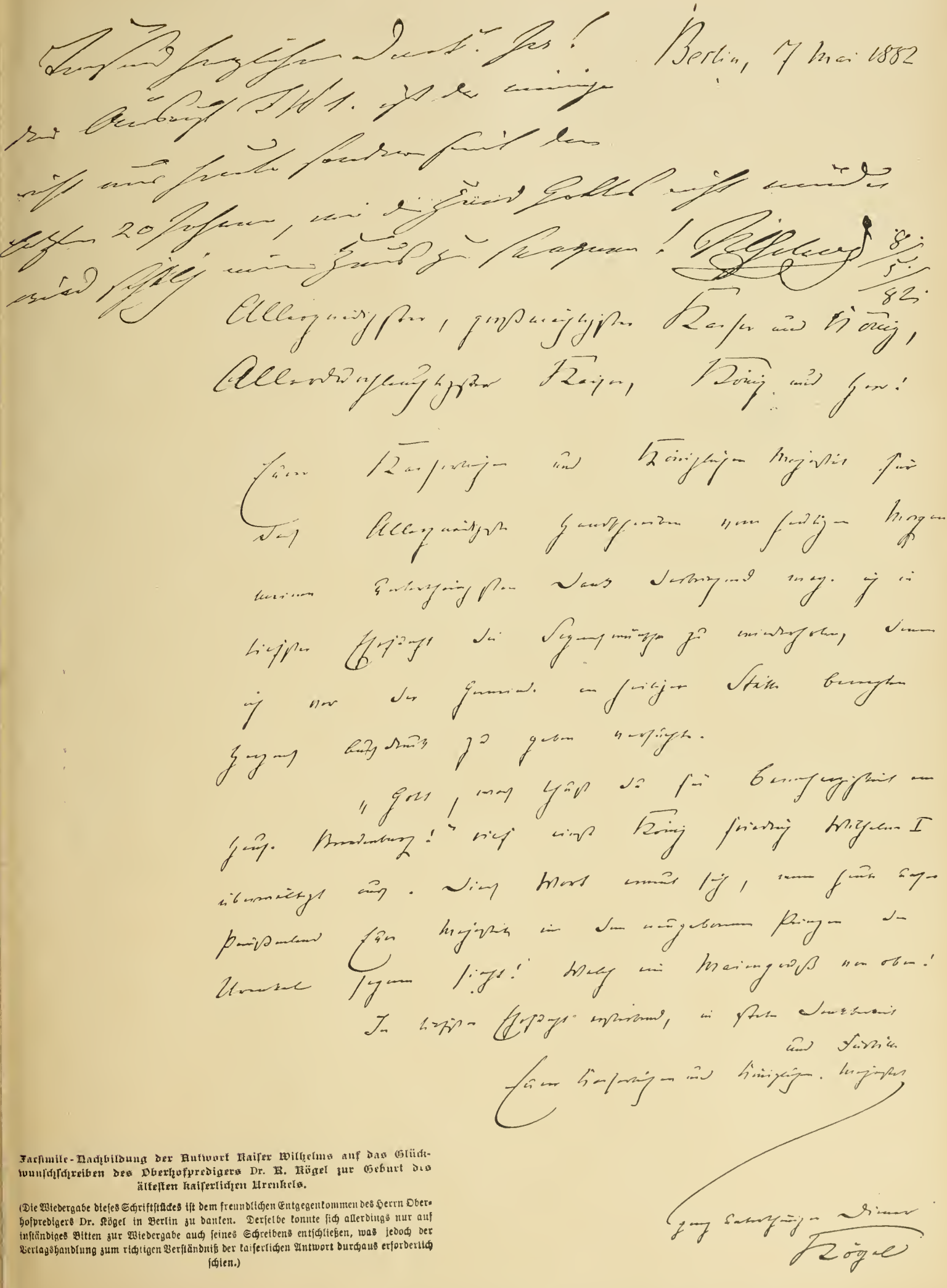
Aber an Stelle der Verstorbenen umgab den Kaiser ein junges Geschlecht. Seine Großneffen und Großnichten, seine Enkel und Enkelinnen wuchsen eins ums andere zu Jungfrauen und Jünglingen heran. Schon vermählten sich einzelne derselben, und am 12. Mai 1879 genas



Prinz Wilhelm von Preußen und seine Gemahlin Prinzessin Auguste Viktoria.

Prinzessin Charlotte, die mit dem Erbprinzen von Sachsen-Meiningen verheirathete älteste Tochter des Kronprinzen, eines Töchterleins, welches den hocherfreuten Kaiser zum erstenmal zum Urgroßvater machte. Nicht lange darauf faßte Prinz Wilhelm eine warme Neigung zu der Prinzessin Augusta Viktoria, Herzogin zu Schleswig-Holstein. Die Aussicht auf die Verbindung dieses Paares war für die kaiserliche Familie wie für das ganze deutsche Volk um so beglückender, als durch dieselbe der letzte Rest von Verstimmung, der etwa noch zwischen den Fürstenhäusern und Volksstämmen von Schleswig-Holstein und Preußen aus den sechziger Jahren übrig geblieben war, vollständig getilgt werden mußte. Von Herzen gern gab deshalb der Kaiser seine Einwilligung zur Vermählung seines Enkels mit der an Leib und Seele gleich anmuthigen jungen Prinzessin. Am 26. Februar 1881 hielt das Brautpaar seinen Einzug in Berlin, der eben so sehr durch den ungemein geschmackvollen offiziellen Schmuck der Residenz wie durch das herzlichste Entgegenkommen der Berliner Bevölkerung verschönt wurde. Am folgenden Tage fand die kirchliche Trauung statt. Dann mußte das Ehepaar zahllose glückwünschende und Geschenke spendende Deputationen empfangen.

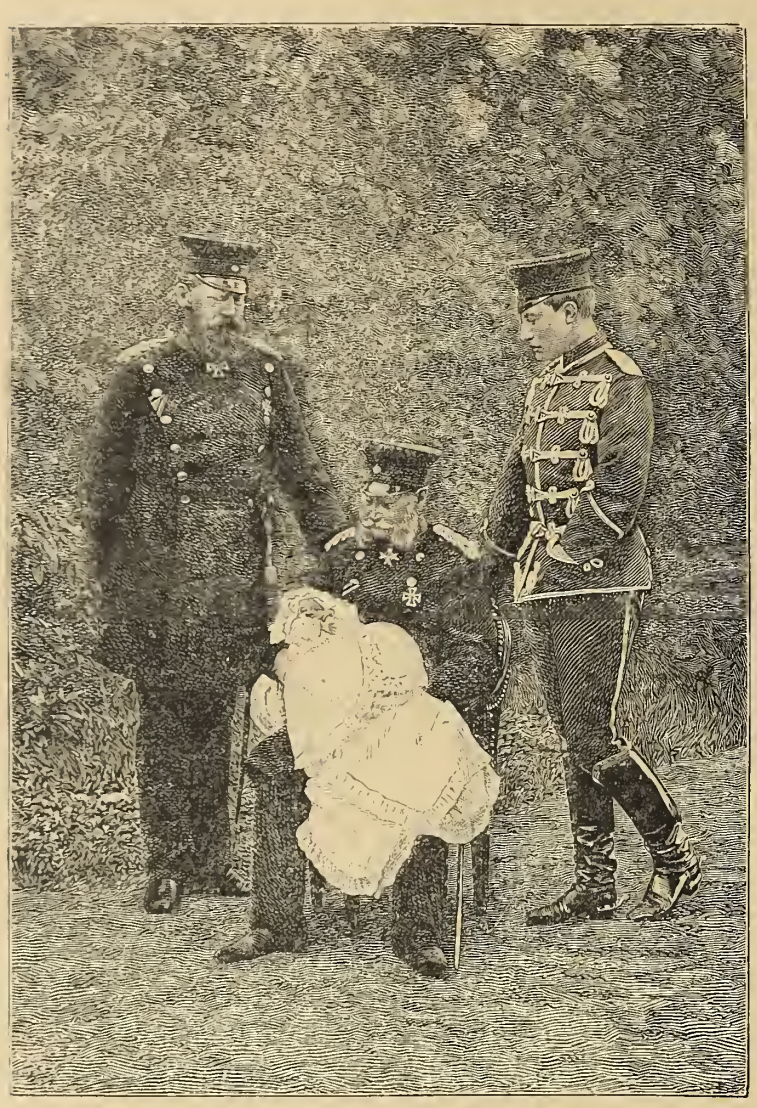
Prinz Wilhelm dankte denselben mit der feinen Bemerkung, er und seine Gemahlin wüßten, daß die Huldigungen nicht ihnen, sondern dem Hause Hohenzollern gelten, und daß sie soviel Liebe erst durch ernste Pflichterfüllung verdienen müssen. „Wir bringen dieses Gelöbniß dar als schwachen Dank für alle Zeichen der Liebe und Anhänglichkeit und bitten, dem gesammten Vaterlande



Faksimile-Nachbildung der Antwort Kaiser Wilhelms auf das Glückwunschschreiben des Oberhofpredigers Dr. R. Kögel zur Geburt des ältesten kaiserlichen Urenkels.

(Die Wiedergabe dieses Schriftstückes ist dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn Oberhofpredigers Dr. Kögel in Berlin zu danken. Derselbe konnte sich allerdings nur auf inständiges Bitten zur Wiedergabe auch seines Schreibens entschließen, was jedoch der Verlagshandlung zum richtigen Verständniß der kaiserlichen Antwort durchaus erforderlich schien.)

mitzutheilen, daß wir unser ganzes Leben der Erfüllung unserer Pflichten widmen werden.“ Am 6. Mai 1882 schenkte Prinzessin Augusta Viktoria ihrem Gemahl ein Söhnlein, dem Kaiser einen Urenkel, dem zu steigender Freude der kaiserlichen Familie in den nächsten Jahren schnell hinter einander noch drei Brüderchen folgten. Auf die Anzeige von der Geburt des ersten Urenkels, der den Namen Wilhelm erhielt, antwortete Kaiser Wilhelm mit dem Freudenrufe: „Hurrah, vier Könige!“ Die Erläuterung desselben gab er selber in dem an einen befreundeten Diplomaten gerichteten Briefe mit dem ernsten Worte: „Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihre Theilnahme an der Geburt meines Urenkels. Es ist neben dem Familienglück ein wichtiges geschichtliches Ereigniß, welches im ganzen Lande gefühlt wird, daß drei Generationen die Erbfolge gesichert erscheint, wenn den drei Nachfolgern Leben und Einsicht gegeben ist.“



Kaiser Wilhelm mit Sohn, Enkel und Urenkel.

Auch die letzte Lebenszeit Kaiser Wilhelms brachte ihm selber wie dem Vaterlande noch eine Fülle von Glück und Segen.

Im Herbst 1884 starb der letzte Herzog von Braunschweig. Nach altem Rechte wäre der Herzog von Cumberland, Sohn weiland Königs Georg von Hannover, sein Nachfolger gewesen. Aber dieser Prinz, erwachsen im Haß gegen Preußen und die Ordnungen des deutschen Reiches, ließ bei dem Anspruch, den er auf die Thronfolge in Braunschweig erhob, deutlich bemerken, daß er auch ferner nur darauf sinnen werde, die Ruhe des Reiches zu stören. Seine feindseligen Erklärungen zwangen dazu, seinem Erbrecht das höhere Recht des Reichsfriedens entgegenzusetzen, und schließlich — im Oktober 1885 — wählte Braunschweigs Ständeversammlung einmüthig Kaiser Wilhelms Neffen, den Prinzen Albrecht von Preußen, zu ihrem „Regenten“. Ganz Deutschland billigte laut und freudig die glückliche Erledigung dieser Angelegenheit, die eine Zeit lang manche Sorge erweckt hatte.

Anfang Januar 1886 beging Kaiser Wilhelm die Gedenkfeier seiner vor 25 Jahren erfolgten Uebernahme der Regierung im Königreich Preußen. In so schlichten Formen die Feier sich nach dem bescheidenen Sinn des Kaisers halten sollte, so wurde sie doch, Dank der Liebe und Verehrung, die aller Orten dem hohen Monarchen entgegengebracht wurden, ein strahlendes Fest. Der König von Sachsen reiste, obwohl er schon einen Gratulationsgesandten abgeordnet hatte, selber nach Berlin, weil er es sich nicht versagen konnte, das Oberhaupt des Reiches mit dem herzlichsten persönlichen Glückwunsche zu erfreuen. Und als bei der Cour im Berliner Schlosse Fürst Bismarck an der Spitze der Botschafter zum Handkuß auf den Kaiser zuschritt, da breitete dieser tiefgerührt die Arme aus und küßte ihn auf die Wange.

Die Taufe des Prinzen Wilhelm am 11. Juni 1882 zu Potsdam.

Am 10. Juni desselben Jahres wurde das Berliner Denkmal Friedrich Wilhelms IV. enthüllt. Die Pietät des Kaisers hatte nach solchem Denkmal verlangt, und dasselbe trägt deshalb an seinem Fuße die schlichte Inschrift:

Dem Gedächtniß Königs Friedrich Wilhelm IV.
König Wilhelm.

Das schöne Reiterstandbild erhebt sich in dem großen Hofe der Nationalgalerie, mitten unter den edelsten Schöpfungen der Kunst, deren Hüter und Förderer Friedrich Wilhelm gewesen war. Bei der Enthüllung wies aber das dankbare Gemüth des Kaisers auch darauf hin, daß der Verstorbene sich um die Macht und Größe des Vaterlandes ebenfalls sehr hohe Verdienste erworben habe; denn man könne nur mit Schmerzen seines frühen Todes gedenken, weil es ihm nicht vergönnt gewesen, die reichen Früchte zu ernten, zu denen er doch den Samen gestreut habe.

Kaiser Wilhelm und seine Schwester, Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin.

Am 1. Januar 1887 beging der Kaiser sein achtzigjähriges Militärdienst-Jubiläum. Der Kronprinz brachte ihm an der Spitze der Generale den Gruß des ganzen Heeres, den der Kriegsherr mit innigstem Danke erwiderte für die Treue, Hingebung und Pflichterfüllung, welche das Heer in diesen achtzig Jahren unwandelbar bewiesen hatte.

Am 22. März 1887 trat Kaiser Wilhelm in sein einundneunzigstes Lebensjahr. Alle Gedenktage, die er in letzter Zeit gefeiert, waren von immer steigendem Jubel des Volkes verschönt worden. Aber der Tag, an dem der edle Greis neunzig Jahre alt wurde, rief eine wahre Explosion begeisterungsvoller Liebesbezeugungen hervor. Beinahe hundert Mitglieder fürstlicher Familien eilten zur Beglückwünschung des Monarchen nach Berlin. In den breiten Straßen der Residenz stockte der Verkehr vor dem Andrang der Massen, die den Kaiser schauen, ihm zujauchzen wollten. Die Studenten brachten ihm einen großartigen Fackelzug und hatten die Freude, eine Deputation aus ihrer Mitte vom Kaiser empfangen zu sehen. Die akademische Jugend wurde dieser Auszeichnung gewürdigt, weil der Kaiser sich von der treuen Anhänglichkeit an festgefügte monarchische Staatsordnungen, die gerade in der jungen Generation sich am weitesten ausgebreitet, mit großer Genugthuung überzeugt hatte. Es mache ihm innige Freude, so sagte er der Deputation, daß die Studenten ihren Gesinnungen diesen „erleuchteten Ausdruck“ gegeben hatten; er sehe darin eine Bürgschaft für eine gute Zukunft Deutschlands, und eben deshalb habe er, während er „sonst Alles abgelehnt“, den Fackelzug der akademischen Jugend angenommen.

Den vielen tausend Anderen, die ihm gleichfalls durch Wort und That unerschöpfliche Freude bereitet, dankte er durch folgenden, tiefempfundenen herzbewegenden Erlaß:

„Es ist eine wunderbare Fügung des Himmels, daß mir nach so vielen unvergeßlichen Erinnerungstagen auch noch vergönnt gewesen ist, am 22. März mein neunzigstes Lebensjahr zu vollenden. In demüthigem Ernste erkenne ich die Gnade Gottes, welche mich diesen Tag hat erleben lassen, welche mir in so hohem Alter die Kraft zur Erfüllung meiner fürstlichen Pflicht erhalten hat, welche mir das Glück gewährt, noch den Lebensabend mit meiner geliebten Gemahlin zu theilen und auf eine kräftig emporwachsende Nachfolge von Kindern, Enkeln und Urenkeln zu schauen.

„Neunzig Jahre eines menschlichen Lebens, welch eine lange Spanne Zeit! Wenn ich sie im Geiste an mir vorüberziehen lasse, so will es mir oft kaum faßlich erscheinen, was ich Alles erlebt, erfahren und errungen habe. Die göttliche Vorsehung hat meine Wege, wenn auch nicht ohne schwere Prüfungen, sicher geleitet und zu glücklichen Zielen geführt. Gottes reichster Segen hat auf meiner Arbeit geruht.

„In frühester Jugend habe ich die Monarchie meines tiefgebeugten Vaters in ihrer verhängnißvollen Heimsuchung gesehen. Ich habe aber auch die hingebendste Treue und Opferfreudigkeit, die ungebrochene Kraft und den unverzagten Muth des Volkes in den Tagen seiner Erhebung und Befreiung kennen gelernt. Jetzt in meinem Alter blicke ich, nach so manchen Wechselfällen meines Lebens mit Stolz und Befriedigung auf die großen Wandlungen, welche die ruhmvolle Vergangenheit der jüngsten Zeit, ein unvergängliches Zeugniß deutscher Einigkeit und aufrichtiger Vaterlandsliebe in Deutschland geschaffen hat. Möge unserem theuren Vaterlande die langersehnte Errungenschaft, wie ich es zuversichtlich hoffe, in ungestörter segensreicher Friedensarbeit zu stets wachsender Wohlfahrt aller Klassen der Nation gereichen!

„In wohlthuender Erinnerung an eine solche ereignißreiche Vergangenheit gewinnt die neunzigste Wiederkehr meines Geburtstags für mich eine besondere Bedeutung, welche durch die allgemeine tief empfundene Theilnahme meines Volkes erhöht wird. Aus allen Theilen des Reiches, aus fernen Landen, in denen Deutsche eine neue Heimath gefunden, selbst von jenseit des Oceans, her, sind mir Adressen in zum Theil kunstvoller, gediegener Ausstattung, Zuschriften und Telegramme, poetische und musikalische Gaben, Blumenspenden und Arbeiten in überreicher Anzahl zu diesem seltenen Tage zugegangen. Von Gemeinde-Verbänden, größeren wie kleineren Umfangs, von Collegien, Corporationen und Genossenschaften jeder Art, von wissenschaftlichen und Kunstinstituten, von Anstalten und einzelnen Personen bin ich in der herzlichsten Weise beglückwünscht worden. Künstler, bildende wie darstellende, Studirende der deutschen Universitäten, Akademien und technische Hochschulen, Krieger-, Turn-, Bürger- und andere Vereine, Gilden und Innungen haben in der verschiedensten Weise ihre treue Anhänglichkeit an mich kundgethan. Durch festliche Veranstaltungen und Festversammlungen ist der Tag aller Orten verherrlicht worden. Der Umfang und die Mannigfaltigkeit dieser beredten Beweise von Liebe und Verehrung ist so groß gewesen, daß sich die Feier des Tages zu einer nationalen Huldigung für mich gestaltet hat.

„Nicht vermag ich Allen, welche mir so liebevolle Aufmerksamkeiten erwiesen haben, im Einzelnen dafür zu danken. Tief ergriffen von solcher durch alle Schichten der Bevölkerung gehenden Bewegung kann ich nur der Gesammtheit zu erkennen geben, welche ungemeine Freude mir Jeder an seinem Theile bereitet hat und wie tief mein Herz von innigster Dankbarkeit für alle diese patriotischen Kundgebungen erfüllt ist.

„Es giebt wahrlich für mich kein größeres Glück, kein erhebenderes Bewußtsein, als zu wissen, daß in solcher Weise die Herzen meines Volkes mir entgegenschlagen.

„Möge mir diese Treue und Anhänglichkeit als ein theueres Gut, welches die letzten Jahre meines Lebens hell erleuchtet, erhalten bleiben! Mein Leben und Denken soll wie bisher so auch

Kaiser Wilhelm im neunzigsten Lebensjahre.

ferner für die Zeit, welche mir zu wirken noch beschieden sein wird, darauf gerichtet sein, die Wohlfahrt und Sicherheit meines Volkes zu heben und zu fördern.

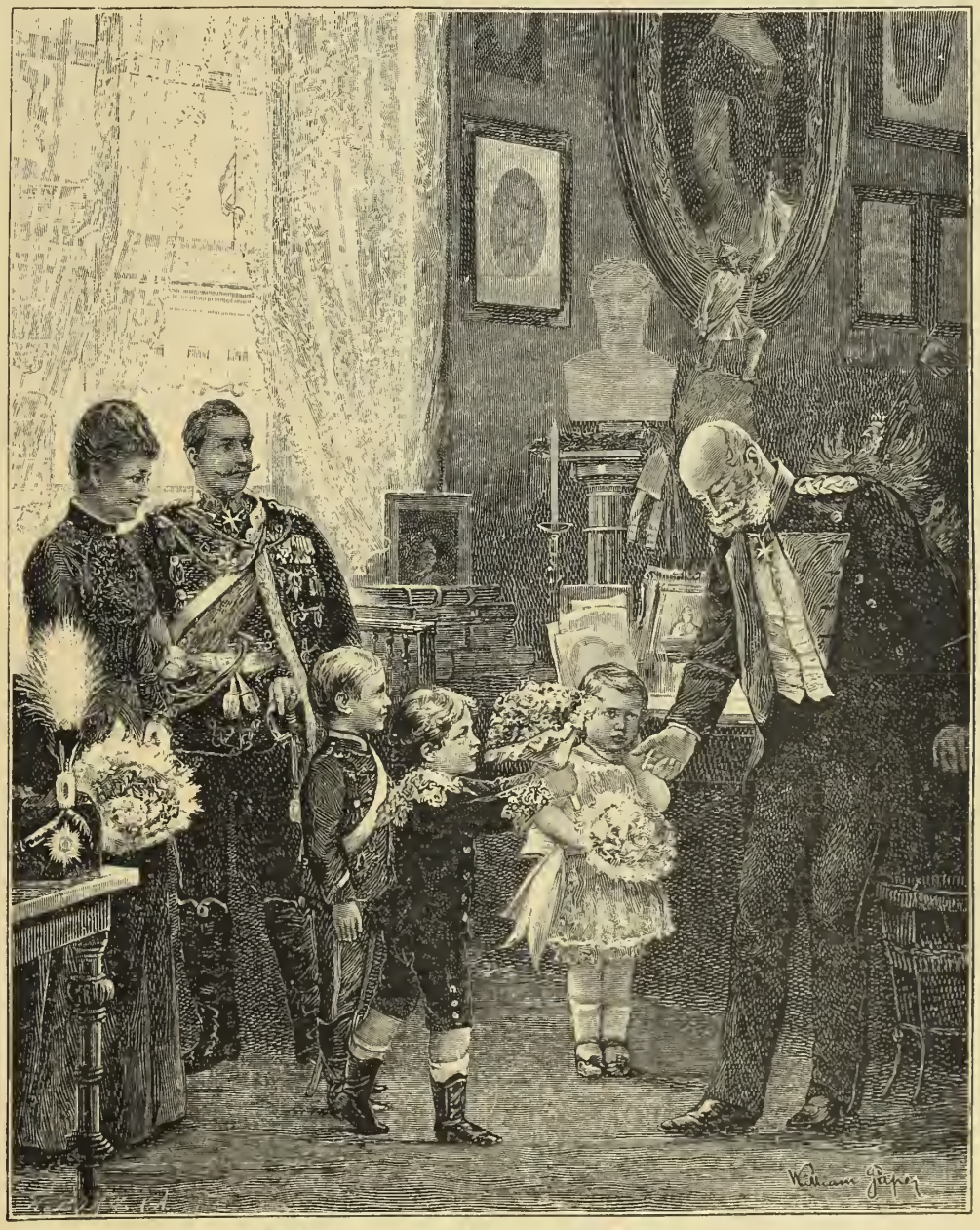
„Ich beauftrage Sie, diesen Erlaß zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

Berlin, den 23. März 1887.

Wilhelm.

An den Reichskanzler."

Die Rührung und Freude, welche der Kaiser über seine Geburtstagsfeier im Frühling 1887 empfand, wurde aber noch dadurch gesteigert, daß solch überwältigender Ausdruck loyaler Gesinnungen den schweren auswärtigen Gefahren, von denen Deutschland damals bedroht wurde, segensreich entgegenwirkte. Frankreich hatte während der letzten Jahre mit allerleidenschaftlichstem Eifer an der Steigerung seiner Wehrkraft gearbeitet und dem Rufe nach Revanche, nach Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen immer williger sein Ohr geliehen. Rußland war, gereizt durch das Streben der Donaustaaten, vornehmlich Bulgariens, nach kraftvoller Selbständigkeit, welches seinen Wünschen wenig entsprach,



Die Gratulation der Urenkel am 22. März 1887.

und in dem Irrwahn, daß Deutschlands Friedenspolitik hieran Schuld trage, abermals von wüstester Feindseligkeit gegen unser Reich ergriffen worden. Der Ausbruch des schrecklichsten ganz Europa umfassenden Krieges schien unmittelbar bevorzustehen, und wenn Deutschland demselben auch mit der Ruhe eines guten Gewissens entgegensehen konnte, so war doch nöthig, alle Kräfte der Nation zum entscheidenden Kampfe mit ganzem Ernste zusammenzufassen. Hier aber zeigten sich große Schwierigkeiten, weil die Mitglieder der Opposition im deutschen Reichstage — Centrumsleute und

Deutschfreisinnige, von Welfen, Polen und Sozialdemokraten zu schweigen — in leichtfertiger Unterschätzung der nationalen Gefahr die Mittel zu stärkerer Rüstung der Regierung vorzuenthalten suchten. Vergebens bemühte sich die Letztere im Winter 1886 auf 1887, den Reichstag zur Bewilligung einer mäßigen Erhöhung der Friedenspräsenz des deutschen Heeres für einen weiteren Zeitraum von 7 Jahren zu bewegen. Vergebens mahnten Fürst Bismarck und Graf Moltke in wuchtigen Worten, das Heer nicht zu einem Spielball der parlamentarischen Parteien zu machen und dem Auslande nicht ein Schauspiel deutscher Uneinigkeit zu geben, welches den Krieg, den doch Alle zu vermeiden wünschten, unfehlbar herbeiziehen werde. Schon schien ganz Deutschland durch den Militärkonflikt wiederum so schlimm zerspalten wie Preußen während der Jahre 1861 bis 1866, da griff Kaiser Wilhelms feste Hand mit glücklichstem Erfolge in das Toben des Streites ein. Der Reichstag wurde aufgelöst; in der Neuwahl des 21. Februar 1887 errangen die Parteien der Nationalliberalen und Konservativen einen glänzenden Sieg, und die Verstärkung des Heeres wie überhaupt freundlicheres Zusammenarbeiten der Volksvertretung mit der Regierung wurde hierdurch für lange Zeit gesichert.

Kaiser Wilhelm war über diesen Wandel der Dinge entzückt. „Der Ausfall der Wahlen so rief er aus, „hat mich um zwanzig Jahre verjüngt.“ Und weil vornehmlich jüngere Männer in großen Massen sich von der Opposition abgewendet und zahlreiche Wahlkreise mit ihrem Geist erfüllt hatten, so sah der Kaiser hierin mit vollem Recht, wie er jener Deputation der Studenten bei seiner Geburtstagsfeier bezeugte, die beste Bürgschaft für Deutschlands künftiges Heil. Der Reichstag bewilligte gern und schnell nicht bloß die nothwendige Erhöhung der Friedenspräsenz des deutschen Heeres, sondern überdies noch eine sehr ausgiebige Verstärkung der sogenannten Kriegspräsenz, indem er die Dienstpflicht in der Landwehr und im Landsturm um mehrere Jahre verlängerte, die für den Ernstfall verfügbare Wehrmannschaft dadurch um nicht weniger als 700,000 Mann vermehrte und die bedeutenden Summen, die zur Anschaffung guter Waffen für dieses riesige neue Heer unentbehrlich waren, der Regierung vertrauensvoll überwies.

Endlich zeigte sich also der Reichstag wieder der Größe dieser Zeit gewachsen. Sein opfermuthiger Patriotismus machte aber ringsum und vornehmlich bei Deutschlands Gegnern um so tieferen Eindruck, als gleichzeitig die Regierung wahrhaft blendende diplomatische Erfolge errang. Am 18. November 1887 ließ sich der gleich seinem Volke grollende Czar Alexander III., in Erinnerung an die einstige russisch-deutsche Freundschaft, noch einmal herbei, seinen Großohm, dem Kaiser Wilhelm, in Berlin einen Besuch zu machen. Fürst Bismarck setzte hierbei durch, daß der Czar ihm nicht bloß eine Audienz gewährte, sondern auch den Ausführungen über die friedliche und nirgendwo russenfeindliche Richtung der deutschen Politik wiederum Glauben schenkte. Glückte es doch dem Fürsten sogar, dem Czaren nachzuweisen, daß er nur durch falsche, von falschen Intriguanten erdichtete Depeschen über Deutschlands Absichten in die Irre geführt worden war! Freudigen und vertrauenden Herzens konnte daher der Kaiser wenige Tage später dem Reichstage die Botschaft senden; „Die auswärtige Politik seiner Majestät des Kaisers ist mit Erfolg bemüht, den Frieden Europas, dessen Erhaltung ihre Aufgabe ist, durch Pflege der freundschaftlichen Beziehungen zu allen Mächten, durch Verträge und Bündnisse zu befestigen, welche den Zweck haben, den Kriegsgefahren vorzubeugen und ungerechten Angriffen gemeinsam entgegenzutreten. Das Deutsche Reich hat keine aggressiven Tendenzen und keine Bedürfnisse, die durch siegreiche Kriege befriedigt werden könnten. Die unchristliche Neigung zu Ueberfällen benachbarter Völker ist dem deutschen Charakter fremd, und die Verfassung sowohl wie die Heereseinrichtungen sind nicht darauf berechnet, den Frieden unserer Nachbarn durch willkürliche Angriffe zu stören. Aber in der Abwehr solcher und in der Vertheidigung unserer Unabhängigkeit sind wir stark und wollen wir mit Gottes Hülfe so stark werden, daß wir jeder Gefahr entgegensehen können.“

Die empfindliche Niederlage, welche die Kriegshetzer an der Seine und an der Newa mit Alledem erlitten, wurde noch vervollständigt durch die Ereignisse des Februar 1888. Denn am 3. dieses Monats war zu allgemeinster Ueberraschung in den Zeitungen von Berlin, Wien und Pesth der Wortlaut des Bündnißvertrages zu lesen, den Deutschland und Oesterreich im Jahre 1879 geschlossen, seitdem treu gehalten hatten und fernerhin ebenso treu zu halten fest entschlossen waren, ein Vertrag streng defensiv, aber dennoch eine einschüchternde Drohung für die Nationen, welche „unchristliche Neigung zu Ueberfällen benachbarter Völker in bösem Herzen hegten". Und am 6. Februar hielt Fürst Bismarck im deutschen Reichstag eine zündende Rede, in der er nicht bloß den ohnehin willigen Reichstag zu freudiger Gewährung der letzterwähnten großen Summen zur Bewaffnung der Landwehr und des Landsturms bewog, sondern auch die gewaltigen, jedes deutsche Herz begeisternden, jeden Feind des Reiches bitter schreckenden Worte sprach: „Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt, und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt. Wer ihn aber trotzdem bricht, der wird sich überzeugen, daß die kampfesfreudige Vaterlandsliebe, welche 1813 die gesammte Bevölkerung des damals schwachen, kleinen und ausgesogenen Preußen unter die Fahnen rief, heutzutage ein Gemeingut der ganzen deutschen Nation ist und daß derjenige, welcher die deutsche Nation irgendwie angreift, sie einheitlich gewaffnet finden wird, und jeden Wehrmann mit dem festen Glauben im Herzen: Gott wird mit uns sein!"

Da das 91. Lebensjahr Kaiser Wilhelms unter solchen Zeichen begann, so ist kein Wunder, daß der beglückte Monarch sich „um zwanzig Jahre verjüngt" fühlte und hellen Auges in die Zukunft blickte. Aber kaum je hat sich das herbe Dichterwort:

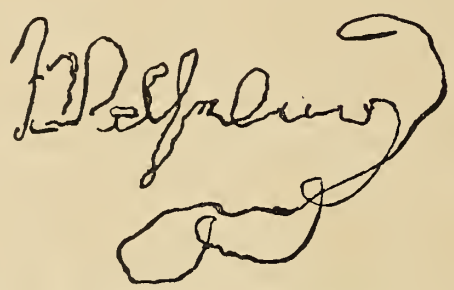
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Theil

schneidender bewahrheitet, als zu dieser Zeit in Kaiser Wilhelms Schicksal. Während mit dem deutschen alle friedliebenden Völker der ganzen Welt voll Dank und Verehrung zu dem hohen Greise emporschauten, während jede Familie, die Arbeit, Sitte und Bildung hochhielt, ihn als ihren Schutzherrn liebend ins Herz schloß, erlebte er selber in seinem eigenen Hause das schwerste Leid. Sein einziger Sohn, der Held von Wörth und Sedan, der Liebling des Volkes, unser Fritz, begann unheilbarem Siechthum zu erliegen. Kummer und Sorge erfüllten die Seele jedes Patrioten, herzzerreißend aber war der Schmerz des greisen Vaters, dessen schönste Lebenshoffnung, dem geliebten Sohn das glänzendste Loos bereitet zu haben, sich als trügerisch erwies. Wohl ertrug der Kronprinz die Qualen der Krankheit wie ein Held, wohl ergab der Kaiser sich mit männlicher Fassung in das Unabänderliche, aber in vertrauter Umgebung öffnete er die Lippen zu dem Klageruf: „Mein Fritz, mein armer, armer Fritz!" Und auch das Leid blieb ihm nicht erspart, daß der Sohn, dessen Krankheit zum Aufenthalt im warmen Süden nöthigte, seinen Augen ganz entrückt wurde. Wie oft hat das Vaterherz da gejammert: „Ach, wenn ich meinen Fritz nur noch einmal umarmen dürfte!"

Es sollte ihm nicht mehr zu Theil werden. Die Last der Jahre hatte allmählich auch über seine zähe Kraft gesiegt. Leichte Krankheitsanfälle, die aber das hohe Alter bedrohlich machte, kehrten von Zeit zu Zeit und um so häufiger wieder, als der Kaiser seinen Herrscheraufgaben im Arbeitszimmer wie auf der Reise, bei der Besichtigung der Regimenter wie der Kriegsschiffe sich unermüdlich widmete. Seine rastlose Thätigkeit und der Kummer um den Sohn führten endlich zu voller Erschöpfung. Am 9. Februar 1888 mußte der Kronprinz sich einer schweren Operation unterziehen, die zwar glücklich endete und einige Erleichterung seiner Leiden brachte, im Uebrigen jedoch vom Ernst der Lage ein so trauriges neues Zeugniß gab, daß der Kaiser hierdurch tief erschüttert wurde. Am 23. Februar 1888 starb plötzlich, nach kurzer Krankheit, der bisher in Jugendkraft strahlende Prinz

Ludwig von Baden, zweiter Sohn des großherzoglichen Paares Friedrich und Luise, ein Lieblingsenkel Kaiser Wilhelms. Solchen Schicksalsschlägen war der greise Monarch nicht mehr gewachsen. Eine leichte Erkältung, die er sich am 3. März zuzog, nahm bald einen gefährlichen Charakter an, und in alle Weiten der Welt meldete der Telegraph, daß das Ende des glorreichsten Lebens sichtlich bevorstehe.

Da legte sich angstvolle Spannung und andächtige Stille über die Welt. In Berlin standen Tag und Nacht Tausende vor des Kaisers Haus, auf jede Regung von drinnen lauschend, noch immer hoffend, daß noch einmal des hohen Greises gütiges Antlitz an dem „historischen Eckfenster" sichtbar werden, ihnen noch einmal, wie seine Gewohnheit gewesen, einen freundlichen Gruß zuwinken werde. Vergebens! An demselben 3. März, an dem er erkrankte, hatte er sich dort zum letzten Male seinem Volke zu zeigen vermocht. Und wie in der Reichshauptstadt, so lauschten von den Alpen bis zum Meer in Stadt und Dorf die Deutschen auf jede Nachricht, die von Berlin her zu ihnen drang. Auf den Straßen fragten einander die Männer, eiligen Gang unterbrechend, ob eine neue Meldung eingelaufen, ob noch irgend welche Hoffnung vorhanden sei. Die gleiche Theilnahme bewiesen alle befreundeten Völker diesseit wie jenseit des Oceans. Ja selbst bei den Feinden Deutschlands schwieg die Feindschaft. Franzosen und Russen erwogen nicht, daß der Augenblick, in welchem der Kaiser auf dem Sterbebette lag und der Thronfolger todtkrank in der Ferne weilte, vielleicht zum Angriffe auf Deutschland günstig sei. In ehrlichem Mitgefühl verfolgten sie ohne selbstische Nebengedanken den Gang der Krankheit und brachten hiermit dem Sterbenden den Zoll einer Anerkennung dar, die alle Triumphe, welche der Kaiser je gefeiert, in den Schatten stellte. Denn wenn sie es auch weder aussprachen noch aussprechen wollten, durch ihr Verhalten bezeugten sie es dennoch, daß sie vor Kaiser Wilhelms Lebenswerk, vor dem von ihm gegründeten, von seinem Geist erfüllten Deutschen Reich die Waffen streckten. Mochte der Kaiser dahinsinken, mochte der Held von Wörth nur mit dem Rest von Kraft, den zehrende Krankheit gelassen, die Zügel der Regierung ergreifen, die Feinde wußten, daß das deutsche Volk Mann für Mann einmüthig bereit stand, das Sterbelager Kaiser Wilhelms und sein Grab, sein Reich und seinen Erben vor jeder Gefahr zu behüten. Des Kaisers hoher Geist wirkte in Allen: er erhob die Freunde und schreckte die Feinde: kein böses Gelüste rührte sich und Friede weilte auf Erden.

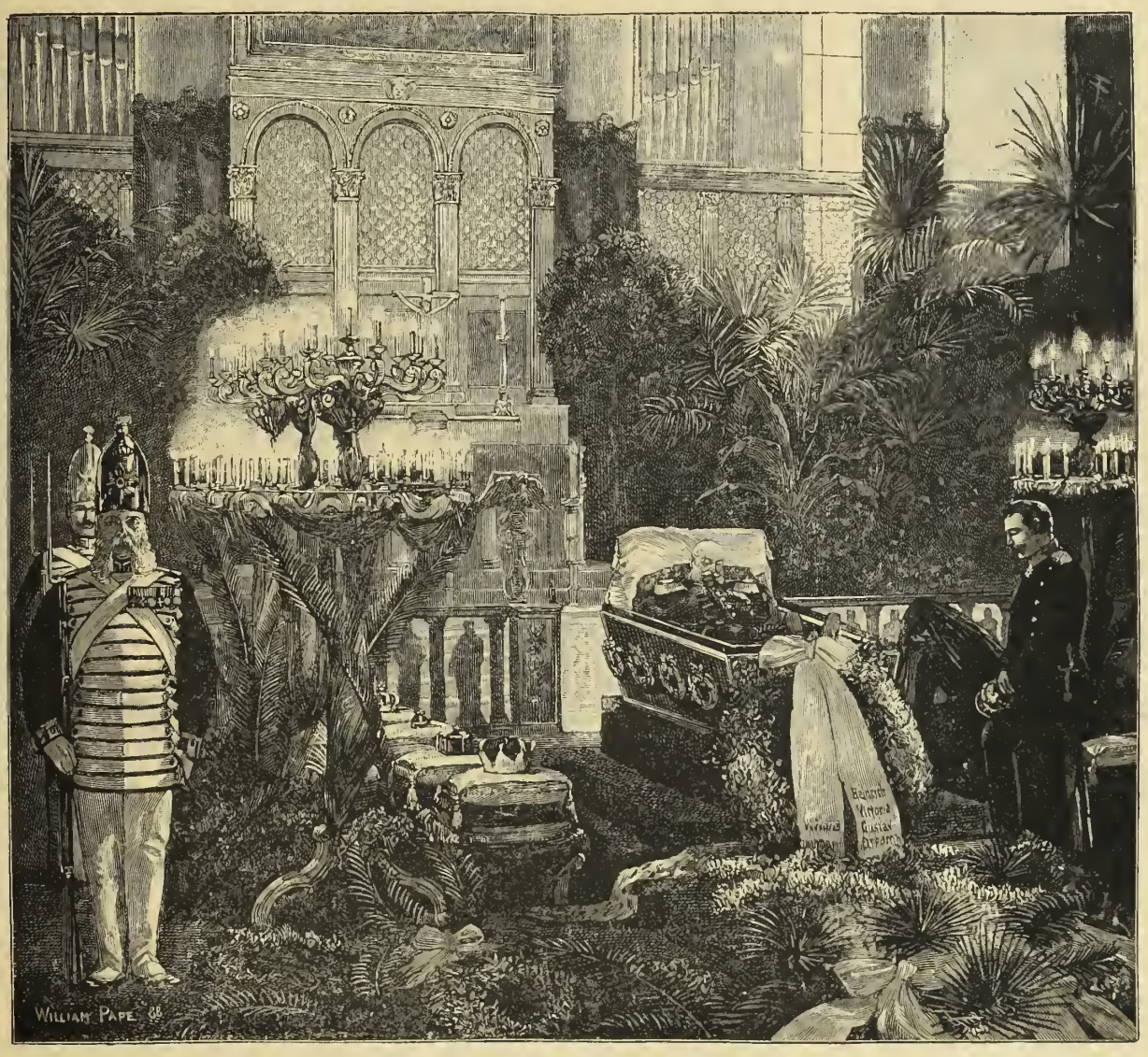


Die letzte Unterschrift Kaiser Wilhelms.

So lag über jenen trauervollen Tagen eine Weihe, ein Adel ohne Gleichen. Wenn es möglich war, wurde aber die andächtige Stimmung der Welt durch Kaiser Wilhelms letzte Lebensregungen noch gesteigert. Am 8. März sammelten sich um den Kranken alle Mitglieder der kaiserlichen Familie, die inzwischen Berlin hatten erreichen können, vor Allen die Kaiserin Augusta, der älteste Enkel, Prinz Wilhelm, und die Tochter, Großherzogin Luise, mit ihrem Gemahl. Mit dem Fürsten Bismarck, dem Grafen Moltke, anderen hohen Würdenträgern und einigen Leibdienern füllten sie fast ganz das einfache kleine Gemach, welches seit langen Jahren das Schlafzimmer des mächtigen Monarchen war. Der Kaiser winkte dem Fürsten Bismarck zu sich heran, dankte ihm für seine Dienste und erörterte mit letzter Kraft die Angelegenheiten des Reiches. Als ihn — im Laufe des Nachmittags — Schwäche zu übermannen begann, wurde der Oberhofprediger Dr. Kögel gerufen, der durch kurze Gebete und fromme Sprüche Erquickung brachte. Der Kaiser wiederholte das Wort des Geistlichen: „Meine Augen haben Deinen Heiland gesehen". Er fügte aus eigenem Antriebe die Aeußerung hinzu, die seinen demüthigen Sinn in letzter Stunde neu bewährte: „Er

hat mir mit seinem Namen geholfen". Und auch in einem Traume, der ihn für kurze Zeit umfing, erfüllten ihn religiöse Regungen: er glaubte, bei „der letzten Feier im Dome" zu sein.

Aber noch einmal hoben sich seine Kräfte ein wenig, und sofort wendete sich sein Geist den Herrscheraufgaben wieder zu. Er fragte nach dem Grafen Moltke, er rief den Prinzen Wilhelm in seine unmittelbare Nähe. Mit meist deutlich vernehmbarer Stimme sprach er zum Prinzen von dem Heere und dem gesammten Volke Preußens, von den Bündnissen Deutschlands, von künftigen Kriegen und den Mitteln, ihnen siegreich zu begegnen. Seiner Tochter, die ihn bat, sich nicht



Kronprinz Wilhelm und seine Gemahlin am Sarge Kaiser Wilhelms im Dom zu Berlin.

durch andauerndes Sprechen zu sehr zu ermüden, erwiderte er das einfach große Wort: „Ich habe jetzt keine Zeit, müde zu sein".

In der Nacht sank die schwache Lebensflamme mehr und mehr zusammen. Ohne zu leiden, nur in halb bewußtem Zustande verbrachte der Kaiser die letzten Stunden. Hart an seinem Bette saß die greise Kaiserin, des Gemahles Hand in der ihren. Die Schwäche, die sie zeitweise übermannte, konnte sie nicht bewegen, die Hand des Sterbenden zu lassen. Die Großherzogin mußte sie stützen, aber seine Hand blieb in der ihren. Die Athemzüge des Kaisers wurden immer kürzer. Der Oberhofprediger begann laut zu beten. Alle Anwesenden sanken auf die Knie. Da — um halb neun Uhr des Morgens am 9. März — noch ein tiefes Aufseufzen und Kaiser Wilhelm war verschieden.

Der Gesichtsausdruck des Verstorbenen war der eines Schlafenden. Mild und freundlich, wie sie im Leben gewesen, erschienen seine Züge auch im Tode. Kein Ausdruck des Schmerzes oder des Leidens entstellte sie. Seine linke Hand ruhte auf dem Rande des Bettes, wo sie von der Kaiserin bis zum letzten Athemzuge gehalten worden war; die rechte war auf die weißseidene Steppdecke herabgesunken, welche die Liebe der Tochter, der Großherzogin von Baden, mit Blumen überstreut hatte.

Dem Schmerze aller Guten gab der berufenste Sprecher, Fürst Bismarck, schon nach wenigen Stunden erhabenen und rührenden Ausdruck. Um 12 Uhr Mittags richtete er an den deutschen Reichstag mit oft von Thränen erstickter Stimme folgende Worte:

„Mir liegt die traurige Pflicht ob, Ihnen die amtliche Mittheilung von dem zu machen, was sie thatsächlich bereits wissen werden, daß seine Majestät der Kaiser Wilhelm heute Vormittag um 8½ Uhr zu seinen Vätern entschlafen ist. Infolge dieses Ereignisses ist die preußische Krone und damit nach Artikel 11 der Reichsverfassung die deutsche Kaiserwürde auf seine Majestät Friedrich III., König von Preußen, übergegangen. Nach den mir zugegangenen telegraphischen Nachrichten darf ich annehmen, daß seine Majestät der regierende Kaiser und König morgen von San Remo abreisen und in der gegebenen Zeit hier in Berlin eintreffen wird. Ich hatte von dem hochseligen Herrn in seinen letzten Tagen in Bethätigung der Arbeitskraft, die ihn nur mit dem Leben verlassen hat, noch die Unterschrift erhalten, die vor mir liegt und die mich ermächtigt, den Reichstag in der üblichen Zeit nach Abmachung seiner Geschäfte, d. h. also heute oder morgen zu schließen. Ich hatte die Bitte an seine Majestät gerichtet, nur mit dem Anfangsbuchstaben des Namens noch zu unterzeichnen, seine Majestät aber haben mir darauf erwidert, daß sie glaubten, den vollen Namen noch schreiben zu können, infolgedessen liegt dieses historische Aktenstück der letzten Unterschrift Seiner Majestät des Kaisers noch vollständig unterzeichnet vor mir. Unter den obwaltenden Umständen nehme ich an, daß es den Mitgliedern des Reichstags ebenso wie denen der verbündeten Regierungen entsprechen wird, daß der Reichstag noch nicht auseinander geht, sondern zusammen bleibt bis nach dem Eintreffen seiner Majestät des Kaisers, und ich mache deshalb von dieser allerhöchsten Ermächtigung weiter keinen Gebrauch, als daß ich dieselbe als historisches Dokument zu den Akten gebe und den Herrn Präsidenten bitte, die Entschlüsse, welche den Stimmungen und Ueberzeugungen des Reichstags entsprechen, in dieser Richtung herbeizuführen.

„Es steht mir nicht zu, meine Herren, von dieser amtlichen Stelle aus den persönlichen Gefühlen Ausdruck zu geben, mit welchen mich das Hinscheiden meines Herrn erfüllt, das Ausscheiden des ersten deutschen Kaisers aus unserer Mitte. Es ist dafür auch kein Bedürfniß; denn die Gefühle, die mich bewegen — die leben in dem Herzen eines jeden Deutschen. Aber das Eine glaube ich Ihnen doch nicht vorenthalten zu dürfen, nicht von meinen Empfindungen, sondern von meinen Erlebnissen, daß inmitten der schweren Schickungen, welche der von uns geschiedene Herr noch erlebt hat, es zwei Thatsachen waren, welche ihn mit Befriedigung und Trost erfüllten. Die eine war die, daß die Leiden seines einzigen Sohnes und Nachfolgers, unseres jetzigen regierenden Herrn, in der ganzen Welt, nicht bloß in Deutschland, sondern über alle Welttheile hinaus große Theilnahme hervorgerufen haben. Ich habe noch heute ein Telegramm aus New-York erhalten, das beweist, welches Vertrauen sich die Dynastie des deutschen Kaiserhauses bei allen Nationen erworben hat. Es ist dies ein Erbtheil, kann ich wohl sagen, welches des Kaisers lange Regierung dem deutschen Volke hinterläßt. Das Vertrauen, welches die Dynastie erworben hat, wird sich auf die Nation übertragen trotz Allem, was dagegen versucht wird. Die zweite Thatsache, in der seine Majestät Trost in manchen schweren Schickungen empfand, war die, daß der Kaiser auf die Entwickelung seiner Lebensaufgabe, die Herstellung und Konsolidirung der Nationalität des Volkes, dem er als deutscher Fürst angehört hat, daß der Kaiser auf die Entwickelung, welche die Lösung

Großherzogin von Baden.

Fürst Bismarck

Prinz Wilhelm. Prinz Albrecht von Preußen. Kaiserin Augusta. Kaiser Wilhelm.

Minister von Bötticher. Graf Moltke. Prinzessin Friedr. Karl. Prinz Alexander. Oberhofprediger Dr. Kögel. Kammerdiener Engl.

Großherzog von Baden. Prinz Georg von Preußen.

Kronprinz von Schweden. Oberstabsarzt Dr. von Lauer.

Prinzessin Wilhelm. Kronprinzessin von Schweden.

Kaiser Wilhelms Tod am 9. März 1888.

dieser Aufgabe inzwischen genommen hatte, mit einer Befriedigung zurückblickte, die den Abend seines Lebens verschönt und beleuchtet hat. Es trug dazu namentlich in den letzten Wochen die Thatsache bei, daß mit einer seltenen Einstimmigkeit aller Dynastien, aller verbündeten Regierungen, aller Stämme in Deutschland, aller Abtheilungen des Reichstags dasjenige beschlossen wurde, was für die Sicherstellung der Zukunft des Deutschen Reiches auf jede Gefahr hin, die uns bedrohen könnte, als Bedürfniß von den verbündeten Regierungen empfunden wurde. Diese Wahrnehmung hat seine Majestät mit großem Troste erfüllt, und noch in der letzten Beziehung, die ich mit meinen dahingeschiedenen Herrn gehabt habe — es war gestern — hat er darauf Bezug genommen, wie ihn dieser Beweis der Einheit der gesammten Nation, wie er durch die Volksvertretung hier verkündet worden ist, gestärkt und erfreut hat. Ich glaube, meine Herren, es wird für Sie Alle erwünscht sein, dieses Zeugniß, das ich aus eigener Wahrnehmung für die letzten Stimmungen unseres dahingeschiedenen Herrn ablegen kann, mit in Ihre Heimath zu nehmen, weil jeder Einzelne von Ihnen einen Antheil an dem Verdienst hat, das ihm zu Grunde liegt.

„Meine Herren! Die heldenmüthige Tapferkeit, das nationale, hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserm dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren — mögen sie ein unzerstörbares Erbtheil unserer Nation sein, das der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat! Das hoffe ich zu Gott, daß dieses Erbtheil von uns Allen, die wir an den Geschäften des Vaterlandes mitzuwirken haben, in Krieg und in Frieden, in Heldenmuth, in Hingebung, Arbeitsamkeit und Pflichttreue bewahrt bleibe!"

Für die treue Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes, von welcher der große Kanzler wünschte, daß sie ein unzerstörbares Erbtheil unserer Nation sein möge, gab sofort Kaiser Friedrich das hehrste Beispiel. Trotz schwerer Krankheit, trotz rauhem Winterwetter in unseren nordischen Breiten wagte er ohne Zaudern die weite Fahrt vom warmen Süden in die eisige Heimath, unbekümmert um jede Gefahr, die er dabei lief, nur von dem einen Gedanken erfüllt, gleich dem Vater den letzten Athemzug seinem Volke zu widmen.

Während dieser Heldenmuth die gebeugten Herzen der Deutschen aufrichtete, mit Bewunderung und neuer Hoffnung erfüllte, wurden in Berlin die Vorbereitungen zur Beerdigung des großen Todten getroffen. Vom 13. bis zum 15. März wurde die Kaiserleiche im Dome der Reichshauptstadt ausgestellt. Am 16. März wurde sie zur Beisetzung nach Charlottenburg hinausgeführt. Der feierliche Zug ging vom Dome, am Kaiserhaus vorbei, „Unter den Linden" entlang, die alte Triumphstraße, die Kaiser Wilhelm nach seinen Siegen so oft freudestrahlenden Antlitzes hinabgesprengt war, die nun aber in düsterem Trauerprunke ein erschütterndes Bild darbot. Tausende und aber Tausende waren zusammengeströmt, den Kaiser auf seinem letzten Wege zu geleiten, unter ihnen die Vertreter aller Staaten Europas, großentheils sogar die Souveräne und Thronfolger derselben. Die Theilnahme der Welt war eine so tiefe, so allgemeine, wie sie noch keinem der berühmtesten Fürsten der neueren Zeit, keinem Ludwig XIV., Peter dem Großen oder Napoleon I. beschieden war.

Die Beisetzung geschah aber in Charlottenburg, weil Kaiser Wilhelm im dortigen Mausoleum bei seinen Eltern ruhen wollte, an der Stätte, die für ihn die pietätvollsten Erinnerungen umschloß, wo er in den schwersten Stunden seines Lebens, als er den Entschluß zu ungeheurem Kriege finden und fassen mußte, mit dem gerechten Friedrich Wilhelm, mit der Dulderin Luise sich still berathen und die Kraft zu seinen Heldenthaten gesammelt hatte. Wie er nun auch im Tode sich zu den Eltern wendete, da empfing das Gemüth des Volkes den Eindruck, als ob er von uns nur geschieden sei, um, mit den hohen Ahnen vereinigt, von ihren Händen zu ewiger Seligkeit geleitet zu werden.

In Lied und Bild wurde der Empfang geschildert, den die Ahnen dem Kaiser Wilhelm gleich einem Nordlandsrecken bei seinem Eintritt in Walhallas Räume bereiteten. Den weihevollsten Ton aber fand Emil Taubert schon am Tage der Beisetzung mit folgenden edeln Strophen:

Horch! Durch den Schloßpark schreitet leise
Ein andachtsvoller Trauerzug —
Der Schmerz Alldeutschlands folgt dem Greise,
Der hehr des Reiches Krone trug.
Die düstern Tannen ragen schweigend,
Von Gram umflort in Winternacht,
Schwermüthig Zweig und Wipfel neigend:
Des Kaisergrabes Ehrenwacht!

Und als sich über'm Sarkophage,
Vom Grabgeläut der Luft gewiegt,
Der Tannen Haupt in stummer Klage
Wie Trauerfahnenschatten biegt:
Da regt sich's in der heil'gen Zelle,
Von Leben zuckt der Marmorstein,
Da tritt der König auf die Schwelle,
Den Einzug seines Sohns zu weih'n.

„Ruh' aus von stolzen Siegesthaten,
Von Deines Geistes That ruh' aus!
Geh' nach der Ernte Deiner Saaten
Nun ein in Deines Vaters Haus!
An meinem Sarg in heil'gen Stunden
Hast Du erbaut den Kaiserthron.
Nun bleibst Du ewig mir verbunden
Willkommen, Wilhelm, theurer Sohn!"

Drauf lispelt's liebreich durch die Bäume,
Der Marmor athmet über'm Grab:
Luise schüttelt Engelsträume
Von den versteinten Wimpern ab.
Mit Deutschlands feuchten Segensblicken
Schaut sie der Kaiserbahre Flor
Und steigt, sie schluchzend zu umstricken
Mit treuen Armen, mild hervor.

„Willkommen, Sohn, im Heimathhause,
Wo betend Du so gern geweilt,
Ein frommer Siedler in der Klause,
Dem Lärm, der Hast der Welt enteilt!
Hier schöpftest Du den Muth zum Siegen,
Zu sühnen all' mein Weh' und Leid.
Am Mutterherzen sollst du liegen
In waldumrauschter Einsamkeit!" —

Die Wipfel schauern, Thränen rinnen,
Ob sich das Männerauge wehrt.
Zum Seufzer schwillt das stille Sinnen:
„So ist der Kaiser heimgekehrt."
— O Pantheon der Grabkapelle,
Der Deutschen Wallfahrt wirst Du sein!
Der fernsten Zukunft Sonnenhelle
Sei Deines Friedens Wiederschein!

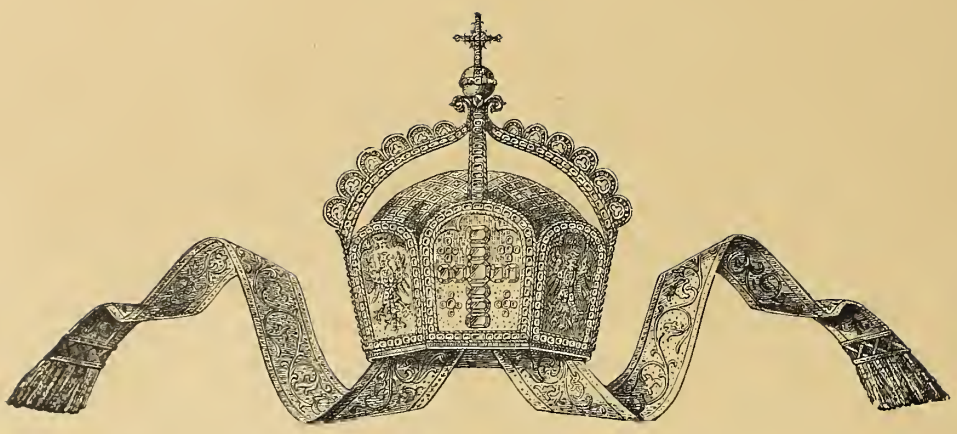
Versuchen wir noch einmal, uns den Kern seines Wesens zu vergegenwärtigen, die Kraft, mit der er Deutschland auf die Höhe der Ehren gehoben, so vermögen wir ihn zunächst kaum von den erhabensten Helden unseres Volkes zu unterscheiden. Er glich Karl dem Großen nach seinem machtvollen Wirken und Friedrich mit dem rothen Bart in dem märchenhaften Glanz und Zauber seiner Kriegesthaten. Von den trefflichsten Hohenzollern besaß er des Großen Kurfürsten schwungvolle Vaterlandsliebe, Friedrich Wilhelm I. Soldatenauge, des Großen Friedrich unbeugsames Pflichtgefühl und seines Vaters frommes Herz. Was ihn dagegen unter den ruhmreichsten Fürsten Deutschlands besonders auszeichnet, das liegt wohl darin, daß er nicht in blendender Genialität, sondern in schlichtester Männlichkeit, allein durch seinen klaren Verstand und sein warmes Herz, durch unermüdlichen Fleiß und treues Eingehen auf jegliches Streben der Zeitgenossen sich fähig machte, alle Aufgaben, die das Schicksal ihm stellte, zu lösen. In der Jugend rüstete er sich, seiner ersten Berufsstellung gemäß, ein Meister des Krieges zu werden. Als Herrscher aber wurde er auch der Baumeister des deutschen Staates, der Förderer unserer Volkswirthschaft, der sinnige Pfleger aller idealen Güter, der beste Freund und Schutzherr der Armen und Elenden. Was er angriff, das ließ er nicht, bis er es voll erfaßt hatte. Immer ganz bei der Sache, bewältigte er eben deshalb in ruhiger Sicherheit die bunte Reihe der Geschäfte, welches die eilenden Stunden ihm brachten. Wie er arbeitete, kämpfte und siegte, das zeigen uns vornehmlich seine schriftlichen Aufzeichnungen, die Erlasse an sein Volk, in denen er nicht ruhte, bis er vollständig entwickelt hatte, was ihm am Herzen lag. Sein Leben ist ein einziger leuchtender Beweis für den Satz, daß rechtschaffenem Willen, Muth und Fleiß fast kein Ding unmöglich ist.

In seinen letzten Jahren stand er wie ein geliebter Vater unter seinem Volke, wie ein

Patriarch unter den Souveränen Europas. An festlichen Tagen, wenn er einherschritt an der Spitze seiner Heerführer, umringt und gefeiert von fremden Fürsten und Botschaftern, erschien er als der mächtigste Schirmherr des Friedens und der Gesittung der Welt. Er war ja nicht bloß der Schöpfer des deutschen Reichs, nicht bloß der Hüter und Bildner deutscher Sitte. Seines Lebens Werk kam den Völkern ringsum zu Gute. Indem er Wahn und Leidenschaft auf politischem, kirchlichem, sozialem Gebiete bei uns bekämpfte, indem er unermüdlich rang, Deutschland in Zucht und Bildung zu heben, jeden Deutschen edel, hülfreich und gut zu machen, wirkte er zugleich für das Heil der Menschheit. Die Parteien des Umsturzes, vornehmlich in den mit Deutschland befreundeten Ländern, erschraken vor seiner Größe und gehorchten weit achtungsvoller den Gesetzen ihrer Heimath, als sonst ohne Zweifel der Fall gewesen wäre. Der Sinn für staatliche Ordnung, die Liebe zur Arbeit, der freudige Muth, Gutes zu schaffen und Schlechtes abzuwehren, stärkten sich allerwärts an seinem Beispiel. Er war das Vorbild, dem Fürsten und Völker nachzueifern suchten.

Wer aber mag Worte finden, ihn ausreichend zu loben, ihm zu danken nach seinem unerschöpflichen Verdienst, das hohe Glück zu preisen, welches sein Walten uns gebracht hat.

Wann wird Deutschland seines Gleichen wiedersehn?



Duke University Libraries
D01279360S